

L

128

EUROPAS
KULTUR
ZEITUNG

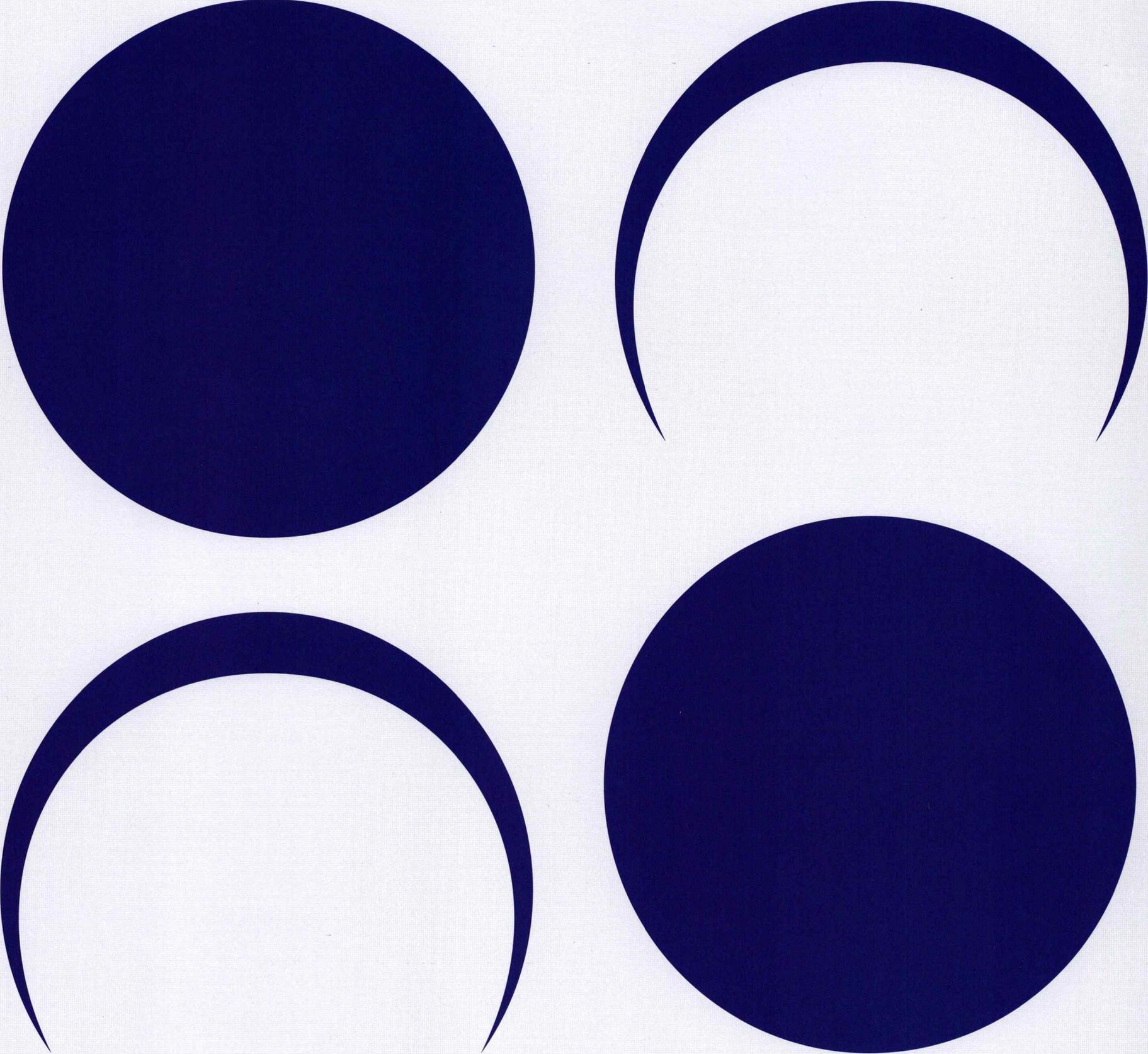
Lettre

INTERNATIONAL



RÉGIS DEBRAY

DAS GRÜNE ZEITALTER



**BAYERISCHE
STAATSOPER
21.6. - 31.7.2020
MÜNCHNER
OPERN-
FESTSPIELE**

Tickets / Infos
staatsoper.de/festspiele
T +49.(0)89.21 85 19 20

Der Direktverkauf online,
telefonisch und am Schalter
startet am 28.3.2020

OPER, BALLETT,
KONZERT, LIED

OPER FÜR ALLE
18., 19.7.2020
Max-Joseph-Platz
Eintritt frei

FESTSPIEL-
WERKSTATT
22.6.-28.7.2020
*Zeitgenössisches
Musiktheater*

Jean-Philippe Rameau
CASTOR ET POLLUX
26.6.2020

Premiere

Giuseppe Verdi
FALSTAFF
5.7.2020

Premiere

À JOUR -
ZEITGENÖSSISCHE
CHOREOGRAPHIEN
11.7.2020

Partner der Opernfestspiele

BMW München 



INHALT



MAROSJKA LAVIGNE, LOST LANDS

GRÜNE ROSEN

RÉGIS DEBRAY — 07

DAS GRÜNE ZEITALTER

Das Erbe der Welt und die Hoffnung auf ein neues Fest der Rosen

RUDOLF ALEXANDER TREUMANN — 23

DAS KLIMABEBEN

Die allgemeine Ratlosigkeit angesichts der atmosphärischen Erwärmung

HANS-JÖRG RHEINBERGER — 32

DAS GANZE DER NATUR

Hommage an Michel Serres

KOBAYASHI TOSHIAKI — 36

ÄRA DER HEIMATLOSIGKEIT

Der abstrakte Mensch und die Trümmerberge der Zivilisation

GEERT LOVINK — 43

REQUIEM FÜRS NETZWERK

Subjekte ohne Projekte suchen nach einem neuen digitalen Untergrund

SYSTEMVIRUS

XU ZHANGRUN — 50

DIE WUT WIRD STÄRKER

Warum China eine größere Umwälzung bevorstehen könnte

WIR UND DIE GRENZE

FERDINAND MOUNT — 56

APRÈS BREXIT

Die neue Orthodoxie oder der rechte Marsch durch die Institutionen

MANUEL ARIAS MALDONADO — 62

DER FALL KATALONIEN

Nationalismus, Sezessionismus, Demokratie – Emotionen und Argumente

STEFAN WEIDNER — 70

DIE ORIENTALISCHE FRAGE

Goethes Weltliteratur, Saids Orientalismuskritik und ein blinder Fleck

KUNST ODER LEBEN

RÜDIGER GÖRNER — 75

KLANGDENKEN

Ludwig van Beethovens philosophische Sendung

NEDIM GÜRSEL — 80

LICHT UND SCHMERZ

Van Goghs letzte Tage – ein Sieg in der Kunst, eine Niederlage im Leben

FLORIAN FRIEDMAN — 86

WRITER IM STYLE-KRIEG

Die Kunst der Graffiti und die Suche nach Ruhm im öffentlichen Raum

FRANZ MACIEJEWSKI — 92

TSIKI-TSIKI

Ein Künstler und ein Galerist



MAROSJKA LAVIGNE, LOST LANDS

Oktober 2019

#bpbeuropareise Hamburg Hbf | Ludwigslust | Wittenberge | Berlin Hbf | Dresden | Bad Schandau | Děčín hl.n. | Praha hl.n. | Pardubice hl.n. | Brno-Židenice | Kúty | Bratislava hl.st. | Štúrovo | Nagymaros-Visegard | Budapest Nyugati pu



**Wir haben uns auf
den Weg gemacht**

#bpbeuropareise Ein halbes Jahr nach der Europawahl und 30 Jahre nach dem Mauerfall wollten wir wissen, wo Europa heute steht. Wir haben uns auf den Weg gemacht und sind auf der längsten umsteigefreien Bahnstrecke innerhalb der EU gefahren: Ein Heft über die Verbindung Hamburg-Budapest.

Alle wichtigen Themen, Publikationen und Termine
der Bundeszentrale für politische Bildung auf 52 Seiten:
das bpb:magazin

Jetzt kostenlos abonnieren – erscheint 2 x im Jahr:
www.bpb.de/magazin



INHALT /2



MAROSJKA LAVIGNE, LOST LANDS

RISKANTE NÄHE

BORA ĆOSIĆ — 96

DIE VERBANNTEN

ENRIQUE VILA-MATAS — 106

CABINET D'AMATEUR

Ein schräger Roman

HONORÉ DE BALZAC — 110

DAS KLEINE SOUPER

Eine phantastische Erzählung

AFRIKANISCHE REISE

KARL WETZIG — 114

UNTER CHRISTEN GEFALLEN

Im Land der schönen dunklen Gesichter – ein äthiopisches Tagebuch

PHOTOPORTFOLIO

MAROSJKA LAVIGNE — 124–129

LOST LANDS

„Von Landschaften nehmen wir an, sie berührten uns dann am stärksten, wenn sie sich uns durch die unmittelbaren Sinneseindrücke des Ertastens und Erblickens darbieten. Doch wir verspüren auch Landschaften, die wir *in absentia* mit uns tragen, Orte, die in der Erinnerung weiterleben, wenn sie aus unserer sinnlich erfahrenen Wirklichkeit verschwunden sind, und solche Orte – in die wir uns oft dann zurückziehen, wenn wir räumlich und zeitlich weit von ihnen entfernt sind – gehören zu den wichtigsten Landschaften, die wir unser eigen nennen.“

BRIEFE UND KOMMENTARE

JOHN KEANE — 130

AUSTRALIEN – VERBRANNTES LAND

LIZA ALEXANDROVA-ZORINA — 132

ANGST UND GELÄCHTER

KORRESPONDENZEN

HERBERT MAURER AUS WIEN — 134

FRÜHLING IN WIEN

UTA GORIDIS VON DER CÔTE D'AZUR — 135

STILLE POST AUS CANNES

ANDREA PORCHEDDU AUS ROM — 136

CHOR DER SARDINEN

AUTOREN, KÜNSTLER, PHOTOGRAPHEN — 137/138

IMPRESSUM — 138

PHOTOGRAPHIE

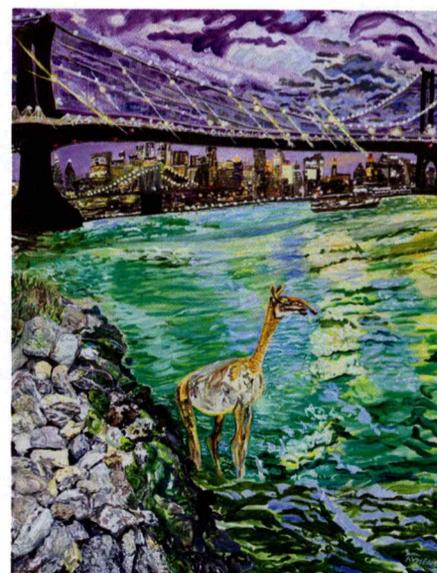
CHARLES PLATIAU, GABY SCHÜTZE

KUNST

OLIVE AYHENS

CAMELID IN THE CITY

Die Malerin und Zeichnerin entwirft poetisch-politische Traumlandschaften – urbane, ökologische, innere. Die Welt ist aus den Fugen in diesen halluzinatorischen Szenarien. Ein Urkamel bestaunt die großstädtische Orgie elektrischer Energie am Rande steigender Wasser. Fast ausgerotete Ureinwohner der Prärie grasen auf Lichtungen leerer Metropolen. Sturzfluten schmelzender Gletscher ergießen sich aus Berg- und Waldregionen in ein Nirgendwo. Laboratorien digitaler Parallelwelten veröden im Kabelwarr. Meereswogen belagern Stadtfestungen. Naturgewalten und Maschinen, Tradition und Disruption, geologische Zeit und Konstrukte der Moderne stürzen auf- und ineinander, festgehalten in einer letzten konvulsivischen Ekstase. Postapokalyptische Idyllen. Alles ist deplaziert. In diesen Welten gibt es kaum mehr ein Anderswo. Endzeitbilder einer anthropozentrischen Zivilisation, ökologisch überreizt. Die Verursacher sind am Verschwinden, überlebende Wesen beäugen den Kollaps ihres Habitats voller Humor und Weisheit als vorübergehendes Desaster und richten sich als Zähere luxuriös neu ein. Spiel oder Ernst? Parodien von Übertreibungen? Antizipationen von Kommendem? Bei einer solchen Freakshow ist so allerlei denkbar. Manege frei!



OLIVE AYHENS, CAMELID IN THE CITY
COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NY



DAS GRÜNE ZEITALTER

DAS ERBE DER WELT UND DIE HOFFNUNG AUF EIN NEUES FEST DER ROSEN

WELCHES lange Mittelalter verlassen wir gerade? Die Moderne. Oder das *faustische* Zeitalter (wie Oswald Spengler es taufte, der große Dichter der Weltgeschichte mit dem schlechten Leumund).¹

1. FAUSTS SCHULD

Faust ist jener am Ende des 15. Jahrhunderts geborene Gelehrte und Magier, der mit dem Teufel in Gestalt des Mephistopheles einen Pakt geschlossen hat, der mit seinem Alchimistenkessel, seinen Destillierkolben und Reagenzgläsern wahre Wunder vollbringt, seine Jugend wiedererlangt, das unschuldige Gretchen verführt, schließlich aber von seinem satanischen Mentor erdrosselt wird. Himmelfahrt, Überlegenheit und Verdammnis: Besser als der heidnische Mythos von Prometheus illustriert Faust das Schicksal von Sündern, die Götter werden wollten, indem sie sich zu „*Herrn und Besitzern der Natur*“² aufschwangen. Seine Seele der Alchimie und ihren Zaubereien zu verkaufen war also doch keine so gute Sache ... Goethe hat ein Drama daraus gemacht, Berlioz eine Oper, Valéry einen dramatischen Essay, Thomas Mann einen Roman und wir, die wir Gendarmen gleich am Tatort, unserem Planeten, eintreffen, ein Zeichen mit der Lichthupe im Dunkel der Nacht.

Wann hat dieses trunkene Zeitalter, das die Nachfolge der – bisweilen als apollinisch bezeichneten – griechisch-römischen Antike angetreten hatte, Gestalt angenommen? Kurz vor dem Quattrocento, an jenem Tag des Jahres 1336, als der Dichter Petrarca aufbrach, um das Unbekannte zu entdecken, indem er den Mont Ventoux bestieg – statt ihn klugerweise verträumt von ferne zu betrachten, wie die Griechen den Olymp. Es handelte sich um den Übergang von der distanzier-ten ästhetischen Betrachtung zum Willen zur physischen Besitzergreifung. Und wann endete dieses Zeitalter? An jenem Tag des Jahres 1969, als Neil Armstrong seinen Fuß auf den Mond setzte. „*Ein Riesenschritt für die Menschheit*“, das ja, aber wohin? Das Abenteuer, das im Vaucluse begonnen hatte, sollte in Florida, Cape Canaveral, kulminieren. Selbe Herausforderung, anderer Maßstab. Zwischen dem Start- und dem Zielpunkt, vorgestern und heute, hat es sich ergeben, daß die profiliertesten Wissenschaftler ihrer Zeit die Atombombe entwarfen und produzierten (250 000 Tote). Ein großes Steinchen im Schuh und auf dem Gewissen des prädestinierten Aufsteigers. Daher unsere Verlegenheit. Und ein heimlicher Verdacht: Sollte dieser an der Schwelle zur Renaissance geleistete Treueschwur auf Dinge und Maschinen ein fataler Fehltritt gewesen sein?

Was mit Lauras Geliebtem, Petrarca, der sagt, er sei „*allein vom Drang beseelt* [gewesen], *diesen außergewöhnlich hohen Ort zu sehen*“ – noch nicht den Mond, aber eine „*schroffe und beinahe unzugängliche Felsmasse*“³ –, begann, ist eine gefährliche Kletterei, mit deren Fallout wir uns nun abmühen. Indem das zweibeinige Säugetier faustisch wurde, hat es die Ewigkeit hinter sich gelassen, um in die Geschichte zu stürzen, und indem es die Geschichte hinter sich läßt, erweist es sich als Teil der Zoologie. Eine Tierart auf Bewährung, die sich fragt, ob sie es noch verdient, eine Zukunft zu haben.

Was wird, von diesem Standpunkt aus betrachtet, nun das faustisch Neue gewesen sein, und im Vergleich wozu?

Es war die Dynamik im Vergleich zur Statik. Der Primat des Schnellen vor dem Langsamen. Die Erfindung der Zukunft anstelle des rituellen

Verharrens an Ort und Stelle. Euklid kennt weder Zukunft noch Vergangenheit, das Quadrat der Hypothenuse dreht sich im Kreis. Der Mythos tut dasselbe. Ödipus, Apollo oder Minerva hatten weder ein Geburts- noch ein Sterbedatum. In Athen wie in Sparta gab es weder Archive noch Fünfjahrespläne. Vergangenes bedauert man nicht, und von der Zukunft erwartet man nichts, was man nicht schon wüßte. „*Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß*“, gewiß, aber der Fluß des Heraklit kennt weder ein Flußaufwärts noch ein Flußabwärts. Er ist das bewegliche Bild einer reglosen Ewigkeit. Unser Fluß hingegen trübt sich immer mehr, je weiter er fließt. Wir neugierigen Abendländer sind Zappelphilipps, die nie zufriedenzustellen sind. Der unfaßlichen *Tausendundeinen Nacht* zieht Don Juan seine greifbareren *Mille e tre* vor, und Faust erobert den Sand am Meerestrand als Territorium, das es zu kolonisieren und zu Geld zu machen gilt. Er erschöpft seine Ressourcen und beutet die Eingeborenen aus. Er erfindet das Glyphosat, den *chatbot*, den fluoreszierenden Hasen, Fastfood, GPS und die künstliche Gebärmutter. Unerschrocken schreitet er voran. Unermüdlich. Wenn er sein kleines Stückchen Land verlassen muß, macht er sein Exil in London oder Los Angeles zum Sprungbrett und verdoppelt den Einsatz. Der Draufgänger blickt nicht zurück, er fährt drauflos. *Citius, altius, fortius*. Schneller, höher, stärker. Seine Sorge gilt dem Fließen, Vorräte interessieren ihn kaum. Als erster zu beschleunigen erlaubt ihm, den Zweiten zu vergessen. Solange es rund läuft, ist alles gut.

Der faustische Mensch, soviel haben wir begriffen, ist ein Weißer, ein gestreßter Mann, ein Manager, der Graphen und Excel-Tabellen liebt. Ein Städter, ein *startupper*, fleißig und initiativ. Das Anderswo lockt ihn und das Morgen zieht ihn an. Ganz im Gegenteil zum Bauern, der an seiner Gülle hängt und vom Wechsel der Jahreszeiten abhängig ist. Er versteckt seine Ersparnisse nicht unter der Matratze, sondern riskiert, spielt und gewinnt. Er glaubt an den Fortschritt, nicht ohne Grund, da er mit all seinen Schlichen und Prototypen die Mühsal des Lebens unablässig mindert. Der Herr über die Uhren verfügt über Feldzugspläne, die Wachstumsaussichten genannt werden, denn er ist ein Krieger, er organisiert als G8 oder G20 bezeichnete Generalstabtreffen, denn er hat große Pläne. Allüberall mißt er die Leistung, fordert das Maximum und trägt die Stoppuhr wie eines Fahne vor sich her. Er ist eindeutig ein Mann des GEISTES, wie Valéry ihn definiert: kein *flatus vocis*, flüchtiges, immaterielles Gas, sondern eine *praktische Kraft zur Transformation der Wirklichkeit*, aktiv und proaktiv. GEIST im Gegensatz zur NATUR. Diese aus der Mode gekommenen Begriffe, die für unsere Meisterdekonstruierer kaum akzeptabel sind, gilt es auf uns zu nehmen, mit oder ohne hochtrabende Großschreibung.⁴ Unter *Natur* wollen wir hier, prosaisch und nach Art der Stoiker, *die Gesamtheit dessen, was nicht von uns abhängt*, verstehen, und unter *Geist* das elaborierte System von *Kräften, die darauf hinwirken, daß ebendiese Dinge von uns abhängen*. Dabei handelt es sich nicht um zwei statische metaphysische Blöcke, denn je größer die Eingriffsmöglichkeiten des Geistes werden, desto weiter muß all das, worauf wir keinen Einfluß haben – die Natur –, zurückweichen. Die altherwürdige Kraft der Dinge auf das absolute Minimum zu reduzieren, darin bestand die Daseinsberechtigung und auf kurze Sicht auch der Erfolg dessen, der Fluglinien eröffnet, Hecken als lebende Zäune abholzt und die

Wege der Erde asphaltiert. Der alles in Parzellen zerstückelt, der von Büschen und Wäldchen geprägte *bocage*-Landschaften flurbereinigt, der die Produktivität steigert, Rechnungen stellt und einen Bonus verlangt. Der in den Städten Avenuen schlägt und verwinkelte Gassen durch Esplanaden ersetzt. Alles, was bremst oder einhegt, wiegt oder stärkt, ist ihm unerträglich – ERBE, TRADITION, LOKALISIERUNG. Er will an keinem Schnürchen hängen. Achten und Ehren heißt für ihn Wiederkäuen. Er hält es für seine Pflicht, nie Dagewesenes zu schaffen. Das Jahr I der Republik. Das Jahr I des Neuen Menschen. „*Laßt uns Tabula rasa machen mit dem Vergangenen*“ und mit der Ozonschicht, dem Grundwasser und den alten Sequoias auch, morgen wird die *Internationale* das gesamte Menschengeschlecht umfassen. Nichts ist in seinen Augen verdammenswerter und rückwärtsgewandter als das Gebot des Epikter: „*Strebe nicht danach, die Natur der Dinge zu ändern*.“⁵ Genau das ist doch sein Metier, sein Stolz und seine Roadmap.

2. JÄHES ERWACHEN

Faust ist dabei nicht nur rasch gealtert. Er hat auch das Feuer des Anthropozäns bis nach Brasilien und Grönland getragen. Im schlimmsten Fall ein Pyromane, im besten ein Verantwortungsloser. Der ignoriert, daß das, was wir zerstören, uns selbst zerstört; der den Planeten zur Miete bewohnt, hielt sich für seinen Eigentümer und findet sich als insolventer, von der Räumung bedrohter Hausbesitzer wieder. Die Definition guter Manieren wurde auf den Kopf gestellt. Gestern hieß Emanzipation, sich von den Geißeln der Natur zu befreien, heute besteht sie darin, sich vom Preßlufthammer zu befreien, um sich der Photosynthese anzuschmiegen. Wir verlassen die Baustellen, um die Bäume zu umarmen. Wir beneiden den Leoparden und die Orchidee um ihr Wohlverhalten: Ersterer läßt nichts herumliegen, zweitere emittiert nur Sauerstoff, und nicht Kohlendioxid wie wir. Nachdem die Berausung am *Wir* in die Fußballstadien oder an den Stadtrand verbannt wurde, bleibt das einzelne *Ich* zurück, das sich am Bildschirm mit den Bildern der alltäglichen Verwüstung konfrontiert sieht, ohne daß Nation, Volk oder Stadtgemeinschaft dazwischengeschaltet wären, um es von einem angekündigten Tod abzulenken. Da sitzt es nun allein vor seinem Fernseher, unglücklich, reduziert aufs reine Überleben, seine nackte Haut, seine Kinder. Spartakus, der übererregte Berufsrevolutionär, der davon träumte, die bestehende Ordnung niederzureißen, ohne an den Tag danach zu denken, scheint ihm heute reif für die Psychiatrie oder die Anklagebank. Das allgemeine Streben geht in Richtung *soft, light und fun*. Sanfte und traditionelle indische oder chinesische Medizin. Meditation, Stille, Entschleunigung, Zen und Heilpflanzen.

Der nörgelnde Opa würde sich zu Unrecht über die neuen Zeiten beschweren, über dieses neobuddhistische Eintauchen in die Gestalttherapie (Heilung durch Tanz), die Sophrologie (Entspannen und Atmen) und die Phytotherapie. Herr Einstmals sollte wissen, daß es früher schlimmer war. Als mangels Penizillin die Syphilis und die Tuberkulose grassierten; als die Gebärenden wegen mangelnder Geburtshilfe im Kindbett und die Sterbenden aufgrund fehlender Schmerzmittel unter Qualen starben; als die Kindersterblichkeit eins von drei Kindern dahinraffte und die durchschnittliche Lebenserwartung fünfzig und nicht achtzig Jahre betrug; als periodisch wiederkehrende Kriege zig

Régis Debray
Abendland. Ein Befund
 101, Berlin 2013

Allons aux faits
 Croyances historiques,
 réalités religieuses
 Paris 2016, Gallimard

Bestandsaufnahme
 108, Berlin 2015

Bilan de faillite
 Paris 2018, Gallimard

Brief an einen israelischen Freund
 Hamburg 2011, Laika

Carnet de route
 Paris 2016, Gallimard

Europa ohne Passion
 117, Berlin 2017

Jeunesse du sacré
 Paris 2012, Gallimard

Lob der Grenzen
 Hamburg 2016, Laika

Madame H.
 Paris 2015, Gallimard

Normale Geheimnisse
 102, Berlin 2013

Le nouveau pouvoir
 Paris 2017, Cerf

Der tote Winkel
 123, Berlin 2018

Millionen junger Leben raubten; als man sich die Hände wundschwitzen mußte, um drei Rüben für den Vorratsschrank nach Hause zu bringen. So viele arbeitende Hände, so viele verausgabte Neuronen, um jedoch letzten Endes die Luft zu verpesten, die Gletscher schmelzen zu lassen, die Ozeane zu verschmutzen, Seen auszutrocknen und selbst Andalusien zur Wüste werden zu lassen ... Die Geschichte ist das, was die Menschen tun; was aber haben wir aus dem gemacht, was uns gemacht hat? Aus der ursprünglichen Schönheit der Dinge, aus der Milchstraße, die wegen der Lichtverschmutzung unserer Metropolen verblaßt, aus den gold schimmernden Stränden und den reißenden Gebirgsflüssen? War der Osten da nicht weiser, der in Harmonie und Gemeinschaft mit der Natur leben, ihr nacheifern, aber nicht ihr Herr sein will?

Das faustische Abendland, das sein Weißbrot aufgezehrt hat, errötet vor Scham und nimmt unterdessen einen Grünton an. Das Raubtier erweist sich als prekär und verletzlich, und wenn man um seine Fragilität weiß, wird man brüderlicher und verantwortungsbewußter. Es entdeckt die Kosten seiner Hybris, die gestern dem Herstellen galt und heute dem Konsum gilt, erhält die Rechnung dafür, zu schnell voran, zu hoch hinaus und zu stark sein zu wollen. Damit wir uns richtig verstehen: Es läutet nicht von sich aus Sturm. Die Angst hat es aufge-

weckt. Sie heilt vom Schlimmsten, von der Krankheit namens Trägheit. Nie gab es eine Zivilisation, die keine Angst zu überwinden, keine Bedrohung zu bannen gehabt hätte, denn ein Wesen – ein Individuum oder eine Gesellschaft –, das seiner selbst allzu sicher ist, läßt die Deckung sinken und fällt in tiefen Schlummer. Unserem Erhaltungstrieb mangelte es nie an Antidepressiva. Die Sintflut, das Jüngste Gericht, der Barbarensturm, die Gelbe Gefahr, der Atomkrieg (mit den prähistorischen Monstern, die das Eis der Antarktis nach einer Nuklearexplosion freigäbe), die Ankunft der Roten, die Fünfte Kolonne, Fliegende Untertassen, russische Hacker und der große Bevölkerungsaustausch, der das Abendland von islamischen Horden überfluten läßt. Die erwarteten Kataklysmen werden meist durch die Fakten widerlegt, denn schließlich gibt es immer mehr Öl unter der Erde, trotz aller Prognosen des *Club of Rome*, und obwohl der exzellente René Dumont im Jahre 1966 als Agrarexperte äußerte, daß er für das Jahr 2000 eine allgemeine Hungersnot befürchte, die achtzig Prozent der Bevölkerung unterernährt ließe, vermag sich unsere überbevölkerte Menschheit immer noch zu ernähren, und wir sind heute mehr, die besser zu essen haben, als ein halbes Jahrhundert zuvor.

Unterschätzen wir nicht den Einfallsreichtum des *Homo sapiens*. Erinnerung sich die Kinder der neolithischen Revolution, die wir allesamt sind, an die beträchtliche Klimaerwärmung, die mit dem Ende der Eiszeit in der Jungsteinzeit einherging? Die Mammuts verschwanden mit dem Großwild, was die Jäger und Sammler ins Elend stürzte. Was geschah? Es kamen die ersten Getreidearten und die Domestizierung wilder Tiere. Der Wolf wurde zum Hund (der die Schafe hüten wird, die ihrerseits Milch geben, die wiederum Käse ergibt). Der Auerochse wurde zum Rind, das Muflon zum Schaf, das Wildschwein zum Schwein, der Nomade wurde sesshaft, aus dem Zelt wurde ein dauerhaftes Haus, aus dem Beutemacher ein Züchter, aus dem Ahnen ein Gott. So kommt es, daß ein Unglück zum Sprungbrett wurde, um ein Übel in ein Gut zu verwandeln. Dieser Übergang hat zweifellos Jahrtausende in Anspruch genommen, während wir auf unserer Titanic in Jahrzehnten rechnen. Den großen Ängsten kommt jedenfalls das Verdienst zu, uns als lebenswürdig zu erweisen, und mit Zähnen und Klauen geschützt vor dem Fegefeuer, in dem wir, das Ende der Welt erwartend, von unseren Ungeniertheiten gereinigt werden.

Unsere eigenen Ängste haben eine greif- und sichtbare Grundlage, wodurch sie sich von denen unterscheiden, die im Königreich Juda den Propheten Jeremia oder in den Vereinigten Staaten den Senator McCarthy quälten. Tonnenweise Plastikmüll, der auf dem Ozean treibt, Wachstumshormone, von Erosion bedrohte Inseln und Küsten sowie Klimamigranten sind keine Phantasmen. Sie sind da, unabweislich, und die Schäden sind unumkehrbar. Was Faust vergaß und wir mit ihm vergessen haben, ist die Tatsache, daß der Mensch ein integraler Bestandteil der NATUR ist und nicht über ihr steht. Er hielt sich für Höheres und entdeckt, daß er mittendrin steckt. Vor aller Nabelschau, mit der er sich als sprechendes, vernünftiges und

geselliges Wesen charakterisiert, ist der ungefederte Zweibeiner – wie konnten wir das nur vergessen? – zuallererst ein *Lebewesen*. Und seit 250 Millionen Jahren sind neun von zehn Arten verschwunden. Wer ist nun an der Reihe?

Ein herzliches Willkommen also an all die Warner, die uns dringend ans Herz legen, nach Hause zurückzukehren. Ins *oikos*, auf griechisch. *Oikeien*, das Zimmer hüten. *Oikonomia*, die Verwaltung der häuslichen Angelegenheiten. Daher stammen unsere Wörter: „*Ökumene*“, der bewohnte und kultivierte Teil der ERDE, „*Ökonomie*“, ein nahrungswissenschaftliches Wissen, das sich als Wissenschaft aus gibt, sowie „*Ökologie*“, die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen lebendigen Organismen und ihrer physischen Umwelt. Die Hausgemeinschaft ist seit den Griechen größer geworden. Sie umfaßt nicht mehr nur den Kirchturm mit seinem Wetterhahn, sondern auch die im interstellaren Raum schwebende blaue, weiß gestreifte Murmel, die uns die Aufnahmen der Astronauten offenbarten, wodurch sie uns zwangen, mit dem Sucher weit über die alten Brüstungen hinauszublicken.

Aber nicht nur der Raum, auch die Zeit hat ihren Maßstab gewechselt. Aus der historischen wurde die geologische Zeit. Aus dem Stand ins Quartär hineinzuspringen, als man schon feinsäuberlich Jahrhundert um Jahrhundert abschälte, das ist ein Zeit-Schock, der einen ziemlich groggy zurückläßt. Und der gelegentliche provinzielle Querelen, denen das Schicksal des über Wasser, also Leben verfügenden Ausnahmesatelliten im Sonnensystem egal ist, ziemlich lächerlich erscheinen läßt. Unsere kleine Erdkugel bittet um Gnade, wir sollten uns nicht taub stellen. Da der Wille, sie zu verändern, darauf hinauslief, sie zu plündern, ist es unsere erste Pflicht, das Wenige, das uns von ihr bleibt, zu bewahren, indem wir es so wenig wie möglich antasten. Prinzip der Vorsicht.

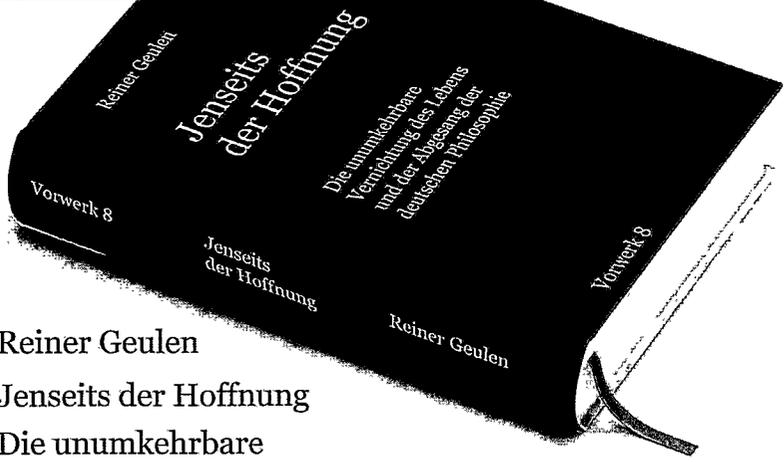
Schluß mit allem futuristischem Gedröhne und utopistischem Blabla, machen wir uns unverzüglich daran, den Planeten – und unsere Strände – zu reinigen! Wenden wir unseren Blick demütig jener dünnen Humusschicht zu, die noch unter unseren Füßen verbleibt, und lassen wir sie so sauber zurück, wie wir sie hätten vorfinden müssen! Es geht nicht mehr darum, ein Eldorado zu finden, sondern darum, das Notwendigste *hier und jetzt* zu retten. Bewahren ist gut; wiederherstellen ist besser; und da wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, ist es ratsam, umzukehren. Wo könnten wir uns regenerieren, wo in neuem Glanz erstrahlen? Dort, wo die faustischen Menschen noch nicht gewütet haben, wo die SCHÖPFUNG noch nicht verschmutzt wurde. In Bhutan (um Kathmandu zu meiden), in New Mexico (um die Grenze zu meiden), auf der Insel Sokotra im Indischen Ozean (um den Jemen zu meiden), in der Wüste (um den Sahel zu meiden) oder, in Ermangelung dieser Möglichkeiten, hoch auf den Bäumen in der Ardèche oder auf Korsika.

3. INGENIEURE ALS RETTER

Diese an Reiseveranstalter gemahnenden Exotismen, diese Naturalismen auf Bestellung, die man belächeln kann, sollten uns aber trotz unserer Neigung zum Bukolischen nicht dazu verführen, das technische Genie unserer Ahnen zu verteufeln. Wir stehen in ihrer Schuld, denn diesem Genie verdanken wir die Fähigkeit, unsere angeborene Bestialität zu zügeln.

Faust war nur ein schlechter Teufel, er hat viel aus dem Malheur gelernt, der Große Alchimist. Indem er die Natur zwang und die ihr innewohnende Gewalt zähmte, schmiedete er die Werkzeuge unseres hartnäckigen Überlebens. Die uns bei jeder Änderung des Ökosystems abwechselnd versprochen, dem Horn des Auerochsen mit einem gespitzten Feuerstein, der Angst vor dem Dunkel mit elektrischem Licht, dem Hunger mit *corned beef* oder bestimmten Killerbakterien mit Hilfe chemischer

ANZEIGE



Reiner Geulen
Jenseits der Hoffnung
 Die unumkehrbare
 Vernichtung des Lebens
 und der Abgesang der
 deutschen Philosophie

Der Autor gelangt aufgrund seiner jahrzehntelangen internationalen Erfahrungen in atom- und umweltrechtlichen Prozessen zu dem Schluss, dass nach 200 Jahren Industrialisierung die nuklearen und thermischen Vernichtungspotentiale die Aussicht auf zukünftiges irdisches Leben beendet haben. Die deutsche Nachkriegsphilosophie begegnet dem mit Apathie. Für Martin Heidegger brach mit dem Tod seines Führers die »Weltnacht« an. Völkermorde und Nuklearkriege haben keine Bedeutung, nichts ist mehr wert zu existieren. Im Diskurs der Gegenwart verschwindet mit der Realität auch die Empathie. Das Denken ist bereit, die politische Rechte wieder zu legitimieren.

VERLAG VORWERK 8 200 Seiten, Hardcover
 EUR 19
 isbn 978-3-947238-14-09
 www.vorwerk8.de

Moleküle zu entkommen. Und was sollen wir erst von unserer – nach der Dampfmaschine und der Elektrizität – dritten industriellen Revolution sagen, dem Mikroprozessor?

Die Revolution 2.0 hat unser Gepäck zweifellos leichter und das Leben tausendmal einfacher gemacht. Schluß mit „Unter Schmerzen gebierst du Kinder“ und „Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brot essen“. Das faustische Zeitalter war hart und hierarchisch geordnet, das digitale Zeitalter gibt sich egalitär und offen, indem es jedem das Recht einräumt, sich am Spiel zu beteiligen. Lassen wir die Kosten der digitalen Unterwerfung vorläufig beiseite: geschlossene Filterblasen, Überflutung mit allem möglichen, drastischer Aufmerksamkeitsverlust, Herrschaft des Prozesses und Flüchtigkeit der Überzeugungen. Das sind schlechte Nachrichten, und um ein Publikum zu erobern und bei der Stange zu halten, sollte man nur frohe Botschaften liefern (wie das Wort „Evangelium“ von seiner Etymologie her besagt). Wir wollen aber nicht darauf herumreiten. Der Optimist bezieht Prügel, der Besonnene erlebt ein Fiasko (wer vor 1940 verkündete: „Der Krieg um Troja wird nicht stattfinden“, wurde mit Vivats überschüttet). Cassandra ist unpopulär.

Der hier unterzeichnete Nörgler will aber nicht nur Sympathiepunkte sammeln (es wäre an der Zeit), wenn er *Homo faber* dafür dankbar ist, daß er trotz der erwähnten Unannehmlichkeiten in einem silbernen statt einem eisernen Zeitalter leben konnte, in einem Europa mit einem unvergleichlich hohen BIG (Bruttoinlandsprodukt: mit drei europäischen Ländern auf dem olympischen Siegerpodest, der Reihe nach: Dänemark, die Schweiz, Island). Ist nicht die Tatsache, daß es nach dem „Triumph des Willens“ auf dem Nürnberger Parteitagsgelände zum – wesentlich beruhigenderen – Triumph eines heiklen Lebenslassens kommen konnte, der Tatsache geschuldet, daß man dem Gesetz der Natur Grenzen setzte? Wir sollten zumindest aus dem Bauch heraus dankbar sein für die Werkzeuge der Verdrängung, die Prothesen und Verbote, dank derer das wilde Tier, das in uns nur halbwegs schlummert, von Zeit zu Zeit aufhören kann, seinen Nachbarn zu erniedrigen, seine Nachbarin zu vergewaltigen und die Arbeitslosen auf die Straße zu schicken. Ohne diese antinaturalistischen Artefakte wäre es uns nicht gelungen, Inseln der Humanität in den Dschungel zu schlagen. Auch nicht, zu Hause einen „Sonntag der Geschichte“ zu genießen in unserem Land, in dem immer noch ziemlich viel Ungleichheit herrscht, das man aber allem Anschein zum Trotz wie folgt beschreiben kann:

– *Noch zivilisiert*, mit berechtigten und starken plebejischen Wutausbrüchen, wo der gesunde männliche Erwachsene aber nie Uniform anlegen, sein Bündel schnüren oder einen Schuß abgeben mußte (worüber sich ein junger Schweizer oder Israeli freuen würde). Wo die Tatsache, daß der Präsident dem Terrorismus den Krieg erklärt, keinerlei Auswirkungen auf unseren Alltagstrott hat, da jener Krieg an hochspezialisierte (und bemerkenswerte) Dienste delegiert wird. Wo auf der Nation keinerlei existentielle Bedrohung lastet. Wo Rüpelien zunehmen, aber der geringste Rückgriff auf physische Gewalt eine politische Partei diskreditieren würde. Trotz Terrorattentaten, zunehmendem rüpelhaften Verhalten, fortwährendem Vandalismus und der Wiederkehr eines provokanten Anarchismus (den allein die Arbeiterbewegung wieder ins Spiel bringen kann) ist die Mordrate pro hunderttausend Einwohner in Frankreich zehnmal niedriger als in den Vereinigten Staaten (0,6 gegenüber 5,2); ein Land ohne Waffenstillstand und Militärtribunale, in dem man bei ein paar brennenden Autos schon von Verwilderung spricht, in dem die Ordnungskräfte zwar Dutzende Demonstranten schlagen, verletzen und ihnen ein Auge ausschlagen können, sich aber davor hüten, die rote Linie zu überschreiten, mit einer Ku-

gel zu töten (eine Behutsamkeit, die man in drei Vierteln des Planeten für unnötig hält). Wo zehnjährige Jungen nicht mehr mit Zinnsoldaten spielen und die Zwanzigjährigen nicht mehr davon träumen, sich den *Internationalen Brigaden* in Spanien, sondern der Bootsbesatzung einer NGO im Mittelmeer anzuschließen. Wo um öffentliche Ehren und die Gunst der öffentlichen Meinung weniger Helden als vielmehr Opfer konkurrieren, die gegenüber dem kollektiven Gewissen lebenslange Ansprüche geltend machen. Wo man nicht mehr vom *Klassen-Kampf*, sondern von *Klassen-Gefühlen* [dénivellation] spricht, und wo der Tod zweier Kommandoeinheiten im Gefecht zu Recht Emotionen auslöst, während die 20 000 französischen Soldaten, die an einem einzigen Tag an der Marne fielen (wie später 20 000 britische Soldaten an der Somme), die Offiziellen des Jahres 1914 kaltließen. Diese Weigerung der Zivilisten, eines Tages ihr Blut zu vergießen, für welche Sache auch immer, Frankreich, Europa oder die Menschheit, ist beispiellos in unserer Geschichte. Sie sind durchaus verdienstvoll, unsere Regierenden, die mit festem Blick das „*Aux armes citoyens! Zu den Waffen, Bürger!*“ intonieren (und nicht *aux arbres!* zu den Bäumen) und das „*Formez vos bataillons!* Formiert eure Bataillone“ (und nicht *All you need is love*) aus der ersten Strophe der *Marseillaise*. Noch glücklich, da sie die folgenden Strophen ignorieren wie auch das „*tout est soldat pour vous combattre!* jeder ist Soldat, um euch zu bekämpfen“. Aus dem Publikum würden sogleich Protestrufe erschallen;

– *Feminisiert*, in seinen Werten, seinen Jeans, seinen Unisex-Sweatshirts, seinen Ohrringen und seiner inklusiven Schreibweise, selbst in harten Sportarten (eine Verteidigerin, eine Torjägerin). Wo eine geschätzte Dame ohne bekannte Waffengänge mit der Führung der Armeen betraut wurde, wie andere, nicht weniger geschätzte Damen an der Spitze der *Europäischen Kommission*, der *Europäischen Zentralbank*, des *Internationalen Währungsfonds* usw. stehen. Wo der Staat, ein maskulines Substantiv, hinter die Zivilgesellschaft zurücktritt und davon träumt, sich zu einer hingebungsvoll *care* und *cure* betreibenden *Big Mother* herauszuputzen, um für Steuererhöhungen Abbitte zu leisten. Wo die Ausflucht einer phallokratischen Demokratie beendet wurde, die misogyn genug war, um zu akzeptieren, daß unter 1038 *Compagnons de la Libération* nur sechs Frauen waren, und wo die Hälfte des Himmels endlich das Gefühl hat, den ihr gebührenden Platz zu erhalten. Wo sich die Filmemacher mehr für Marie Antoinette interessieren als für Ludwig XVI., die Doktoranden mehr für Simone de Beauvoir als für Jean-Paul Sartre, die Kuratoren mehr für Frida Kahlo als für ihren Mann Diego Rivera, und wo Zelda es in unseren Magazinen mit Scott (Fitzgerald) aufnehmen kann. Man ist sprachlos, wenn man liest, „*die Frauen machen die Sitten und die Männer das Gesetz*“, oder, noch schlimmer, daß „*diese Wendung von der Mutter zum Vater ... einen Sieg der Geistigkeit über die Sinnlichkeit, also einen Kulturfortschritt*“ bedeutet. Sigmund Freud, der Autor dieser „widerlichen“ Aussage, sollte sich dafür vor dem/der Richter/in verantworten. Es gibt sogar Optimisten, die allen sexuellen

Übergriffen durch Vorgesetzte, ungleicher Bezahlung und Frauenmorden zum Trotz prognostizieren, daß nach der Befreiung das Patriarchat komme (die Position des Opfers, das obligate Vorspiel dazu, gibt zu allen Hoffnungen Anlaß). Diese Fackelübergabe – ein weiterer Schritt in Richtung Zivilisation – sollte dem verblichenen starken Geschlecht vergebliche Rückzugsgefechte ersparen. Eine Entschädigung für diese unmittelbar bevorstehende Umkehrung der Hegemonie: Die Dschihadisten können zwar das Leben in den islamischen Ländern unerträglich machen, bei uns sezessionistische Stadtviertel unter ihre Fuchtel bringen und bis ins Herz der Pariser Polizeipräfektur vordringen, sie sind aber allzu *bärtig*, um in großem Umfang ansteckend zu wirken, zu ihrer Lebensweise zu bekehren und noch weniger eine Kultur abzuwürgen, die auf dem Wege zu einer unaufhaltsamen und unerbittlichen Feminisierung ist. Behaarung als Hinderungsgrund. Gegen die Virilitätsinfektion stellt die zunehmende Feminisierung unserer Gesellschaften eine bislang unterschätzte Immunabwehr dar. Wie auch einen Damm gegen den kollektiven Selbstmord, da Männerherrschaft und Naturzerstörung Hand in Hand gingen, da das eine nicht ohne das andere zu haben war;

– *Gegenwartsfixiert*, eingebnet, ohne herausragende Taten, insbesondere infolge neuer Lehrpläne, die unseren früheren Exzentritäten, REVOLUTION oder RÉSISTANCE (präsentiert als gaullo-

Vieler Herren Diener
107, Berlin 2014

R. Debray, Didier Leschi
La laïcité au quotidien
Paris 2016, Gallimard

Mike Davis
Klimapioniere
113, Berlin 2016

Philippe Descola
Wem gehört die Natur
83, Berlin 2008

Tim Flannery
Vom Leben der Insekten
125, Berlin 2019

Anne Hidalgo
Paris, Ort des Möglichen
127, Berlin 2019

Edgar Morin, C. von Barloewen
Vom Verfall der Zukunft
121, Berlin 2018

Wallace Shawn
Nachtgedanken
119, Berlin 2017

ANZEIGE

HANNAH ARENDT UND DAS 20. JAHRHUNDERT

27.3. – 18.10.2020



»Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen.«



DEUTSCHES
HISTORISCHES
MUSEUM

Unter den Linden 2, 10117 Berlin
www.dhm.de/HannahArendt

kommunistische Fabel) den Garaus machen. Wo die historischen Leidenschaften erlöschen, die ihrerseits Töchter einer eifrigen Beschäftigung – von der Schulbank an – mit einem Nationalroman sind, der sich aufgelöst hat, wobei jeder noch so geringe Versuch seiner Wiederherstellung als Eselei betrachtet würde. Zur rechten Zeit. Die Annalen bilden ein explosives Material, das Neuankömmlingen immer Lust dazu machen kann, den „Tigersprung ins Vergangene“¹⁰ zu wagen (in dem Walter Benjamin die Triebfeder jeglicher Revolution sah) und sich in den Roman der Zukunft zu stürzen, indem man die großen Vorfahren als Sprungbrett nutzt – das klassische Rom für die Französische Revolution, 1789 für die Achtundvierziger, 1848 für die Kommunarden, die Pariser Kommune von 1871 für die Bolschewiken von 1917 und so fort. Ohne Cato kein Saint-Just, ohne Plutarch kein Napoleon, ohne Cyrano kein Großer Charles.¹¹

Eine organisierte Enterbung läßt alle Vorstellungen ins Leere laufen, den degenerativen Lauf der Dinge mittels Wiedererinnerungen zurückzufolgen, die unsere „schlechten Neigungen“ zu neuem Leben erwecken könnten. Da es kein Vorhaben ohne Erinnerung gibt, erzeugt die Auslöschung aller zeitlichen Perspektiven eine platte Gegenwart, in der *sea, sex and sun* das Deprimierende daran nur schlecht kaschieren können. Wenn man seine Nase nur in Richtung Bonus oder Zinssatz reckt, sieht man in den Revolutionen von gestern, die überzeugt waren, den Tisch wirklich umgestürzt zu haben, nur mehr vergeblich wirbelnde Kreisbewegungen“ (was bei den auf halben Sold gesetzten Soldaten oder den Invaliden einige Seelenregungen auslöst). In Ermangelung eines Fluchtpunkts oder eines Gesellschaftsmodells, das zu erreichen wäre, tastet sich der Bruch mit der etablierten Unordnung zu einem Programm vor, um der allgemeinen Unzufriedenheit freien Lauf zu lassen. Eine Revolution ist eine Idee, die Revolte ein Zornesausbruch. „Ein Primitiver im Handeln, ein Strategie im Voraussehen“,¹² riet René Char. Der Primitive ohne

Strategie oder der Bauernaufstand ohne Perspektive stellen für die Ungerechtigkeiten keinerlei Gefahr dar und können sie, richtig ausgenutzt, sogar noch verstärken. Soll man sich über derlei Aufstände, die keine Revolutionen sein wollen, aufregen? Sicher nicht. In Anbetracht der schrägen Töne derer, die das Morgen besingen, und der Bruchlandung der renommiertesten Himmelfahrten werden sich die von der Hoffnung Gehörnten (wir gehören dazu) ins Unvermeidliche fügen müssen;

– *Revitalisiert*, entschieden jung und straff, ohne Falten oder Altersflecken, wo der Lebende den Toten packt,¹³ wo die Totenwagen aus den Straßen, Trauerflor und Trauergewänder aus der Gesellschaft verschwunden sind. Wenn die Art und Weise, wie man sich der Leichen entledigt, das Unbewußte der Kulturen (wie der Religionen, die ihr Skelett bilden) offenbart, je nachdem, ob man den Leichnam ausstellt, schminkt, einbalsamiert, vergräbt oder auf einem Turm den Geiern darbietet, so offenbart der Höhenflug, den bei uns die Einäscherung erlebt (ungeachtet ihrer CO₂-Bilanz), einen deutlichen Fortschritt in der Kunst, das Schwarze unter den grünen Teppich zu kehren. Kein Grab- oder Gedenkstein, nicht einmal mehr ein Ritual. Man vegetabilisiert, man fertilitisiert, man *positiviert*, indem die sterblichen Überreste und der Sarg aus Karton zu *Humus werden*. Opa wird zu Kompost in der Gartenecke recycelt, das bedeutet sowohl Zeit- als auch Geldersparnis (789 Euro pro Begräbnis, eine schlechte Nachricht für die Bestattungsunternehmer, eine gute für die Familien). Unsere Überreste werden zur Instandhaltung von Parks und Obstgärten beitragen. Die Röntgenstrahlen des Nichts befragen den Sinn des Lebens, wobei sie den üblichen Ratlosigkeit bisweilen ein wenig Tiefe gaben. Indem man die Gräber verschwinden ließ und dem Blick entzog, löste sich die Frage selbst in Luft auf. Der verbotene Tod macht die Luft leichter und erlaubt im Drehwurm unbedeutender Begebenheiten sinnloses Geplapper. Nach dem Krieg mit „null Toten“ ist die Stadt ohne silbern bestickte Trauerbehänge über den Toreinfahrten, Vorzimmer einer „Lebendigkeit“ mit „null Toten“, eine „konkrete Utopie“, die sich für ein Mal konkretisierte.

Welches nicht depressive Individuum würde es wagen, sich darüber zu beschweren, daß man der Tragik und den Tränen von einst auf diese Weise Adieu sagte? Daß wir inmitten so vieler Katastrophen ein unschuldiges Glück, gesunde Freuden und einen Hauch Lebendigkeit wiederfinden möchten?

4. EIN NEUER „NEUER MENSCH“

Die Industriegesellschaft hatte mit einem starken Arbeiterwiderstand eine elektrisierende Ideologie hervorgebracht: den proletarischen Sozialismus, auf den eine traurige Abdrift, der bürokratische Kommunismus, folgte. Im rötlichen Licht der Pariser Brände von 1848 und 1871 mündete eine rigorose Analyse des Räderwerks des Kapitals durch Marx in ein begeisterndes Programm zur Neubegründung der Welt, das sowohl die Herzen als auch die Bewußtseine eroberte. Die digitale Gesellschaft, die darauf folgte, bringt vor unseren Augen, im nicht weniger rötlichen Licht unserer brennenden Wälder, eine neue, gesunde Begeisterung hervor, eine andere idealistische Bewegung, die sich ebenfalls auf eine Wissenschaft stützt, nun aber keine Sozialwissenschaft mehr, sondern eine Naturwissenschaft. Zielpunkt ist nicht mehr eine klassenlose Gesellschaft ohne Ausbeuter, sondern eine dekarbonisierte Gesellschaft ohne Unmengen an Müll. Hauptfeind ist nicht mehr der Fabrikchef, sondern der Rauch aus dem Fabrikschlot. Die psychologische Atmosphäre verschlechtert sich, denn die Krise betrifft nicht nur das Klima. Die Luft wird wärmer, die Stimmung erkaltet. Wir lebten in Erwartung einer sonnigen Zukunft, wobei die Ärmsten auf einen Großen Abend wie beim Sommerfest der *Humanité* wetteten.¹⁴ Von nun an wirft

das Ende der Menschheit [*humanité*] einen Schatten auf uns alle, eine Handvoll Hellsichtige sehen sich veranlaßt, Bogenschießen zu lernen oder auf dem Balkon Permakulturen anzulegen, andere, Abenteuerlustigere, schmieden Pläne, die Antarktis zu besiedeln, wenn das Packeis geschmolzen sein wird. In den sogenannten linken Programmen tritt der Übergang zur CO₂-Neutralität an die Stelle des einstigen Übergangs zum Sozialismus, der nun zu einem Schimpfwort geworden ist. Null-Entwaldung, Null-Ausbeutung, so als ob die Gleichheitsforderungen nicht mehr auf der Höhe der *challenge* wären. Wer wagt noch vom Vorsorgestaat¹⁵ zu sprechen, von sozialem Schutz, von der Entfremdung der Gallo-rikaner, die wir geworden sind, von öffentlichen Dienstleistungen, von staatlicher Grundlagenforschung (wann endlich wird es Speicher für erneuerbare Energien geben?)?

Jedem Zeitalter sein höchstes Gut an der nächsten Straßenecke. Das ist unser Sauerstoff. Wer würde ohne ein Versprechen auf Erneuerung der Welt nicht jämmerlich verkümmern? In der Zwischenzeit können die Aufgaben der globalen Notfallhilfe ziemlich bescheiden erscheinen. Sie sind aus gutem Grund erdverbunden und um so lobenswerter, je uneigennütziger und symbolischer sie ausfallen, um andere mitzureißen oder ein Beispiel zu geben (Frankreich steht dank der Kerneenergie, die dekarbonisierten Strom erzeugt, für ein Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen). Fort mit dem Plastikbesteck, nur noch Energiesparlampen, Shampoos auf Bio-Kokosöl-Basis und wiederverwertbare Verpackungen verwenden, Katzenstreu nur noch aus Holzschnitzeln und Maisrückständen, Wasser sparen beim Zähneputzen, sein *Perrier citron* ohne Flasche aus Polypropylen trinken, aus Rücksicht auf die Orang-Ütangs auf *Nutella* verzichten und seine Wohnung isolieren. Alles einheimische Vorsorgemaßnahmen, im Anschluß an die umfassende Frage in bezug auf importierte genmanipulierte Organismen, krebserrigende Herbizide, die Versiegelung von Ackerland, den Atom Müll, die Öl-Lobbys und die ungesicherte Zukunft der Wölfe in den Wäldern (da der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, eine bislang durch Fakten nicht widerlegte These, sollte uns deren Zukunft nicht egal sein).

Auf unserer Agenda: Besetzte „zu verteidigende Zonen“¹⁶ verteidigen, Schlachthöfe, Großaquarien und Zoos überwachen, auf innereuropäische Flüge verzichten, und sollte sich das Elektroauto als unwirtschaftlich erweisen, in Vorbereitung auf die Ersetzung der thermischen Motorkraft durch Zugtiere und Fahrrad-Rikschas. Die *Weltnaturschutzunion* (IUCN) fordert zweifellos keine derartige Selbstverleugnung, dieselbe Selbsthingabe wie bei *Trotzkis IV. Internationaler*, aber wenn auch die Opfer geringer ausfallen, so scheint die Rendite an Wählerstimmen höher zu sein. Bei den Europawahlen hat die *Tierschutzpartei* (2,4 Prozent Stimmenanteil in Frankreich) die Kommunisten schon eingeholt. Für die Proletarier hat Chimène¹⁷ keine Augen mehr, nur noch für die Wiederkäufer. Auf „*Ah, ça ira! Ça ira!*“ [Ah, das wird gehen ...!]“¹⁸ folgt „*Ah, ça triera, ça triera!*“ [Ah, das wird sortiert ...!]“ Die Sorge um den Haushaltsmüll beruht auf einem neuen Verantwortungsgefühl, dessen man sich rühmen kann. Diese bescheidenen Verpflichtungen (wenn man nicht danach strebt, für die Sache zu sterben) sind ebenso viele Siege über die Schicksalsfrist. Den Ball flach zu halten ist einer nachhaltigen Entwicklung förderlich. „*Die Welt hat nur durch die Extreme Wert [...] und Bestand nur durch die Gemäßigten*“, sagte Valéry.¹⁹ Wir umsichtigen alten Knacker sind aus Schaden klug geworden: Das Mittelmaß schlägt keine Funken, aber es erhöht die Lebenserwartung.

Der Rückzug ins häusliche Hinterland kann die Tragweite dessen, was auf dem Spiel steht, nicht verbergen, auch nicht, daß es inkonsequent wäre, die Börsenkurse und die Werte der freien Welt auf einen finsternen Komplott gegen René Descartes zu

ANZEIGE

Lettre-Abonnements

werden

schnell,
preiswert,
zuverlässig,
überallhin

geliefert.

→ www.lettre.de/abo
+49 (0) 30 308 704 62

reduzieren; und noch weniger auf eine Medienschwärmerei oder die Bio-Bio-Fixierung der bürgerlichen Bohème der Innenstädte. Es wäre reine intellektuelle Bequemlichkeit, über winzige klimakompatible Gesten (Verpackungen, Carsharing, Wattestäbchen, Pappbecher usw.) zu spotten. Unabhängig vom Charisma unserer nationalen Bannerträger, die für ihre Integrität und ihren Mut bewundert werden, wie Nicolas Hulot oder José Bové,²⁰ und jenseits der philosophischen Schuld, in der wir gegenüber Ivan Illich und Jacques Ellul stehen, oder gegenüber Edgar Morin mit seinem Aufruf zum Übergang von der Wissenschaft zum planetarischen Gewissen, oder Michel Serres mit der Idee eines Vertrags²¹ mit der Natur als Rechtsobjekt, entwickelt sich ein *ethos*, das noch während des Wartens auf die Veränderung der Welt bereits unsere Vorstellung von ihr verändert.

Es ist logisch, daß die junge Klasse vorangeht. Das ist aber noch lange kein Grund, ihr anschniegams auf dem Fuße zu folgen. Es wird niemandem entgangen sein, wofür der Jugendkult im 20. Jahrhundert stand: Für den Faschismus in all seinen Färbungen, vom Mussolini-Regime, dessen offizielle Hymne den Titel *Giovinetza* trug, über den Nazismus mit seiner hysterischen Schwärmerei für den muskulösen jugendlichen Körper, der dem Tierschutz Gesetzesrang verschaffte (ohne Pétains Jugendwerkstätten und Jugendradio zu vergessen), bis hin zur chinesischen „Kulturrevolution“, die den Kindern befahl, die Älteren mit allen möglichen Schikanen, Schindereien und Grausamkeiten zu traktieren. Wenn man die Heranwachsenden dazu anstiftet, ihre eigenen Herren zu werden, indem sie den Großvater über Bord werfen, schlägt das rasch in Barbarei um.

Gleichwohl sollten wir uns darüber freuen, wie eine Generation junger Diplomierter in eine Marktlücke stößt, von denen zu befürchten ist, daß sie auf dem Land Probleme hätten, eine Eiche von einer Birke oder einen Weißdorn von einem Flieder zu unterscheiden, denen jedoch das Verdienst zukommt, eine andere Zukunft für sich zu erstreben, als Assistent des Produktionsleiters bei Unilever zu sein, und andere Ambitionen zu hegen, als eines Tages drei Ferraris und zwei Helikopter vor der Tür stehen zu haben. Wir sollten ihnen dankbar dafür sein, die Dummheit des „Ökonomie ist alles“, die nihilistische Anbetung des Geldes und die zynische Geschäftigkeit der letzten Jahrzehnte in Stücke zu schlagen. Möge es einer *Nouvelle vague* von Abendländern gelingen, ein Abendland zu entwerfen, in dem nicht alles verkäuflich ist – einschließlich der Gebärmutter –, eine andere Lebensweise als jene,

die uns der „freie und unverfälschte Wettbewerb“ aufzwingt, und zu verhindern, daß die Alten die Flinte ins Korn werfen. Ein frommer Wunsch für den Hauptaltar des *Europäischen Parlaments* und Predigten vor der UNO? Gewiß, aber besser ein regulatives Ideal, und sei es ein Herzensschrei, als gar kein Ideal. Es sei nur gestattet, die nachrückende Garde daran zu erinnern, daß es Zeit braucht, um jung zu werden.

„Frankreich wird gerettet sein, wenn die Alten nach vorne schauen und die Jungen zurückblicken.“²² So lautet der Wunsch Victor Hugos, den es dringend zu erfüllen gilt. Was erblickt nun ein braver alter Schnurrbart, mit seinem ewig jungen weißen Haar, wenn er das Fernglas nach vorne richtet? Eine Zivilisation, die unsere, die gerade dabei ist, unbemerkt *ihren Rahmen* zu wechseln. Wir lebten unter dem Glockenschlag der GESCHICHTE; wir werden unter dem der NATUR leben. Das rote Zeitalter führte zu einem Übermaß an – enttäuschter – Hoffnung auf ein Heil im Fortschritt, dessen Geheimnis nur die damit beauftragten Avantgarden kannten. Das grüne Zeitalter will von einer risikobehafteten Zukunft nichts mehr wissen. Es sucht sein Glück in verllorener Jugendlichkeit und vergessener Reinheit. Seinen Höhepunkt feiert es in Europa, wo man das Blutvergießen zu seiner Verteidigung anderen Völkern überläßt und sich beim ersten Schuß aus dem Staub macht.

Unsere lokalen Mentalitäten beruhen fortan auf einer aseptischen Moralordnung, die es Minderjährigen verbietet, einen Stierkampf anzuschauen, die Kindern – zu ihrem eigenen Wohl – das Peitschenknallen des Dompteurs und den Elefanten auf seinem Podest, all die naiven Freuden des Zirkus, deren Grausamkeit wir verkennen, vorenthält, und die sich auf folgende vier Pfeiler stützt: Der *Pazifismus*, man will keinen Militärdienst mehr, Vorrang der Hilfsorganisationen vor dem Soldaten. Der *Sexismus*, das Geschlecht als identitäres Gefängnis und Ordnungsprinzip nach dem Vorbild der Rasse. Die *Gegenwartsfixierung*, man will keine Vergangenheit und keine Geschichte mehr als Kompaß oder Bezugspunkt. Der *Eudämonismus* (Wohlbefinden als höchstes Ziel), man will keine Särge mehr vor dem Fenster vorüberfahren sehen, dafür gibt es eigene Orte, die Krankenhäuser. Keinen Staatsbürger und keinen Universalismus mehr. Das Genom als Schicksal und die Gesichtszüge als Stigma.

Immer wieder tröstlich, unsere kindlichen Lieben. Das ist das grüne Paradies nach dem Fegefeuer, das Gras, das auf unseren Industriebrachen neu zu sprießen beginnt. Angesichts der Schweiß- und

Blutsparnis, die uns unter anderem gestattet, bestimmte unaussprechliche Wörter zu vergessen – „Ehre“, „Größe“, „Stolz“, „Konsequenz“, „Treue“ –, ist die Erleichterung verständlich. Europa hat seine alten Monde in den Wind geschrieben. Es ist eine fröhliche Witwe, die sich treuherzig den smaragdgrünen Zwängen des totalen Marktes beugt, unseres Kreuzfahrtregimes, das seine symbolischen Leinen gelöst hat, die in die Museen und Konservatorien abgeschoben wurden.

Grün steht im Gegensatz zu Rot wie der Durchlaß im Gegensatz zur Blockade, das Offene zum Geschlossenen, ein sanftes Lächeln zum krampfhaften Gelächter, die feuchten zu den trockenen Zonen. Kandinsky hat das Thema in *Über das Geistige in der Kunst* tieferschürfend abgehandelt: „Deswegen ist das absolute Grün im Farbenreich das, was im Menschenreich die sogenannte Bourgeoisie ist: es ist ein unbewegliches, mit sich zufriedenes, nach allen Richtungen beschränktes Element. Dies Grün ist wie eine dicke, sehr gesunde, unbeweglich liegende Kuh, die nur zum Wiederkauen fähig mit blöden, stumpfen Augen die Welt betrachtet. Grün ist die Hauptfarbe des Sommers, wo die Natur die Sturm- und Drangperiode des Jahres, den Frühling überstanden hat und in eine selbstzufriedene Ruhe getaucht ist.“²³ Findet Europa, die von einem Stier entführte phönizische Prinzessin, nicht gerade Gefallen an diesem beruhigenden Farbton, der die Kühe glücklich macht, wenn möglich in liegender Position? Neben der unvorstellbaren Farbsymbolik sei aber noch auf einige untergründige Verschiebungen im kollektiven Kortex hingewiesen.

Zunächst kam es im Atlas der Erlösung zu einer *Polumkehr*. Verfall im Süden, Erlösung im Norden. Der Wissensbiß hat gleichzeitig mit der Sünde den Meridian gewechselt. *Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen* trat in den Hintergrund, aus dem das rote Zeitalter sie mühsam hervorgeholt hatte. Was das unsere beschämt, ist *die Ausbeutung der Natur durch den Menschen*. Die Überentwickelten, die diese als erste „stellten“ und einer Überprüfung unterzogen, müssen also neu einüben, wo die Unterentwickelten aus der Übung gekommen sind, wie die „Verdamnten dieser Erde“²⁴ ihre *Aura* verloren haben, und sie müssen *urbi et orbi* sagen, was das Richtige ist. Das *Frühe Versprechen*²⁵ hat nicht mehr die Tropen, braune Haut und Mandelaugen im Blick, sondern eine dünne Blonde mit blauen Augen. Sartres Devise „Werdet Chinesen, Kubaner, Algerier!“ von 1960 ist verwirkt. 2020 lautet der Befehl: „Werdet Lappländer, Isländer, Dänen!“

Der neue Mensch fährt in Amsterdam mit dem Rad ins Büro, macht in Stockholm den Abwasch,

ANZEIGE

Parlament der Pflanzen

5.6. – 8.11.2020

Städtle 32, P.O. Box 370, 9490 Vaduz

Di–So 10–17 Uhr, Do 10–20 Uhr

www.kunstmuseum.li

XXV
ANNIVERSARYKUNSTMUSEUM
LIECHTENSTEIN



OLIVE AYHENS FLYWAY INTERSECTION COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

geht bei Helsinki langlaufen, nimmt in Kopenhagen Vaterschaftsurlaub und springt in Oslo ins eiskalte Wasser. Um die Wahrheit zu sagen: Der neue Mensch/Mann²⁶ ist eine Frau mit kurzen Haaren, flachen Absätzen, eine Regierungschefin, die in kleinen Läden einkauft und ihre Verbundverpackung pasteurisierter Milch mit ihrer persönlichen blauen EC-Karte bezahlt. Wo sich die Würdenträger nicht mit Hummer vollstopfen, wo der Radweg König und die Luft klar ist, wo die Körper straff und die Konten transparent, die Gewerkschaften kooperativ, die Frauen zu Kulthandlungen berechtigt, die Kirchen protestantisch und die Seelen rein sind, da ist das Gute. Keine Vorhänge in den Fenstern, wie bei den Katholen. Man hat nichts zu verbergen. Wir sitzen alle nackt in der Sauna zusammen, wo das Laster aus allen Poren ausgeschwitz wird. Wir befinden uns auf einer Ebene mit dem Fischotter und der Tanne, in einer komplexfreien Weltumspannung, mit Englisch von der Wiege an und der lokalen Sprache als Dialekt. Und im Humanitären: keine Auslandseinsätze und keine kontraproduktiven Militärinterventionen. Gendarm oder Blauhelm genügen.

Parallel dazu Austausch der einschüchternden Leitfiguren. Unsere Identifikationsvorbilder haben keine AK-47 mehr in der Hand und keine *Legende der Jahrhunderte*²⁷ mehr im Kopf, sondern eine geologische Karte in der Tasche und einen Photoapparat mit Teleobjektiv vor der Brust; strahlend blaue Blicke, ein bescheidenes Lächeln und einen unbezwingbaren Charme. Im allgemeinen sind es alte, exemplarische, angelsächsische Zoologinnen, die jahrzehntelang Paviane im afrikanischen Urwald beobachtet haben und uns die Augen öffnen für unsere wahre Wahrheit, die Tatsache, daß sich die DNA des Menschen von der der Schimpansen nur in einem Prozent unterscheidet. Sexualerziehung, Mikrokredit, humanitäre Spenden und Mäßigung. Wie soll man dem nicht Respekt zollen?

Das mit kalten Klimaten vermählte ethische Optimum, die Verteilung der Verdienste im *theatrum mundi* wird begleitet von einem Wandel in der Sorge um moralische Reinheit. Im Klartext: Frage Nummer eins in unserer Gewissensprüfung kehrt sich um. Ein Jahrtausend lang hat sich der moralische Mensch gefragt: „Wie steht es um meine Beziehung zu Gott?“ Dann, beginnend mit der Renaissance: „Wie steht es um meine Beziehung zu meinen Mitmenschen?“ Und heute: „Wie steht es um meine Beziehung zu den Tieren?“ Der Abendländer suchte sich zunächst im Himmel; dann suchte er sich im Mitmenschen; heute sucht er sich im Schimpansen – auf die Gefahr hin, sich in ihm wiederzufinden. Es handelt sich um einen *Übergang von einer geistigen zu einer natürlichen Bedingtheit*. Wobei erstere von zweiterer gleichsam absorbiert wird. Neueinstufung oder Herabstufung, das ist keine geringe Sache.

Bleibt zu fragen, ob *der Naturmensch nicht die Natur des Menschen verdeckt* und ob die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit dem Schauspiel der Tierwelt zu verdanken sind. Diese Frage werden wir bald beantworten müssen, sobald wir den Schock unserer jähren Rückkehr zur Erde und zu den Körpern überwunden haben.

In der unmittelbaren Gegenwart lautet unser Tagesbefehl, ausgegeben von Patriarch Hugo, der ihn seinerseits, wie es sich gehört, von höchster Stelle empfangt: „*Die Religion, die Gesellschaft und die Natur, das sind die drei Mächte, mit denen der Mensch zu ringen hat, und die zugleich auch seine drei Notwendigkeiten bedeuten; er muß glauben, daher gibt es den Tempel; er muß schöpferisch tätig sein, daher gibt es die Stadt; er muß sich ernähren, daher gibt es Pflug und Schiff. Diese drei Angebote enthalten aber zugleich drei Auseinandersetzungen. Die geheimnisvolle Schwierigkeit des Lebens entspringt allen dreien.*“²⁸ Heute hat der Kampf für den Ozean und die Biomasse oberste Priorität. Gegen wen? Den Vorgänger, wie immer. Einst hat der Theologen den Heiden auf seinen Platz verwiesen; dann

machte der Soziologe dasselbe mit dem Theologen; nun ist es am Primatologen, den Soziologen auf seinen Platz zu verweisen. Der Riese von Guernsey²⁹ mußte sich an drei Fronten zugleich schlagen, die Chronologie der Auseinandersetzungen im Abendland zeugt jedoch eher von einem schrittweisen Vorgehen. Dem Begründer der Religion der Humanität, Auguste Comte, zufolge hätte sie folgende drei unterschiedliche Stadien durchlaufen: das *theologische* oder fiktive, das *metaphysische* oder abstrakte und das *wissenschaftliche* oder positive Stadium.³⁰

Zuvor und dem vorgelagert gab es jedoch den *Fetischismus* (oder, falls man dies vorzieht: den Anthropomorphismus). Er reguliert das Außen über das Innen, was es dem Menschen gestattet, all das, worauf er keinen Einfluß hat, fiktiv zu beherrschen, indem er die Erfahrung seines Inneren auf die reglose Natur projiziert. Weit entfernt von einem unerbittlichen Fortschritt in Richtung Positivität, sind wir jedoch Zeugen eines zu neuem Leben erwachten Fetischismus, mit dem uns „das geheime Leben der Bäume“ und die „Leiden der Erde“ immer stärker am Herzen liegen. Es ist, als würden wir, statt von der Jugend zum reifen Alter überzugehen, in die Kindheit zurückfallen. Der Fortschrittsgläubige alter Schule wird den Katechismus wechseln und (im eigentlichen Sinne des Wortes) den Rückwärtsgang einlegen müssen, wenn er an Bord bleiben will. Es gab mehr Vergangenheit in der Zukunft als vorgesehen und mehr Natur am Ende unserer Kultur, als die Aufklärung, Condorcet und Pasteur angekündigt hatten.

Hegel muß in der Ecke stehen, und Christus mit ihm, so finden wir uns auf einer Ebene mit Epikur (341–270 v. Chr.) wieder. Kein vergebliches Erbarmen und keine falschen Hoffnungen mehr. Selbstbeschränkung der Lüste, Sonnenbad und Gemüsesaft nach dem Sprung aus dem Bett. Auf dem Hausaltar ersetzen die verlorenen Tröstungen der Natur die Ahnen durch die Bienen. Und das, obwohl die Bienenstöcke keine Geschichte haben, da die Königinnen und die Arbeiterinnen heute genau dieselben sind wie zu Zeiten der *Georgica*, etwas, dessen sich unsere unvorhersehbare und wechselhafte Spezies nicht rühmen kann. Von Malraux' *Condition humaine* wäre von nun an weniger zu lernen als von Maeterlincks *Leben der Bienen*.³¹ Entdecken wir den „Geist des Bienenstocks“ – vergessen wir Michelet und Marx, den Geist einer Nation oder den der Arbeiter. Befreit vom „edlen Joch des Vergangenen“, sind wir aus der Hand der Zeit in die des Raums, von einer Ethik zu einer Ethologie übergegangen. Darin besteht das traurige Schicksal der *Conditio animalia*: Ihr fehlt es an Suspense. In sich abgeschlossen, beißt sie sich von Ewigkeit zu Ewigkeit in den Schwanz. Sie kennt keine Erneuerungen und keine Wandlungen, welche die Vermögen des Geistes (in erster Linie die Wissenschaft) für uns so wertvoll machen, die verhindern, daß wir uns wiederholen, und uns vor Langeweile bewahren.

Wenn es trotz allem letzten Endes nötig sein sollte, die Seite des als Humanismus verkleideten Homo-zentrismus umzublätern, dann aus einem Bündel an objektiven und unbestreitbaren Gründen. Die Krise ist zu makroskopisch und kosmisch, um nicht die Frage nach den Apriori des Lebbar- und die Bedingungen der Möglichkeit einer Auslöschung alles Lebenden zu stellen. Eine außerordentliche Konvergenz von Gefahren erzeugt eine beispiellose Masse an Schäden: Klimawandel, Überbevölkerung (mit weniger Bauern und mehr Städtern), massenhafte Verwandlung von Landbewohnern zu Arbeitern und Servicepersonal (in Indien, China, Asien, aber auch Afrika), sich ausdehnende Städte, der verblüffende Aufstieg der Transportmittel zu Luft und auf See, ein stetiger Anstieg von Energieverbrauch und -verschwendung, die Erschöpfung grundlegender Ressourcen, Wasser und Boden, die Lebensweise der Ersten Welt und die Ausrichtung der anderen nach ihr – all das zu-

sammen rückt eine Instanz in den Vordergrund, die bislang im Hintergrund blieb (vor fünfzig Jahren sprach kein Mensch davon): das Klima.

Es ist also richtig, wenn man in erster Linie fragt, welche Konsequenzen eine bestimmte Gesetzgebung oder Regulierung für die Atmosphäre hat, und nicht mehr nach ihren sozialen oder wirtschaftlichen Folgen. Wir sollten aber dennoch darauf achten, daß die Baumschule nicht das Forum verdeckt und ein „il y a [es gibt]“ nicht zu einem „*yaqua* [il n'y a qu'à: man müßte nur]“ degeneriert. Lange hat eine Illusion politischer Allmacht, ein nationaler Atavismus, die ökonomischen Parameter verdeckt, die sich selbst genügen und ihrerseits die geophysischen Grundlagen eines Bruttonationalprodukts verdeckten. Damit behebt man aber eine Lücke durch ein Übermaß. Eine Amnesie durch eine Obsession. Erinnern wir uns, ohne bis zum dummen „*alles ist politisch*“ von gestern zurückzugehen, an die letzte unserer toxischen Monokulturen. Hat nicht der Wirtschaftsfundamentalismus – oder der Glaube, daß alles am Menschen von seinem Produktions- und Tauschsystem herührt und abhängt – letzten Endes in seiner kommunistischen Version die Sowjetunion liquidiert, während er darauf wartet, in seiner liberalen Version die *Europäische Union* zu liquidieren?

Sieht man sich mit einer bislang unbemerkten Sackgasse konfrontiert, ist es immer verlockend, die Lösung eines ernststen Problems darin zu suchen, daß man es zu einem Absolutum erklärt und bereit ist, ihm alle anderen Probleme zu opfern. Hatten wir nicht einst bald die nationale, bald die soziale Frage zum Ein und Alles erhoben? Warum sollte die „Umweltfrage“ nicht dasselbe Los ereilen? Eine noch ambitioniertere Überhöhung, hin zu einer im eigentlichen Sinne spirituellen Apotheose?

5. RELIGIÖSE NACHFOLGE

Keine dauerhafte und konsistente Gesellschaft kann ohne das Überleben, was man mit einem problematischen Latinismus benennt, den wir hier der Einfachheit halber aber übernehmen: „Religion“. Die säkularen Religionen der Vergangenheit, welche die Truppenmoral gefestigt und das Verhalten diktiert haben, sind wohlbekannt: Wissenschaft, Fortschrittsglaube, Kommunismus, Produktivismus. Nachdem sie ihr Verfallsdatum erreicht haben, ist es normal, daß eine andere, zwischen buddhistischem Mitleid und daoistischer Mystik, ihre Nachfolge antritt, die man nicht als nach-, sondern als vorchristlich bezeichnen könnte. Der wiedergekehrte Große Pan würde nun ein sich zunehmend erschöpfendes Erbe übernehmen, indem er die Postulate der gängigen Vernunft gegen den Strich bürstet. Es dürfte Übereinstimmung darüber bestehen, daß der Übergang von einer thermoindustriellen zu einer agropastoralen Gesellschaft, von der Fabrik zum Gemüsegarten, vom Diesel zum Tretrroller, vom Kreuz zur Sonne, vom Priester zum Druiden im Emanzipationsprogramm nicht geschrieben stand. In Estland hat man das Diplomatische Corps gebeten, tief im Wald einer offiziellen Zeremonie zu Ehren der Bäume beizuwohnen, zum Klang von Olifanten, bevor Beile mit Steinklingen zum Einsatz kamen. Neolithische Kehrtwendung. Die Schamanen sind wieder da.

Wenn uns der Kult der NATUR, der weder Rad noch rechten Winkel noch Sozialversicherung kennt, wieder zum Spielfeld „Wald und Steppe“ zurückführt, scheint er sich, um den Übergang zu erleichtern, einer Gußform anzuschmiegen, die der älteren Ex-Tochter der Kirche vertraut ist. Könnte ein spöttischer Überlebender der Freidenker nicht beunruhigende Übereinstimmungen mit einem wohlbekannten und verehrten „Opium des Volkes“ und mit Riten feststellen, die fast ans Plagiat grenzen?

Haben wir etwa nicht unsere eigenen Duplikate *ökumenischer Synoden* – Klimagipfel und *One Planet Summits*? Unsere feierlichen Chartas und

Erklärungen nach dem Vorbild von *Glaubensbekenntnissen*, ohne große Wirkung, aber tröstlich? Unsere *Andersgläubigen*, die Klimarealisten, und unsere *Ketzer*, die Klimaskeptiker? Unsere *Prozessionen* und *Bittgänge* durch die Städte mit Fahnen, Litaneien und flehentlichen Bitten? Unsere *Weltuntergangspropheten*, welche die Auslöschung unserer Art binnen fünfzig Jahren prophezeien, und unsere *sublimen Träumer*, die eine transparente, auf Zusammenarbeit und ökologischer Verantwortung gründende Gesellschaft verkünden? Unsere *Zeremonien mit ihren Gelübden* und Treueschwüren vor großem Gefolge, abgelegt durch ausnahmslos alle Präsidentschaftskandidaten (wobei ein jeder seinen Anteil am Heiligenschein für sich beansprucht)? Solche, die ihren Glauben in strikter Observanz *praktizieren*, die Veganer, oder einfache Gläubige, mit ihren geliebten Karotten und Biojoghurts, die aber auf ihr Steak nicht verzichten, obwohl das mit Soja hochgezüchtete Rind dazu beiträgt, den Vegetationsbestand zu ruinieren? Eine „soziale“ und eine andere, „identitäre“ Bewegung, die sich nicht verstehen, genausowenig wie linke Christen mit ihren Glaubensgesen auf der Rechten (wobei erstere als Antikapitalisten gegen die Verdinglichung von Fötus und Sauerstoff zur Ware sind, während zweitere dem Bündnis von Thron und Altar nicht abgeneigt sind). *Erleuchtete Animisten* (für welche die ERDE eine Person ist, die weint und schreit) und überaus skrupulöse *Kasuisten* (darf eine im Winter in einem geheizten Treibhaus gezüchtete Tomate noch als *bio* bezeichnet werden?). Hier bisweilen *Fundamentalisten* in Zelten, ihnen gegenüber die Bereitschaftspolizisten der CRS, dort, öfter, *Karrieristen* in holzgetäfelten Sälen, vor Kameras, Landpfarrern und Monsignori ähnelnd.

Man muß nicht bis zum farblosen *Abêtissez-vous* („Demütigt Euren Verstand“) von Pascal³² gehen, um zu sehen, in welchem reumütigem Schweigen unsere höchsten Autoritäten gesenkten Hauptes den grünen Tadel einer gestrengen Jugendlichen über sich ergehen lassen,³³ als würde Luther nochmals die Papisten, die Fjorde unsere Sümpfe, eine kühle Tugend unsere fragwürdigen Lauheiten zur Ordnung rufen. Die Umkehrung protokollarischer Schmeicheleien würde es im übrigen nicht unterlassen, die Personalien unseres Pfarrer-, Imam- oder Pastorenfressers zu überprüfen. Es sind nicht mehr die Junioren, die sich um ihr Fortkommen sorgen und den Senioren den Hof machen, sondern letztere müssen ersteren nachlaufen, um nicht ihr Gesicht zu verlieren. Die Unreifeprämie scheint mit jedem Jahr zu steigen. Mit den gestrengen Alljünglingen wird deutlich, daß auch der Erwachsene eine, von Zweifel und Streß geplagte, bedrohte Spezies ist, deren Schutz, welche gute Nachricht, im Rahmen der Primatenforschung und des Primatenschutzes vom *World Wild Fund for Nature* (WWF) übernommen wird (in Zusammenarbeit mit der Stiftung Prinz Albert II. von Monaco).

Die gelebte Weltanschauung, welche die Oberhand gewinnt, verfügt über genügend Ressourcen, um die poetische Nachfrage nach Wiederverzauberung der Welt zu erfüllen, die das Stadium der Prosa nicht allzu lange erträgt. Es gibt dort eine Ursünde, die es zu korrigieren gilt – unsere Apathie, unser mangelndes Bewußtsein; einen Hang zu Großschreibungen, die mehr singen als aussagen, die uns aber die Schnauze heben lassen; einen Sinn für Humor, wenn auch opportunistisch amputiert, da unvereinbar mit dem Ernst einer übermenschlichen Mission; ein Dürsten nach Regenerierung, denn wenn man auch das Leben wechselt, so bedeutet das nicht mehr, das Leben zu verändern; sich selbst neu zu erfinden mittels einer Persönlichkeitshygiene, die einer geistigen Konversion gleichkäme, bildet einen akzeptablen Ersatz; ein nervenschonender Manichäismus – ohne einen Satan als Gegenspieler verliert der liebe Gott seine Existenzberechtigung (der Antichrist ist verschwunden,

ANZEIGE

deutsches
literatur
archiv marbach

Hölderlin, Celan, und die Sprachen der Poesie

19. März – 29. November 2020
Literaturmuseum der Moderne,
Marbach

www.dla-marbach.de

Hölderlin.
2020

der Christ kann zufrieden lächeln). Während die Moderne den Heilsversprechen eine wissenschaftliche Garantie auferlegte, würde dieser neue Bund zwischen gefühlsmäßigen und vernunftgemäßen Wahrheiten einen würdigen Nachfolger abgeben. Die Autorität beanspruchende Wissenschaft ist nicht mehr die Ökonomie, wie bei Marx, oder die Paläontologie, wie bei Teilhard de Chardin, sondern die Klimatologie. WMO, IPCC, GCP, alles ist beziffert/chiffriert [*chiffre*] und unbestreitbar. Das ist der Grund für ein umgekehrtes *Phänomen Mensch*,³⁴ bei dem die Evolution des Universums kein Aufstieg, sondern ein Abstieg ist, der Omega-Punkt sich in einen Kollaps umkehrt, einen kritischen *point of no return* oder *tipping point* (nach dem antiken Griechisch nun natürlich *globish*).

Seitens der Katechumenen hätte der Proselytismus auch einige Trümpfe in der Hand.

Der erste: Eine vitale Funktion erfüllen, die unsere Consulting- oder Business-Modellen gehorchenden Manager ihrer Substanz entleert hatten, die Lieferung einer großen Erzählung.

Die laizistischen Observanzen delegitimiert, die diversen Staatsmoralen verbraucht – die der Menschenrechte hat im Übermaß zu allem möglichen gedient, um weiterhin verfügbar zu sein; das Vaterland in Verruf gebracht, auch der Fortschritt als Versicherung, daß es immer besser werde, und der Rechner als Allheilmittel; die Republik den Normen der im angelsächsischen Stil vom Geld regierten Demokratien unterworfen – all diese Erosionen haben die Glaubwürdigkeit der Credos, die unseren Archipel, dieses Puzzle aus kommunitärem Mißtrauen, mehr schlecht als recht vereinten, nach und nach untergraben. Es ist also ein Platz frei, den es zu besetzen gilt: nicht jener der *Werte*, ein allzu bequemer Begriff, der zu nichts verpflichtet, weil er sich, jeglicher Sanktionsmöglichkeiten beraubt, zu Predigten hergibt, die weder Forderungen noch Konsequenzen enthalten, sondern der Platz des sozialen *Heiligen* [*sacré*], das seinerseits das Sakrileg *verboten* und das Opfer [*sacrifice*] befiehlt.

Es gibt kein Heiliges für immer, aber es gibt immer Heiliges in einer menschlichen Gemeinschaft, zu welcher Zeit auch immer, und selbst wenn ein Zeitalter das Wort ablehnt, so hat es die Sache, je mehr es sich säkularisiert, um so nötiger. Die Herstellung profaner Heiligkeiten war selbst in Staaten, die sich zum Atheismus bekannten, allgegenwärtig, und die Entheiligung Lenins hat die Auflösung des Sowjetreichs nur beschleunigt. Bei uns ruft ein des Heiligen, also der Passion beraubter öffentlicher Raum nach einer dramatischen Neuaufladung, um die düstere Langeweile der Prozentzahlen auszugleichen und das Interesse an der Endlos-Serie *Gut gegen Böse* wieder in die Höhe schnellen zu lassen. Da der HIMMEL sich in Luft aufgelöst und die GERECHTIGKEIT es ihm gleichgetan hat, wird es in der abschließenden Folge nun um die APOKALYPSE gehen. Nachdem die Berliner Mauer verschwunden war, fehlte der Bösewicht.

Ein weiterer Trumpf: Zwei bislang heikle Formen unseres Strebens versöhnen, das Streben nach Wohlbefinden und das nach Tugend, dem Ideal für den moralisierenden Individualismus unserer Zeit. Die Arterien meines Körpers und die Venen der ERDE können gemeinsame Sache machen. Das empfohlene Öko-Handeln, eine wohltuende Diät zu befolgen (weniger Milch und fleischliche Nahrung, mehr Obst und Gemüse, möglichst der Jahreszeit gemäß), Körperpflege auf pflanzlicher Basis, mit weniger besser zu leben, enthaltsam à la Tolstoi, all dies fördert die Gesundheit der Gattung. Was für mich interessant ist – Übergewicht vermeiden, den Cholesterinspiegel senken, schlank bleiben –, ist es auch für den anderen, denn wer sich wohl fühlt in seiner Haut, tut seiner Spezies Gutes. Die zwei so oft unvereinbaren Bestrebungen des Konsumenten und des Bürgers verschmelzen auf meinem Teller zu einem doppelten Genuß – egoistisch und altruistisch, der Gesundheit und der Erlösung dienend.

Jedes Zeitalter hat seine bevorzugte Organisationsweise. Das rote Zeitalter pflegte das Pyramidale, Autoritäre und Zentralisierte. Das grüne lehnt das Halseisen anderer Zeiten ab, wobei die Uberisierung ein weiterer starker Punkt für seine Expansion wäre. Sollte sich eines Tages unsere eigene Reformation abzeichnen, bräuchte sie weder Meßgewänder noch eine Kurie, genausowenig wie die erste dieses Namens. Der Calvinist lief mit Flugblättern und Bibeldrucken, der Ökologist läuft mit Videos und Tweets. Für die epidemischen Mächte der sozialen Netzwerke und die Multiplikatoren des Bildes-das-von-alleine-spricht, ist der gasförmige Zustand optimal, weil dehn- und verformbar.

Die Organisation ohne Organigramm findet natürlicherweise ihren Platz in der Gestimmtheit einer Zeit, in der die Regierung [*gouvernement*] durch *gouvernance*, die Partei durch „unsere Familie“, die Institution durch Assoziation, das Gesetz durch den Vertrag, Prediger durch Influencer, Doktrinen durch Sensibilitäten, die Gewerkschaften durch Kollektive, der Stamm durch das Netz, die Offenbarung durch Religiosität, mit einem Wort das Vertikale durch das Horizontale ersetzt werden. Das Informelle an der politischen Ökologie folgt, ähnlich wie die dezentralisierten evangelischen Obedienzen, den aufsteigenden Winden des Zeitalters. So kann die Kraft einer *zukunfts-zentrierten* Ideologie, die das Beste in die Zukunft verlegt, ergänzt werden durch die Kraft eines *vergangenheitszentrierten* Glaubens, der sein Ideal – Ordnung, Harmonie und Schönheit – in einem verblichenen Goldenen Zeitalter ansiedelt. Genau darin besteht das Spezifische einer spirituellen Aussage: für eine Vielzahl von Einzelproblemen eine einheitliche globale Antwort parat zu haben; eine solche überwölbende Stellung – bezogen auf das Schicksal wie den Raum – könnte nun unser zur Kommunion gewordener Konsens anstreben. Zusammen mit der Erlösung, wenn nicht des Sünders in der Verborgenheit seiner Seele, so doch zumindest der seiner irdischen Wohnstatt und, damit es wieder bergauf geht, des Liebhabers biblischer grüner Weiden. So viele Titel, die all jene für sich beanspruchen könnten, die sich vor dem Hintergrund von in Verzweiflung stürzender Bilder – ölverschmierte Sturmvögel, der ausgetrocknete Aralsee, Neu-Delhi im Smog, Djakarta überschwemmt – des Prinzips Hoffnung annehmen, ohne das es nichts anderes mehr zu tun gäbe, als daß der letzte das Licht ausmacht.

Es sind bereits Fortschritte in die richtige Richtung zu erkennen, wie die vollumfängliche Zustimmung der Parlamentsfraktionen und die Möglichkeit für Logo-Inhaber, rechts und links Freibriefe zu verteilen. Die Zukunft der nahen Vergangenheit war allzu enttäuschend, als daß die Geretteten nicht nach einer neuen Gründungsvision, einem neuen Schlachtroß Ausschau halten würden, um weder auszuspannen noch zu entspannen. Die nachträgliche Einfärbung unserer Ausstattungen und Institutionen ist in dieser Hinsicht ein gutes Zeichen. Genannt seien zunächst Elefantmist, Ziegel, Beton bis hin zum *big business*, einem noch widerspenstigeren Material. Letzteres zeigt sich bereit, Ablässe zum Erlaß seiner Sünden auszugeben (Zielgröße der Staatsfonds und Anlagefonds: eine Milliarde Euro binnen drei Jahren).

Dazu kommt eine weniger aufwendige Vergabe von Labels, sowie ein Vokabular, bei dem jedes übliche Wort das Präfix „Bio-“ oder „Öko-“ erhält: Ökodesign, Biogastronomie, Ökonationalismus, Ökosozialismus, Ökofinanzwesen, aber auch Ökodorf und Ökotourismus. Wie viele Institutionen, darunter nicht nur kleine, haben nicht ihre Pflichten vernachlässigt? Man kann ihnen keinen Vorwurf machen, denn niemand kann sich seiner Zeit entziehen. Daher muß eine Reihe von halb grünen Kästchen rückwirkend noch ganz ausgemalt werden. Für den Katholizismus werden nicht mehr Gregor IX. und der Großinquisitor stehen, sondern der heilige Franziskus von Assisi mit seinen

Vögelchen. Marx kann mit gutem Recht wieder Kontakt zur Forstverwaltung aufnehmen, nachdem er in seiner Jugend ein das Sammeln von Totholz verbietendes Gesetz und das Elend der Moselwinzer gezeigelt hatte.³⁵ Die Fünfte Republik wird zu diesem Niveau aufschließen müssen. Der Rückstand wird aufgeholt werden. Artikel eins der Verfassung wurde ergänzt, um sicherzustellen, daß die Republik „auf den Schutz der Umwelt und der Artenvielfalt hinwirkt und den Klimawandel bekämpft“. Legt der neu Bekehrte da noch einen drauf? Ist das zum Lachen oder zum Weinen? Je nachdem. Jede offizielle Religion hat ihre Tartuffes und ihre falschen Brüder. Wo hat man je gesehen, daß ein Staat die Vorschriften des Credo befolgt, in das er seine Ehre setzt? Die „verpflichtende Kniebeuge für eilige Fromme“ ist darin eingewoben. Ehre den Traditionen.

Wir wollen nicht schneller marschieren, als die Musik spielt. Den Ersatzkulten, die am Unheilbaren herumbasteln, wie Sie und ich, fällt es nicht leicht und gelingt es nicht auf Anhieb, alle Kästchen auszufüllen. In unserer pointillistischen Nachfolge bleiben einige unbeantwortete Fragen. Die des Todes zum Beispiel: Welches „Danach“ gibt es für die Adepten? Welche Antwort gibt es für die Angst vor dem Nichts? Welche Transzendenz? Oder die Frage des Martyriums (außer finanziellen Opfern): weder Kreuzigung noch Erschießungskommando. Den Aposteln der guten Sache legt man keine Handschellen an, sondern Schärpen in den Farben der Trikolore. Das hat nichts zu tun mit den enteigneten Eingeborenen und Landkommunen in Brasilien, Guatemala, Kolumbien oder auf den Philippinen, die unter Lebensgefahr ihr Land [terre] gegen Minen zur Rohstoffgewinnung oder illegale Konfiszierungen verteidigen. Diese „Landlosen“ zahlen einen hohen Preis für ihren Kampf gegen die Dampfwalze des Profits um jeden Preis: Dutzende ihrer Anführer wurden letztes Jahr von den Handlangern des brasilianischen oder globalen Kapitals ermordet. Dieser asymmetrische Krieg ist immer noch ein Klassenkampf – Ausbeuter gegen Proletarier.

Im Gegensatz dazu wird die Verteidigung der großgeschriebenen ERDE [Terre] in unseren Metropolen – ohne einen unbestreitbaren Opfergeist kleinreden zu wollen – nicht mit Fortsetzungen rechnen können. Man könnte, jegliche Furcht vor einem Aufschrei verdrängend, sogar versucht sein zu sagen: Hier fehlt es an einem Gandhi, einem Trotzki, einem Guevara. „Das Blut ist ein Samen“, lehrte um das Jahr 200 der Apologet und Kirchenvater Tertullian,³⁶ und für die Verbreitung des Glaubens werden Weihrauchfässer immer weniger wert sein als Scheiterhaufen, obwohl man im Hinblick auf den Übergang vom Brennholz zum Weihrauchkorn durchaus sagen könnte: Chapeau!

Bislang gab es drei Arten, Größe zu erlangen: durch Leiden, der Märtyrer; durch Taten, der Held; durch Werke, der Künstler. Nun gibt es eine

dreieinhalbte: Die Trapezkünstler des ökologischen Übergangs üben große Zurückhaltung, dem entspricht in unseren Rechtsstaaten eine gewisse Milde der Ordnungskräfte. Angesichts unserer blutigen Geschichte hat dieser Nachlaß mehr als einen Bonuspunkt verdient. Die millenaristische Katastrophenstimmung erzeugt üblicherweise einen Anstieg der Extreme, wie im Mittelalter und in der Renaissance (von den Häresien der Katharer bis hin zu Thomas Müntzer). Dieser Sinn für das Maßhalten, zumindest solange *Extinction Rebellion* dem Hang zum Aufstand widerstehen wird, ist um so lobenswerter, als die Verteidigung des Heiligen selten mit Glacéhandschuhen vorgeht. Es wäre wohl paradox, müßte man dabei zusehen, wie die Vertreter der Gewaltlosigkeit gegenüber Tigern anderen Menschen Gewalt antun.

Ein letzter Trumpf, *last but not least*: Trotz der Nachzügler des Fortschritts, jener Staaten, die sich fragen, warum sie darauf verzichten sollen, sich zu industrialisieren und zu bereichern, wie wir es zwei ganze Jahrhunderte lang getan hatten, kommt die Hegemonie des Nordens über den Süden (und was uns betrifft: des Angelsächsischen über das Lateinische) nicht umhin, den *Great New Green Deal* bei uns zu akklimatisieren. Wenn *Youth for Climate*, *Fridays for Future*, die *Alliance for Climate Education* oder *Sunrise Movement* dazu aufrufen, füllen sich unsere Straßen und Plätze. In Deutschland, der am stärksten amerikanisierten unter den europäischen Nationen, zählen die Mitstreiter nach Millionen. Während aber New York mit der UNO das Epizentrum des Kampfs gegen die Klimaerwärmung und Kalifornien der beste Prüfstand dafür ist, bleibt der Rest des amerikanischen Kernlands hingegen in der Schmollecke. Der mit seinem Fracking-Gas weltweit größte Produzent von Kohlenwasserstoffen wird auf seine energetische wie theologische Autarkie nicht verzichten. Mit Jahwe, dem Einen Gott, und seinen internationalen Bergbaukonzernen hat er vollgetankt, und Gaia, die heidnische Göttin, täte dem Dow-Jones großes Unrecht. *In God we trust. America first*. Daher kommt es mit dem Auftraggeber aus Washington unvermeidlich zu Reibereien. China, der weltweit größte Emittent von Treibhausgasen, wo zwei Drittel der Kraftwerke mit Kohle betrieben werden, bekämpft die Luftverschmutzung in den Städten, ohne dies zur offiziellen Ideologie zu erklären (davon hat es schon genug) und noch weniger zu einem Kreuzzug für das Gute. Das vom Erstickungstod bedrohte Indien wird gezwungenermaßen morgen aufschließen, Schritt für Schritt.

Schließlich sollten wir den Aspekt *non-objective-program* („Unbedenklichkeitsbescheinigung“) der letzten Warnung am Rande des Abgrunds nicht unterschätzen. Wer möchte schon eine Einladung zum Schutz des Lebens, eine Mahnung, nicht Selbstmord zu begehen, ausschlagen? Nur erklärte Feinde des Menschengeschlechts. Man darf nicht zu viel von ihnen verlangen, sie haben

schon viel gegeben. „Eine Revolution für die Liebe und das Leben, für Achtung und Teilen“ hätte nur Freunde, und nur Geistesranke und Schurken zu Feinden. Diese Gewißheit wäre geweihtes Brot für die Evangelisierung. „Was einfach ist, ist immer falsch, und was nicht einfach ist, ist unnützlich.“³⁷

Im harten Ringen, das jeder Kampf um die Eroberung der Köpfe darstellt, ist die Vereinfachung eine Massenvernichtungswaffe, und so kann man sowohl den französischen Verteidiger der Kernenergie als Notbehelf als auch den eisernen Verteidiger der Kohlekraftwerke in Polen einen Karbofaschisten nennen. Das ist zwar widersprüchlich, im Kampf aber legitim, auf die Gefahr hin, daß die Zielscheibe immer größer wird. Für die Sache der Zivilisation war die fortschreitende Erklärung von Rechten, die immer größere Kreise umfaßten, unbestreitbar ein Gewinn: zunächst die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 (welche die Heimatlosen und Migranten beiseite ließ), dann die allgemeine Erklärung der Rechte des Menschen, wo immer er sich befinde (die *Human Rights* von 1948), und heute die Erklärung der Rechte des Lebendigen im allgemeinen, von den Pflanzen bis zum Tier, die Korallen in der Tiefsee eingeschlossen (die Viren, die einige Eigenschaften von Lebewesen aufweisen, im Stand-by-Modus). Durch die Ausweitung der Überwachungsgebiete vom Panda bis zum Wildkaninchen und vom Packeis bis zum Bauernhof würde das kämpferische Engagement leider nur verlieren.

Wie die wachsende und entmutigende Kluft überwinden zwischen den überaus ehrgeizigen Zielen der Experten und den sehr begrenzten Mitteln der Politiker? Zwischen unserer Pflicht und unseren Fähigkeiten? Zwischen der ERDE [Terre] und unseren Territorien? Zwischen unserem grenzenlosen Habitat und unserem jeweiligen kleinen Stückchen Land?

6. GRÜNE SONNE

Das verblichene rote Zeitalter besaß Feuer und Größe, kannte aber zweifellos auch mächtige Irrwege und unerträgliche Verbrechen. Der proletarische Garten Eden hat sich in eine Kaserne, die Utopie in eine Dystopie verwandelt, in Orwells 1984 sind die emblematischen Züge des heutigen Bösen festgehalten. Das grüne Zeitalter, dieser schöne Traum vom Frieden, wird weder einen Stalin noch einen Großen Steuermann haben, es wird keine Grünen Garden geben, die morgen aus den Wäldern kommen, auch kein kleines Grünes Buch aus der Nationaldruckerei, aber es gibt bereits – doppelt genährt hält besser – eine futuristische Umkehrung, nicht auf Papier, sondern auf der Leinwand, die Videosphäre verpflichtet.

Was einem in seiner Logik ins Extrem getriebenen *Tugendwahn* [vertuisme] sein 1984 entgegenhalten könnte, so Gott will, ist ein amerikanischer Katastrophenfilm von Richard Fleischer,

ANZEIGE



»» Lieber ganz individuell unterwegs sein?

Dann sind die Handbücher des Reise Know-How Verlages die perfekten Begleiter.

Alle Informationen zu unserem Gesamtprogramm unter:
www.reise-know-how.de

Reiseführer | CityTrip | Kauderwelsch | Landkarten | KulturSchock | Wanderführer | Fremdenversther

dessen französischer Titel *Soleil vert* (1973; wörtlich „Grüne Sonne“)³⁸ lautet. Diese Anti-Pastorale läßt es einem eiskalt den Rücken hinablaufen. Die seltsame Idylle, die der Vorspann in einer raschen Bilderfolge aus zwei Jahrhunderten der Industrialisierung vorüberziehen läßt, führt uns nicht mehr nach London unter die Fuchtel von *Big Brother*, sondern ins New York des Jahres 2022 unter die Fuchtel von Experten. 40 Millionen Einwohner in der Megalopolis, 35 Grad Celsius im Schatten das ganze Jahr über, bald wird es kein Trinkwasser und keine natürlichen Lebensmittel mehr geben. Man prügelt sich, um zu überleben. Man stirbt an Hunger. Auf den Straßen Müll, Autowracks und in sich zusammengesunkene Körper, Trupps Arbeitsloser lagern auf Treppen oder treten von einem Bein aufs andere – während eine Kaste von Entscheidungsträgern, die sich in einer *gated community* im Südwesten der Stadt verbarrikadiert hat und allein berechtigt ist, Salat und Tomaten zu essen, das Leben genießt. Letztere leitet ein Konsortium, das ein synthetisches Lebensmittelkonzentrat auf der Basis von ozeanischem Plankton herstellt und einmal pro Woche an die Elenden verteilt.

Nach dem rätselhaften Mord an einem hochgestellten Mitglied des Verwaltungsrats leitet Charlton Heston als unbestechlicher Polizist die Untersuchung ein. Während Sondereinheiten der Polizei in die Stadt ausschwärmen, um der Menge zu verkünden, daß das Plankton erschöpft sei, sammeln mit Schaufelladern versehene „Freiräumer“ genannte Lastwagen Demonstranten auf, um sie in einem diskreten Holocaust in die Abfallentsorgung zu bringen. Da zu viele Münder zu stopfen sind, muß man Platz schaffen. Den Überlebenden wird Euthanasie empfohlen und sorgfältig vorprogrammiert. Über all diesem Grauen spürt man jedoch ein großes Geheimnis schweben, das der letzte Verteidiger des niederen Volks zusammen mit seinem Freund, einem alten jüdischen Bibliothekar,

dem letzten der Gelehrten (Buch Papier verboten), schließlich enthüllt wird. Die Nahrungstabletten, die man der Bevölkerung verkaufte, wurden aus Menschenfleisch hergestellt. Der New Yorker Arbeitsviehbestand fraß sich also selber auf. Im Abspann des Films tauchen Traumvisionen eines Pflanzenparadieses auf – Wiesen, Blumen, Strände, Flüsse –, die der im Sterben liegende Bücherfreund vor seinem geistigen Auge vorüberziehen sieht, während auf der Tonspur der erste Satz der *Pastoralsymphonie* zu hören ist. Die verlorene Natur läßt sich nur im Traum, im Moment des Sterbens wiederfinden.

Die perverse Wirkung hat immer mehrere Pfeile im Köcher, aber was noch, wird man uns sagen? Die Dringlichkeit eines Besseren im Namen des Schlimmsten, das sich daraus ergeben könnte, läßt sich nicht leugnen, mag auch „fast immer ... in der Politik das Resultat im Gegensatz zu dem [stehen], was man gewollt hat“, wie Chateaubriand³⁹, ein bezaubernder Experte für Entzauberungen, uns warnte. Das entzaubernde Morgen ist eine end- und bodenlose Büchse der Pandora, mit Erlösungslehren, die den Verirrten gebieten, ihre Position zu berichtigen; der wirre Entwurf geht dem Programm nicht voraus, sondern folgt seiner Umsetzung. Das ist jedes Mal eine kalte Dusche für den Enthusiasmus. Der Kater ist gewiß. Man schließt jedoch keine Kliniken, weil es Krankenhausinfektionen gibt, man verzichtet nicht auf Raketen, weil es Kollateralschäden gibt, auch nicht auf Aspirin, weil man Sodbrennen befürchtet.

Nach dem Schrecken der Ökonomie⁴⁰ nun der Schrecken der Ökologie? Grün heißt nicht immer sanft, und Rot bedeutet nicht immer Blut, wir wollen aber nicht übertreiben. Neben der Tatsache, schwarze Gedanken mit Grün zu vertreiben, hat dieser Hollywood-Alptraum einen weiteren Fehler: Er überspringt Stufen. Er plaziert sich am Ende eines Aufstiegs zur Macht, wenn eine befreiende Königinnen-Wissenschaft die Zügel der Macht an sich reißt und in Tyrannei umschlägt. Unser mildes Klima, die Sanftheit unserer Sitten und die Bodenhaftung in der Mitte unserer gewählten Vertreter bewahren uns vor diesen Schrecken. Die Extreme des Franzosen, der sich mit wenig zufriedengibt, bleiben die „goldene Mitte“ [*juste milieu*] und das „Zugleich“. Das vegetarische Gericht in unseren Schulkantinen besteht aus frischen Produkten mit nachvollziehbarer und verifizierbarer Herkunft, in denen bislang keine Spur von Menschenfleisch gefunden wurde.

Die Ökologie, das ist unbestreitbar, hat jedoch rasch an Umfang und Autorität gewonnen. Erstes Stadium: 1866, Geburt einer wissenschaftlichen Disziplin (Haeckels *Ökologie*),⁴¹ und eine Wissenschaft macht keine Moral. Zweites Stadium, 1968: Verwandlung einer Wissenschaft in eine Ideologie, in ein Symbol einer rebellischen und aufsässigen Gegenkultur. Drittes Stadium, die 2000er Jahre, Verwandlung einer Gegenkultur in ein offizielles Dogma und einer Schutzdisziplin in eine Bemängelungslitanei. Diese Umkehrungen ließen sich asymptotisch weiterverfolgen angesichts dessen, wie beunruhigend einfach es ist, eine Ungerechtigkeit dadurch zu korrigieren, daß man eine zweite erzeugt, das Evangelium der Glückseligkeiten dadurch, daß man die Inquisition hervorbringt, und einen egalitären Marxismus dadurch, daß man Lagerhäftlinge nach Sibirien verbannt. Theokratie, Ideokratie und morgen Biokratie?

Das ist kein Grund, um sich der gebotenen Anerkennung schützenswerter Gemeingüter zu entziehen. Das ist allerhöchstens ein Grund, sich zu fragen, ob sich aus einem „Notfall Planet“⁴² nicht eines Tages eine Bioregion ergeben könnte, in der ein Hoher Expertenrat, flankiert von tatkräftigen Männern, verkünden würde: „Wir haben nur noch wenig Zeit. Genug gezögert. Man wird euch die Schrauben anziehen, um euch das Leben zu retten. Mag auch die Erde nicht lügen, so sind doch die Menschen voller Schändlichkeit, Schluß mit die-

sen Lügen, die soviel Übel angerichtet haben und uns in den Abgrund führen. Es ist vorbei mit den Naivlingen und den sympathischen neuen Landbewohnern. An die Arbeit!“ Das wäre dann der Übergang von einem Hilferuf zur Organisation von Hilfen, mit Sicherheitskontrolle derer, denen geholfen wird. Brigaden zur Inspektion von Mülleimern, Inhaftierung von Jägern, Rauchern und Widerspenstigen, Kampagnen für Zwangssterilisationen. Da die Ein-Kind-Regel den Mamas nicht spontan in den Sinn kommt, könnte nur ein autoritärer Polizeistaat für die Einhaltung der malthusianischen Regeln sorgen, die uns eine Klimakrise aufzwingen würde, die den Überlebenden das Messer an die Kehle hält.

An diesen Phantasmagorien ist nur eines interessant: uns daran zu erinnern, auf welcher banalen Weise die diversen Einsätze für die bessere Sache mißglückt sind, die auf eine Schwierigkeit antworten, indem sie bald eine neue hervorrufen, die uns dann völlig überrascht. Die Antwort auf die Frage wird also selbst zur Frage, und die Lösung wacht ein halbes Jahrhundert später als Problem wieder auf. Neoliberalismus (zerstörerisch), „real existierender Sozialismus“ (unterdrückend), Etatismus (erstickend) – sind Beispiele für das Unglück dieser fatalen Auswachsung einer neuen und gerechten Idee. Man glaubte sich aus der Affäre gezogen zu haben? Nun, eben nicht, der Schlußpunkt war nur ein Strichpunkt.

Die notwendige Kritik der Kritik macht bald die Subversion einer Subversion notwendig. Mit dem Aufkommen des planetarischen Bewußtseins will es wenig heißen, wenn man sagt, daß wir noch nicht soweit seien und wir uns darüber freuen sollen, daß seine Rolle nicht im Bestrafen, sondern in der Abschreckung besteht. Der Kommunismus ließ über dem Kapital ein Damoklesschwert schweben und hat nicht wenig zur Humanisierung seiner Herrschaft beigetragen, indem er es dazu zwang, mit den Arbeitnehmern ernsthafte Kompromisse zu schließen. Der Ökologismus übt bereits dieselbe hemmende Wirkung auf die Verschmutzer aus Agrarindustrie, Transportwesen und Luftverkehr aus. Das ist die Regel: Anfangs zielte man auf eine Revolution ab, am Ende begnügt man sich mit einer Korrektur der Schußbahn. Dieses Weniger wird aber eines Tages als ein Mehr zählen und nicht als Enttäuschung.

7. ZUKUNFT UND KONSTANZ

Die Rückbekehrung der Vergeßlichen erlebte Anfang des letzten Jahrhunderts ein ästhetisierendes Introitus, ohne das uns diese Rückkehr zum Chlorophyll, zu den Schmetterlingen und zu von Büschen und Wäldchen geprägten *bocage*-Landschaften heute nicht quellfrisch erscheinen würde. Die Verwüstung hinterlassenden Erfolge des Geistes heben im Gegenzug unsere alte Rabenmutter auf einen brandneuen Sockel, weit entfernt von Rimbauds „O Natur! O meine Mutter! Was für einen Scheißerei!“ oder von Baudelaire's „Das Weib ist natürlich, das heißt abscheulich“.⁴³ Weit entfernt auch von der theologischen Brandmarkung der NATUR, die dem heiligen Augustinus so am Herzen lag, der sie als teuflisch stigmatisierte, solange sie nicht durch eine übernatürliche Gnade erlöst würde. Die modernen Auswüchse des unkontrollierten GEISTES haben uns dazu gebracht, Plastikflaschen und Pestizide nach Jahrhunderten des Ekels mit anderen Augen zu sehen, und Papst Franziskus, diesbezüglich mehr Franziskaner als Jesuit, haben sie dazu veranlaßt, in seine Enzyklika *Laudato si'* (2015) Pilze, Algen und Regenwürmer aufzunehmen. Nachdem er seinen Unabhängigkeitskrieg gegen die schmierige und klebrige NATUR gewonnen hatte, glaubte der GEIST, ihm sei alles erlaubt. Vom Gewicht des FLEISCHES entlastet, berauschte er sich an seiner Allmacht und stieg bis in dunkelverborgenste Höhen empor. Da die Fortschritte des Theorem-Menschen Hand in Hand gingen mit

ANZEIGE

Besser wird es für niemanden.*

*aus: »Das Leben des Vernon Subutex 1«
von Virginie Despentes
Regie: Thomas Ostermeier
Ab 8. Mai 2020

schaubühne

Karten: 030 890023 www.schaubuehne.de

dem Verfall seines Ökosystems, wurde die Menschen-Pflanze schließlich rebellisch. Ihr Überlebenstrieb erwachte. Besser spät als nie.

Die Rückkehr zu den Säften geschah nicht über Nacht, ohne Vorwarnung. Der gleitende Übergang – dem wir *live* zusehen – vom GEIST ohne NATUR (progressiver Pol) zur NATUR ohne GEIST (reaktionärer Pol) nahm mehrere Jahrhunderte in Anspruch. Die auf „-ion“ endenden Begriffe des Prometheus sind Ende des 18. Jahrhunderts aufgekommen (Kommunikation, Regeneration, Zivilisation, Kolonisation usw.). Das 19. Jahrhundert schloß mit der Dampfmaschine, überfüllten Metropolen und dem beschleunigten Übergang von der Agrikultur zur Manufaktur daran an. Seine Fluchtgeschwindigkeit erreichte der GEIST schließlich im 20. Jahrhundert, mit dem Flugzeug, der Werkzeugmaschine, dem Retortenbaby, genveränderten Lebensmitteln, Transgender und dem seither klassischen „*Als Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man [gemacht]*“.⁴⁴

Es sind die sagenumwobenen Jahrzehnte zwischen 1900 und 1925, die Avantgarden, die alle Möglichkeiten des Engineering erkundet haben, einschließlich gentechnisch veränderter Organismen, womit sie den Weg zu unserem aktuellen Regime frei machten: Konzept ohne Affekt, Markt ohne Grenzen, Kunst ohne Werk, Fortpflanzung ohne Sex, Dissidenz ohne Risiko, Roman ohne Erzählung, Kaffee ohne Koffein, Wort ohne Sache. Nachdem er sich vom Einfluß der Erde befreit hat, fühlt sich der GEIST nunmehr in der Lage, den Rohstoff unter dem Endprodukt, das Angebotene unter dem Erworbenen auszulöschen und in der sinnlich wahrnehmbaren Welt die unterste Stufe der möglichen Welten zu sehen. Da ein Gegebenes nur eine Sache der Konvention ist, haben unsere Demiurgen allen Grund, das bloß retinal, euklidisch oder tonal gegebene Reale zum Material für Abziehbilder oder irgendwelche Liedchen, zweit-rangige Schöpfungen für Tölpel und Banausen zu machen.

Auf diese Weise haben Maler, Musiker und Architekten seit Anfang des letzten Jahrhunderts „*der realistischen Einstellung den Prozeß*“⁴⁵ gemacht. Die künstlerischen Erfindungen haben die Gabe, die sozialen und politischen Revolutionen vorwegzunehmen. Seit der Höhle von Chauvet ist es das Privileg der Schaffenden, gegenüber den Verwaltern der Gegenwart, Soziologen wie Politikern, im Vorsprung zu sein. Daher empfiehlt es sich den Scheibeneinschmeißern, zunächst in die Ausstellungen und Konzerte zu gehen. Einige Anhaltspunkte unserer Vorgeschichte:

1912. Marcel Duchamp, *Nu descendant un escalier*.

1913. Strawinsky, *Le Sacre du Printemps*.

1915. Malewitsch, *Schwarzes Quadrat auf weißem Grund* (Suprematismus).

1916. Zürich, *Cabaret Voltaire* (Hans Arp und Tristan Tzara).

1917. Sturm auf den Winterpalast.

1919. Gründung des *Bauhauses* durch Walter Gropius in Weimar und der *Komintern* in Moskau.

1921. Erste konstruktivistische Ausstellung (Gabo, Pevsner).

1922. Mondrian, *Tableau II* (Öl auf Leinwand).

1924. André Breton, erstes *Manifest des Surrealismus*.

1925. Schönberg, *Suite für Klavier, opus 25*, und Kandinsky, *Oval Nr. 2*.

1926. Le Corbusier, Autor von *L'Esprit nouveau, Le Plan Voisin* (Paris als in Quadrate aufgeteilte Platte mit ausradiertem Rive droite und 18 stereotypen

Wolkenkratzen, umgeben von Bändern mit völlig identischen Mauerabsätzen).

Da die Natur nichts mehr war, ist das Konzept zum Ein und Alles geworden.

André Breton hat den gemeinsamen Hintergrund dieser unerhörten Geschichten zusammengefaßt: „*Solange wendet sich der Glaube dem Leben zu, dem Zerbrechlichsten im Leben, im realen Leben, versteht sich, bis dieser Glaube am Ende verlorengeht.*“⁴⁶ Übersetzung: Wir können nur mehr auf uns selbst setzen. Hören wir auf, mit der Welt, wie sie ist, zu schaffen – es liegt jetzt an uns, ohne sie zu schaffen. *Ex nihilo*. Feuer frei, der Bessere möge gewinnen.

Der Kommunismus war eine Konstruktion, der Kubismus eine Malerei, die Zwölftonreihe eine Musik, und die geometrische, hygienische und rationale Stadt ein Urbanismus – des GEISTES.

Schönberg hat sich von der natürlichen Tonleiter mit sieben Tönen befreit, um „*eine vom menschlichen Geist erfundene Sprache*“ zu entwickeln, „*die der von den physikalischen Gesetzen der Welt befreiten Atonalität*“ (wie ein befreundeter Experte, der Dirigent Michel Tabachnik es sieht). Kandinsky hat sich für „*die reine Malerei*“ von den empirischen Vulgaritäten, Le Corbusier hat sich mit Hilfe von Pfählen vom Boden befreit. Und Lenin hat sich von der Schwerkraft der Geschichte und des gewöhnlichen Seelenlebens befreit, um mit wuchtigen Hammer- und Sichel-schlägen der platonischen Idee einen Tempel zu errichten: dem „*eisernen Menschen*“, einer rein geistigen Anschauung.

Der Sozialismus à la française, à la Jean Jaurès oder Léon Blum, lehrte einen nachsichtigen Spiritualismus, der mit schönen Worten dem alten Menschen verhaftet blieb. Das sozialistische Projekt erforderte in seinem Prinzip sicherlich mehr Geist als die kapitalistische Parteinahme für das Laissez-faire, da es Brüderlichkeit über Konkurrenz, Interesselosigkeit über Gier und Selbsthingabe über Raub stellt. Sein schönstes Ziel: das Animalische dem Ideal zu unterwerfen. Dann kam der kommunistische Kubismus, der diesen Zug verstärkte. Der vom „Dada Lenin“, welcher im Zürich des Jahres 1916 den ersten Dadaisten begegnete, wie Dominique Noguez⁴⁷ enthüllte. Gegen das Durcheinander den rechten Winkel. Gegen das Spontane das Geplante. Die ERDE im Viereck. Ein Feind der Bauern und des rückwärts-gewandten flachen Landes, mußte der *Homo sovieticus* mit eigener Kraft und der des „*Genossen Mauser*“⁴⁸ konstruiert, zurechtgebogen, eingefast und umerzogen werden. Ein Symptom des Voluntarismus unter anderen: „UdSSR“ war nicht der Name eines Landes, sondern einer aufblasbaren Struktur, ohne geographische Umgrenzung, ad libitum erweiterbar, wie unsere elastische und unbestimmte EU.

Unsere sprunghaften Avantgarden haben eine Unvorsichtigkeit begangen: den Rückraum nicht zu sichern. Maximale Ungebundenheit. Zuviel doktrinäres Forcing, zuviel Tendenz ins Extreme. Ergebnis: „Die Musik des 20. Jahrhunderts“ hat kein großes Publikum gefunden. Genausowenig wie die „*Unité d'habitation* [Wohneinheit]“ und der real nicht existierende Sozialismus. Was die Zentren

zeitgenössischer Kunst betrifft, so müssen sie zusehen, wie ihnen die Besucher davonlaufen, und sich mit „pädagogischen Überfällen“ des benachbarten Gymnasiums begnügen. Zu schnell und zu weit gelaufen, hat uns der Intellekt schließlich unterwegs im Stich gelassen.

Nun nimmt das Natürliche seine Rache und kehrt im Galopp zurück. Das Pendel schwingt zurück. Man möchte nichts Ausgearbeitetes mehr, sondern nur noch Empfundenes; keine allgemeinen Wahrheiten mehr, sondern ursprüngliche Erfahrungen; Werke ja, aber solche der Seele, nicht des Geistes. Kontrolle langweilt, der Lapsus erheitert. Laßt uns relaxen, laßt alles los. Es lebe das Rohe und Fließende, macht Platz für das Fleischliche und Triebhafte. Einst zugeknöpft, bedeckt mit Hut und Handschuhen, eingezwängt, haben sich unsere Körper entspannt und die steifen Krägen sich geöffnet. Fort mit den gestärkten Hemden, den Krawatten, das Herz beginnt wieder zu schlagen, und die leeren Säle füllen sich von neuem.

In der Musik kommt nach dem Mathematiker Xenakis der Verzauberer Michel Legrand, und eine Etage tiefer kommen nach den Hirnausdünstungen die pulsierenden Rhythmen des Rap. In der Malerei kommen Balthus, Hopper und Dubuffet, nach der abstrakten Kunst die *art brut* und dann die „*arts premiers*“ als letztes Wort der Kunstgeschichte. In der Literatur kommt die Stimme, um in Rezitationen durch Schauspieler und Redewettstreiten die Schrift neu aufzuheizen. Der wütende Ton à la Céline, der geschriebene Schrei, an der Grenze zum Bauchgrummen. Im Theater überbordende Choreographien, Bilder gegen Tiraden, mehr Spotlight als Wort. Nach Anouilh und Sartre nun Bob Wilson und Jan Fabre. Von einem Akademismus wird man nur durch einen anderen geheilt, nicht wahr? Nach zuviel *Wort* nun zuviel *Körper*. Die Eingeweide auf dem Tisch, Sperma und Pipi auf

ANZEIGE

H A U S DER KUNST

Franz Erhard
Walther

Shifting Perspectives
06.03 — 02.08.20

S T R E T C H Y O U R V I E W

der Bühne. Draußen, noch grausamer, feiern die Stämme Wiederauferstehung, Ethnie gegen Nation – Okzitanien, Padanien, Katalonien, Schottland. Die Föderationen werden in ihre genetischen Bestandteile zerlegt. Abstammungsprinzip gegen Territorialitätsprinzip. Man definiert sich über den Akt seiner Geburt, seine Erzeuger und seine Hautfarbe. Der Schoß, der umschließt, gegen die Abstraktion, die befreit. „Urvölker“ gegen zivilisierte Nationen. Selektion durch Herkunft, DNA-Test als Passierschein. Arsch über Kopf: Die Suhle steigt ins Hirn. Das Chromosom auch. Kurs auf die Brust und die Höhlen der Ururgroßeltern. Laizistische Staaten – Indien, Ägypten, Israel und viele andere – werden offen religiös, verbieten Mischehen, verlangen Herkunftszertifikate. Jeder sucht das Licht am Grunde seiner eigenen Finsternis.

In der Stunde des Dematerialisierten und des Virtuellen mag die allseitige Wiederkehr des Tribalen und des Viszeralen vielleicht unlogisch erscheinen. Das hieße jedoch zu vergessen, daß es einen Pakt gibt zwischen Alles-Bio und Alles-Techno, Neonlicht und Kerzenleuchter, „Wohnmaschine“ und Fachwerklandhaus, globaler Technologie und lokal gewähltem Vertreter. Uns ist alles recht, um uns mit synthetischen Stimmen und Unisex-Humanoiden zu trösten. Mit fortschreitender Robotik wächst unser Bedürfnis nach Inkarnation. Der überall herrschende Algorithmus ist ein wildes Verlangen nach rohen Empfindungen und Gänsehaut.

Der Mediologe nennt das *Jogging-Effekt*: Seit der Autofahrer nicht mehr zu Fuß geht, *joggt* er auf dem Gehsteig und fliegt zum *Trekking* in den Himalaja, so daß unsere ex-künftigen baumstarken Männer, weit davon entfernt, unter verkümmerten unteren Extremitäten zu leiden, wie man zur Zeit der Fiaker befürchtete, stahlharte Waden bekommen. Das ist rückwärtsgewandter Fortschritt. Wie die technisch-ökonomische Globalisierung eine politisch-kulturelle Balkanisierung als Kehrseite besitzt, so hat die Herrschaft der digitalen Abstraktionen das Küßchen auf beide Wangen und den Porno zu Hause zur Folge. Pathos und Logos helfen sich gegenseitig, der Glasturm ruft nach der Holzhütte. Das ist der Grund für die Rückkehr der Deterritorialiserten zum Terroir und der kulturfernen Jugendlichen zur Kultur der Ahnen.

Der Verlust der Zugehörigkeit sorgt für Luftzug und der auf Prothesen angewiesene Zivilisierte setzt sich einen Strohhut auf: Der zugerichtete Städter nimmt seine Ration Rustikalität in Anspruch, Vogelgezwitscher vor dem Fenster und Eichhörnchen auf den Plätzen, Radwege und Baumhäuser (wobei die Feldratte andere Bedürfnisse hat als ihr städtischer Kollege). Der orientierungslose Postindustrielle braucht ein gewerkschaftlich garantiertes Minimum an Wildheit, und man kann verstehen, daß er den Zuchtieren, gestopften Gänsen und Legebatterien junge Wölfe, alte Bären und verwaiste Krokodile vorzieht.

Man kann es ihm nicht übelnehmen, das ist der unbewußte Effekt eines Thermostats, der in jedem von uns verborgen ist. Wir profitieren alle, unbewußt, von einem *Prinzip der Konstanz*, das eine maschinelle Destabilisierung durch einen naturalistischen Gegenstoß – mit einem Hang zum Primitiven – ausgleicht. Je leichter die Mobilität fällt, desto größer ist der Wunsch nach Seßhaftigkeit. Die Autobahn bewirkt, daß sich die Wanderwege von neuem bevölkern. Das Gehen brachte die Gegend hervor; das Pferd den Bezirk; das Auto den Kontinent; das Flugzeug die Erde; die Rakete den Weltraum. Das ist klar. Jedes neue Vehikel aber, weit davon entfernt, das vorhergehende Territorium zu entwerten, läßt es von neuem auferstehen. Der Affekt und der Mythos bemächtigen sich des kleinen Maßstabs, den uns der große geraubt hatte, und bringen ihn zu neuen Ehren. Auf diese Weise hat uns der TGV wieder beigebracht, mit dem Tretroller zu fahren. Während wir auf dem Bildschirm den Wetterbericht von den Seychellen anschauen, kuscheln wir uns vor dem offenen Kamin zusammen. Aus dem industriellen Gigantismus leitet sich das *small is beautiful* her; aus dem Standardprodukt das Kunsthandwerk; aus dem digitalen Puritanismus, der die Muskeln auf Diät setzt, die Apotheose der Fitneß-Center; aus dem obligatorischen *globish* die Wiederauferstehung regionaler und heiliger Sprachen und aus dem Cyberspace das stark an Maurras⁴⁹ gemahnende „Auf dem Land leben und arbeiten“.

Mit einem Wort: Das Archaische ist nicht das Anachronistische, noch weniger das Veraltete, sondern das Verdrängte, jenes unsichtbare Substrat, das eine allgemeine, militärische, ökonomische oder politische Krise wieder an die Oberfläche treten läßt. Die apokryphe, Malraux zugeschriebene Formel, „*Das 21. Jahrhundert wird religiös sein, oder es wird nicht sein*“, ist eine Binsenweisheit, da bereits die Postmoderne sichtlich nostalgisch war. Die Modernisierer auf ihrem Gewaltmarsch (die für gewöhnlich unsere konservativen Parteien sind) haben regelmäßig eine große Rückwendung zur Folge. *Das Ende der Bauern*⁵⁰ und der Tod der agrikulturnen Zivilisation treiben die aufgewecktesten Städter auf die Scholle, trotz des Mißkredits der Landwirte, die immer noch den Mut haben, uns zu ernähren, obwohl wir sie beleidigten und fallenließen. Die leitenden Angestellten lassen den Trott Metro – Arbeit – Club hinter sich und machen sich auf, zu buttern, zu hacken, zu ernten, zu mähen, zu jäten – da das Leben an der frischen Luft das gute Leben verkörpert. Daher dieser unbestreitbare Wachstumsmarkt: das „Postwachstum“. „Eintauchen in das Leben auf dem Bauernhof“, ebendies wird zu geringen Preisen von Start-ups angeboten. Das nennt sich *woofing*, ein Wort, das aus dem Akronym WWOOF entstand: *world wide opportunities on organic farms*. Ein Beweis, falls es eines solchen noch bedurfte, dafür, daß die großgeschriebene ERDE [Terre] zum Terroir, die *techné* zur *physis* zurückführt und das WWW schließlich dazu, das Haus des Großonkels im Lozère wieder flott zu machen.

8. DER GROSSE WEG

Unsere Gründungsmythen, unsere magnetischen Nordpole haben jemanden, um standzuhalten; jedem Kontinent seine Gleise und seine Gewohnheiten. Unser Ehrgeiz ist zusammengeschrumpft. Die Alte Welt hat das Rentenalter erreicht, macht aus dem Luxus eine Schutzschicht, gibt ihren Museen den letzten Schliff und poliert ihre Reliquien. Amerika, das sich von Geburt an der Eroberung der *wilderness*, des wilden *Far West* gewidmet hat, kommt es auf eine Kühnheit mehr nicht an.

Seine letzte Überschreitung trägt den Namen Transhumanismus. Wenn man nicht ins Scheitern verliebt ist, wie wir es unsererseits sind, gibt man das Unmögliche nicht einfach als irreparabel zurück. Genau das macht die Neue Welt zur Wiege

der Science-Fiction, zu jenem Land, das unseren zum Asylbewerber gewordenen Doktor Faustus aufnimmt. Der alte Alchimist hat seine Reagenzgläser ins Silicon Valley überführt, nicht um Blei in Gold, sondern unser Fleisch in *bits and bytes* zu verwandeln, allzeit bereit, das Lebendige zu töten, um den Tod zu töten.

Das Große Werk wird in der KI gesucht. Dem Ökofreak [*écolâtre*] der Klatschmohn, dem Technofreak das genetische Genie. Tote wiederherstellen? Nein, sie unsterblich machen, mit umfassender Hilfe von Prothesen und Implantaten. Den Primaten neu programmieren, die DNA reduplizieren, den neuronalen Schaltkreis auf Siliziumchips fernübertragen (*mind uploading*). Der Klon wird das Skelett, die Kryogenik die Verwesung ersetzen. Alter puritanischer Trieb. Man träumt davon, das Fleisch zu reinigen und die Sabbernden zu säubern, indem man das Unreine und Unvollkommene durch Reines und Trockenes ersetzt. Die Hightech-Eugenik hat alle Hände voll zu tun. Die Grundlage hält stand, das heißt die Nerven-Verkabelung und das Muskel-Knochen-Gestell des Internauten, die immer noch dieselben sind wie beim Mammutjäger. Zwei Beine, zwei Hände, ein Darm, das läßt sich durch eine Chipkarte verbessern, nicht ersetzen. Der *cyborg* ohne Fabrikationsfehler droht das Rendezvous daher platzen zu lassen. Es ist wahrscheinlich, sitzengelassen zu werden.

Danken wir der *Endlichkeit*, die uns verbietet, uns als rostfrei zu erträumen. Wir werden, in Sachen botanischer Garten, nicht zu dem von Adam und Eva zurückkehren, in Sachen Silicon Valley aber auch nicht den garantierten Status von Robotern erlangen. Wir werden weiterhin gleichsam von vorne dem Regen entgegen müssen, indem wir uns mit der Sünde abfinden, geboren zu sein, ohne auch nur im geringsten darüber entschieden zu haben, ohne über das Datum und den Ort unserer Geburt konsultiert worden zu sein.

Für Faust, der davon träumt, alles Wachsende durch Hergestelltes ersetzen zu können, die Natur vollständig zu kultivieren, ist dieser antiwissenschaftliche und antidemokratische Unfall/Zufall [*accident*] ein Skandal, den es zu beenden gilt. Könnten sie doch scheitern. Solche Unterfangen würden aus unserer Existenz die Ausführung eines vorgefaßten Programms machen, indem sie ihr diesen Kitzel des Abenteurers *sui generis* nehmen, den sie ihren Ungewißheiten und Überraschungen verdankt.

Behelfsmäßige Moral: „Zwingen wir nicht unser Talent, tun wir nichts mit Gnade.“ Verflucht sei, wer Schlechtes dabei denkt, aber vergessen wir nicht den Autogenozid der Roten Khmer und die mit der Pistole im Rücken erzwungene Grünwerdung der Verschmutzer von Phnom Penh, dieser bebrillten denaturierten Bourgeois. Das ist keine Science-Fiction, sondern Zeitgeschichte.

Romain Gary, der heldenhafte Autor von *Racines du ciel*, war der Ansicht, daß man die Menschen nicht deshalb hassen solle, weil sie Elefanten jagen. Die gute Sache der Tiere verpflichtet nämlich nicht dazu, die Wölfe nach Paris, die Wildschweine in die menschenleeren Dörfer, die Ratten in die Küche (außer Siebenschläfer und Wasserratten) oder die Mücken ins Zimmer zurückzuholen. Biophil ja, misanthropisch nein. Es ist nur allzu notwendig, auf den *Suprematismus* zu verzichten, nicht den des weißen Mannes [*homme*], sondern des Menschen [*homme*] überhaupt, da sich dieser Korporatismus kleiner Ehrgeizlinge das Recht anmaßt, Brüder und Cousins zu beherrschen und sogar auszulöschen.

Das wäre etwas anderes als der *Antispeziesismus*, der denken läßt, daß es dem Planeten besser ginge, wenn ein sich über die Maßen reproduzierender Parasit akzeptieren würde, von der Bildfläche zu verschwinden. Fest steht, daß die Artenvielfalt bei Tieren und Pflanzen der Arbeit des Menschen viel zu verdanken hat, wie der Wald von Fontainebleau Colbert und dem Forstrecht

Über Nütz- und Schädlinge in der Landwirtschaft



INSEKTENATLAS
Insekten sind fundamentaler Teil der Lebensgrundlagen unserer Welt. Der Insektenatlas bietet auf 50 Seiten und in mehr als 80 Grafiken zahlreiche Informationen über die Bedeutung von Insekten.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/insektenatlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de



OLIVE AYHENS PARALLEL STRATA COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

oder die Sauberkeit des Lac d'Annecy den Kläranlagen. Ein Mehr an Bevölkerung bedeutet nicht unbedingt ein Mehr an Verschlechterung. *Homo sapiens* hat sich noch nicht völlig unwürdig erwiesen, denn er konnte eine anfangs ziemlich feindselige Erdkruste bislang bewohnbar und bisweilen sogar genießbar machen (ohne damit schon ein Urteil über das Folgende abzugeben). Einige Republiken sind sogar so weit gegangen, solidarische Verbindungen zwischen den Mitbürgern herzustellen. Die *Marseillaise* oder die *Internationale* durch die *Ode an den Salat* zu ersetzen, wäre in dieser Hinsicht, in Frankreich, ein Zeichen von Undankbarkeit.

Um den Jargon der *-ismen* aufzugreifen, so ausgelaut oder ermüdend er auch sein mag: Wir wollen vermeiden, in einen konfusen *Biologismus* zu verfallen, der das Säugetier Mensch mit den anderen in einen und denselben Topf wirft. Es wäre ziemlich deprimierend, wenn wir zwischen *Skylla* und *Charybdis*, zwischen einer denaturierten Kultur und einer dekulтивиierten Natur wählen müßten. Man zieht den Menschen nicht hinan, indem man ihn von seinen spezifischen Eigenschaften abschneidet. Aimé Césaire hat uns mit der Weisheit des Dichters gewarnt: „*Ableger ja, Entwurzelung nein.*“⁵¹

Was wäre also die rechte Mitte [*le juste milieu*] zwischen den Grünen Khmer und der Blauen Blume? Welchen Weg sollten wir einschlagen?

Den, der zwischen ERDE, MENSCH und KOSMOS wieder neue Fäden zu knüpfen vermag und der den Begriff „*Umwelt*“ beziehungsweise „*environnement*“, der uns durch den Gebrauch des Eng-

lischen aufgezwungen wurde, durch den des *Mi-lieus* ersetzt. Die Umwelt, ein quasi touristischer Begriff, ist das, was eine bestimmte feste Insel in Form eines Rings oder einer Peripherie umringt. Das *Mi-lieu* hingegen [wörtlich „Ort inmitten“] hüllt uns ein und nährt uns. Es ist ein regenerierendes Dazwischen, welches das Außen ins Innen holt, wodurch sich beide wechselseitig frischen Sauerstoff zuführen. Das ist kein Nebeneinander, sondern eine Matrix/Gebärmutter [*matrice*].

Wir wollen unter „*Milieu*“ die Gesamtheit der Existenzbedingungen eines Lebewesens verstehen, wobei natürlich klar ist, daß ein geographisches *Milieu* mehr als ein regloser Rahmen ist, da die Oberfläche der ERDE immer – außer an den beiden Polen – durch Kolonien von Menschen, die sich dort eine Nische bereiteten, zu einem Habitat eingerichtet, umstrukturiert und umgestaltet wurde. Das Lebendige organisiert das *Milieu*, das es seinerseits organisiert. Es gibt da Interdependenz und Ko-Entwicklung. Zwischen dem spezifischen Ziegel von Angers und den Gedichten Ronsards, zwischen der *bocage* genannten Landschaft und dem feudalen *chouan*, zwischen dem Granit der Armorikanischen Alpen und dem bretonischen Dickschädel, wer kann bei dieser Verwobenheit von Natur und Kultur sagen, was Kette und was Schuß ist? Wir sind ebenso sehr Kinder unserer Landschaften wie unserer Monumente, einer Galerie bedeutender Männer wie einer Muttersprache, wie jene Schnittpunkt-Disziplin zeigt, der wir dringend zu neuen Ehren verhelfen sollten: die *Humangeographie*.

Sie zeigt uns, wie hart Arbeitende sich in die Ökumene eines „umhegten Gartens [*clos*]“, eines

„Hangs [*côte*]“ oder eines „Landstrichs [*climat*]“ verziehen konnten – und, zum Beispiel, den Weinbau erfanden. Eine Oase inmitten von Sand, eine kleine Flötenmelodie im Getöse des Kosmos. Dazu folgten sie dem „Großen Weg“, den unsere Feldforscher, die mit dem Pinsel wie die mit der Feder Arbeitenden, vorgezeichnet haben. Cézanne natürlich: „*Man muß durch die Natur zum Louvre kommen und durch den Louvre zur Natur zurück ...*“⁵² Noch prophetischer Julien Gracq: „*Eine Zivilisation der Einsiedlerkrebse ist ohne Zukunft.*“⁵³ Seiner Schale entkommt man nicht. Das ist das ganze Problem:

Die ökologische Bedrohung betrifft den gesamten Planeten, aber der Planet ist nicht für jeden von uns die ihm eigene Schale. Es handelt sich um ein Mosaik aus Nischen, die sich gegenseitig wärmen. Kein Erdenkind ist ein Kind der Lüfte, man wohnt nirgendwo, wenn man überall wohnt. Ohne einen gewissen *Lebenskreis* kann ein Wesen weder wachsen noch gedeihen, und das momentweise vernünftige [*raisonnable*], im Grunde zur *Hausgemeinschaft fähige* [*maisonnable*] Säugetier, das wir sind, kann ohne Haus und Herd nicht überleben. Es liefe Gefahr, wie in einem zu großen Mantel über eine HEIMAT-ERDE zu schweifen. Es braucht Gepäck, ein genau umschriebenes Gebiet, Feiertage, Familienfotos auf dem Kaminsims, eine Muttersprache, die es ihm erlaubt, einen Plausch zu halten, weil man sich auch zwischen den Zeilen versteht. Die vom Wind beflügelten Sohlen kennen nur ein Wetter, und man braucht kein Rimbaud zu sein, um endlos Lust zu verspüren, in sein Charleville zurückzukehren.⁵⁴ Wie der Autor von *Der große*

Weg sagt: „Man lebt nur dauerhaft in dem, was in Übereinstimmung mit der ‚geprägten Form‘ gewachsen ist.“⁵⁵ Man betrachte nur *Die Form einer Stadt*: Nantes, die Schale, in der im Lycée Clemenceau das kleine Ei namens Poirier⁵⁶ gedieh, hinterließ ihren Eindruck bei dem Erwachsenen, zu dem Julien Gracq geworden war, Außen und Innen haben sich gegenseitig befruchtet. So können Hominiten, von der Natur schlecht ausgestattet, aber mit vollständigem Gebiß und zum Greifen befähigter Hand, eine *Bleibe* errichten, indem sie einen Boden fruchtbar machen, Fauna und Flora klassifizieren und Hohlwege durchs Gestrüpp schlagen.

Die Scholle, von der man abstammt, wählt man nicht, genausowenig wie Vater und Mutter, wir können aber durchaus beeinflussen, was unter unseren Händen daraus wird. Haben nicht die Schweizer aus der Alpenkette eine Bastion des guten Lebens gemacht, und die Chinesen aus dem Jangtsekiang das Reich der Söhne des Himmels, und die Mittelmeeranrainer durch unentwegte Begegnungen und Austausch aus einem großen Salzsee eine Zivilisationsmaschine?

Nicht die Ökonomie, sondern die Geo-Geschichte trifft ins Schwarze und sollte uns davon überzeugen, von unserem törichtem Streben abzulassen, Regen und Schönwetter zu machen, indem uns als Motiv in den Ohren klingt, daß wir „den Auftrag haben, das Erbe der Welt zu bewahren, das aber die Form annehmen wird, die wir ihm geben“ (Malraux).⁵⁷ Zügeln wir unseren Ehrgeiz: Wasser gefriert bei unter null Grad, und unter einem bestimmten Grad an Bescheidenheit gefriert auch unsere Menschlichkeit.

Die Welt ist ramponiert, holprig und verwirrend, voller unvorhersehbarer Glücks- oder Unglücksfälle, wir können uns gar nicht wünschen, ihr die für uns angenehmste Form zu geben. Unsere tektonischen Platten, die historischen wie die geologischen, sind keine Knetmasse. Um uns zu mehr Bescheidenheit zu ermahnen, war es gut, daß Human- und Naturwissenschaften nicht mehr in getrennten Laboren arbeiten. Kieselhaltig oder lehmhaltig, die Natur eines Bodens diktiert eine Art der Aussaat, eine Lebens- und Denkweise, mit einem bestimmten Kalender, der nicht von uns abhängt und nach dem man sich zu richten hat. Den Riesenkürbis muß man von April bis Mai säen, in einen frisch aufgelockerten Boden, Winden im Juni, Tomaten jedoch im Januar und Februar (in Südfrankreich). Weder vorher noch nachher. Soistdas [*Sékomça*].

Als Voltaire uns unseren Passierschein ausgestellt hat, sagte er nichts anderes, als Elohim in der *Genesis* zu Adam gesagt hatte: „Seid fruchtbar und mehret euch“: „Wir müssen unsern Garten bestellen.“⁵⁸ Wir werden dem heutigen Adam dankbar sein, wenn er seinen Gemüsegarten von Pestiziden und hybriden Körnern frei hält und die für die Bestäubung wichtigen Insekten schützt. Soviel ist wahr: Für den Menschen ist nichts für immer erreicht, weder seine Liebe noch sein Kornfeld noch

sein Gläschen Wein. Ein großer Bordeaux-Wein ist nicht das Geschenk eines Kiesbodens. Er braucht ein *terroir*, das heißt einen urbar gemachten, entwässerten, gejäteten, über Jahrhunderte hinweg bearbeiteten Boden.

Die Beschwörung einer idealen Hanglage und guter Wettervorhersagen reicht nicht aus, es braucht Rebstöcke, die beschnitten und von Blättern befreit werden müssen, Bearbeitung. Ein Glas Wein ist ein Bündnis aus langer geduldiger Arbeit und dem Genius eines Ortes, alles in allem dieselbe Höchstleistung wie eine Raumstation, die trickreich mit dem Weltraum verhandelt, um in ihm einen Ankerpunkt zu finden.

In Sachen Mensch sind wir immer zwei, NATUR und GEIST. Ein Material und ein Werkzeug. Kein Telegraphenmast ohne Baumstamm und Säge, kein Papier ohne Fluß und Stauwehr im Oberlauf, kein Land ohne historische Stätten und Schlüsseldaten. Erd-Geschichte. *Wir müssen also nicht wählen zwischen dem Rasenmäher und dem Gärtner*, zwischen Mittel und Zweck, Technik und Geistigem.

Die passende – diesmal laizistische – Baustelle dafür wäre eine Art Gartenbau-Kooperative im Maßstab des Planeten, unter der Ko-Präsidenschaft von Humus und Gärtner. So dürfen wir hoffen – verzweifeln wir nicht –, an irgendeinem Erinnerungsort, in irgendeinem Winkel des durchs All irrenden Sterns ein neues Fest der Rosen⁵⁹ zu feiern, weniger trügerisch und dauerhafter als jenes, das uns so viele verblichene Träume und Hochmutsphantasien vorgaukelten. ◆

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON MARKUS SEDLACZEK
© ÉDITIONS GALLIMARD, 2020

- 1 Vgl. Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, München 1979, Beck (hier und im Folgenden A.d.Ü.)
- 2 Vgl. René Descartes, *Discours de la méthode*, 6. Kap.
- 3 Vgl. Francesco Petrarca, *Die Besteigung des Mont Ventoux*, übers. v. K. Steinmann, Stuttgart 1995, Reclam, S. 5 u. 9
- 4 Im Französischen können die üblicherweise klein geschriebenen Substantive durch große Initialen hervorgehoben werden, hier *l'Esprit* und *la Nature*; diese Hervorhebung wird durch Kapitälchen nachvollzogen.
- 5 Vgl. Epiktet, *Handbüchlein der Moral und Auslese aus seinen Gesprächen*, übers. v. W. Capelle, Jena 1925, Diederichs
- 6 *Genesis*, 3,16 und 19 (Einheitsübersetzung 2016)
- 7 Vgl. Jean Giraudoux, *La guerre de Troie n'aura pas lieu*, Paris 1935, Grasset (deutscher Titel: *Kein Krieg in Troja*)
- 8 Die vielzitierte Wendung stammt aus der Tragödie *Connétable de Bourbon* von J.-A. H. de Guibert (Paris 1786, I, 4).
- 9 Sigmund Freud, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, in: *Studienausgabe*, Bd. IX, Frankfurt/M. 2000, Fischer, S. 560
- 10 Walter Benjamin, „Über den Begriff der Geschichte“, in: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt/M. 1991, Suhrkamp, Bd. I.2, S. 701
- 11 Im Orig. *point de grand Charles*: Vgl. den Titel des zweiteiligen TV-Spielfilms *Le Grand Charles* (2006 France 2, 2008 auf ARTE mit deutschem Titel „Charles de Gaulle – Ich bin Frankreich!“)
- 12 René Char, *Hypnos. Aufzeichnungen aus dem Maquis (1943–1944)*, übers. v. P. Celan, Frankfurt/M. 1990, Fischer, Nr. 72
- 13 Im Orig. *le vif saisit le mort*: Vgl. die jurist. Formel *le mort saisit le vif*, „der Tote setzt den lebenden (gesetzlichen Erben) in Besitz“.
- 14 Im Orig. *quelques prises de gage sur le Grand Soir, à la Fête de l'Huma*: Der Ausdruck „Le grand soir (Der große Abend)“ bezeichnet im Kontext der Pariser Kommune (1871) das große Fest nach dem Sieg des Volkes. Die kommunistische Tageszeitung *L'Humanité* veranstaltet jährlich ein großes Sommerfest: *la Fête de l'Huma*.
- 15 Vgl. François Ewald, *Der Vorsorgestaat*, übers. v. W. Bayer u. H. Kocyba, Frankfurt/M. 1993, Suhrkamp
- 16 Im Orig. ZAD: In der Verwaltungssprache „Zone d'Aménagement Différée“ [Förderungsgebiet], bei Gegnern solcher Infrastrukturmaßnahmen „Zone à défendre“ [Zu verteidigende Zone].
- 17 Sprichwörtl. gewordene weibl. Figur aus Corneille, *Le Cid* (1637).
- 18 „Ah, ça ira! Ça ira!“: Beginn und Refrain eines Kampflieds aus der Revolutionszeit.
- 19 Paul Valéry, *Cahiers/Hefte*, übers. v. H. Köhler u. a., Frankfurt/M. 1993, Fischer, Bd. 6, S. 561
- 20 Nicolas Hulot: ehem. Fernsehmoderator, Umweltschützer, 2017–2018 Umweltminister unter Präsident Macron; José Bové: Biobauer, prägende Figur der Bewegung der Globalisierungskritiker.
- 21 Vgl. Michel Serres, *Der Naturvertrag*, Frankfurt/M. 1994, Suhrkamp
- 22 Victor Hugo, „Océan. Tas de pierres. Politique“, in: *Cœuvres complètes*, Paris 1942, Ollendorff
- 23 Wassily Kandinsky, *Über das Geistige in der Kunst*, Bern 1952, Benti, S. 94 f.

- 24 Vgl. Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, übers. v. T. König, Frankfurt/M. 1966, Suhrkamp
- 25 Im Orig. *La promesse de l'aube*, Romantitel von Romain Gary (deutsch: *Frühes Versprechen*, übers. v. G. Waeckerlin Induni, München 2008, Schirmer-Graf)
- 26 Im Orig. *l'homme nouveau*: das franz. Substantiv „homme“ kann sowohl allgemein „Mensch“ als auch speziell „Mann“ bedeuten.
- 27 Vgl. Victor Hugo, *Die Legende der Jahrhunderte*, übers. v. L. Seege, in: *Sämtliche poetische Werke*, Bd. 1, 1860 (Epische Gedichte, die die verschiedenen Entwicklungsstadien der Weltgeschichte illustrieren.)
- 28 Victor Hugo, *Die Arbeiter des Meeres*, übers. v. R. G. Schmidt, Hamburg 2017, mareverlag, S. 7
- 29 Von 1855 bis 1870 war die Kanalinsel Guernsey Exilort von Victor Hugo.
- 30 Vgl. Auguste Comte, *Rede über den Geist des Positivismus*, übers. v. I. Fetscher, Hamburg 1966, Meiner, hier S. 5–41
- 31 Vgl. André Malraux, *So lebt der Mensch*, übers. v. F. Hardekopf, München 1991, dtv. Maurice Maeterlinck, *Das Leben der Bienen*, übers. v. F. von Oppeln-Bronikowski, Frankfurt/M. 1953, Fischer
- 32 Vgl. Blaise Pascal, *Gedanken* [Nr. 418], übers. v. U. Kunzmann, Leipzig 1992, Reclam: „wird ... eben das gleiche ... euren Verstand demütigen“ [„cela ... vous abêtira, wörtl. auch „wird euch dumm machen/vertieren“].
- 33 Im Orig. *se font tancer vertement*: Vgl. die Wendung *foncer qn vertement* (wörtl. soviel wie „jmd. grün in den Boden rammen“) für „jmd. heftig tadeln“.
- 34 Vgl. Teilhard de Chardin, *Le Phénomène humain* (1955), deutsch: *Der Mensch im Kosmos*, übers. v. O. Marbach, München 1959, Beck
- 35 Vgl. Karl Marx, „Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz“ (1842), in: Karl Marx/Friedrich Engels, *Werke*, Bd. 1, Berlin 1983, Dietz
- 36 Vgl. Tertullian, *Apologeticum. Verteidigung des christlichen Glaubens* [50, 13], übers. v. T. Georges, Freiburg 2015, Herder
- 37 Paul Valéry, *Schlimme Gedanken und andere*, übers. v. W. Riemerschmid, Frankfurt/M. 1963, Insel
- 38 Originaltitel *Soylent Green* (deutsch: *Jahr 2022 ... die überleben wollen*), nach dem Roman von Harry Harrison *Make Room! Make Room!* (1966; deutsch: *New York 1999*, übers. v. T. Westermeyer u. W. Jeschke, München 1999, Heyne)
- 39 François René de Chateaubriand, *Erinnerungen von jenseits des Grabes. Meine Jugend. Mein Leben als Soldat und als Reisender*, neu hg. v. B. Sändig, Neuried 1994, ars una, S. 227 (nach Übers. v. I. Meyer, Leipzig 1849)
- 40 Vgl. Viviane Forrester, *L'horreur économique*, Paris 1996, Fayard (deutsch: *Der Terror der Ökonomie*, übers. v. T. Scheffel, Wien 1997, Zsolnay)
- 41 Im Orig. deutsch. Vgl. Ernst Haeckel, *Generelle Morphologie der Organismen*, Berlin 1866, Reimer
- 42 Im Orig. „Urgence Planète“: Vgl. den gleichnamigen franz. Titel (Paris 2007, Éd. Alphonse) für Al Gore, *Earth in the Balance – Ecology and Human Spirit* (1992)
- 43 Arthur Rimbaud, Brief an Ernest Delahaye vom Mai 1873, in: *Briefe, Dokumente*, übers. v. C. Ochswald, Reinbek 1964, Rowohlt, S. 43. Charles Baudelaire, „Mein entblößtes Herz“, übers. v. F. Kemp, in: *Sämtliche Werke/Briefe*, Bd. 6, München 1991, Hanser, S. 223
- 44 Vgl. Simone de Beauvoir, *Das andere Geschlecht*, übers. v. U. Aumüller u. G. Osterwald, Reinbek 1995, Rowohlt
- 45 Vgl. André Breton, „Erstes Manifest des Surrealismus. 1924“, in: *Die Manifeste des Surrealismus*, übers. v. R. Henry, Reinbek 1977, Rowohlt, S. 12 f.
- 46 Ebd., S. 11
- 47 Vgl. Dominique Noguez, *Lenin dada*, hg. und übersetzt von J. Morgenthaler, Zürich 1990, Limmatt
- 48 Vgl. Wladimir Majakowski, „Linker Marsch“ mit dem Vers „rede, Genosse Mause“, bezogen auf die gleichnamige Pistole (übers. v. H. Huppert, in: *Hören Sie zu!*, Berlin 1975, Volk und Welt)
- 49 Vgl. Charles Maurras (1868–1952), frz. Politiker u. Schriftsteller, Mitbegründer der *Action Française*, Verfechter einer radikal antidemokratischen und antisemitischen Politik, 1945 als Kollaborateur verurteilt.
- 50 Vgl. Henri Mendras, *La fin des paysans: changements et innovations dans les sociétés rurales françaises*, Paris 1970, Colin
- 51 Aimé Césaire, „Rede über die Négritude“ (Discours de Miami, 26. Februar 1987), in: *Rede über den Kolonialismus und andere Texte*, übers. v. H. Becker, Berlin 2010, Karin Kramer, S. 131 (Übers. mod.)
- 52 Zitiert nach Joaquin Gasquet, *Cézanne*, übers. v. E. Glaser, Berlin 1930, Cassirer, S. 108
- 53 Julien Gracq, *Rom: um die sieben Hügel*, übers. v. R. Palm, Zürich 1993, Ammann, S. 136
- 54 Im Orig. *les semelles de vent*: Vgl. den Beinamen „l'homme aux semelles de vent“, den Verlaine seinem Freund Rimbaud (geb. in Charleville) gab, in etwa „der Mann mit den vom Wind beflügelten Sohlen“.
- 55 Ebd. [Vgl. ders., *Der große Weg*, übers. v. E. Edl, München 1996, Hanser]
- 56 Louis Poirier: bürgerl. Name von Julien Gracq (geb. 1910 bei Angers, 1921–28 Internatsschüler in Nantes, gest. 2007 in Angers). Vgl. J. Gracq, *Die Form einer Stadt*, übers. v. D. Hornig, Graz 1989, Droschl
- 57 André Malraux, Rede während der Konferenz der frankophonen Länder in Niamey, 17. Februar 1969
- 58 Voltaire, *Candide oder Der Optimismus*, übers. v. I. Lehmann, in: *Sämtliche Romane und Erzählungen I*, Frankfurt/M. 1976, Insel, S. 390
- 59 Im Orig. *fête de la rose*: Vgl. die gleichnamige Bezeichnung für Sommerfeste der Sozialistischen Partei Frankreichs, deren Emblem die von einer Hand gehaltene Rose ist.

Daten und Fakten für die Verkehrswende

MOBILITÄTSATLAS

Daten und Fakten für die Verkehrswende 2019



Der Mobilitätsatlas zeigt die wichtigsten Handlungsfelder und Lösungsansätze für sichere, zuverlässige und klimafreundliche Mobilität. Verständlich geschrieben, mit vielen Infografiken.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/mobilitaetsatlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

VCD

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

greenpeace magazin.

Konstruktiv. Kritisch.
Leserfinanziert.

Machen Sie mit:

Unterstützen Sie die Arbeit der Greenpeace Magazin Redaktion mit 38,50 Euro im Jahr. Dafür erhalten Sie ein Jahr lang das Greenpeace Magazin (6 Ausgaben) & unseren Ratgeber „Tu was!“ mit 123 Umwelttipps für jeden Tag.

Jetzt bestellen
und kostenlos liefern lassen:
040/38 66 66 306 oder
greenpeace-magazin.de/abo

POLARFIEBER

Die Arktis taut. Was Forscher jetzt entdecken
und wie die Industrie auf Beutezug geht



DAS KLIMABEBEN

DIE ALLGEMEINE RATLOSIGKEIT ANGESICHTS DER ATMOSPHERISCHEN ERWÄRMUNG

UNTER den Gespenstern, welche gegenwärtig im Untergrund ihr Unwesen treiben, streckt seit dem kurzen Frühjahrsauftritt von Greta Thunberg am Davoser *World Economic Forum* (WEF) der drohende Klimawandel seinen dürren Hals am weitesten vor. Greta Thunbergs Botschaft an die Regierungen bei ihrer Ankunft in New York nach spektakulärer Atlantiküberquerung auf einer privaten Segelyacht zur Anhörung vor der UNO: „Listen to the science!“¹ faßt die Mahnungen der Demonstranten prägnant zusammen. Mit dem Hören allein ist es aber leider nicht getan.² In der optisch geprägten Zivilisation des *advertisement* übernimmt mit dem *earphone* das Hören eine psychedelische Funktion. Die Performance, das Sichtbare, das Getane, nicht das Gehörte, erheischt Aufmerksamkeit, und wenn auch nur für den Moment.

KASSANDRAS MAHNUNG

Das subterrane Rumoren des Klimagespensts vernimmt die Wissenschaft seit mehr als einem Jahrhundert. Svante Arrhenius, Nobelpreisträger für Chemie von 1903, warnte 1896 als erster vor den klimatischen Auswirkungen der anthropogenen atmosphärischen Erwärmung. Sein gedämpfter Kassandraruß verhalte ungehört in der Euphorie des industriellen, die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse hastig in Technologie umsetzenden Aufschwungs der folgenden Jahrzehnte. Erst in den siebziger Jahren, ausgelöst durch die in aller Öffentlichkeit ausgetragene Affäre um das antarktische Ozonloch und die Fluorchlorkohlenwasserstoff-basierten (FCKW) Kühlmittel, erinnerte die Atmosphärenforschung sich seiner und machte zurückhaltend auf die Erwärmung aufmerksam. Zurückhaltend, weil ihrer selbst nicht sicher wegen der ungenügenden Überdeckung der Erde mit Meßstationen, Unabgestimmtheit der Instrumente und Methoden. Zurückhaltend nicht zuletzt auch, weil die Erdatmosphäre bereits ein natürliches Treibhaus ist. Vulkanische Tätigkeit, Verwitterung von kalkhaltigem Gestein und die Biosphäre sorgen für die ständige atmosphärische Präsenz der natürlichen Treibhausgase Kohlendioxid CO₂ und Methan CH₄. Als Plumeau, das die Wärmeabstrahlung der Erde im infraroten Licht zurückhält und die Abkühlung der Atmosphäre verhindert, sind sie lebensnotwendig. Die mittlere globale Temperatur läge ohne sie bei ungemütlichen minus 18 Grad Celsius. Auf das natürliche Treibhausgas wollten wir also keinesfalls verzichten.

Schließlich übte die Wissenschaft Zurückhaltung, weil die Erdfrühgeschichte ausgedehnte Epochen von Hunderten MA (Millionen Jahre) großer Kälte³ ebenso wie enormer Hitze erlebt hat. Im Eozänen Optimum kletterte die Temperatur für 200 MA bis auf globale plus dreißig Grad Celsius. Seit vier MA folgte dem eine Serie von Kaltzeiten (Glazialen) und Warmzeiten (Interglazialen); in hunderttausendjährigem Zyklus anti-korreliert oszillierend mit der atmosphärischen Treibhausgaskonzentration.⁴ Die heutige Warmzeit, in deren allmählichem Ausklang die humane Zivilisation entstand und sich noch befindet, setzte vor 11 000 Jahren ein, unmittelbar nach der vorläufig letzten Kaltzeit, der Eiszeit. Bei Fortgang der natürlichen Verhältnisse sollte in drei weiteren Jahrzehntausenden das nächste Glazial Nordamerika und Eurasien mit großflächigen Vereisungen überziehen. Dem natürlichen Trend entsprechend, sank in den vorindustriellen fünf Jahrtausenden die globale Temperatur um minus 0,01 Grad Celsius pro Jahrhundert auf das globale Jahresmittel von plus zwölf

Grad Celsius bis plus 13 Grad Celsius. In Europa ließ sich die sinkende Temperatur bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts am stetigen Wachsen der Alpengletscher ablesen.⁵ In diesem Trend trat mit der forcierten Industrialisierung um 1850 bis 1870 und ihrem exponentiell zunehmenden Energiebedarf ein eklatanter Bruch auf. Seither steigt die Temperatur global mit plus 1,7 Grad Celsius pro Jahrhundert an – ein riskanter hundertsechzigfacher Richtungswechsel, der heute, ein Jahrhundert später, für noch leicht erhöhte, angenehme plus 14 Grad Celsius globales Jahresmittel sorgt. Parallel dazu wächst die Treibhausgaskonzentration. Beide sollten nicht weiter ansteigen, damit ähnliche Zustände wie jene vor der zyklischen Warm-Kaltzeit-Epoche vermieden werden.

THERMALE UN-NATUR

In ihrer Redlichkeit hat sich die Wissenschaft intensiv darum bemüht, die übermäßige Erwärmung der Atmosphäre durch natürliche Einflüsse zu erklären. In der Gegenwart ist der lokale Vulkanismus global bedeutungslos. Als Akteure kämen die kosmische und die unter dem Promillebereich schwankende solare Strahlung in Betracht. Erstere ändert sich bestenfalls in kosmischen Zeiten und ist thermisch unbedeutend. Die Versuche, die Erwärmung den Emissionsschwankungen der Sonne anzulasten, sind eklatant fehlgeschlagen. Das aus Atmosphäre, Ozeanen, kontinentaler Geographie, Vulkanismus, Tektonik und ausgedehnter Biosphäre bestehende klimatische System ist (schon unter Ausschluß des Menschen) autark und eng verzahnt. Zwar beziehen Atmosphäre und Ozeane zum Antrieb ihrer inneren physikalisch-chemischen und biologischen Eigendynamik 99,9 Prozent ihrer Energie aus dem Sonnenlicht (das sind 49 Prozent der totalen Einstrahlung, der „Solarkonstante“; die übrigen 51 Prozent reflektieren Wolken und Eis zurück in den Weltraum), doch spielen dessen Schwankungen gegenüber dieser Eigendynamik keine nachweisbare Rolle.⁶ Über Jahrtausende nimmt die „Solarkonstante“ sehr langsam zu und wird in vier bis fünf GA (Milliarden Jahren) Leben auf der Erde unmöglich machen, wenn die Sonne sich mangels nuklearem Brennstoff in einem letzten Aufflackern vor ihrem Erlöschen bis über die Erdbahn hinaus ausdehnt und die terrestrischen Planeten Merkur, Venus, Erde, vielleicht auch Mars einschmilzt. Das ist noch unendlich lange hin.

Die reine Tatsache der atmosphärischen Erwärmung ist nicht das zentrale Problem. Handelte es sich um ein bis zwei Grad Celsius mehr, brauchte sich niemand zu erregen. Darauf beschränkt die UNO in ihrer jüngsten Empfehlung⁷ denn auch die zulässige Temperaturzunahme für dieses Jahrhundert und darüber hinaus. Mit heute plus 14 Grad Celsius globalem Jahresmittel liegen, abgesehen von exponierten Wüstengebieten, die Spitzentemperaturen im Sommer um plus vierzig Grad Celsius. Stiege die mittlere globale Temperatur aber um, sagen wir, drei bis vier Grad Celsius, müßte mit häufigen sommerlichen äußerst unangenehmen Spitzen von an die fünfzig bis sechzig Grad Celsius gerechnet werden. Sie bringen unweigerlich die Gefahr von häufigen verheerenden ausgedehnten Wald- und Steppenbränden mit sich, denen nicht nur Siedlungen, sondern auch die immobile Kleintierpopulation zum Opfer fallen. Mit den Temperaturen steigen zudem die atmosphärische Humidität und der Kohlendioxidgehalt der Niederschläge. Hitze und Humidität trafen Kinder und Senioren gleichermaßen. Klimatisierungstechnologien würden das zwar in den hochindustrialisierten Ländern ohne wesentlich erhöhte Sterblichkeit meistern. Leidtragend allerdings wären die unteren Bevölkerungsschichten, vor allem aber ärmere Länder. Klimaflucht, Bevölkerungsverschiebungen, Auseinandersetzungen, auch Kriege wären voraussehbar.⁸ Weltweit nähme die Sterblichkeit zu, das erreichbare Lebensalter sänke, das Bevölkerungswachstum verlangsamte sich. Vielleicht nähme sogar die Weltbevölkerung absolut ab. Mit ihr verringerte sich der bevölkerungsabhängige Energiebedarf und folglich die Treibhausgasemission. Aus pragmatischer Sicht eine positive, moralisch aber unvermeidbare Folge. Der befürchtete Temperaturanstieg über zwei Grad Celsius hinaus zöge das reibungslose Funktionieren der hochentwickelten Zivilisation, ja wahrscheinlich das unbeschadete Bestehen der Menschheit in Zweifel.

Unerwartet taucht an dieser Stelle das Stehaufmännchen der alten Malthusschen demographische Warnung⁹ aus der Vergessenheit auf.¹⁰ Heute, 200 Jahre nach Malthus, zeigt es sein völlig verändertes modernes Gesicht. Keineswegs geht es mehr um Malthus' angeklagte, durch die industrielle marktwirtschaftliche Entwicklung längst überholte Ernährungsfrage. Sofern die Nahrungsmittel halbwegs gerecht verteilt würden, ließe sich die Versorgung auch für eine wachsende, 2100 geschätzt rund 10 Milliarden starke Weltbevölkerung sicherstellen. Doch wächst der Energiebedarf mit der Bevölkerung, deren von der Industrie stimulierten, unablässig gesteigerten Bedürfnissen und ständig neu orientierten Ansprüchen nicht nur in einfacher Proportionalität, sondern explodiert, und so wachsen auch Energieproduktion und Treibhausgasausstoß überproportional an. Das Malthussche demographische Problem verschiebt sich vollständig auf das Klima. Eine jede Abkehr vom Verbrauch fossiler Energiequellen schreit nach Unterstützung durch die Eindämmung des Bevölkerungswachstums. Nicht einmal der illusorische Übergang zu einer totalen energetischen Nachhaltigkeit entgeht diesem Ruf, weil es weder unbegrenzte Energiequellen gibt, noch totale homogene, gerecht verteilte ausgewogene Nachhaltigkeit erreicht werden kann.

LEIDTRAGENDE

Schwerer als die direkten wiegen die alle Lebensbereiche betreffenden sekundären Auswirkungen des Temperaturanstiegs. Die ersten Opfer steigender Temperatur sind Wetter¹¹ und das Klima mit seinen drei unterschiedlichen Zonen: Polargebiet, gemäßigten Breiten, Tropen, den dazwischenliegenden subpolaren Breiten und Subtropen. In den Tropen löst eine mäßig steigende Temperatur vorerst außer verdreifachten Niederschlagsmengen und Gewitterhäufigkeiten keinen gravierenden Effekt aus. Stark betroffen wird das Polargebiet. Im vierundzwanzigstündigen Sommertag fällt Sonnenlicht ganztägig horizontal ein und erwärmt die polare Troposphäre in ihrer gesamten Höhengestreckung. Die Erdrotation verteilt die Wärme gleichmäßig über die Polkappe. Gegenüber mittleren Breiten rotiert das Polargebiet langsam; das träge Treibhausgas weicht infolgedessen nordwärts aus und häuft sich im Polargebiet an. Seine überproportional hohe Konzentration heizt die polare Atmosphäre relativ extrem auf und unterbindet im Winter die normale Abkühlung. Das polare See-Eis schmilzt, polare Gletscher tauen ab, führen dem Ozean Frischwasser zu, dessen Salzgehalt sich verringert, die vertikale Durchmischung der Schichten behindert.

Die Folgen sind gravierend für die im kalten Wasser lebenden marinen Mikroben, das Plankton, das in der Nahrungskette der marinen Fauna den Hauptbestandteil bildet. Die marine Biosphäre wird bis in die subtropischen Ozeane hinein massiv belastet. Die ozeanische Erwärmung wirkt sich negativ auf die Aufnahmekapazität¹² für Treibhausgase aus. Da mehr CO₂ gelöst wird, säuert der Ozean an, die Mikroben sterben ab und scheiden aus als Umformer von CO₂ in sedimentären Kalk. An den bleichenden Korallenriffen vor der australischen Küste wird es deutlich sichtbar. Zusätzlich steigt der Meeresspiegel an.

Die polare Erwärmung beeinflusst den in der Berichterstattung nur am Rande erwähnten Permafrost der subpolaren Zonen Nordamerikas (Alaska, Kanada) und Nordeurasiens (Lapland, Nordrußland, Sibirien). Riesige, bisher feste Landgebiete verwandeln sich in unbegehbare, von tiefen Grabenbrüchen, sich auftuenden Erdlöchern durchzogene Sümpfe, aus denen die dort ansässige Bevölkerung flieht. Die dünne Besiedelung ist eine marginale bevölkerungspolitische Angelegenheit. Was kümmern uns also diese Zonen, könnten wir fragen? Das Problem liegt in der Menge von explosiv freigesetztem CH₄, CO₂ sowie im Wasserdampf.¹³ Permafrost bindet dreißig Prozent des fossilen Kohlenstoffs der Erde. Methan hat einen zwanzigmal stärkeren Heizeffekt als Kohlendioxid. Sein atmosphärisch-ozeanisch-chemischer Lebenszyklus ist mit 14 Jahren kurz. Aber seine massenhafte Injektion in die Atmosphäre beim plötzlichen Tauen des Permafrosts treibt die Temperatur temporär steil in die Höhe, während das bereits vorhandene Kohlendioxid mit seinem ein halbes Jahrtausend langen chemischen Zyklus die Abkühlung langfristig unterbindet. Der nachfolgende CH₄-Abbau spielt demgegenüber keine Rolle. Die Injektionen enden, wenn aller Permafrost getaut sein wird und Milliarden Tonnen CH₄ injiziert wurden, die Aufheizung der polaren Atmosphäre vollzogen und die Konservierung der Temperatur dem CO₂ übergeben haben. Abgesehen von diesem direkten Effekt beeinflusst das Verschwinden des Permafrosts die subpolare kontinentale Biosphäre, etwa die Laichgebiete des Lachses in Alaska ebenso wie die Vegetation. Das mag nur wenige interessieren, gehört aber zum terrestrischen Gleichgewicht.

Die überproportional erwärmte polare Atmosphäre dehnt sich nach Süden aus, drängt den kalten polaren Jetstrom äquatorwärts ab.¹⁴ Gleichzeitig verschiebt sich der heiße subtropische Jetstrom polwärts. Das Hauptsiedlungsgebiet der hochindustrialisierten Länder, die gemäßigte Klimazone in mittleren Breiten, wird in Nord-Süd-Ausdehnung klimatisch zusammengedrückt.¹⁵ Dieser Vorgang ist instabil. Geringe lokale Temperaturschwankungen der Polarkappe lenken den polaren Jetstrom weit nach Süden hinaus. Krasse Kaltwettereinbrüche, begleitet von ungewöhnlich starken Niederschlägen suchen die mittleren Breiten heim, wirken sich fatal auf die Agrarwirtschaft aus. Im umgekehrten Fall schießt die humide Hochtemperaturzone der Subtropen in die gemäßigten Breiten vor, trägt schwüle Heißluft heran, provoziert extreme Gewitterlagen, Hagelschauer, sobald sie mit kalter Nordluft kollidiert, andernfalls HitzeWellen. Über dem Ozean entstehen die gefürchteten großen Wirbelstürme. In ariden kontinentalen Subtropen gibt es Sandstürme, Dünenwanderungen, die gefährlichen Staubteufel: natürliche Sandstrahlgebläse, auf engem Gebiet rotierende Sandtornados, die bei normalen Temperaturen auf der Erde höchst selten auftreten. Auf der Venus mit ihrer dichten Treibhausgasatmosphäre und der globalen Durchschnittstemperatur von rund 400 Grad Celsius sind sie gang und gäbe.

Das Wetter, der kurzzeitige Nebeneffekt des Klimawandels, berührt vornehmlich die in der gemäßigten Zone ansässige Bevölkerung, Hauptsiedlungsgebiet der hochindustrialisierten Menschheit. Die Reproduktion von eozänischen Zuständen

müssen wir nicht befürchten. Die nahezu gleiche Menge Treibhausgas wie im Eozän, Milliarden Tonnen CO₂, schicken wir nicht in hundert MA, sondern in nur zwei Jahrhunderten in die Atmosphäre zurück. Eines nicht fernen Tages werden die Vorräte erschöpft sein, der Ausstoß enden. Unklar ist, wie die Biosphäre den mit der eingeblasenen CO₂-Menge verknüpften Druckanstieg der Atmosphäre verkraftet. Sobald er auf natürliche Weise durch Ausgehen der Ressourcen oder durch kluge humane Eingriffe verschwindet, reduziert sich der Temperaturanstieg, geht schließlich in langsames Abklingen über. Die Erhitzung hält dementsprechend nur Jahrhunderte, vielleicht wenige Jahrtausende an. Doch sind solche Zeiträume dem Bestehen der Zivilisation vergleichbar. Sie müssen drastisch verkürzt werden.

OZEANISCHES GROLLEN

Die absehbaren gravierenden Auswirkungen des Klimawandels betreffen die sensiblen Achillesfersen der Zivilisation: eine derselben neben anderen wie Beeinträchtigung der Böden, Aridisierung, Verkarstung und ähnliches, ist das Gletscherschmelzen. Sie trifft die Wasserwirtschaft, die Agrarwirtschaft, den Meeresspiegel der Ozeane, die ozeanische Zirkulation, die ozeanische Fauna. Die wichtigsten Züge lassen sich kurz zusammenfassen.

Die Erde ist ein Wasserplanet, der einzige im Sonnensystem. Ohne Wasser kein höheres Leben auf ihr. Die Ozeane führen es im Überfluß. Im klimatischen Ökosystem spielen sie eine mehrfache Rolle, einmal als CO₂-Buffer, Lebensraum der Mikroorganismen. Sodann als ozeanisches Strömungssystem, AMOC (*Atlantic Meridional Overturning Circulation*) genannt. Die Erwärmung stört den AMOC. Das Schmelzwasser der mächtigen Grönlandgletscher verdünnt die ozeanische Oberflächenschicht, behindert den warmen subtropischen Nordwärtsfluß, im Atlantik den Golfstrom. In drei Jahrzehnten hat er sich um 15 Prozent abgeschwächt. Seine Verschiebung in den mittleren Atlantik bringt Kühlung in Nord- und Mitteleuropa. Die Iberische Halbinsel und die nordamerikanische Ostküste erwarten größere Wärme, sobald sich das karibische Wasser dort sammelt, unabgekühlt nicht sinkt. Unklar bleibt das Verhalten des kalten ozeanischen Rückstroms, des Labradorstroms;¹⁶ zirkuliert er in der Tiefsee, kehrt nach Norden um, brächte er zusätzliche Abkühlung im Nordatlantik, Kälte in Nordeuropa, keine Vereisung, aber drastisches Sinken der Temperatur, Vertaigang, nordfinnische, sibirische Zustände mit instabilen klimatischen Wetterlagen. Die Aussichten sind nicht rosig. Die genauen Zusammenhänge sind für eine präzise Modellierung des AMOC zu kompliziert; sie lassen uns im Ungewissen über den Zeitablauf.¹⁷ Die lineare Extrapolation sagt sein Umklappen bei Zwei-Drittel-Abschwächung voraus, in der vier- bis fünffachen Zeit der bisherigen Änderung; das heißt in 120 bis 150 Jahren. Die Umklappzeit hängt ab vom Abschmelztempo der Grönlandgletscher, das sich im letzten Jahrzehnt um 33 Prozent beschleunigt hat.¹⁸ Andere Rechnungen schieben das Umklappen um 300 Jahre hinaus.¹⁹

Mit dem Abschmelzen des Polareises, der Grönlandgletscher,²⁰ der Antarktis tritt neben den annullierten, zumindest reduzierten Lebensraum der polaren Fauna und Flora ein anderes Ungemach: Die zusätzliche ozeanische Wassermenge hebt den Meeresspiegel global an, vermutlich um Meter. Die Folgen sind Überflutung flacher Küsten und Inseln, Einschränkung der humanen Lebensräume, Evakuierung verschiedener Städte wie Amsterdam, London, Hamburg, New York.²¹ Völkerverschiebungen großen Ausmaßes und in deren Folge Konflikte sind vorgezeichnet. Sie potenzieren sich mit dem rapide zunehmenden Wachstum der Weltbevölkerung.

Schließlich verschwindet mit steigender Temperatur das Inlandeis. Europa, auch die Arktis,

werden in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eisfrei sein.²² In allen europäischen Gebirgen schmelzen die Gletscher mit zunehmender Geschwindigkeit. Sichtbare Beispiele sind die Alpengletscher. Noch füllt ihr Schmelzwasser die großen Ströme. Das wertvolle Süßwasser, das sie über Jahrzehntausende gespeichert hatten, ergießt sich ins Meer, wo es versalzt, das ozeanische Oberflächenwasser verdünnt, so daß es leicht wird und nicht sinkt. Die Verluste an energieerzeugender Wasserkraft und Trinkwasser, die sich nicht nur im Gletscherschmelzen²³ bemerkbar machen, beunruhigen. Im Klimawandel fallen mangels Zufluß die Wasserspiegel der Inlandseen. Der erwartete verstärkte Niederschlag sollte deren Regulierung übernehmen. Doch in der CO₂-gesättigten Atmosphäre säuert der Regen, beeinträchtigt die Wasserqualität der Seen den Zustand des Bodens, der Äcker, des Weidlands. Die Böden versauern mit den daraus folgenden Auswirkungen auf Landwirtschaft und Versorgung. Daß der Boden CO₂ absorbiert, hilft nur scheinbar. In diesem *circulus diabolicus* führt das Niederschlagswasser einen Teil der Kohlensäure ab in die Flüsse. Das übrige bleibt im sauren Boden zurück, reichert sich an, verwirrt den restlichen Kalkgehalt und erzeugt zusätzliches CO₂, das in die Atmosphäre ausgeblasen wird. Übermäßige organische Düngung der industrialisierten Agrarwirtschaft trägt ein übriges dazu bei.

QUID FACIAM?

Die brennende Frage lautet: Kann Wirksames gegen den Klimawandel getan werden, wenn nicht vollständig, so doch gegen seine schwerwiegendsten Auswirkungen? Eine klare Antwort gibt es nicht. Weder ein trübsinniges Nein, noch ein emphatisches Ja. Die Probleme sind kompliziert. Nicht alle, falls überhaupt, lassen sich synchron bewältigen. Falsches Herangehen richtet zusätzlich Schaden an.

Abwarten wäre das Einfachste. Eingreifen, wenn es keinen Ausweg mehr gibt, deutlich kenntlich wird, wo Eingriff Sinn macht. Dann ist Löschen kleinerer Brandherde angesagt. Wie bei den sich bereits häufenden Waldbränden in Kalifornien, den Buschbränden Australiens, die bereits heute bei erträglichen Temperaturen im Sommer spontan aufflammen. Solcherart ist die Einstellung des sich selbst regulierenden freien Marktes, die altbewährte, aus dem Orient, der Frühzeit der Zivilisation stammende Haltung; die bisher erfolgreiche Haltung in Ökonomie und Politik. Sie basiert einerseits auf dem Raubbau an der Natur, dem scheinbar grenzenlos verfügbaren Reservoir an fossiler Energie, Rohstoffen, andererseits dem Vertrauen auf ihre Geduld als unbegrenzter Abnehmer für den zivilisatorischen Abfall, in dem die Treibhausgase nur eine, wenn momentan auch die wichtigste Komponente bilden. Bislang hat die Natur mitgespielt, die Kapriolen und Kapriolen der Zivilisation hingenommen, verdaut, vielerorts selbst ausgebügelt. Sie hat ein paar Warnschüsse abgegeben: Hinweise auf die Endlichkeit der Ressourcen, das Aussterben verschiedener Spezies,²⁴ die Reduktion der Nutzfischbestände in den Weltmeeren, das Verschwinden von Vogelarten, die fünfundsechzigprozentige Vernichtung der Insektenarten in Mitteleuropa.²⁵

Um das Klima steht es anders. Die Natur beginnt sich zu wehren, die Unerschöpflichkeit ihrer Geduld geht dem Ende entgegen. Trifft die Zivilisation keine Abmachung mit ihr, dann steigt die Natur „auch ohne Deal“ aus. Für einen Deal²⁶ muß die Natur als Partner ernst genommen werden, so schwer es der Zivilisation fällt, die sie als unerschöpfliche Quelle für unbegrenzte Ausbeutung betrachtet.

Theoretisch wäre der mit der Natur einvernehmlichste Vertrag, der Empfehlung des IPCC zu folgen und in den kommenden zwölf Jahren die Verwendung fossiler Brennstoffe auf Null herun-

terzufahren, auf den Verbrauch des noch vorhandenen Restes von in drei Jahrmilliarden gespeicherten fossilen Ressourcen zu verzichten. Nach den verfügbaren Prognosen pegelte sich dann die mittlere globale Jahrestemperatur in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts unterhalb von noch erträglichen plus 16 Grad Celsius ein.

In diesem Punkte klaffen Theorie und Praxis weit auseinander. Bereits zur Zeit von Arrhenius hätte die Warnung befolgt werden sollen. Die Industrie stand an ihrer Orientierungsschwelle; noch wäre eine Umstellung möglich gewesen. Doch ist das historizistische Illusion; obwohl die Warnung zutraf, waren Industrie und Ökonomie nicht im Besitz der erforderlichen Mittel, ihr zu entsprechen, Wissenschaft und Technologie nicht fortgeschritten genug, sie dringlich zu machen, geschweige denn durchzusetzen. Öl und Gas als unerschöpfliche, die Kohle schrittweise verdrängende Energiequellen hatte man erst kürzlich entdeckt. Der technische Fortschritt konnte schwerlich gebremst, in andere Bahnen gelenkt werden als die des explosiven, aggressiven Wachstums, das als begrüßte Nebenerscheinung zunehmenden zivilisatorischen Wohlstand schuf – trotz welterschütternden kriegerischen Auseinandersetzungen um den Zugang zu den Ressourcen. Vielleicht hätte die Wissenschaft, statt sich um interessante, aber unpraktische Dinge wie die Herkunft des Menschen, das Alter der Erde, die Rolle des Geistes, des Willens, die menschliche Psyche zu streiten, dem praktischen Sinn Michael Faradays²⁷ in Cambridge, Ernst Abbes und Carl Zeiss' in Jena folgen, die Entdeckungen technologisch sinnvoll verwerten, nicht dem profitorientierten Industriemarkt überlassen, einen moderaten Fortschritt in Kauf nehmen sollen. Sie tat es nicht. Ohne großen praktischen Sinn und Voraussicht schwebte sie euphorisch auf den abstrakten Flügeln der wissenschaftlichen Erkenntnis dahin. Seither sind zwei

Jahrhunderte verstrichen, die Lebensbedingungen durch die wissenschaftlich-technische Entwicklung in Europa und Amerika wie in anderen Teilen der Welt auf den heutigen, hohen, kaum noch zu übertreffenden, ja fast ideal zu nennenden Zustand angehoben worden. Und gleichzeitig hat diese rasante, überstürzte ungebremste technologische Entwicklung die Menschheit dem Klimawandel in die Arme getrieben.

IN DER SACKGASSE

Die Ausbeutung der Natur zum allgemeinen Nutzen wie zum privaten Profit läßt sich kaum unterbinden. Das setzte einen Menschen voraus, dem am kollektiven, nicht am persönlichen Wohlergehen gelegen wäre. Allein unerträglicher Druck, unabwendbare Gefahr oder die Aussicht auf Vorteil, Gewinn, Profit erzwingen temporäre Enthaltung. Der erwünschte, dringend nötige generelle Verzicht auf fossile Energiequellen, ja sogar nur auf ihre Verschwendung, ist in praxi nicht zu realisieren, existiert real nur als machtpolitisch ausschaltbare Rhetorik. Industrie, Ökonomie: der gesamte Standard der – zumindest westlichen – Industriegesellschaft baut darauf. Sie herunterfahren ohne empfindliche, schwer akzeptable Einschnitte²⁸ in den Lebensbedingungen, dem erreichten zivilisatorischen Standard, kann kaum gewagt, noch weniger erzwungen werden. Das einzusehen bedarf keiner Intelligenz. Es provozierte den kollektiven Aufschrei, Proteste, Tumulte, Revolutionen, Auseinandersetzungen in der gesamten Welt. Nicht einmal in dem absolut lebenswichtigen Bereich des Wassers läßt es sich durchsetzen. Ohne Wasser und Luft – neben dem Lebensraum – gibt es kein Leben. Hieß das nicht, Wasser, Luft, Raum sollten frei zugänglich, kein privates Eigentum und unverkäuflich sein? Sollte die Kontrolle, Qualität und Verbrauch betreffend,

nicht allein dem Staat obliegen, der Aufwand aus Steuern beglichen werden, damit jeder zu seinem Recht käme? Wasser, seiner Lebensnotwendigkeit wegen ebenso wie Luft, prinzipiell nicht privat gehandelt werden dürfen? Dieser Grundsatz ist in keiner Verfassung, keinem Gesetzbuch festgehalten. Er läßt sich nicht und nirgendwo durchsetzen. Firmen²⁹ kaufen Quellgebiete auf, bereichern sich durch den Vertrieb von dort rechtlich frei bezogenem Trinkwasser und sehen im Hinblick auf die klimatische Entwicklung in der Zukunft auf Kosten des sinkenden Süßwasservorrats ein großes Geschäft. Hypothetisch ließe sich das auch auf Luft in stark verunreinigten urbanen Regionen ausdehnen, wo saubere Luft in gleicher Weise wie Trinkwasser in Plastikflaschen angeboten werden könnte. Hierin liegt sowohl hochexplosives Potential wie eine der fundamentalen Gefahren für die Menschheit und ihr Fortbestehen.

Faktisch geht es nicht um den Energieverbrauch allein, sondern um Rohstoffe überhaupt als Basis der gesamten Ökonomie. Alternative Energiequellen³⁰ sind zur Zeit ungenügend und nicht allgemein verfügbar. Die Atomkraft hat sich zwar als Energiequelle bestätigt, benötigt aber rares, teures radioaktives Material; ihre Kontrolle birgt enorme Gefahren; sie erzeugt radioaktive, unlagerbare, schwer kontrollierbare Abfälle³¹ einschließlich Treibhausgas. Eine breite Bevölkerungsmehrheit ist nach dem Tschernobyl-GAU in der Ukraine dagegen vorgegangen. Die Hoffnung auf die geringfügig „sauberere“ Kernfusion steht in den Sternen. Sie ist gleichfalls rohstoff-, material- und energieintensiv, emittiert Treibhausgas als Abfallprodukt, heizt das Kühlwasser auf, produziert Strahlung. Trotz optimistischen Vorhersagen für das Ende des Jahrhunderts läßt sich kaum an ihre technologische Verwirklichung als ergiebige Energiequelle glauben. Ihre eventuelle Realisierung käme denn schon zu spät. Auch die gepriesene Solarenergie ist nur

ANZEIGE

**Elektrizität hat viele Quellen.
Ab jetzt nur noch ein Ziel.**

Der erste vollelektrische Porsche.
Soul, electrified. Der neue Taycan.

1305

Stromverbrauch (in kWh/100 km) kombiniert: 25,6–24,6; CO₂-Emissionen kombiniert: 0 g/km



PORSCHE

Rudolf Alexander Treumann
Advanced Space Plasma Physics
London 1997, Imp. College Press

Anmaßung
in: Akzente, 38. Jg. Heft 6
Berlin 1991, Hanser

Auroral Plasma Physics
Heidelberg 2002/2005, Springer

Basic Space Plasma Physics
London 1996, Imp. College Press
(erweiterte Ausgabe: Singapur
2010, World Scientific Press)

„Complexity, Information,
and Time“
in: World Futures – The Journal
of General Evolution, Vol. 33,
213.237, New York 1992

Die Elemente
München 1994, Hanser

Feuer
München 1997, Hanser

Physics of Collisionless Shocks
Heidelberg/NY 2013, Springer

„A post-fission perspective of
the discovery of nuclear fission“
in: Journal for General
Philosophy of Science, Vol. 22,
No. 1, S. 143–153
Heidelberg/NY 1991, Springer

scheinbar sauber; sie verwendet hochwertigste Rohstoffe, erzeugt in der Herstellung gleichfalls Treibhausgas. Die übrigen vorgeschlagenen alternativen Quellen wie wind(-mühlen-)getriebene Dynamos, Wellen- und Gezeitenkraftwerke, Züchtung von Algen in Bioplantagen als Brennstoffmaterial usw. haben ihre nicht zu übersehenden Nachteile, können nur punktuell eingesetzt werden, erzeugen in der Herstellung Überschüsse an Treibhausgasen. Der Rückgriff auf die gratis angebotene Sonnenenergie ist am aussichtsreichsten, nicht in rohstoff- und herstellungsintensiven Solar Panels, sondern in simplen Anordnungen von Parabolspiegeln in Wüstengebieten zur Konzentration von Sonnenlicht im Fokus, Erhitzung von Wasserdampf auf Tausende Grad und Stromerzeugung in angeschlossenen Heißdampfturbinen. Diese Technologie

ist sträflich vernachlässigt worden, leidet aber gleichfalls an Malaisen wie Wolkendecke, Klima, Wetter, Geographie, Verfügbarkeit von Wasser gerade in den bevorzugten ariden Gebieten, anschließendem Energietransport – und natürlich Politik und Sicherheit. Vorläufig kämen nur Wüsten mit höher als fünfzigprozentiger Wolkenlosigkeit für ihre Installation in Frage. Hinzu tritt im Anwendungsschritt der Zweck, zu dem die erzeugte elektrische Energie verwendet würde. Von ihm muß Treibhausgasfreiheit verlangt werden.

PROFITABLE ILLUSION

Lassen sich weder das Energieproblem noch das Ressourcenproblem auf partiell schmerzlose Weise lösen, muß die Zivilisation mit ihnen leben, so fragt sich: Welche realen Möglichkeiten tun sich auf, dem Klimawandel zu begegnen? Von der fehlenden Bereitwilligkeit der Menschheit abgesehen, Einschnitte im erreichten Standard ohne Murren, Proteste, Revolutionen, Auseinandersetzungen hinzunehmen, handelt es sich anscheinend um ein rein wissenschaftlich-technisches Problem. Die Frage geht also an Wissenschaft und Technologie zurück. Sie werden für schuldig befunden, die Zivilisation in diese Lage gebracht zu haben, so sollen sie auch den Karren aus dem Dreck ziehen.

Ihre ursprüngliche Euphorie setzt Wissenschaft und Technologie tatsächlich in die Schuld. Nicht allein, aber zu einem nicht unbeträchtlichen Teil. Die humanistischen Fakultäten waschen ihre Hände in Unschuld; sie haben seit Hegel vor exakter Wissenschaft, Ingenieuren, Praktikern gewarnt,

nach der Atombombe in verstärktem Maße, haben aber durchaus den durch technische Leistungen geschaffenen Lebensstandard genutzt und genossen, sich in den Elfenbeinturm der Rhetorik zurückgezogen. Von dorthin läßt sich gut wettern. Nichtsdestoweniger steht es in der Realität wirklich so, daß von ihnen keine, auch nicht von der Mathematik oder der zunehmend mathematisch orientierten Ökonomie realisierbare Lösungsvorschläge erwartet werden können. Die Ökonomen haben vor zwanzig Jahren Abfallverwertung, Wiederaufbereitung, Ökologie als profitträchtige ökonomische Aktionsbereiche³² identifiziert, lautstark die dritte wissenschaftlich-technische Revolution ausgerufen; angesichts des Klimawandels schlachten die politischen Parteien den „New Economic Way“ aus, ohne während ihrer jeweiligen Regierungsperioden im geringsten konstruktiv dazu beigetragen zu haben. Dem Vorschlag ist bislang keine technologisch realisierbare profitable Idee entsprungen, an der die kapitalistische Wirtschaft sich voranbewegen wollte. Da sie keinen Profit erkennt, bleibt es bei abstrakter Ideologie, die sich von der utopischen Marxschen insofern unterscheidet, als sie dem privaten Sektor eine ebenso utopische profitträchtige Zukunft verheißt. Konkret hieße das: die Erschließung von Möglichkeiten zur Aufarbeitung von Treibhausgasen, Abfallverwertung als ebenso profitabel zu erkennen, wie zum Beispiel die elektronische Industrie – in Abwesenheit außerökonomischer Finanzquellen, eines florierenden Marktes ein ins Blaue hinein phantasierter Mythos. Die ökonomische Wissenschaft bietet von sich aus keinen profitablen Prozeß an, weil es kein ökonomisches Naturgesetz gibt, und so reicht sie das rhetorisch aufbereitete Phantasieobjekt dem Erfundungsgeist der Ingenieure weiter, geriert sich als Ideenlieferant, kassiert die internationale Aufmerksamkeit, Lob und Anerkennung, und da die Technologie heute nicht mehr von Erfindern mit hochgekrempten Ärmeln und öligen Händen vorangetrieben wird, sondern eine hochentwickelte Wissenschaft benötigt, welche ökonomisch vertretbare, zumindest sich selbst finanzierende profitable Anwendungen erarbeitet, wächst die Aufgabe schließlich vor der Wissenschaft auf.

KLIMMZÜGE

Die Wissenschaft hat sich ihr in der Tat, mit unterschiedlichen Motivationen, gestellt, ihr die Namen „Geoengineering“ und „Bioengineering“ zugeteilt. Unter ersterem vereinen sich Ideen, die dem Ausstoß von Treibhausgasen aus dem Wege gehen, seine Auswirkungen reduzieren wollen. Da der Ausstieg aus der Treibhausgasproduktion ohne grundsätzliche, komplette Umstellung von Industrie, Lebenswelt – um einen philosophischen Begriff zu gebrauchen –, Abschaffung von Fahrzeugen, Flugverkehr, Auswirkungen auf Chemie, Pharmazie, Medizin usw. praktisch unmöglich scheint, rätselt Geoengineering an technologischen Möglichkeiten zur Kompensation oder Absorption der Treibhausgase.³³ Die abstrusesten Vorschläge kommen so zustande: Einschleusen von Aerosolen aller Art, darunter Hydroxyle, Schwefel- und Salzsäure in die Hochatmosphäre, um CO₂ zu binden, zu zerstören; das Albedo direkt zu erhöhen, Kondensationskerne für Wolkenbildung³⁴ bereitzustellen. Es propagiert das Einblasen dichter Wolken von Aluminiumstaub, auch von Plastikstaub in die Stratosphäre; Weltraumsegel aus Aluminium sollen vor der Erde in Richtung Sonne aufgespannt werden, sollen die Erde in einem auf ihre Oberfläche projizierten

Punkt abschatten; Lichtreflektoren will man in Wüstengebieten installieren. Das Albedo der Erde ließe sich zum Beispiel steigern, wenn alle Städte strahlend weiße Flachdächer hätten, ihre Fronten weiß gestrichen würden, dunkle Fassaden, farbige Gebäude wie das Hundertwasserhaus in Wien, Gaudís Bauten in Barcelona, die exklusiven farbigen Villen in Kalifornien verbannt würden. Außerdem arbeitet die Festkörperforschung an Materialien, die bei Sonneneinstrahlung soviel Energie reflektieren, daß sie kälter als die umgebende Luft werden.³⁵

Gedacht wird auch daran, Chemikalien in den Ozean einzulassen; mit ihrer Hilfe die Ausfällung von Kalk zu beschleunigen. Daran, die Industrieabgase über verzweigte Röhrensysteme unter Hochdruck direkt in die Tiefseesedimente einzupressen.³⁶ Das erfordert neue, zur Zeit nicht realisierte, enorm energieintensive Technologien zur Erzeugung sehr hoher Drücke, Durchfurchung der Länder mit Hochdruckröhrenleitungen; und niemand weiß, wie das Gas dort unten gehalten und in Kalk verwandelt werden soll. Natürliche geotektonische Subduktion geht ungemein langsam vonstatten. Wer auch soll diese ungeheuer kostspieligen Anlagen bezahlen?

Die Gletscherschmelze könnte durch Abdecken mit Aluminiumfolien, zum Beispiel von Grönlands Gletschern, verlangsamt, wenn auch nicht völlig verhindert werden. Fällt kein Neuschnee auf die Gletscheroberfläche, der unter niedrigen Temperaturen anfriert, schmelzen sie ohnehin unter ihrem eigenen Gewicht; die Folien müßten bei Schneefall schnellstens eingerollt werden, technisch eine aufwendige Angelegenheit. Wo sie in Grönland, in der Antarktis ins Meer ragen, hilft Abdecken nicht: Sie werden vom Ozean unterspült und kalben. Dagegen gibt es keine verfügbare Technologie. Ganz abgesehen von den unbekanntem Nachwirkungen der Vorschläge, bei den Säuren zum Beispiel, deren geringste verdünnten Schwefel- oder Salzsäureregen erzeugen; Aluminiumstaub, Plastikstaub brächten unbekannt Gefahren für den Flugverkehr ins Spiel, verunreinigten die Niederschläge, damit das Trinkwasser; ihre Verteilung mit den Luftströmungen wäre unkontrollierbar; sie beträfe die Vogelwelt, die Insekten. Derartige Vorschläge sind unzureichend, ausnahmslos kostspielig, bleiben, wenn praktisch umsetzbar, bestenfalls auf kleinste geographische Regionen beschränkt. Global sind sie unrealisierbar. Die reichsten Staaten könnten sie sich punktuell leisten,³⁷ ein elitärer Teil der Weltbevölkerung wiche dorthin aus. Es handelt sich offensichtlich um typisch anthropozentrische Vorschläge, die allein den humanen Vorteil weniger avisieren, selbst die eigenen ärmeren Bevölkerungsschichten, insbesondere aber die Biosphäre, nicht berücksichtigen. Moralisch sind sie kaum zu vertreten.

Bioengineering bezieht die Biosphäre ein. Kürzlich sind E.-coli-Bakterien genmanipuliert worden; die neuen Stämme leben angeblich vom Abbau von CO₂, ähnlich der Assimilation der Pflanzen.³⁸ In großen Massen gezüchtet, sollten sie CO₂ binden. Aber was macht man mit ihnen, wie gefährlich sind sie, wenn sie in ungeheurer Menge auftreten? Wo und wie lagert man sie? Was passiert, wenn es ein Leck gibt, sie austreten? Vielleicht gelingt die Manipulation auch mit anderen ungefährlichen Bakterienstämmen. Wie aber wird die massenweise Erzeugung von CO₂ bei ihrer Verwendung als Biomasse etwa zur Energieerzeugung vermieden?

Um dem Abschmelzen der polaren Gletscher entgegenzuwirken, es positiv auszunutzen, sollen Barrieren im Ozean vor Grönland und der Antarktis errichtet, das Schmelzwasser zurückgehalten werden, damit es sich nicht mit dem übrigen Ozeanwasser vermischt, dieses verdünnt. Die entsprechenden subpolaren Reservate, verspricht man den naiven begeisterten Ökologen, würden marinen Organismen Lebensraum verschaffen in einem begrenzten ozeanischen Aquarium. Sie sollten

ANZEIGE

»Cristina Cattaneo ist das humane Gesicht Italiens, eine Art Anti-Salvini.«
Handelsblatt

Cristina Cattaneo
Namen statt Nummern
Auf der Suche nach den Opfern des Mittelmeers

Aus dem Italienischen von Barbara Sauser. Vorwort von Sacha Batthyany.
Fotos von Mattia Balsamini, 216 Seiten, gebunden, 2020, 978 3 85869-866-7

Rotpunktverlag.



OLIVE AYHENS INTERIOR WILDERNESS COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

den atmosphärisch-ozeanisch-chemischen Zyklus aufrechterhalten, sollten verstärkt CO_2 absorbieren, den Kalk in Form von Sedimenten ausfällen. Bei der globalen Verteilung der Treibhausgase wird das fragwürdig, selbst unter der Annahme, daß die Treibhausgaskonzentration im Polargebiet am höchsten ist. Auch der Fischreichtum könnte dort wieder zunehmen. Diese Vorschläge erscheinen schon allein wegen der enormen Kosten, der Fragilität der Mauern und Dämme unrealistisch. Gleiches trifft auf die Küstengebiete zu, von denen „wertvolle“ Städte wie New York durch hohe Betonmauern, Dämme vom steigenden Meeresspiegel abgeschirmt würden.³⁹ Solche Dämme imitieren die natürlichen Korallenriffe, die in den Ozeanen den Inseln vorgelagert sind, in den flachen Lagunen hinter der Brandung angenehme Urlaubsres-

sorts schaffen. Fraglich, ob selbst New York sich das bei einem Meeresspiegelanstieg um einige Meter leisten könnte; schon jetzt arbeiten seine Grundwasserpumpen am Anschlag.⁴⁰

Vorschläge dieser Art sind arbeitsintensiv und daher nicht ohne Anreiz für Industrie wie Politik. Ersterer sieht in ihnen eine Ausweitung ihrer Produktion auf brachliegende Arbeitsfelder; letztere hofft auf politisch ausschaltbare Arbeitsbeschaffung und sinkende Arbeitslosigkeit. Im Augenblick klingen sie der Industrie noch unprofitabel. Trotzdem scheint sich eine lautstark propagierte Ökonomie der Zukunft anzubieten als neue Profitquelle. Wenn die Industrie die Klimaregulierung als profitabel erkennen würde, bestünde Hoffnung auf ein intensiveres Engagement ihrerseits. Da der Markt fehlt, bleibt das jedoch fragwürdig. Einzige Abneh-

mer wären Staat und ökologisch interessierte, sich durch Beiträge und Spenden finanzierende Organisationen. Der Profit flösse in den privaten Sektor, förderte die Polarisierung der Gesellschaft. Der Staat, mit ihm die Allgemeinheit, sieht sich unter Druck gesetzt. Funktionieren dürfte es, wenn die Aktivitäten im Interesse der Allgemeinheit über Steuergelder finanziert würden; diese Finanzierung ist von der gleichen Art wie der öffentliche Straßenbau. Andere Finanzquellen sind nicht in Sicht. Parteipolitisch allerdings bringt das Trommeln Ansehen und heimst Wahlpunkte ein. Die seit 1995 (erstmalig in Berlin) regelmäßig organisierten UNO-Klimakonferenzen (COPs), die sogenannten Klimagipfel, erschöpfen sich in engagierten Reden, Absichtserklärungen, unverbindlichen Empfehlungen und Protokollen (Kyoto 1997, Montreal 2005,

Paris 2015) mit formal festgelegten Temperaturbeschränkungen und Emissionsgrenzen, deren Einhaltung allein auf Gutwilligkeit beruht. Ihre politische Alibifunktion ist nur zu durchsichtig. Sie haben sich, wie die letzte in Madrid 2019 zeigt, zu Emissionsbörsen entwickelt, wo um Kauf und Verkauf von fragwürdigen Emissionsrechten gefeilscht wird. Ansonsten verlaufen sie ohne handfeste Ergebnisse im Sande, verschieben die notwendigen Entscheidungen auf ihre politischen Nachfolger. Politische Einflußmöglichkeiten schränken die auf dem Prinzip des ökonomisch schwachen Staates aufgebaute westliche Demokratie stark ein. Das wird von den Klima-Aktivisten häufig übersehen. Die praktische Initiative bleibt der Industrie, ihrer Flexibilität, ihren Profitmöglichkeiten und ihrem Willen zur Einsicht überlassen. In der FCKW-Affäre hatte sie diese durchaus positiv unter Beweis gestellt.

WALDESRAUSCHEN

Ein scheinbar vielversprechender, begrenzt praktikabler, doch gleichfalls nicht marktgerechter Vorschlag, der keinen Profit abwirft, betrifft die Regulierung des Kohlendioxidgehalts der Atmosphäre am Boden durch Rückgriff auf die Assimilation der Grünpflanzen, die natürliche Photosynthese. Es ist ein Irrtum, zu glauben, große Weideflächen mit ausgedehnten Rinderherden trügen entscheidend bei. Düngung, intensive Bewirtschaftung, das darauf grasende Vieh erzeugen im Gegenteil erhebliche Überschüsse an CO₂ und CH₄; IPCC und UNO raten entschieden davon ab. Es wäre im Gegenteil angebracht, schlagen sie vor, die Fleischproduktion drastisch herunterzufahren, Weideland sich selbst zu überlassen. Brachland habe schwach positive Auswirkungen auf den Ausstoß von Treibhausgasen.

Den tatsächlich gewünschten Effekt hätte die intensive globale Aufforstung aller nicht für Ackerbau benötigten nutzbaren Flächen der Welt. Unabhängige Berechnungen zeigen, daß die gegenwärtig landwirtschaftlich, nicht viehwirtschaftlich bewirtschafteten Flächen ausreichen, die heutige Weltbevölkerung zufriedenstellend zu ernähren, würden sie erstens konstant gehalten, ihr Wachstum radikal eingedämmt, zweitens eine angenähert ausgewogene Verteilung der landwirtschaftlichen Produkte erreicht und sorgsamer mit ihnen umgegangen werden – gleichfalls unmöglich zu realisierende Randbedingungen. Die Stabilisierung der Weltbevölkerung hieße den Anstieg der Geburtenrate begrenzen – eine international undurchsetzbare Maßnahme, gegen welche Länder und Bevölkerungen, die hochindustrialisierten und deren sich für wertvoll erachtende Eliten eingeschlossen, sich allerorts sträuben, ja zur Wehr setzen.

Die Aufforstung der landwirtschaftlich ungenutzten, geographisch, topologisch, klimatisch aufforstbaren Gebiete, ausgenommen Wüsten, besitzt hingegen das reale Potential, den CO₂-Überschuß im Baumbestand – Wäldern, Hainen, Gebüsch, Hecken – zu binden, solange dieser nicht ungebührlich über die für das 21. Jahrhundert von der UNO angepeilte Temperaturzunahme von zwei Grad Celsius ansteigt.⁴¹ Keine Monokulturen, sondern Mischwald. Wird dieser Temperaturgrenzwert eingehalten, dann genügt der bis zur zweiten Hälfte des Jahrhunderts weltweit gewachsene Forstbestand langfristig zur Stabilisierung der Treibhausgaskonzentration, mit ihr der Temperatur, was unter Bewahrung des heutigen Lebensniveaus angestrebt wird. Es vermiede gravierende Einschnitte in industrieller Produktion und westlichem Lebensstandard. Doch setzt es die konzentrierte Aktion aller Länder des Globus voraus, eine wahrscheinlich unrealistische, jedenfalls schwer zu realisierende Erwartung, wie das Beispiel Brasilien zeigt, wo die fortschreitende Abholzung⁴² des für den Fortbestand der Zivilisation unverzichtbaren

größten tropischen Regenwaldes unseres Planeten zum Zwecke der profitablen privaten Palmöl- und Sojaproduktion gegenwärtig rasant vorangetrieben wird.

Umgekehrt gibt es auch ermutigende Reaktionen. Äthiopien, zum Beispiel, hat in den vergangenen Jahren vierzig Millionen Bäume angepflanzt. Auch die Arabischen Emirate unternehmen Versuche, Wüstengebiete aufzuforsten. China⁴³ und Rußland beschreiten lokal den gleichen Weg, letzteres trotz Nichtratifizierung des Pariser Abkommens. Israel befolgt diese Strategie auf seiner kleinen Fläche seit Jahrzehnten, und in den USA sind lokal auf Bürgerebene ähnliche Aktionen im Gange oder geplant. Sie werden aber durchweg konfrontiert mit der praktischen Schwierigkeit, sich die benötigten Setzlinge zu beschaffen. Staatliche Maßnahmen und sachgerechte Unterstützung der ärmeren Länder sind gefordert. Daneben muß allerdings, wie das Beispiel Australiens zeigt, auch bei nur geringem Temperaturanstieg mit spontanen Waldbränden gerechnet werden,⁴⁴ die einen Teil der Anstrengungen zunichte machen. Das sollte aber nicht von Bemühungen zur massiven Aufforstung abhalten.

URBANISMUS

Unter den Künsten könnte einzig die Architektur praktische Beiträge leisten. Neubauten sollten, wie erwähnt, in strahlendem Weiß gehalten, heute übliche Flachdächer nicht mit Kieseln, Feldsteinen, Platten belegt werden dürfen, wo sich bestenfalls Gräser und Moos ansammeln, CO₂ nicht nennenswert absorbiert wird. Mit dichtem, immergrünem Buschwerk bepflanzt, kämen sie dem Vorschlag nach Aufforstung entgegen, böten gleichzeitig Nistplätze für die aus den Städten vertriebene Vogelwelt und Lebensraum für Insekten. Dachterrassen und Swimmingpools auf Dächern dürften keine Baugenehmigung erhalten. Grundsätzlich sollte an alternative Energieversorgung der Gebäude, wo immer möglich Erdwärme, gedacht werden, Klimatisierung erreicht werden durch Verzicht auf Beton⁴⁵ und Glas, Rückkehr zur natürlich wärmeisolierenden Klinkerbauweise und architektonisch geschickt integrierte Luftzirkulation, auf keinen Fall über die Außenluft weiter aufheizenden atmosphärischen Wärmeaustausch. Diese Vorschläge sind im Grunde einfach zu befolgen und gegen geringe Widerstände auch verwirklichtbar.

Die rasant fortschreitende Urbanisierung der Welt legt der Begrenzung der atmosphärischen Erwärmung ein nicht unwesentliches Hindernis in den Weg. Ihm ließe sich auf neuartige Weise begegnen. In gefährdeten Küstenstädten wie Amsterdam planen Architekten bereits den Bau schwimmender Städte ebenso wie die Verlegung von Stadtteilen unter Wasser. Die dazu notwendigen Technologien sind partiell vorhanden oder in Entwicklung.

DEAL OR NO DEAL?

Die besorgniserregende, anthropogen bedingte klimatische Entwicklung, soll sie sich nicht katastrophal auf den einmal erreichten Lebensstandard, ja das Fortbestehen der Zivilisation auswirken, erfordert ungewöhnliche kollektive Anstrengungen, die nicht allein Anstrengungen der Wissenschaft sind.

Das Streuen von Geldern in die Forschung ist angesichts der inzwischen bekannten klimatischen Gefahren keine Alternative. Geoengineering verschlingt eine Menge anderweitig in wichtigen Gebieten fehlende Finanzen, ohne global, ja nicht einmal lokal realisierbare Auswege zu weisen. Es beseitigt nicht die drastischen Differenzen zwischen den Möglichkeiten der reichen Industrieländer, die kleine Gebiete isolieren, partiell schützen, und den mittellosen Schwellenländern, wo nicht selten korrupte Eliten ihre individuellen Vorteile verfolgen, sich im Falle einer Klimakatastrophe, des klimatischen, industriellen, zivilisatorischen

Zusammenbruchs mitsamt ihren Vermögen und ohne Rücksicht auf Länder und Bevölkerungen in die angenehm temperierte westliche Exklave absetzen.

Trotzdem ist die Situation nicht völlig ausweglos. Die unmißverständlichen Probleme⁴⁶ liegen im Vertrag mit der Natur. Sie bleibt immer die Stärkere. Ob der Mensch, seine Zivilisation, überlebt oder nicht, berührt sie nicht. In der Erdgeschichte hat es eine Anzahl krasser Faunenschnitte gegeben, begonnen beim präkambrischen über das Aussterben der großen Echsen bis hin zum anthropogen induzierten Artensterben der letzten Jahrtausende, das die humane industrialisierte Gegenwart potenziert. Die Natur hat sie hingenommen. Widerstandslos, kommentarlos. Auch den Untergang der Zivilisation wird sie kommentarlos hinnehmen. Sie denkt nicht; sie reagiert, agiert dem Augenblick, ihren eigenen Gesetzen zufälligen Verhaltens entsprechend. Daß ihr Buch laut Galilei in der Sprache der Mathematik geschrieben sein soll, anderen zufolge in den Sprachen der Logik, der Rhetorik, der Poesie, der Kunst, der sogenannten Schönheit, gilt für die jeweiligen Vertreter der Menschheit, die diese Sprachen erlernt haben, lesen können, vielleicht verstehen, weil sie sie selbst erfinden – es gilt nicht für die Natur. Sie spricht in jeder Situation die Sprache der für sie im Augenblick angebrachten, vom Menschen nicht vorhersehbaren Reaktion, von der wir auf unseren makroskopischen humanen Skalen glauben, es folge dem Maupertuis-d'Alembertschen Prinzip des geringsten Widerstandes; auf den Menschen bezogen, dem Prinzip der geringsten Anstrengung – der bequemen und rücksichtslosen Ausbeutung aller Ressourcen. Die Natur ist weder faul noch fleißig, noch ist sie rücksichtslos. Sie hat die kleinen Manipulationen, denen die Zivilisation sie ausgesetzt hat, über sich ergehen lassen. Auch der Klimawandel ist für sie nichts weiter als eine Manipulation unter anderen, ihre Reaktion darauf für sie unkritisch. Daß sie den auf sich und seine Leistung stolzen *Homo sapiens* trifft, den *Homo mercator stupidus*, berührt sie nicht. Doch wollte er einen für beide akzeptablen Deal mit ihr eingehen, hält sie ihm nicht abgeneigt die offene Hand hin.

In diese Hand mit dem geringsten Schaden für die Menschheit einzuschlagen ist ein praktisches, kein wissenschaftliches Problem. Wäre es das, dann würde eine wie auch immer komplizierte Computersimulation die praktikable Lösung aus, die nur technisch realisiert werden müßte. Diese Lösung gibt es nicht. Angesichts der Verstrickung aller Lebensbereiche in den verschiedenen, gleichzeitig existierenden terrestrischen Zivilisationen ist sie unmöglich. Die Verwendung fossiler Ressourcen möglichst sofort einzustellen, ja sie herunterzufahren, bedeutet den kaum hinnehmbaren, zumindest partiellen Zusammenbruch der Zivilisation. Ökonomie, Wirtschaft, Politik sind darauf trotz inzwischen jahrzehntelanger Vorwarnung nicht vorbereitet. Das ist die Realität, mit der die Zivilisation zurechtkommen muß, will sie keinen irreparablen Schaden leiden. Doch die Bereitschaft, etwas zu tun, fehlt nicht nur in den hochentwickelten Ländern, sie fehlt auch in den Schwellenländern, die um den ökonomischen Anschluß ringen, von den hochentwickelten Ländern kaum Unterstützung erfahren, deren Probleme zusätzlich zu den ihren aufgeladen bekommen, etwa die Entsorgung von Plastikabfällen, um nur eines zu nennen.

Bleiben aus heutiger Sicht wenige Alternativen. Den Crash mit seinen im IPCC-Report aufgelisteten Auswirkungen abzuwarten ist riskant. Fiele die Entscheidung so aus, würden die beiden glücklichsten Umstände einmal der sehr unwahrscheinlichen Fall sein, daß die Wissenschaft einen Prozeß übersehen hätte, der die Aufnahmefähigkeit der Atmosphäre für Treibhausgase auf natürliche Weise limitierte, CO₂ rascher abbaut als bekannt. Der andere wäre das plötzliche Ende aller fossilen Ressourcen. Die Prognosen sagen zumindest für dieses

Jahrhundert noch Unerschöpflichkeit voraus, und es werden ständig neue Lagerstätten, technische Extraktionsmethoden wie Fracking gefunden, mit denen schwach ölhaltige Schichten ausgequetscht werden können. Offensichtlich schaltet die Natur die Ressourcen nicht von sich aus ab.

Daher muß auf andere Begrenzungen zurückgegriffen werden: die graduelle Umstellung auf alternative, in erster Linie elektrische Energiequellen, industrielle, die Emission von Treibhausgasen unterbindende Technologien; Umstellung des Verkehrs auf Elektrizität; Limitierung des privaten Verkehrs; Verzicht auf das Auto; Übergang zur ungeliebten, die persönliche Freiheit einschränkenden *Public Transportation*; transatlantische und transkontinentale Flüge streichen; den Fleischkonsum drastisch einschränken; energiebewußt leben – wozu gehört: alternativ beheizte Wohnungen; sich wasserbewußt verhalten; den Urlaub auf die öffentlich erreichbare Umgebung beschränken; weniger fliegen; soweit es beruflich machbar ist, auf Telekonferenzen umsteigen und vieles andere mehr. Darunter auch ein kaum zu realisierender Stopp des Anstiegs der Weltbevölkerung als wesentlicher Treiber des Energiebedarfs; sein industrieller Anstieg ist Abbild der humanen Ansprüche. Ohne die Vielzahl der Verbraucher wird er nicht benötigt. Solange das alles in der kapitalistischen Ordnung nicht profitorientiert geschieht, wird es nicht zu den erforderlichen raschen Fortschritten kommen. Nach den klassischen, seit Adam Smith herrschenden Vorstellungen und dem Desaster des Marxschen Kommunismus hat Politik⁴⁷ sich nicht einzumischen; sie hat sich auf die Beziehungen zu anderen Staaten zu beschränken, ihnen gegenüber das Wohl des eigenen zu wahren. Der Staat soll den Steuertopf für den freien Zugriff öffnen, selbst nicht eingreifen.

Der kapitalistische ökonomische Narzißmus erweist sich in diesem Punkte als hilflos, ja fragwürdig. Der sich ökonomisch auswirkende Klimawandel dürfte unliebsame Änderungen seines Dogmas erzwingen, dessen Beibehaltung die Weltbevölkerung spalten in einen privilegierten Teil, der in seiner wohl-temperierten, dem Paradies ähnlichen, abgeschotteten und streng bewachten Exklave das kommende Jahrtausend als hochtechnologische finale, sich selbst genügende humane Zivilisation weiterlebte. Die breite ausgeschlossene Masse der globalen Bevölkerung bliebe dem Hades des unkontrollierten Klimawandels überlassen, ihre Fortexistenz in Frage gestellt. Auf diese Weise entginge vielleicht ein kleiner Teil der Menschheit dem Diktum, daß die Leistungen der Zivilisation sich selbst sabotierten.⁴⁸

BENE FIDUCIAM

Sehen die „Auserwählten“ dem Klimawandel gelassen entgegen, so besteht für den Rest doch kein zwingender Grund, sich dem obigen literarischen Pessimismus zu verschreiben. Durch verantwortungsbewußtes Verhalten könnten sie den Klimawandel verlangsamen, vielleicht sogar vermeiden helfen. Sie brauchten dazu nur die vorgeschlagenen Maßnahmen zu befolgen,⁴⁹ unter anderem die Ein-Kind-Familie⁵⁰ anstreben. Implizit laufen diese Vorschläge, so sie sich nicht direkt an die Wirtschaft wenden, auf partielle Marktverweigerung hinaus. Sie treffen den Nerv, das Herzstück des privatwirtschaftlichen Kapitalismus: den Markt, der flexibel reagieren, dem Druck nachgeben muß. Mittel dieser Art stehen unserer freien Entscheidung zur Verfügung; daran, ob wir sie befolgen oder nicht, entscheidet sich, welche Zukunft der Zivilisation offensteht; ob sie überhaupt eine Zukunft der uns bekannten Art erwarten darf.

Selbst wenn der *Homo sapiens* das individuelle über das kollektive Wohlergehen stellt, die Vorgaben von UNO und IPCC nicht befolgt, sie denen überläßt, die ohnehin an der Untergrenze der Skala leben und sie befolgen, weil sie sich den Luxus des

Wohllebens nicht leisten können, selbst dann besteht Hoffnung für die Welt. Denn das eisenharte Gesetz der puren Existenz der Zivilisation hat zu allen Zeiten gezeigt, daß die humane Gesellschaft nur funktioniert, wenn die Anzahl ihrer Mitglieder eine bestimmte Mindestzahl nicht unterschreitet. In der industrialisierten Gesellschaft reicht die Grenze weit hinein in die Zigmillionen. Diesem Gesetz zufolge werden die „Auserwählten“ ihren Standard nur halten können, wenn es eine entsprechende Zahl Menschen gibt, welche die angebotenen Waren konsumieren. Das eine Prozent der die Erde besitzenden und beherrschenden Oberschicht kann nicht existieren ohne die es tragenden Schichten. Bereits aus Gründen der Selbsterhaltung kann es nicht auf eine beträchtliche Mindestzahl von vielleicht „weniger wertvollen“ Mit-auserwählten verzichten. Es sei denn, es zielte auf die komplette Robotergesellschaft, das Neozän, das mit ihnen allein oder auch ohne sie auskäme. Wer

dann würde den Warenüberschuß konsumieren und dafür bezahlen? Das Neozän schweigt sich aus; es gibt keine Antwort. Es impliziert die komplette Wandlung der Gesetze des Marktes, nicht allein die des Klimas.

Schließlich steht noch eine letzte hoffnungsfrohe Möglichkeit offen, die sich aus der Erdgeschichte der Evolution erschließt. Der prudente Blick *sanae mentis* auf sie zeigt nämlich, daß sämtliche Faunenschnitte auf das Entstehen neuer, zunehmend höherer Lebensformen hinausliefen. Sie merzten die alteingesessenen, nicht an die neuen ökologischen Situationen angepaßten Arten aus, schaufelten den Weg frei für die angepaßte Species. Vor 65 Millionen Jahren nach der instantanen Beseitigung der großen Echsen, dem Ende ihrer 200 Millionen Jahre andauernden Tyrannei, konnten sich so die Mammalia im nuklearen Winter und dem ihm folgenden abkühlenden Klima durchsetzen. Nicht, weil die großen unersättlichen

ANZEIGE

Festival Theater der Welt

THEATER



DER WELT

14. – 31. Mai, Düsseldorf

Ein Festival des Internationalen Theaterinstituts (ITI), veranstaltet vom Düsseldorfer Schauspielhaus.
Finanziert durch die Stadt Düsseldorf, das Land NRW und die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.



D'haus
Düsseldorfer
Schauspielhaus



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

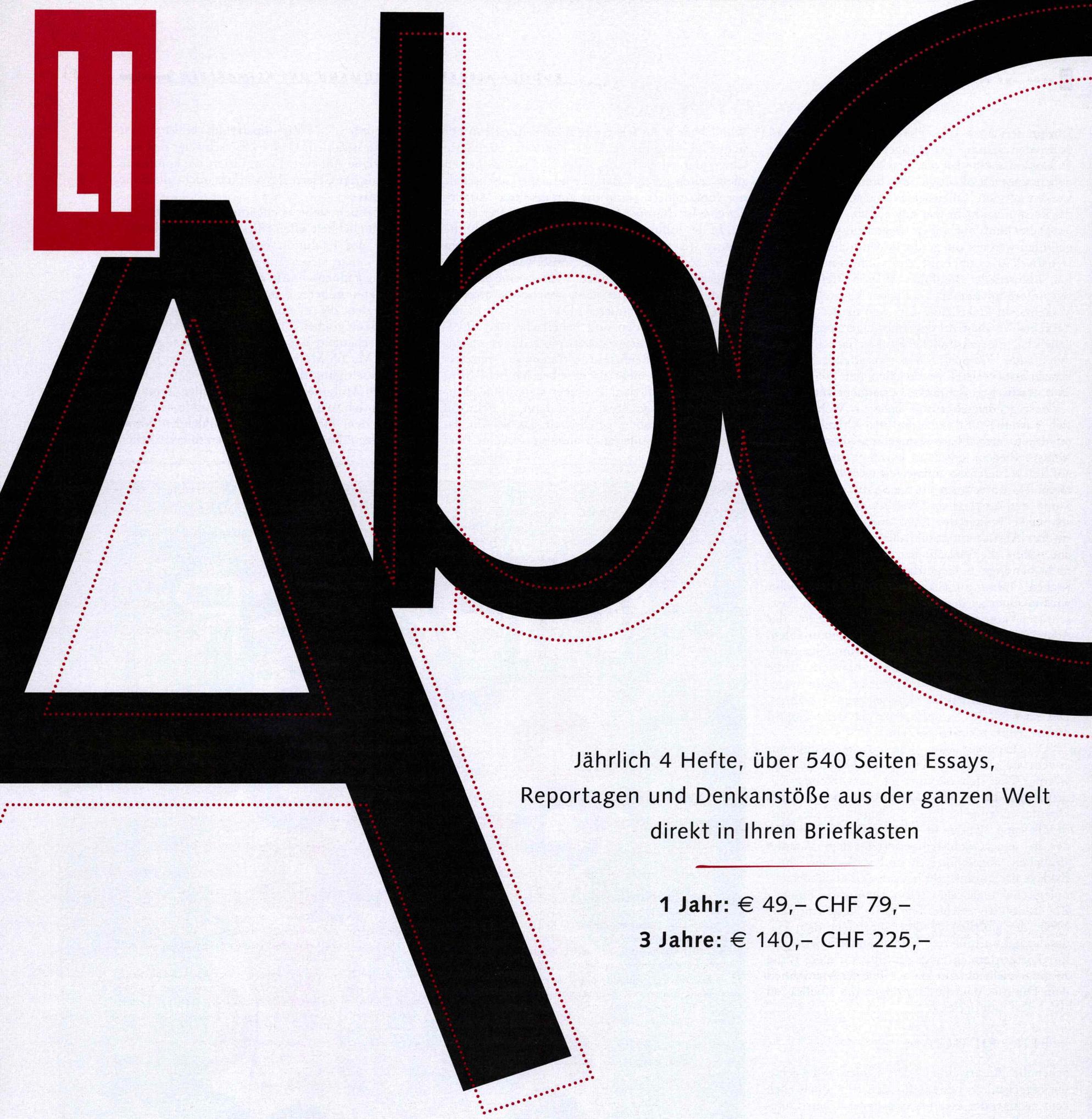
Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Gefördert durch



Canada Council
for the Arts
Conseil des arts
du Canada



Jährlich 4 Hefte, über 540 Seiten Essays,
Reportagen und Denkanstöße aus der ganzen Welt
direkt in Ihren Briefkasten

1 Jahr: € 49,- CHF 79,-
3 Jahre: € 140,- CHF 225,-

ABONNIEREN SIE ...

... und wir arbeiten weiter an einer guten Zeitschrift!

www.lettre.de/abo

Fresser entfielen, vor denen sie ihre Brut in ihren Körpern schützen und mit ihr flüchten konnten, sondern weil sie bereits an die aufkommende Kälte angepasst waren. Die Zahl der Mammalia-Arten explodierte, und in den anschließenden hunderttausendjährigen Kälteperioden und ihren gemäßigt warmen Unterbrechungen tauchte vor 3 Millionen Jahren die Vorstufe des Menschen mit ihrer Fähigkeit zur nahezu unbegrenzten Anpassung auf.

Diese Fähigkeit steht auf dem Prüfstand, und es wird sich zeigen, ob und in welcher Weise sie dem Klimawandel gewachsen sein wird. Das Genom hält unendlich viele Mutationsvarianten bereit, sich neuen Umweltbedingungen anzupassen. Auch vom Menschen werden einige Exemplare Resistenzen entwickeln und überleben; die großen Epidemien Pest, Spanische Grippe, Ebola haben es bewiesen. Vielleicht wandelt sich der überlebende Mensch im veränderten, heißen Klima in ein uns unbekanntes Wesen mit der Klimasituation ideal angepassten Eigenschaften. Dieses Wesen wird vielleicht die Fehler des Homo individualis nicht wiederholen, der seit Beginn der Zivilisation das Individuum und seine unverwechselbare Identität, mit der er seine egozentrischen Interessen kaschiert, als die letztlich anzustrebende Verwirklichung des Humanen propagiert. Aus biologisch evolutionärer Sicht besteht kein Grund zur Besorgnis. Im Gegenteil, wir haben allen Grund zu einem fröhlichen Optimismus.

Der Verzicht auf den Verbrauch der fossilen Ressourcen⁵¹ könnte unserem Zeitalter darüber hinaus den Ruf der wahrhaft weisen Epoche in der Geschichte der Menschheit sichern, würdig des *Homo sapiens sapiens*. Die Verfügung über sie und die Kenntnis ihrer klimatischen Wirkung ermächtigt ihn, globale Klimaschwankungen nach Belieben zu steuern. Über die Injektion von sorgfältig erwogenen Mengen CO₂ und CH₄ in die Atmosphäre könnten künftige Generationen die gegenwärtige Warmzeit beliebig lange in die Zukunft ausdehnen; sie könnten die nächste kommende Kaltzeit mit einem Fingerschnippen ausschalten.

Dazu bedarf es lediglich der Einsicht in das reale Angebot der Natur: den noch vorhandenen Vorrat an fossilen Ressourcen nicht anzutasten. ♦

1 Dem englischen Sprachgebrauch folgend, sind mit „Science“ die exakten Wissenschaften gemeint. Für das Vertrauen in die exakte Wissenschaft siehe N. Oreskes: *Why Trust Science?*, Princeton/New Jersey 2019, Princeton UP.

2 Siehe das jüngste, dringliche Memorandum Tausender betroffener Wissenschaftler: W. J. Ripple u. a., „World Scientists' Warning of a Climate Emergency“, *BioScience* 2019, Open Access: <https://doi.org/10.1093/biosci/biz088>; hierzu auch: T. M. Lenton u. a., „Climate tipping points – too risky to bet against!“, *Nature* 575, 592–595, 2019; für die allen Prognosen zugrundeliegenden Klimamodelle und deren Stärken und Schwächen vgl. CMIP6-CarbonBrief-2019.pdf (<https://www.carbonbrief.org/qa-how-do-climate-models-work>).

3 M. A. Lechte u. a., „Subglacial meltwater supported aerobic marine habitats during Snowball Earth“, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences*, Dec. 2, 2019, <https://www.pnas.org/content/116/51/25478>. Zwischen 635 MA und 720 MA überzog eine Eiskecke den gesamten Globus. Dies wird als „Schneeball-Erde“ bezeichnet.

4 Siehe z. B. Y. G. Zhang et al., „A 40-million Year History of Atmospheric CO₂“, *Philosophical Transactions of the Royal Society A* 371, 20130096, 16. September 2013.

5 Heute haben die Gletscher weltweit (unter Ausschluss Grönlands und der Antarktis) seit 1960 bereits 9 000 Gt (Gigatonnen) Eis verloren. Das entspricht einer zwanzig Meter dicken Eisschicht über der Iberischen Halbinsel und einem Anstieg der Meeresoberfläche von drei Zentimetern, das sind 25 bis dreißig Prozent des totalen Anstiegs (M. Zemp u. a., „Global glacier mass changes and their contributions to sea level rise from 1961 to 2016“, in: *Nature* 568, 382–386, 2019).

6 C. Fröhlich, *Solar Irradiance Variations*, World Radiation Center, Davos 2010; Y. Calisesi u. a., „Solar Variability and Planetary Climates“, *Space Science Reviews* 125, Nos. 1–4, 2006.

7 Siehe den neuesten IPCC-Report an die UNO, Oktober 2018, ISBN 978-9169-151-7, www.ipcc.ch; vgl. auch die Spezialausgabe von *Nature*: „Outlook for Earth“, *Nature* 501, 297–311, 2013.

8 Für die Risiken vgl. den IPCC-Report 2018; siehe auch *Climate Change. A Risk Assessment*, D. King, D. Schrag, Z. Dadi, Q. Ye, A. Ghosh, Centre for Science and Policy, University of Cambridge 2015; siehe auch K. J. Mach et al., „Climate as a Risk Factor for Armed Conflict“, in: *Nature* 571 (2019), 193–197, <https://www.nature.com/articles/s41586-019-1300-6>.

9 H. Winkler, *Malthus: Krisenökonom und Moralist*, Innsbruck 1996, Studien-Verlag

10 Für die moderne und noch viel eindringlichere, weil begründete Version siehe Paul Ehrlich, *The Population Bomb*, New York 1968, Ballantine.

11 S. Sippel u. a. („Climate change now detectable from any single day of weather at global scale“, *Nature Climate Change* 10, 35–41, Januar 2020; https://www.researchgate.net/publication/338345425_Climate_change_now_detectable_from_any_single_day_of_global_weather) haben in einer spektakulären Untersuchung nachgewiesen, daß sich der Fingerabdruck der anthropogenen Erwärmung seit 1999 sogar im täglichen globalen Wetter zeigt; siehe auch den Kommentar, S.-K. Min, *Nature Climate Change* 10, 15–16, 2020.

12 Der antarktische Ozean spielt eine zentrale Rolle in der Regulierung des atmosphärischen CO₂ (J. Tollefson, „How much longer can Antarctica's hostile ocean delay global warming?“, *Nature* 539, 346–348, 2016; P. Landschützer u. a., „The reinvigoration of the Southern Ocean carbon sink“, *Science* 349, 1221–1224, 2015). Seit der Industriellen Revolution hat er 15 Prozent des anthropogenen CO₂ absorbiert. In starken Stürmen allerdings, wenn das Tiefenwasser aufgewälzt wird, injiziert er große Mengen CO₂ zurück in die Atmosphäre. Seit 2007 überwiegt die Absorption.

13 Nicht nur im Permafrost, auch im Abschmelzen der polaren Gletscher auf Grönland werden große Mengen Methan freigesetzt. Hierzu L. C. Andrews, „Methane beneath Greenland's ice sheet is being released“, *Nature* 565, 31–32, 2019.

14 Siehe D. Coumou u. a., „The Influence of Arctic Amplification on Mid-latitude Summer Circulation“, *Nature Communications* 9, 2959, 1–12, 2018.

15 Dazu: Bill McKibben, „How Extreme Weather Is Shrinking the Planet“, *The New Yorker*, Nov. 16, 2018

16 Siehe A. C. Naveira Garabato u. a., „Rapid mixing and exchange of deep-ocean waters in an abyssal boundary current“, *Proceedings of the National Academy of Sciences* 116, 13233–13238, 2019; A. Duchez u. a., „Drivers of exceptionally cold North Atlantic Ocean temperatures and their link to the 2015 European heat wave“, *Environmental Research Letters* 11, 074004, 2016.

17 D. Carrington, „Avoid Gulf stream disruption at all costs, scientists warn“, *The Guardian*, 13. April 2018; X. Chen & K. Tung, „Global surface warming enhanced by weak Atlantic overturning circulation“, *Nature* 559, 387–391, 2018; S. Solomon u. a. (Hg.), *Climate Change 2007: The Physical Science Basis*, Cambridge 2007, Cambridge UP

18 Vgl. L. C. Andrews, a. a. O.; L. D. Trusel u. a., „Nonlinear Rise in Greenland Runoff in Response to Post-industrial Arctic Warming“, *Nature* 564, 104–108, 2018

19 Siehe auch W. Liu u. a., „Overlooked possibility of a collapsed Atlantic Meridional Overturning Circulation in warming climate“, *Science Advances* 3, e1601666, 2017

20 Siehe D. McDougall, „The Age of Extinction: The tiny algae at ground zero of Greenland's melting glaciers“, *The Guardian*, 18 Sept. 2019; J. Hansen et al., „Ice Melt, Sea Level Rise and Superstorm“, *Atmospheric Chemistry and Physics* 16, 3761 (2016); D. Farinotti et al., „A Consensus Estimate for the Ice Thickness Distribution of all Glaciers on Earth“, *Nature Geoscience* 12, 168 (2019)

21 Um Zahlen zu nennen: Das völlige Abschmelzen Grönlands würde den Meeresspiegel um sieben Meter anheben, das Eis der westlichen Antarktis um weitere sechs Meter, das der östlichen Antarktis um mehr als fünfzig Meter (D. Schrag, „Global Sea Level Rise“, in: *Climate Change, A Risk Assessment*, Ed. D. King, D. Schrag, Z. Dadi, Q. Ye, A. Ghosh, Centre for Science and Policy, University of Cambridge 2015; siehe auch J. L. Bamber u. a., „Ice sheet contributions to future sea-level rise from structured expert judgment“, *Proceedings of the National Academy of Sciences* 1817205116, 2019; siehe auch L. Bengtsson u. a., *The Earth's Cryosphere and Sea Level Change*, New York 2012, Springer).

22 B. Marzelen u. a., „Past and future sea-level change from the surface mass balance of glaciers“, *The Cryosphere* 6, 1295–1322, 2012; V. Lucarini & T. Bódi, „Transitions across Melancholia States in a Climate Model: Reconciling the Deterministic and Stochastic Points of View“, *Physical Review Letters* 122, 158701, 2019; bei anhaltender Gletscherschmelze wird der Globus um 2300 herum eisfrei sein.

23 J. Gao u. a., „Collapsing Glaciers Threaten Asia's Water Supplies“, *Nature* 565, 19–21, 2019; A. V. Pastor u. a., „The global nexus of food-trade-water sustaining environmental flows by 2050“, *Nature Sustainability* 2, 499–507, 2019; siehe auch *Global Groundwater Sustainability: A Call for Action*, <https://www.groundwaterstatement.org/>; vgl. auch den Kommentar zum Trinkwasserproblem von C. Tortajada & P. v. Rensburg, *Nature* 577, 26–28, 2019, wo besonderes Gewicht auf Wasserrecycling gelegt wird.

24 Siehe auch J. Tollefson, „Humans are driving one million species to extinction“, *Nature* 569, 171, 2019; W. E. Kunin, „Robust evidence of declines in insect abundance and biodiversity“, *Nature* 574, 641–642, 2019; S. Seibold u. a., „Arthropod decline in grasslands and forests is associated with landscape-level drivers“, *Nature* 574, 671–674, 2019

25 G. Ceballos et al., „Accelerated Modern Human-induced Species Losses: Entering the Sixth Mass Extinction“, *Science Advances* 1 (2015) e1400253, 5pp., <https://doi.org/10.1126/sciadv.1400253>; R. Cavicchioli et al., „Scientists' Warning to Humanity: Microorganisms and Climate Change“, *Nature Reviews Microbiology* 17, 569–586 (2019)

26 Für Vorschläge, die Biosphäre betreffend, siehe E. Dinerstein u. a., „A Global Deal for Nature: Guiding Principles, Milestones and Targets“, *Science Advances* 5, eaaw2869, 1–17, 2019.

27 Als Michael Faraday im Dezember 1831 seine Entdeckung der elektromagnetischen Induktion vor der *Royal Society* vortrug, unterbrach ihn der Lord Exchequer (Finanzminister) und fragte, wozu denn dieses Spielchen gut wäre. Faraday antwortete schlagfertig: „Mylord, one day you will tax it.“

28 Für einige direkte Auswirkungen des globalen Temperaturanstiegs auf die Ökonomie vgl. M. Burke u. a., „Global Non-linear Effect of Temperature on Economic Production“, *Nature* 527, 235–238, 2015.

29 Vgl. T. Perkins, „The Fight to Stop Nestlé from taking America's water to sell in plastic bottles“, *The Guardian*, 29. Oktober 2019

30 R. L. Evans, *Fueling Our Future: An Introduction to Sustainable Energy*, Cambridge 2007, Cambridge University Press; es ist erhellend für die Einstellung der für die Energie Verantwortlichen, daß dieser ansonsten exzellente kritische Überblick noch 2007 sich vor allem gegen die Verwendung von Kohle richtet. Treibhausgase finden lediglich eine Erwähnung am Rande, ihre Auswirkungen aber keine Beachtung.

31 Cyanobakterien könnten eventuell beim Abbau derselben helfen: vgl. N. Mehta u. a., „Sequestration of Radionuclides Radium-226 and Strontium-90 by Cyanobacteria Forming Intracellular Calcium Carbonates“, *Environmental Science & Technology*, 4. Oktober 2019 (<https://doi.org/10.1021/acs.est.9b03982>).

32 R. Costanza u. a., „The Value of the World's Ecosystem Services and Natural Capital“, *Nature* 387, 253–260, 1997; A. B. Lovins u. a., „A Road Map for Natural Capitalism“, *Harvard Business Review*, May-June, Repr. No. 99309, 145–158, 1999; P. Hawken u. a., *Natural Capitalism*, Boston 1999, Little, Brown & Co.; D. Coyle, „When capitalisms collide“, *Nature* 574, 322–324, 2019

33 Vgl. B. Crost & C. P. Traeger, „Optimal CO₂ mitigation under damage risk valuation“, *Nature Climate Change* 4, 631–636, 2014; T. Gasser u. a., „Negative emissions physically needed to keep global warming below 2 °C“, *Nature Communications* 6, 7958, 2015; F. C. Moore & D. B. Diaz, „Temperature impacts on economic growth warrant stringent mitigation policy“, *Nature Climate Change* 5, 127–131, 2015; D. Lemoine & S. Kapnick, „A top-down approach to projecting market impacts of climate change“, *Nature Climate Change* 6, 51–55, 2016; D. Diaz & F. Moore, „Quantifying the economic risks of climate change“, *Nature Climate Change* 7, 774–782, 2017.

34 Siehe z. B. J. Almeida u. a., „Molecular understanding of sulphuric acid-amine particle nucleation in the atmosphere“, *Nature* 502, 359–363, 2013; A. E. Dessler, „A Determination of the Cloud Feedback from Climate Variations over the Past Decade“, *Science* 330, 1523–1527, 2010

35 L. Zhou u. a., „A polydimethylsiloxane-coated metal structure for all-day radiative cooling“, *Nature Sustainability* 2, 718–724, 2019; X. Z. Lim, „The super-cool materials that send heat to space“, *Nature* 577, 18–20, 2019.

36 F. Reith u. a., „Meeting Climate Targets by Direct CO₂ Injections: What Price Would the Ocean Have to Pay?“, *Earth System Dynamics* 10, 711–727, 2019

37 Zur Ungleichheit siehe M. Pelling & M. Garschagen, „Put Equity First in Climate Adaptation“, *Nature* 569, 327–329, 2019.

38 S. Gleizer u. a., „Conversion of *Escherichia coli* to Generate All Biomass Carbon from CO₂“, *Cell* 179, 1255–1263, 2019

39 Gegenwärtig leben (laut NASA-Satelliten-Messungen) 250 Millionen Menschen in Küstengebieten weniger als einen Meter über dem Flutspiegel. Wird die CO₂-Emission heute gestoppt, so fallen Ende des 21. Jahrhunderts von diesen 190 Millionen unter den Meeresspiegel und müssen ihre Länder verlassen (S. A. Kulp & B. H. Strauss, „New elevation data triple estimates of global vulnerability to sea-level rise and coastal flooding“, *Nature Communications* 10, 4844, 2019).

40 Vgl. Alan Weisman, *The World Without Us*, New York 2007, Random House

41 B. W. Griscom u. a., „Natural climate solutions“, *Proceedings of the National Academy of Sciences* 114, 11645–11650, 2017; E. Scott u. a., „Impact on short-lived climate forcers increases projected warming due to deforestation“, *Nature Communications* 9, 157 (2018); für Gegenmeinungen: G. Popkin, „How much can forests fight climate change?“, *Nature* 565, 280–282, 2019.

42 Das betrifft auch den Kakaoanbau in West-Afrika, wo im Auftrag der expandierenden Schokoladenherstellung Tropenwald abgeholzt wird. Diesmal von den Ärmsten der Armen, deren einziges Handelsprodukt Kakao ist (S. Mufson & S. Georges, „Despite promises, chocolate is still fueling deforestation“, *The Washington Post*, 31. Oktober, 2019.) Auch Indonesien ist vom Abholzen des Tropenwaldes betroffen.

43 L. Shu & T. Xu, „China's different shades of greening“, *Nature* 577, 29, 2020; M. Zastrow, „China's tree-planting drive could falter in a warming world“, *Nature* 573, 474–475, 2019

44 T. Beer u. a. (in *Greenhouse: Planning for Climatic Change*, G. I. Pearman (Hg.), 421–427, CSIRO 1988) haben schon vor dreißig Jahren darauf hingewiesen. Australien zeigt, daß die Häufigkeit, Stärke und Ausdehnung der Brände mit der Temperatur überproportional ansteigt; siehe auch den Kommentar von D. Lewis & M. Clarke, „Deathly silent: Ecologist describes Australian wildfires' devastating aftermath“, *Nature* 2020, <https://doi.org/10.1038/d41586-020-00043-2>.

45 Über die Rolle des Betons vgl. J. Watts, „Concrete: The Most Destructive Material on Earth“, *The Guardian*, 25. Februar 2019.

46 P. W. Keys et al., „Anthropocene Risk“, *Nature Sustainability* 2, 667–673 (2019)

47 Für eine Diskussion der Schwierigkeit, die politischen Differenzen über den Klimawandel zu überwinden, siehe S. Jinnah & S. Nicholson, „The Hidden Politics of Climate Engineering“, *Nature Geoscience* 12, 876–879, 2019.

48 Günther Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen* Bd. 1, S. 34, München 1987, C. H. Beck

49 D. Carrington, „Want to Fight Climate Change?“, *The Guardian*, 14. Februar 2018

50 S. Wynes & K. A. Nicholas, „The climate mitigation gap: education and government recommendations miss the most effective individual actions“, *Environmental Research Letters* 12, 074024, 2017; P. C. Stern & K. S. Wolske, „Limiting climate change: what's most worth doing?“, *Environmental Research Letters* 12, 091001, 2017

51 Vgl. W. J. Ripple u. a., a. a. O.



FRANCISCO DE GOYA Y LUCIENTES (1746–1828) DUELO A GARROTAZOS GEMÄLDE 1820–1823 / MUSEO NACIONAL DEL PRADO

DAS GANZE DER NATUR

HOMMAGE AN MICHEL SERRES

„WIE SCHÖN ist sie nicht, diese gebaute Natur!“¹ Dieser Ausruf findet sich in Georg Forsters *Blick in das Ganze der Natur* aus dem Jahre 1779. Aber man kann hier auch die Warnung lesen: Der Mensch „muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles.“² Um einen Blick auf diese Sorgfalt heute, 200 Jahre später, geht es im Folgenden. Es ist auch eine Hommage an Michel Serres (1930–2019), der am 1. Juni letzten Jahres verstarb und der als der wichtigste Vordenker des Anthropozän-Konzepts aus philosophischer und aus wissenschaftlicher Perspektive angesehen werden kann.

Im Oktober 1989, zur Zeit des Loma-Prieta-Erdbebens um die Bay Area von San Francisco und jenes anderen Bebens in Europa, das die Berliner Mauer einstürzen ließ, schrieb Michel Serres in Palo Alto an der *Stanford University* an den letzten Seiten seines Manuskriptes über den *Naturvertrag* (*Le Contrat naturel*)³. Das Buch erschien im Frühjahr 1990 in Paris und löste einen kleinen Sturm theoretischer Entrüstung aus. Skandal: Wie kann man der Natur den Charakter eines Vertragssubjektes zuschreiben?

Zehn Jahre später, auf Einladung der *Bibliothèque Nationale de France*, kam Serres auf den zugrundeliegenden Gedanken dieses Buchs zurück, den er wie folgt formulierte: „Das Subjekt wird zum Objekt: Wir werden zu Opfern unserer Siege, zur Passivität unserer Aktivitäten, medizinische Objekte unserer Aktionen als Subjekte. Und das globale Objekt wird zum Subjekt, denn es reagiert auf unsere Aktionen.“⁴

Was er forderte, war die Abkehr der Menschheit von ihrem

parasitär gewordenen Verhältnis zur Natur und seine Verwandlung in ein symbiotisches Verhältnis. „Das Recht der Symbiose“, heißt es im *Naturvertrag*, „definiert sich durch Gegenseitigkeit: Soviel die Natur dem Menschen gibt, soviel muß dieser ihr, die zum Rechtssubjekt geworden ist, zurückgeben.“⁵ Aber, so fragt er, „in welcher Sprache sprechen die Dinge der Welt, daß wir uns mit ihnen im Sinne eines Vertrages verständigen können?“ Und er antwortet lakonisch: „Nun, die Erde spricht in Form von Kräften, Bindungen und Wechselwirkungen, und das genügt für einen Vertrag.“ Ausgerechnet ein Erdbeben, diese am wenigsten von Menschen beeinflussbare aller Naturkräfte, machte ihm die Notwendigkeit einer solchen Symbiose sinnfällig.

PARASITISMUS UND SYMBIOSE

„Symbiose“ gibt mir das Stichwort zu einem Exkurs. Im Anschluß werde ich mich eingehender mit Michel Serres' rechtsphilosophischer Argumentation befassen, die auf einer wissenschaftshistorischen Beobachtung aufbaut. 1998, dem Jahr von Serres' Rückblick auf den *Naturvertrag* in der *Französischen Nationalbibliothek*, erschien *Der symbiotische Planet* von Lynn Margulis⁶, die Summe aus dreißig Jahren evolutionärer Symbiosenforschung der amerikanischen Biologin. Serres konnte dieses Buch zum Zeitpunkt seiner Vorlesung am 14. Januar noch nicht gelesen haben, aber die Endosymbiontentheorie von Margulis hatte sich damals bereits weitgehend durchgesetzt, und ihre akademische Präsenz war massiv. Wir können davon ausgehen, daß Serres mit der Theorie vertraut war – sein Buch kommt ohne Referenzen aus. Einerseits greift Serres auf die Metaphernwelt der Beziehungen zwischen biologischen Arten zurück – und das hatte er bereits 1980 mit seinem Buch *Der Parasit* getan.⁷ Andererseits ist Margulis hier zweifellos seine Stichwortgeberin.

Margulis erhielt ihre Biologieausbildung in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren an

den Universitäten von Chicago, Madison und Berkeley. Als sie es 1967 schaffte, im *Journal of Theoretical Biology* ihren ersten Artikel zu publizieren, in dem sie die Grundzüge ihrer Ansicht über die Folge von Endosymbiosen in der Evolution (*serial endosymbiont theory*, SET) darlegte, war gerade die erste Ribonukleinsäure sequenziert worden – mit einem Arbeitsaufwand von über einem halben Jahrzehnt für etwa achtzig Nukleotide. Zehn Jahre später lagen Sequenzen von Ribonukleinsäuren aus Chloroplasten und Mitochondrien vor; und es konnte kein Zweifel mehr an deren ferner Verwandtschaft mit Bakterien bestehen. Ende der 1970er Jahre war die von Margulis als „schwach“ bezeichnete Variante der Endosymbiontentheorie Gemeingut der neuen, molekularbiologisch basierten Lehrbücher der Zellbiologie. Die Biologin Margulis hatte machtvolle Rückendeckung aus dem Lager der Molekularbiologie erhalten, und das ebnete den Weg für ihre weitergehenden Überlegungen.

Diese weiteten sich in verschiedene Richtungen aus. Zum einen fand Margulis weitere Evidenzen für evolutionäre Endosymbiosen, besonders jene, die aus bakteriellen Spirochäten und archaeobakteriellen Thermoplasmen Zellen mit einem Zellkern entstehen ließen – die Vorläufer aller heutigen höheren Organismen. „Vereinigung“ ist, so faßt Margulis in evolutionsbiologischer Verallgemeinerung zusammen, in der Evolution „zwar nicht so häufig wie die Verzweigung, aber von ebensolcher Bedeutung“⁸. Auf diese Weise wird Charles Darwins Prinzip der „Divergenz“, das den Stammbaum der Lebewesen dominierende Merkmal, symmetrisch ergänzt durch ein Prinzip der „Konvergenz“, das Prinzip der Konkurrenz durch das der Kooperation. Diese manifestiert sich auf allen möglichen biologischen Ebenen: Als horizontale Genübertragung vor allem bei Bakterien, als Endosymbiose in der frühen Evolution und als organismische Symbiose in ihren vielfältigen Ausprägungen in der sich entwickelnden und heute existierenden Welt der Lebewesen. Nicht zuletzt ist sie verwirklicht in der

Hans-Jörg Rheinberger
Die Aura der Spirale
122, Berlin 2018

Epistemologie des Konkreten
Frankfurt/M 2006, Suhrkamp

Experiment, Differenz, Schrift
Marburg 1992, Basilikenpresse

Experimentalität
H.-J. Rheinberger im Gespräch
über Labor, Atelier und Archiv
Berlin 2018, Kadmos

Die Farben des Tastens
Frankfurt/M 2015, Faust

The Gene
From Genetics to Postgenomics
Chicago 2018, Chicago UP

Gene, Zellen, Moleküle
81, Berlin 2008

The Hand of the Engraver
Albert Flocon Meets
Gaston Bachelard
New York 2018, Suny Press

Sexualität der eukaryotischen Organismen, die von Margulis treffend als „zyklische Symbiose“ bezeichnet wird. Dieses Vermächtnis stellt die Evolutionsbiologin hundert Jahre nach Darwin an dessen Seite. Sie hat auch so gearbeitet wie dieser: durch Zusammentragen weitverstreuter Evidenzen unter einem bestimmten Gesichtspunkt, den sie ihr Leben lang verfolgte.

Zum anderen konnte sie erzählen wie er. „Selbst Wissenschaftler“, meinte sie, „müssen phantasievoll erzählen und ihre Beobachtungen in Schöpfungsgeschichten einbringen.“ So wie der „Kampf ums Dasein“ mit Darwin zum sozialen Schlagwort für das Überleben des Stärkeren wurde und es bis heute ist, so müsste eigentlich schon längst Symbiose zu einer gesellschaftlichen Parallel-Lösung geworden sein. Sie ist es aber bis heute nicht. Phantasievolles Erzählen ist eines; gesellschaftliche Resonanz ein anderes. Immer mehr, aber längst nicht genügend Zeitgenossen argumentieren heute so wie Margulis und Serres.

GAIA, WISSENSCHAFTLICH

Ihre lebenslange Faszination für die Welt der Einzeller verband Margulis mit weitreichenden Überlegungen zur Evolution und Regulation der gesamten Biosphäre auf unserem Planeten. Sie übernahm dabei den Begriff „Gaia“ von dem oft als *Maverick* bezeichneten britischen Chemiker, Mediziner und Erfinder James Lovelock, der in den siebziger Jahren die Theorie von der Metastabilität der Erdatmosphäre begründete und in den achtziger Jahren durch seine populärwissenschaftlichen Bücher bekannt wurde. Margulis bemerkt: „Der Name kam nur allzu gut an. Umweltschützer und Leute mit religiösen Neigungen, denen die Vorstellung von einer ursprünglichen, machtvollen Göttin attraktiv erschien, sprangen auf den Zug auf und gaben Gaia eine eindeutig unwissenschaftliche Nebenbedeutung.“ Für Margulis überwogen die Vorteile aber die Nachteile dieser Ambivalenz, und sie sprang selber auf den Gaia-Zug auf, nicht ohne immer wieder zu betonen: „Meine Gaia ist keine unscharfe, malerische Vorstellung von einer Mutter Erde, die uns ernährt. Die Gaia-Hypothese ist strenge Naturwissenschaft. Sie besagt, die Oberfläche unseres Planeten verhalte sich in ganz bestimmter, eingeschränkter Hinsicht wie ein physiologisches System.“

METASTABILITÄT

Nun ist es das entscheidende Merkmal physiologischer Systeme, daß sie Störungen dämpfen – innerhalb bestimmter Grenzen. Sie können aber auch zusammenbrechen, wenn diese Grenzen überschritten werden. Nichts anderes besagt der Begriff der Metastabilität. Diese Aussicht müßte eigentlich reichen, um global sowohl ökologisch als auch klimatologisch nach dem Vorsorgeprinzip zu handeln. Margulis selbst hat sich immer als Naturwissenschaftlerin verstanden, nicht als Predigerin. „Die Gaia-Theorie ist naturwissenschaftlich nützlich“, so lautet ihr trockenes Resümee am Ende des Buches. Es steht dort auch nicht, daß die Menschen aus ihr ökologische Lehren ziehen müssen. Statt dessen heißt es schlicht: „Wir Menschen gleichen unseren Mitbewohnern auf der Erde. Wir können der Natur kein Ende setzen, sondern nur zu einer Bedrohung für uns selbst werden.“ Margulis' Zusammenfassung lautet: „Gaia, die Summe des Lebens auf der Erde, läßt eine Physiologie erkennen, die wir als Umweltregulation bezeichnen.“ Aber sie stellt sogleich klar: „Als physiologisch regulierte Gaia ist die Erde weniger ein einziges lebendes Gebilde als vielmehr eine gewaltige Menge interagierender Ökosysteme, und damit geht sie weit über alle einzelnen Lebewesen hinaus.“ Und genau diese Regulation, diese gewaltige Interaktion droht durch die physische Präsenz des Menschen und die Auswirkungen seiner technischen Aktivitäten auf dem Planeten aus den Fugen zu geraten.

An diesem Punkt setzt Michel Serres an. Er stützt sich auf naturwissenschaftliche Beobachtungen, spricht aber als Philosoph, der es als Aufgabe der Philosophie sieht, „die Zukunft zu antizipieren“.⁹ Keine Eule der Minerva also. Serres ist ein Denker des Anthropozän *avant la lettre*. Es lohnt sich, seine Argumentation etwas näher anzuschauen.

EIN HORROR MUNDI

Serres findet drastische Bilder für die gegenwärtige Situation. Seine Erzählung beginnt mit der Schilderung eines Gemäldes von Francisco de Goya.¹⁰ Zwei Spieler sind auf einer Düne in einen Kampf mit Stöcken vertieft. Jeder versucht, den anderen mit seinem Knüppel zu treffen. Dabei merken sie nicht, daß sie selbst mit jedem Schlag tiefer im Sand versinken. Der Boden, auf dem sie stehen, wird sie verschlingen. Sie haben den Gegenstand, der beiden Halt gibt, das Dritte, das ihre Beziehung, ihre soziale Interaktion, vermittelt, aus den Augen verloren. Serres: „Zieht die Welt um die Kämpfe herum ab, achtet nur auf die mit Menschen gefüllten und von Dingen gesäuberten Konflikte oder Debatten: So erhaltet ihr das Theater auf der Bühne, die meisten unserer Erzählungen und Philosophien, die Geschichte und die Gesamtheit der Sozialwissenschaften – das interessante Spektakel, das man Kultur nennt. Wer sagt jemals, wo, worauf sich der Herr und der Sklave schlagen? Unsere Kultur hat einen horror mundi.“¹¹ Und er ruft aus: „Vergessen wir nicht die Welt der Dinge selbst!“ Und weiter: „Wir haben die Welt verloren: Wir haben die Dinge in Fetische oder Waren verwandelt, sie zu Spielbällen unserer Strategiespiele gemacht; und unsere Philosophen, akosmisch, ohne Kosmos seit einem halben Jahrhundert, handeln nur noch von Sprache oder Politik, von Schrift oder Logik.“ Für die Philosophen, so Serres' düstere Diagnose, „reduziert sich die Natur auf die menschliche Natur, die sich ihrerseits entweder auf die Geschichte oder auf die Vernunft reduziert. Die Welt ist verschwunden.“

KONVENTION UND OBJEKTIVITÄT

Vor den Wissenschaften der Natur macht Serres' Philosophenschelte halt. Zwar sind auch die Wissenschaften fundamental sozial verfaßt und beruhen auf einem Vertrag. Naturwissenschaftler können aber die Resilienz ihrer Gegenstände nicht einfach übergehen. „Anders gesagt: die wissenschaftliche Erkenntnis resultiert aus jener Passage, jenem Übergang, der aus der Ursache eine Sache macht und umgekehrt, wodurch ein Fakt zu einem Pakt wird und umgekehrt. Sie ist die reziproke Umwandlung von Ursachen in Sachen und von Pakten in Fakten. Daraus erklärt sich ihr Doppelcharakter: einerseits beliebige Konvention, die man jeder spekulativen Theorie ansehen kann, andererseits getreue und exakte Objektivität, die jeder Anwendung zugrunde liegt.“ Mehrfach kommt Serres auf diesen Doppelcharakter zurück und umspielt ihn immer wieder, so als kämpfe er mit einem analytisch nicht auflösbaren Problem: „Der Vertrag der wissenschaftlichen Wahrheit vereinigt einen ausdrücklich intersubjektiven Sozialvertrag der dauernden gegenseitigen Überwachung und realzeitlichen Übereinkunft über das, was gesagt und gemacht werden soll, mit einem ausdrücklich rechtlichen Vertrag über die Definition bestimmter Gegenstände, indem er Kompetenzen, Experimentalverfahren und die analytische Zuschreibung von Eigenschaften abgrenzt. Aber gerade dadurch verlassen die Dinge nach und nach das Netz unserer Beziehungen und gewinnen eine gewisse Unabhängigkeit. Die Wahrheit verlangt es, daß wir von ihnen sprechen, als wären wir nicht da. Eine Wissenschaft verbindet unauflösbar von Anfang an das Kollektiv und die Welt, die Übereinkunft und den Gegenstand der Übereinkunft.“

Pierre Bourdieu hat das damit bezeichnete Dilemma in seinen *Méditations pascaliennes* einmal als das unausweichliche „Doppelgesicht“ wissenschaft-

lichen Wissens bezeichnet. In seinen *Meditationen* kleidete er das Dilemma in folgende Worte: „Wenn eine realistische Geschichtsauffassung es sich versagen muß, in fiktiver Weise die unpassierbaren Grenzen der Geschichte zu übersteigen, dann wird sie untersuchen, wie und unter welchen historischen Bedingungen sich der Geschichte Wahrheiten abringen lassen, die nicht auf die Geschichte reduzierbar sind. Man muß zugeben, daß die Erkenntnis nicht vom Himmel gefallen ist wie ein mysteriöses Geschenk, das unerklärbar bleiben muß, daß sie also durch und durch historisch ist; aber man ist keinesfalls gezwungen, wie es für gewöhnlich geschieht, daraus zu schließen, daß sie auf die Geschichte reduzierbar sei. In der Geschichte und in ihr allein ist nach dem Prinzip jener relativen Unabhängigkeit der Erkenntnis von der Geschichte zu suchen, deren Produkt sie ist; oder genauer, in der wesentlich historischen, aber ganz besonderen Logik, aufgrund derer sich jene Ausnahmerräume gebildet haben, in denen sich die besondere Geschichte der Erkenntnis abspielt.“¹²

WELTOBJEKTE

Einen nicht auflösbaren Doppelcharakter haben die Wissenschaften aber auch in dem Welt drama, das Gegenstand von Serres' *Naturvertrag* ist. Ihren Vergegenständlichungen verdanken wir jene „Welt-Objekte“, also „jene Artefakte, die mindestens in einer ihrer Dimensionen – Zeit, Raum, Geschwindigkeit, Energie – auf der Stufe des Globus stehen“.¹³ Und er zählt auf: „Ein Satellit bezüglich der Geschwindigkeit, eine Atombombe bezüglich der Energie, das Internet bezüglich des Raumes, der nukleare Abfall bezüglich der Zeit ... das sind vier solcher Welt-Objekte.“¹⁴ Sie sind es, welche die globalen Auswir-

Iterationen
Berlin 2005, Merve

Kunststücke
Berlin 2015, Alpheus

Rekurrenzen
Texte zu Althusser
Berlin 2014, Merve

Steinschiffe
Gedichte
Eggingen 2019, Klaus Isele

Hans-Jörg Rheinberger u. a.
Räume des Wissens
Berlin 1997, Akademie

H.-J. Rheinberger, M. Schwab
Experimenteller Geist
112, Berlin 2016 ◀

Daten und Fakten über eine Welt voller Kunststoff

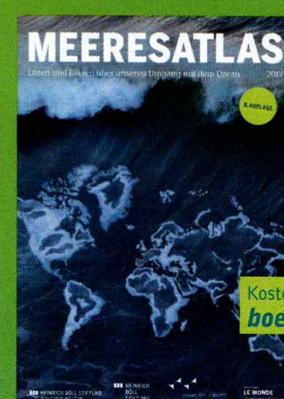


Plastik birgt hohe Risiken für Mensch und Umwelt. Die Auswirkungen auf das Klima sind enorm. Der Plastikatlas beschreibt diese komplexen Zusammenhänge verständlich und zugänglich.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/plastikatlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

Über unseren Umgang mit dem Ozean



Der Meeresatlas zeigt, in welchem schlechtem Zustand die Weltmeere sind, warum das so ist und was man tun muss, um die Situation der Ozeane zu verbessern.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/meeresatlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

kungen auf den Planeten in Gang gesetzt haben. Die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki sind für Michel Serres der Scheidepunkt des Zeitalters. Aus ihnen „lernte meine Generation, als erste in der Geschichte überhaupt, daß das ganze Menschengeschlecht unter das Risiko der Auslöschung trat“.

Auf der anderen Seite sind Serres zufolge die Wissenschaften von den drei Mächten, die heute unsere Sicht auf die Welt bestimmen – Administratoren, Journalisten, Wissenschaftler – die einzige Macht, die zukunftsorientiert ist: „Das Element der Administratoren ist die Kontinuität, das der Journalisten die tägliche Gegenwart. Die Wissenschaft ist schließlich das einzige Zukunftsprojekt, das uns verbleibt.“¹⁵ Somit ist sie es auch, die sich um „das größte Objekt von Wissenschaft und Praxis kümmern muß: den Planeten Erde, die neue Natur“. Und obwohl alle drei Kulturen – die Wissenschaften eingeschlossen – heute auf Kurzlebigkeit angelegt sind, sind die Wissenschaften doch noch am ehesten dazu geeignet, jene „umwälzende Revision der Kultur“ zu induzieren, die notwendig ist, um den Planeten bewohnbar zu erhalten. „Unser Kollektiv“, resümiert Serres, „kann heute ebenso an den Hervorbringungen der Vernunft sterben, wie es sich durch sie retten kann.“

GESCHICHTE DER DINGE

Diese Privilegierung der Wissenschaften läßt auch besser verstehen, warum Michel Serres parallel zu den Vorarbeiten zum *Naturvertrag* eine Gruppe junger Wissenschaftshistorikerinnen und Wissenschaftshistoriker um sich scharte, um mit ihnen ein für die Wissenschaftsgeschichte damals unerhörtes Projekt zu realisieren. Dessen Ergebnis erschien 1989, ein Jahr vor dem *Naturvertrag*, unter dem Titel *Éléments d'histoire des sciences*.¹⁶ Elf Autoren mit philosophischem, historischem und mathematischem Hintergrund – unter ihnen Isabelle Stengers, Bruno Latour, Bernadette Bensaude-Vincent – unternahmen es, die konkreten Bedingungen – von der Antike bis zur Gegenwart – zu verstehen, unter denen die materiellen Objekte der verschiedenen Wissenschaften Gestalt annahmen und selbst zu so etwas wie Akteuren in der Entwicklung der Wissenschaften wurden. Das Buch steht also exemplarisch für die Hinwendung zur Praxis und zu den materiellen Wissensdingen in der Wissenschaftsgeschichte.

GRENZZIEHUNGEN

Auch in Serres' *Naturvertrag* ist ständig von der Geschichte der Wissenschaften die Rede. Hier erzählt er sie aber in großen Zügen als eine Geschichte von Rechtsverschiebungen. Grenzziehungen sind ihr Motor seit ihren Anfängen: „Wir ermessen heute kaum die Chancen, die sich unserem Verstand boten, als er sich des sozialen Bands – der griechischen Polis – entledigte.“¹⁷ Serres beschreibt die Befindlichkeit der griechischen Polis mit den blumigen Worten:

„Was ist die Natur? Die Hölle der Polis oder der Kultur. Der Ort, an den der König verbannt wurde; genau, der Ort des Banns, wörtlich die Bannmeile der Stadt.“ Auf der ausschließlichen Beschäftigung mit ihr, der Natur, anstatt mit den Angelegenheiten der Bürger, stand lange der Schierlingsbecher. Aber allmählich „trennen sie“ – die Wissenschaften – „sich von der Politik; ihr Terrain unterscheidet sich vom kollektiven Raum, ihr Vertrag unterscheidet sich vom Sozialvertrag, sie spricht nicht die gleiche Sprache, sie schreibt nicht wie der öffentliche Diskurs, und die Geschichte ihrer Wahrheiten verzweigt sich.“

Heute jedoch sind die Wissenschaften wiederum selbst tendenziell zu einem „allumfassenden sozialen Faktum“ geworden, das dabei ist, seine Wahrheiten dem Recht und der Politik zu diktieren. Aber die Wissenschaften müssen sich hüten, ihre mühsam errungene Laizität wieder preiszugeben: Ihr Kern besteht im Recht auf Irrtum. Auch in Sachen Wissenschaft bedarf es eines neuen Vertrages. Keine Seite – weder Politik noch Wissenschaft – kommt mehr ohne die andere aus, dennoch lassen sie sich nicht aufeinander reduzieren.

„Es ist also besser, Frieden zu schließen durch einen neuen Vertrag zwischen den Wissenschaften einerseits, die darauf aus sind, von den Dingen der Welt und ihren Relationen zu handeln, und dem Urteil andererseits, das über die Menschen und ihre Beziehungen befindet, zwischen den zwei Weisen der Vernunft, die sich heute gegenüberstehen, denn ihre Schicksalswege kreuzen und verschlingen sich, und von ihrer Allianz hängt unser Schicksal ab.“ Wenn die Wissenschaften sich vom Irrtum ableiten, so das Gesetz vom Tod. Aber heute leben wir nicht mehr nur – wie seit je – im Angesicht des individuellen Todes, sondern eines möglichen kollektiven Todes. Angesichts dieses neuen Todes brauchen wir beides: „Wir benötigen zwei Vernunftformen, das getreuliche Erkennen und das umsichtige Urteilen.“

Einer der jungen Leute, die Serres in seinem wissenschaftshistorischen Projekt der 1980er Jahre um sich geschart hatte, war Bruno Latour. Seine Unterhaltungen mit dem Meister, wiedergegeben in *Eclaircissements*,¹⁸ sind heute so lesenswert wie damals. Serres' Themen bilden den dezent bleibenden Hintergrund von Latours Akteur-Netzwerk-Theorie. Sein Buch über die Pasteurisierung Frankreichs,¹⁹ das die Akteur-Netzwerk-Theorie wissenschaftshistorisch fundieren sollte, entstand in ebenjahren Jahren. Latour hat sich neuerdings Gaia zugewendet, das Thema, das seinen Lehrer vor dreißig Jahren umtrieb. In seinem *Kampf um Gaia*²⁰ betreibt er einen erheblichen rhetorischen Aufwand, um die Konnotationen mit „Mutter Erde“, die dem Begriff anhaften, zu vermeiden.

Ich will hier nur einen Blick in dieses Buch hineinwerfen. Wenn Latour das Stichwort „Gaia“ aufnimmt, ihr aber einen „obersten Endzweck“ abspricht, so befindet er sich in Gesellschaft von Lynn Margulis. Die Erdoberfläche und die erdnahe Atmosphäre ist zwar gerade nicht „schlicht ein wüstes Gewirr“ – wie Latour das beschreibt.²¹ Aber sie stellt ein metastabiles System dar, das in ein solches Gewirr kippen kann. Darum dreht sich das Argument von Margulis, und um diese Metastabilität zu erhalten, hat Michel Serres seinen *Naturvertrag* eingefordert. Mit seinem *Kampf um Gaia* hat Latour seine Kritik an der Dichotomie von Natur und Kultur radikalisiert, dieser begrifflichen Erfindung der Moderne, welche die Modernen selbst in ihrem Tun und Lassen nie eingehalten haben, sein Thema seit *Wir sind nie modern gewesen*,²² jenem einflußreichen Buch, das zeitgleich mit Serres' *Naturvertrag* erschien. Latours jüngstes zugespitztes Urteil lautet: „Außerdem hat sich der Kulturbegriff selbst – zusammen mit dem Begriff der Natur – aus dem Staub gemacht. Wir sind postnatürlich – das stimmt; aber auch postkulturell.“²³

Ich halte es mit Michel Serres, der in seiner *Biogée* – man könnte das Buch als Autobiographie bezeichnen – von 2010 schreibt: „Meine Hoff-

nung ruht auf der gegenwärtigen Entwicklung des Wissens. Einfach und leicht, basierten unsere alten Wissenschaften auf der Analyse, die trennt und zergliedert, einer Zergliederung, die die Subjekte von ihren Objekten trennt. (...) Schwierig, global und vernetzt, setzen die – neuen – Wissenschaften vom Leben und von der Erde Kommunikationen, Interferenzen, Übersetzungen, Distributionen und Übergänge voraus. (...) Begreifen wir mit Empedokles die Dringlichkeit einer Vereinigung von Weisheit und Wissen, und zwar unter Strafe der kollektiven Auslöschung.“²⁴

Stéphanie Posthumus hat festgehalten, daß die Figuren, die dem *Naturvertrag* sein erzählerisches Gepräge geben, der Landmann, der Seefahrer und der Wanderer sind. So beschreibt sie diese drei *personae*: „Der Landmann lebt mit allen anderen Lebewesen unter einem Dach und glaubt an eine Seele der Dinge und der Welt. Der Seefahrer befolgt eine von Vorsicht und Voraussicht geprägte Ethik des Steuerns in seinem Umgang mit Wind und Wasser. Der Wanderer schließlich ist das Vorbild einer aleatorischen und kreativen Vorwärtsbewegung: Er folgt nicht einer Methode – im Sinne des einen rechten Weges – der gleichgültig gegenüber den Orten ist, die er durchquert. Er respektiert die jeweiligen Bedingungen der je besonderen Gegebenheiten der Welt.“²⁵

Diese drei Figuren stehen für Attitüden zur Welt, die Serres mit seinem *Naturvertrag* wiederzugewinnen eingefordert hat. ♦

DER TEXT BERUHT AUF EINEM VORTRAG AUF DER JAHRESTAGUNG DES LEIBNIZ-ZENTRUMS FÜR LITERATUR- UND KULTURFORSCHUNG IN BERLIN AM 5. DEZEMBER 2018.

1 Georg Forster, *Ein Blick in das Ganze der Natur*, in: *Kleine Schriften*, Bd. 3, Berlin 1794, Vossische Buchhandlung, S. 351

2 Forster 1794, S. 353

3 Michel Serres, *Le Contrat naturel*, Paris 1990, Bourin. Dt.: *Der Naturvertrag*. Aus dem Franz. von Hans-Horst Henschen. Frankfurt/M 1994, Suhrkamp. Ich habe mich hier durchgehend des französischen Originals bedient. Die Übersetzung aller Zitate aus diesem Buch stammt von mir.

4 Michel Serres, *Retour au contrat naturel*, Paris 2000, Bibliothèque Nationale de France, S. 17

5 Serres 1990, S. 67

6 Lynn Margulis, *Symbiotic Planet. A New Look at Evolution*, London 1998, Weidenfeld & Nicolson; dt. Neuauflage: Lynn Margulis, *Der symbiotische Planet. Wie die Evolution wirklich verlief*, Frankfurt/M 2017, Westend

7 Michel Serres, *Le parasite*, Paris 1980, Grasset. Dt.: *Der Parasit*. Aus dem Franz. von Michael Bischof, Frankfurt/M 1981, Suhrkamp

8 Margulis 2017, S. 72–73

9 Serres 2000, S. 22

10 Francisco de Goya y Lucientes, *Duelo a garrotazos*, Museo del Prado, Madrid

11 Serres 1990, S. 16

12 Pierre Bourdieu, *Méditations pascaliennes*, Paris 1997, Seuil, S. 130–131

13 Serres 1990, S. 34

14 Serres 2000, S. 12

15 Serres 1990, S. 55

16 Michel Serres (dir.), *Éléments d'histoire des sciences*, Paris 1989, Bordas. Dt.: *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*. Aus dem Franz. von Horst Brühmann, Frankfurt/M 1994, Suhrkamp

17 Serres 1990, S. 112

18 Michel Serres, *Eclaircissements. Entretiens avec Bruno Latour*, Paris 1992, Bourin. Dt.: *Aufklärungen. Fünf Gespräche mit Bruno Latour*. Aus dem Franz. von Gustav Roßler, Berlin 2008, Merve

19 Bruno Latour, *The Pasteurization of France*, Cambridge (MA) 1988, Harvard UP. Vgl. auch: *Bakteriologie und Moderne*, hg. von Philipp Sarasin, Frankfurt/M 2006, Suhrkamp

20 Bruno Latour, *Face à Gaïa*, Paris 2015, La Découverte. Dt.: *Kampf um Gaïa. Acht Vorträge über das neue Klimaregime*. Aus dem Franz. von Achim Russer und Bernd Schwibs, Berlin 2017, Suhrkamp

21 Latour 2017, S. 176

22 Bruno Latour, *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*, Paris 1991, La Découverte. Dt.: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Aus dem Franz. von Gustav Roßler, Frankfurt/M 1998, Fischer

23 Bruno Latour, *Warten auf Gaïa. Komposition der gemeinsamen Welt durch Kunst und Politik*, in: Michael Hagner (Hrsg.), *Wissenschaft und Demokratie*, Frankfurt/M 2012, Suhrkamp, S. 185

24 Michel Serres, *Biogée*, Brest 2010, Dialogues, S. 81–82

25 *Un contrat mondial longue durée. Entretien avec Stéphanie Posthumus*, propos recueillis par Emmanuel Levine, Automne–Hiver 2018, Philosophie magazine, Hors série „Michel Serres“, S. 53

Rezepte für eine bessere Tierhaltung



FLEISCHATLAS
Daten und Fakten über Tiere als Nahrungsmittel 2018

REZEPTE FÜR EINE BESSERE TIERHALTUNG

Der Fleischatlas 2018 erklärt visuell anschaulich und leicht verständlich, wie eine bessere Tierhaltung funktionieren kann.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/fleischatlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

BRUNO MANSER

Umweltaktivist



Das neue **Du** Nr. 898 im Februar.

Der aktuelle Film «Kampf um den Regenwald» hat uns inspiriert, eine *Du*-Ausgabe über das Leben und Werk von Bruno Manser herauszugeben. Wir zeigen in der Ausgabe Fotos von 1986, als der Schweizer Fotograf Alberto Venzago ihn in seinem Urwaldversteck fotografierte. Und wir berichten, wie gefährdet die indigenen Völker, die Artenvielfalt und das Klima im tropischen Regenwald sind.



OLIVE AYHENS *OUTSKIRTS OF ROSWELL* COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

KOBAYASHI TOSHIAKI

FRÜHJAHR 2020

ÄRA DER HEIMATLOSIGKEIT

DER ABSTRAKTE MENSCH UND DIE TRÜMMERBERGE DER ZIVILISATION

ISHIMURE Michiko,¹ die Autorin von *Paradies im Meer der Qualen*, ist gestorben. Symbolisiert der Tod eines Menschen meist das Ende einer Sache, so läßt ihr Tod doch erahnen, daß etwas neu beginnt.

EINE VERNACHLÄSSIGUNG

Heimat – das klingt nach einem obsoleten Thema. Im Rückblick gewann es, aufgekommen im Zuge von Japans Modernisierung, an Schärfe, begleitet vom negativen Image verödennder Dörfer und Entvölkerung; wurde es doch auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges über Jahrzehnte hinweg, die Menschen zuweilen nostalgisch stimmend, immer wieder problematisiert.

Mit Beginn der 1980er Jahre jedoch war dieses Wort immer seltener zu vernehmen, wodurch auch verschiedene diesem Thema implizite Fragen in Vergessenheit gerieten. Heimat verschwand aus dem Gedächtnis, und diese Heimatvergessenheit fand wie selbstverständlich Akzeptanz. Klar ist, daß letzteres – dies als Selbstverständlichkeit zu betrachten – das Problem nicht löste, sondern dazu beitrug, es zu vergessen. Folglich lud sich das Problem in seiner Vernachlässigung mit immer mehr Energie auf, ähnlich einer unterirdischen Magmakammer vor ihrer Eruption.

Es kam der 11. März, der Tag, an dem sie auf einen Schlag ausbrach. Als es im Gefolge des Erdbebens in den Reaktoren des AKW Fukushima Daiichi zur Kernschmelze kam und sich große

Mengen radioaktiver Substanzen in der Luft ausbreiteten, tauchte auch die im wahrsten Sinne des Wortes verlorengegangene wirkliche Heimat wieder als Problem auf. Ironischerweise konnte Heimat einzig dadurch, daß sie verloren ging, wieder zum Leben erwachen – eine wahrlich schmerzhaft Ironie.

Wie aber konnte es zu dieser zeitweisen Heimatvergessenheit seit den beginnenden 1980er Jahren – scheinbar parallel zur Bubble-Ökonomie – kommen? Dafür gibt es verschiedene Ursachen. Eine hier als besonders symbolisch hervorzuhebende liegt in der Phase zuvor, das heißt in der in den 1970er Jahren stattfindenden ökonomischen Entwicklung Japans. Wie bei den meisten ökonomischen Entwicklungen ging auch diese einher mit

technischen Innovationen und parallel dazu mit einer Energierevolution. Nach der Erfahrung der beiden Ölschocks von 1973 und 1979 sah sich die globale Ökonomie nolens volens mit der Aufgabe konfrontiert, neue Energiequellen zu erschließen. Damit schlug auch die Stunde der „Heimat“, die ihr Dasein bis dahin lediglich als ein Gegenstand von Nostalgie fristen konnte. Geworben wurde nun für die Ansiedlung von Kraftwerken, und insbesondere von Atomkraftwerken, als eine Art Kondensat von durch moderne Wissenschaften hervorbrachter Hochtechnologie.

Politik, Bürokratie und Finanzwelt propagierten gemeinsam im großen Stil „grüne Energie“ und versprachen eine „strahlende Zukunft“. Das wurde herausposaunt, als stünde es in keinerlei Beziehung zu jenen entsetzlichen Waffen, welche die Tragödien von Hiroshima und Nagasaki verursacht hatten. Und von einer kleinen, sich dieser Gefahr bewußten Minderheit einmal abgesehen, verschlossen – und sei es widerwillig – die allermeisten Menschen – so auch ich – vor dieser Situation tatenlos die Augen. Auf einmal wurde die Infrastruktur ausgebaut, verfallende Gebäude mit modernen Baumaterialien umgebaut, und wenig besiedelte Dörfer erwachten zu neuem Leben. Es schien, als sei nun der Widerspruch zwischen Urbanisierung und Entvölkerung – dieses zweischneidige Phänomen jeder Modernisierung – auf dramatische Weise überwunden.

Dann aber brach durch den GAU von Fukushima dieses geschlossene System – die von der Moderne unweigerlich hervorgebrachten Widersprüche mittels Wissenschaft und Technik, ihrerseits ein Produkt ebendieser Moderne, überwinden zu wollen – mit einem Schlag in sich zusammen, und mit ihm auch jener Traum vom Brennstoffkreislauf. Ein geschlossenes System ist nur möglich, wenn von ihm hervorgebrachte Fremdkörper, der Abfall, nach außen emittiert werden. Weiß man jedoch nicht, wohin mit diesem Abfall, gibt es kein Endlager, wird das System dysfunktional. Geplatzt ist somit auch die Illusion vom autarken System, das ewig fortbestehen soll, indem die Moderne sich durch die Moderne zu überwinden versucht. Letztlich hat sich auch das lediglich als eine Blase erwiesen. Vom Traum erwacht, wissen wir nun, daß der Kreislauf ein Teufelskreis, eine Wiederholung von Verbrechen ist, und müssen dafür einen hohen Preis bezahlen. Aus jetziger Sicht der Dinge ist sogar das höchst zweifelhaft: ob dieser Preis überhaupt bezahlt werden kann, und auch, wer die Verantwortung dafür übernimmt. Wie im Falle des Wirtschaftssystems, das in Form von Staatsschulden seine Verschuldung immer weiter bis hin zum Staatsbankrott aufschiebt, so gibt es hier niemanden, der die Verantwortung auf sich nehmen will, selbst wenn alles zusammenbricht. Und trotzig darauf zu beharren, daß man selbst nicht schuld, vielmehr Opfer sei, mithin das System als solches schuld sei – das gerät zur bloßen Ausrede, mit der sich alle Beteiligten rechtfertigen. Unheimlich! Kaum eine Gesellschaft ist unheimlicher als eine solche.

Heimat ist kein obsoletes Thema mehr, sondern höchst aktuell und brennend. Hier konzentrieren sich zahlreiche Probleme der Moderne (Japans). Ein in sich geschlossenes betrügerisches System, das vorgibt, die Moderne durch die Moderne überwinden zu können – ein solches System verschleiert grundlegende Widersprüche, daraus resultierenden Müll und Schulden. Nunmehr ist klar, daß es nur durch Aufschieberei erhalten werden kann, weshalb wir uns von vorgeblich gutgemeinten Slogans der Regierung – „Wiederbelebung der Provinz (chihō-sōsei)!“ – nicht mehr in die Irre leiten lassen dürfen. Notwendig ist vielmehr, das System als Ganzes grundlegend zu überdenken und ernsthaft nach Alternativen zu suchen. Die Zeit, da Heimat einer kurzfristigen Politik zugunsten der Bauindustrie geopfert wurde, ist endgültig vorbei. Andernfalls erwartet uns künftig garantiert eine weitere Katastrophe wie die von Fukushima.

ORTE OHNE ERINNERUNG

Es waren die 1980er Jahre, in denen Heimatvergessenheit im allgemeinen ihren Lauf nahm, ein Bewußtsein von Heimatlosigkeit als solcher war jedoch bereits vor dem Krieg aufgekommen. Logischerweise ging es von der Stadt aus. Jene, die ihre Agrar-, Berg- und Fischerdörfer – also ländlichen Regionen – verließen, nahmen diese als „Heimat“ wahr, womit einherging, daß die Städter ohne solch ländliche Heimat dies allmählich als Mangel zu empfinden begannen. Dieses pervertierte Mangelbewußtsein, über kein solches, wenn auch immer mehr verarmendes Landleben zu verfügen, hat nichts mit dem Bewußtsein normaler Menschen zu tun, die sich nach einem modernen, angenehmen Leben sehnen und dem Städtischen daher möglichst nahe kommen wollen. Dieses pervertierte Bewußtsein des Neides auf etwas, woran es einem selbst mangelt, hatte damals die Literaten erfaßt. In einem als „Literatur von der verlorenen Heimat“ betitelten Kommentar äußert sich der in Tokyo geborene, hochsensible Literaturkritiker Kobayashi Hideo² im Jahr 1933 folgendermaßen:

„Ein Ort ohne Erinnerung ist keine Heimat. Starke Erinnerungen entstehen in einer festen Umgebung, in der sich vielerlei Eindrücke, einer nach dem anderen, ansammeln und festigen können. Ohne solche Erinnerungen wird niemand von jener gesunden Gefühlsregung ergriffen, welche das Wort 'Heimat' in sich trägt. Danach suche und suche ich und kann es doch nirgends finden.“

Die Ursache dafür sieht er im Folgenden: *„Seit meiner Kindheit wurde ich von grenzenloser Unordnung und rasend schnellen Veränderungen gepeinigt, weshalb keine Zeit für feste Dinge blieb, an die sich spätere starke Erinnerungen hätten haften und von ihnen genährt werden können.“*

Mit diesem Eingeständnis bringt Kobayashi kein Minderwertigkeitsgefühl oder Schuldbeußtsein zum Ausdruck. Voller Selbstvertrauen behauptet er: *„Das war der Preis, den ich gezahlt habe, um heute, endlich, allmählich das traditionelle Wesen westlicher Literatur unverzerrt zu verstehen.“* In der Tat erlangt er kurz darauf als Übersetzer von Rimbauds *Eine Zeit in der Hölle* Bekanntheit.

Woher kommt Kobayashis trotzige Haltung des „Warum nicht?“ Er selbst begründet es damit, daß Heimatlosigkeit mit dem Fehlen konkreter fester Impressionen zu tun habe. Umgekehrt bedeutet das, daß Städter ohne Heimat einen gleichermaßen abstrakten Charakter ohne Bodenständigkeit besitzen und daß ebenjener eine vorurteilsfreie Rezeption westlicher Literatur begünstigt. Zudem kommt das abstrakte Wesen dieser ihrer Konkretheit verlustig gegangenen Städter auch in der Liebe zur Natur zum Vorschein; er selbst interpretiert seine Vorliebe fürs Bergwandern folgendermaßen:

„Genauer betrachtet, ist sich beides sehr ähnlich: sich an der Schönheit der Berge und an der Schönheit einer Idee zu berauschen. Es scheint, als betrachte man beide Seiten des heimatverlorenen Geistes. Auf mein Leben zurückblickend, stelle ich fest, daß es ihm sehr an Konkretheit mangelt. Nur schwer finde ich das Antlitz eines mit beiden Beinen in der Gesellschaft stehenden Menschen. Mit einem Wort, in Wirklichkeit

fällt es mir leichter, das Gesicht eines abstrakten Menschen – eines im Nirgendwo geborenen Großstädtlers – aufzuspüren als das eines tatsächlich in Tokyo geborenen Tokyoters.“

Dieses Heimatverlust-Gefühl bei Kobayashi, das seiner Hartnäckigkeit wegen im an Heimatproblemen stark interessierten literarischen Milieu der Vorkriegszeit auf viel Aufmerksamkeit gestoßen war, fand nach dem Krieg immer mehr Sympathisanten. So mußte der ebenfalls gebürtige Tokyoter Ōoka Shōhei³ in seinen beiden Spätwerken aus den 1970er Jahren, „Kindheit“ und „Jugend“, in denen er rückblickend seine eigene Vergangenheit erkundet, feststellen, daß *„ich womöglich doch ein Mensch ohne Heimat bin“*. Damit begann die Heimatlosen-Gruppe in den literarischen Kreisen jener Zeit allmählich eine Mehrheit zu bilden.

Blickt man von dieser Warte auf die Nachkriegsliteratur zurück, so tritt diese Tendenz bereits in den My-Home-Romanen der sogenannten Dritten Neuen⁴ wie Shōno Junzō und Kojima Nobuo zutage. Mit der auf sie folgenden „Generation der Introvertierten“,⁵ repräsentiert von Autoren wie Gotō Meisei und Kuroi Senji, wird sie immer deutlicher. Als Publizist kann hier Okuno Takeo⁶ angeführt werden, der „seine Heimat“ – vergeblich – in Tokyo in den brachliegenden Wiesen der Yamano-Gegend und im Viertel um Ebisu entdecken wollte, und der in „Ur-Landschaften in der Literatur“ (1972) gesteht: *„Gegenüber jenen Provinz-Literaten mit ihrer ausgeprägten Heimat und den Ur-Landschaften in ihrem Inneren habe ich lange Zeit verzweifelte Neid und Eifersucht empfunden.“*

In dieser zeitkritischen Linie steht auch die Studie „Über die Heimat“ des Romanisten Watanabe Kazutami. Watanabe greift die Problemstellungen Kobayashis auf, befaßt sich mit den Werken der Nachkriegsautoren Ōoka Shōhei, Murakami Haruki, Aono Sō, Nakamura Shinichirō und Ishikawa Jun und erläutert die Notwendigkeit dieser

ANZEIGE

Stiftung
Schloss Neuhausen

Rahel Varnhagen und Alexander von der Marwitz

Ein Bild aus
der Zeit der
Romantiker
in Briefen

gelesen von
Jutta Hoffmann und
Jens Harzer

So, 19. 4. 2020, 17 Uhr
Großer Saal

schlossneuhausen.de
033476 600-750

Finanzgruppe

FOTOS: © TOMA BABOVIC

Kobayashi Toshiaki
Denken des Fremden
 Am Beispiel von Kitaro Nishida
 Frankfurt/M 2002, Stroemfeld

Melancholie und Zeit
 Frankfurt/M 1998, Stroemfeld

Martin Roth und Fabian Schäfer
Das Zwischen denken
 Marx, Freud und Nishida
 Für Toshiaki (Binmei) Kobayashi
 Leipzig 2014, Leipziger
 Universitätsverlag ◀

Gruppe der Heimatlosen, um zu konstatieren:

„Obwohl dieser Heimat-Diskurs von Kobayashi viele für die Moderne unvermeidliche aktuelle Probleme in sich birgt, bleibt er doch – wohl auch der radikalen Veränderungen in den darauffolgenden Zeiten wegen – bis heute unbeachtet und wurde nie wirklich aufgegriffen.“

Watanabes Feststellung trifft den Nagel auf den Kopf. Denn das Problem besteht nicht einfach darin, eine Heimat zu besitzen oder nicht, sondern, daß darin „viele für die Moderne unvermeidliche aktuelle Probleme“ verborgen sind. Doch trotz dieser präzisen Feststellung geht auch der Tokyoter Watanabe nicht über die Erforschung der Literatur von der verlorenen Heimat hinaus, fragt nicht nach der verlorengegangenen Heimat als solcher.

Es geht um das „Problem der Moderne“, das alle diese Strömungen durchzieht. Und mit dem Essay des sensibilisierten Kobayashi Hideo ist uns ein Leitfaden gegeben, um diesem Problem zu Leibe zu rücken – „der abstrakte Mensch“. Kobayashi meint damit den neutralen, transparenten Stadtmenschen, dem nicht der Geruch des Einheimischen anhaftet und der daher eine vorurteilsfreie Rezeption westlicher Literatur ermöglicht. Aus meiner Sicht hingegen bedeutet dieser „abstrakte Mensch“ mehr als nur diesen nützlichen Aspekt.

Der „abstrakte Mensch“ ist ein gesichtsloses Individuum, eine gefährliche Existenz, die potentiell zu einem x-beliebigen, monotonen Menschen herabsinken kann. Er ist ein „entfremdeter Mensch“, um es mit einem späteren Modewort auszudrücken. Was nicht heißt, daß Kobayashi ein solcher gewesen wäre. Im Gegenteil, kein anderer Literat hatte eine derart stark ausgeprägte Individualität wie er. Doch darf nicht vergessen werden, daß diese Individualität aus seiner Auseinandersetzung mit einem Denken und einer Literatur hervorgegangen ist, die zutiefst heimatlich gefärbt waren.

Ein Beispiel: Jener scharfe und so paradoxe kritische Geist Kobayashis hätte ohne die Auseinandersetzung mit dem seinerzeit geradezu modisch gewordenen Marxismus, der sich mit dem drängenden Agrarproblem herumschlug, kaum das Licht der Welt erblickt. Zwar sah sich der damalige Marxismus als politischer Außenseiter einer gnadenlosen Unterdrückung ausgesetzt, unter Intellektuellen aber, einschließlich der Literaten, galt er als eine Art geistiger Bank.

Nach dem Krieg war es der Tokyoter Yoshimoto Takaaki,⁷ der – gleichsam die Dynamik der Zeit nutzend – seine Individualität entfaltete und sich großer Beliebtheit erfreute. Vermutlich aber konnte Yoshimoto eine gewisse Zeitlang auch die Herzen der aus der Provinz stammenden Jugend nicht nur aufgrund seines Äußeren und seiner Sprechweise gewinnen, die auf den ersten Blick bäuerlich

wirkten; hinzu kommt, daß er aus Tokyo-Downtown (*shitamachi*) kommt, dem noch immer etwas Indigenes anhaftet. Prinzipiell kann für beide, Kobayashi und Yoshimoto, konstatiert werden, daß sich ihr Scharfsinn in Opposition zum Establishment – und dieses zugleich herausfordernd – entfaltete. Dafür spricht zudem, daß, als das ins Visier genommene Establishment zusammenbrach, auch der Scharfsinn des späten Yoshimoto verlorenging.

Die 1980er Jahre waren jene Übergangszeit, als mit dem Zusammenbruch des Establishments auch auf seiten des urbanen „abstrakten Menschen“ Gleichförmigkeit einsetzte. In das sich auflösende Establishment fand – neben dem Marxismus – auch das banalisierte Thema „Heimat“ Eingang, und als beides dann ganz offen unter der Bezeichnung „Narration“ zusammengefaßt und zugleich verkündet wurde, die Zeit der „Erzählung“ sei vorbei, war es auch um jene mühselig als „Introversion“ aufrechterhaltene Individualität geschehen. Dem „abstrakten Menschen“ wurde der Stachel gezogen, er mutierte in eine Existenz, die weder etwas mit Kritik noch mit Rebellion zu tun hatte. Es schien, als ob diese Apathie eine Art „Widerstand“ gegen die vorherige Generation der Achtundsechziger darstellte.

Folgen wir diesem Wandel anhand zweier Literaten, die damals im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen. Der eine ist Nakagami Kenji,⁸ der – mit dem tief „heimatgetränkten“ Kishû-Shingû als Hintergrund – sein Genie als letzter Autor der Heimat-Gruppe entfaltete. Nakagamis Protagonisten verströmten einen üppig mit Schweiß und Sperma vermischt Geruch von Erde. Oftmals ist dieser Erdgeruch noch mit dem Duft von Sommerhibiskus versüßt. Beispielhaft hier der Anfang seines Werkes *Mandala der Lüste* (*Sennen no yurakul* „Ekstasen aus tausend Jahren“ 1982, Deutsch von Siegfried Schaarschmidt, 1997):

„Im Morgengrauen trieb von der hinteren Haustür her plötzlich die Süße des Sommerhibiskus herein, so daß die alte O-Ryû schweratmend, als müßte sie von dem Blütenduft ersticken, die Augen aufriß; sie sah in der Düsternis undeutlich und blaß das Photo ihres Mannes Reijo heraufschweben, das eingerahmt auf einem Tischchen neben dem Buddha-Altar stand, und es kam ihr vor wie ein unglaublicher Traum, daß sie mit ihm, einem so dem heiligen Buddha vergleichbaren Menschen, verheiratet gewesen sein sollte. Ohne sich von der Stelle zu rühren, legte sie mit dem Blick auf Reijos Photo die Hände aneinander. 'Danke, hab Dank!' murmelte sie mit kaum hörbarer Stimme, und indem sie abermals den hereinwehenden Duft des Sommerhibiskus einsog, lächelte sie still vor sich hin und dachte an ihre jungen Jahre, in denen sie denselben Pudergeruch wie Hibiskusblüten verbreitet hatte.“

Fast überflüssig, daß diesem Duft des Sommerhibiskus der Geruch des durch die Gasse streichenden Windes und der Erde oder der des alten buddhistischen Altars beigemischt ist. Es hängt der Geruch nach alter Frau in der Luft, der einem offenen Spalt ihres Nachtgewandes entströmt.

Der zweite ist Murakami Haruki,⁹ Nakagamis Gegenpol und zur gleichen Generation gehörend, der geruchlose Personen ohne Heimat als Protagonisten auftreten läßt. Die Helden seiner Werke sind Menschen, wie es sie tatsächlich gibt, meist ohne Besonderheiten, in der Stadt in ganz normalen Wohnungen lebend. Man kann sie als Menschen bezeichnen, in die sich jeder hineinversetzen kann. Städte und Menschen tragen keine Namen, und wenn doch, so sind es Spitznamen oder Codes, fast anonym. Hier riecht es weder nach Schweiß noch nach Sperma, geschweige denn nach Erde. Zu Protagonisten werden hier von Deodorant geruchlos gemachte, „abstrakte Menschen“. Geschickt begleitet Murakami diese aus ihrem gewöhnlichen Alltag in eine andere Welt, doch dieser sich des „Verfremdungseffekts“ bedienende Darstellungsstil hat der sich auf „Ich-Suche“ begebenden Generation eine Realität zuteil werden lassen.

Symbolisch gesprochen vollzieht sich in den 1980er Jahren ein Spielerwechsel von Nakagami zu Murakami, in dieser Zeit wird der einst von Kobayashi initiierte „abstrakte Mensch“ vom Privileg weniger Intellektueller zu etwas Selbstverständlichem für jedermann. Von diesem Zeitpunkt an gerät Nakagami rasch in Vergessenheit, die Werke Murakamis werden zu Bestsellern. Daß sie derart an Einfluß gewannen und als globale Populärkultur die Gunst der Leser eroberten, zeigt, daß dieser Wandel kein nur auf Japan begrenztes Phänomen war. Es handelt sich um Globalisierung.

So wurde Heimatverlust zur Selbstverständlichkeit, die nun aufkommenden Autoren suchten in den Winkeln enger Wohnsilos ihre eigenen engen Wege, um die Zeit der verlorenen Heimat durchzustehen, und schufen den Trend des „geruchlos Abstrakten“. Innerhalb dessen erklang – passend zum postmodernen Modediskurs – der Ruf nach „Differenz“, doch erwies sich dieser als eine fruchtlose Blüte in einem Prozeß schwindender substantieller Differenzen.

Die schockierend offensichtliche Realität zerstörte Heimat in Fukushima¹⁰ aber muß diesen geruchlos abstrakten Trend ins Wanken bringen. Das moderne städtische Leben als tragende Säule des abstrakten Menschen – es muß nun erneut danach gefragt werden, worin es eigentlich bestand. Und zwar um so hartnäckiger, wenn sich erweisen sollte, daß dieses komfortable Leben auf Betrug basierte, getragen von jener Energie, welche diese explodierenden Reaktoren erzeugt haben. Hat die Stadt doch, das Land opfernd, zugleich die Augen davor verschlossen und all das, was sie von dort bekommen hat, als selbstverständlich angesehen und es überdies genossen. Städter, die diese Opferstruktur nicht zur Kenntnis nehmen, sind abgestumpft.

DICHTEN NACH FUKUSHIMA?

Das moderne Japan hatte bereits vor Fukushima zahlreiche Tragödien erlebt, die zum Verlust von Heimat führten. Ein Beispiel ist Minamata. Ishimure Michiko hat ihr Leben der Aufgabe gewidmet, den Opfern des Methylquecksilbers, das von der Stickstoff-Fabrik des Unternehmens Chisso in der Stadt Minamata über Jahre ins Meer geleitet wurde, so nahe wie möglich zu sein und deren eigene, nur schwer zu artikulierenden Worte in die Literatur einzuweben. Im Nachwort ihres Lebenswerks *Paradies im Meer der Qualen* schreibt sie Folgendes:

„Gibt es hierzulande überhaupt noch eine Stadt oder ein Dorf – eine Heimat, ob in unseren Köpfen oder real – ohne jene unterschwellige Verderbtheit, die geprägt ist von einer Regierungspolitik, die ihre eigenen Menschen fallenläßt? Für diejenigen, die sich als Diskriminierte innerlich von ihrer Heimat verabschieden mußten, liegt diese nur noch in einer entflohenen, schmerzlichen Zukunft. Wäre es möglich, sich aus gleicher Distanz in jene zu versetzen, die ihre Gegenden verließen, und in jene, die zwar noch dort leben, sich aber innerlich von ihrer Heimat trennen mußten, so könnten wir womöglich, vermittelt der Heimat, gemeinsam mit den Gefühlen des Volkes auch die Zukunft – freilich eine vage, abstrakte Welt – teilen. Im dichten Raum dazwischen befinden sich ihre Lieder, da sind wohl auch unsere Gedichte.“

Jene „unterschwellige, verderbte“ Heimat als Opfer einer „Regierungspolitik, die ihre eigenen Menschen fallenläßt“, findet sich überall auf der Welt. Im Prozeß der Globalisierung, der eine immer tiefere Kluft zwischen Arm und Reich hervorbringt, wird das immer offensichtlicher.

Szenarien derjenigen, „die ihre Provinzen verlassen haben“, den Verfall der Heimat beklagen und in Heimweh versinken, sind uns vertraut. Was aber bedeutet „die zwar dort noch leben, sich aber innerlich trennen müssen“? In der Heimat zu leben und sie doch innerlich zu verlassen – das verweist auf eine für die Autorin schier ausweglose Realität, in der die Verödung der Heimat bis zur Unerträglichkeit

Daten und Fakten zur EU-Landwirtschaft

AGRAR-ATLAS

Daten und Fakten zur EU-Landwirtschaft 2011



Der Agrar-Atlas zeigt, wie die EU-Förderung der Agrarpolitik für den Umbau einer nachhaltigen und gerechten Landwirtschaft genutzt werden könnte.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/agraratlas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
 Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

lichkeit vorangeschritten ist und nur der Weg in die Innerlichkeit bleibt, und in der diese Realität zugleich als eine so große Last, ein so großer Druck erscheint, daß sie ihr jeglichen Willen bricht. „Nicht umhin können“ oder „mußten“, diese qualvollen Worte entspringen einer ausweglosen Situation, so kann sich nur äußern, wer wie Ishimure ein Leben lang vor Ort geblieben ist und sich von dort zu Wort gemeldet hat.

Doch gibt Ishimure – mitten in dieser hoffnungslosen Situation – Heimat nicht auf. Diese letzte zu bewahrende Heimat wird der Zukunft als „abstrakte Welt“, die es zu teilen gilt, anvertraut. Diese „abstrakte Welt“ kann nicht identisch mit dem „abstrakten Menschen“ bei Kobayashi sein, dem es um einen von jeglicher heimatlicher Färbung befreiten, transparenten Begriff ging. Vielmehr ist dieses Wort ein Synonym für die Schwierigkeit, das in Worte zu fassen, was für die individuelle Befindlichkeit der in der verödeten Heimat lebenden Menschen steht.

„Zukunft“ darf hier nicht mit Traum oder Hoffnung assoziiert werden. Viel zu unbarmherzig war die von der Autorin erfahrene Realität, um optimistisch zu erzählen. Nein, „Zukunft“ ist hier eine „bereits entflozene, aber (gerade deshalb) ersehnte Zukunft“. Dieser auf den ersten Blick emotionale Ausdruck impliziert eine Kampfschrift eines mit allen Wassern gewaschenen Menschen gegen eine Gegenwart, die wieder und wieder den eigenen Protest herausfordert. Das ist für sie ein „Gedicht“. Die einzige Waffe, die ihr geblieben ist.

Was vermag ein Gedicht angesichts einer verödeten Heimat? Diese Frage hat für die Literatur nach der Großen Erdbebenkatastrophe Ostjapans und dem schweren Unglück von Fukushima noch größeres Gewicht erlangt. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß es ums Überleben der Literatur als solcher geht. Als vor über siebenzig Jahren die von den Nazis verübten Greuel in Auschwitz offensichtlich wurden, hat der jüdische Philosoph Theodor W. Adorno die Worte hinterlassen: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“

Allzu berühmt, hat diese Aussage ein vom damaligen Kontext getrenntes Eigenleben entfaltet und in Zitaten unterschiedliche Interpretationen erfahren. Normal aufgefaßt, können diese Worte als ein Ausdruck von Irritation verstanden werden: daß es angesichts dieses einzigartigen Verbrechens und dieser beispiellosen Katastrophe auch von der menschlichen Moral her nicht mehr erlaubt sein kann, unbekümmert Gedichte und ähnliches zu schreiben; so werden sie wohl von vielen Lesern verstanden. Doch scheint die von Adorno intendierte Bedeutung eine etwas andere gewesen zu sein.

„Gedicht“ bedeutet hier nicht ein Gedicht im engen Sinne. Gemeint ist Kultur bzw. Zivilisation allgemein, ohne auf Literatur und Kunst begrenzt zu sein. Möglich wird eine solche Interpretation durch den 1949 geschriebenen Text *Kulturkritik und Gesellschaft*, in dem dieses Wort auftaucht. Bereits in der mit Max Horkheimer verfaßten *Dialektik der Aufklärung*, die Adornos Namen mit einem Schlag berühmt werden ließ, war das Wesen seiner Kulturkritik deutlich zu erkennen. Es bestand auch in der Folgezeit darin, daß Aufklärung, das heißt Kultur und Zivilisation, im Sinne einer verabsolutierten instrumentellen Rationalität sich schließlich in eine von Barbarei nicht mehr unterscheidbare Gewalt verkehren.

Vor dem Hintergrund dieser Deutung nochmals einen Blick auf jene Worte werfend, ergibt sich die folgende Interpretation. Die von Auschwitz symbolisierte, systematisch und gründlich vollzogene Auslöschung von Juden ist kein historischer Zufall, sondern sie zeigt in extremer Weise, wohin der Weg der Zivilisation, den die Menschheit bislang im Namen des Fortschritts beschritten hat, notwendigerweise führt. „Gedicht“ wird damit zur Metonymie für Kultur und Zivilisation, die eine solche zerstörerische Gewalt latent in sich tragen.

„Im Zivilisationsprinzip selbst ist die Barbarei angelegt.“ (Adorno)

Werden nun Adornos Worte als Ausdruck für eine äußerst schmerzhaft Angelegenheit der Menschheit betrachtet – daß eine von der Zivilisation hervorgebrachte Katastrophe nicht durch die Zivilisation verhindert werden konnte –, so trifft dies in übertragener Weise auch auf *Fukushima* zu. Dann sollten auch wir erneut diese Frage stellen: Nach Fukushima ein Gedicht schreiben – ist das barbarisch?

Angenommen, die Widersprüche des modernen Rationalismus sind nicht durch denselben modernen Rationalismus lösbar, dann können wohl auch wir uns Adornos so radikale und zugleich bittere Worte zu eigen machen. Das Problem aber ist das von ihm benutzte Wort „Gedicht“, um das es damals auch in dem heftigen Disput ging, den Adornos Aussage ausgelöst hatte.

Zunächst ist nach der Art der Debatte zu fragen, die sich ergibt, wenn das Gedicht allgemein für Kultur gesetzt wird. Das wiederum hängt mit dem Problem zusammen, welche Rolle Kultur angesichts von Gewalt und Zerstörung spielt. Ermutigt sie zu Gewalt oder aber verhindert sie diese? Auf dieses menschheitshistorische Problem gab der Psychoanalytiker Sigmund Freud, ebenfalls Jude, nach dem Ersten Weltkrieg eine Antwort. Ihm zufolge ist im Ursprung der Kultur ein hochgradiges Moment des Unbehagens enthalten, das sich für den Menschen bis hin zur Unerträglichkeit steigern kann, soll aber die den Menschen als ein schicksalhafter Trieb umtreibende Gewalt (Thanatos) dennoch unter Kontrolle gehalten werden, so bleibt nur, sich der Kultur anzuvertrauen. (*Das Unbehagen in der Kultur*)

Es ist so gut wie unmöglich, daß Adorno diesen berühmten Freudschen Text nicht kannte. Beide teilten die schmerzliche Erkenntnis, sich der Kultur anvertrauen zu müssen, auch wenn ihr das „Barbarische“ wesenhaft innewohnt. Andernfalls würde auch Adornos spätere energische kritische Tätigkeit wenig Sinn machen.

Gleiches kann auch für „Gedicht“ im wortwörtlichen Sinn konstatiert werden. Gedicht oder vielmehr alles, was Kunst genannt wird, ist vom Rationalismus, der – wie Technologie und Industrie – den Kern der Zivilisation dominiert und das Ganze beherrschen will, am weitesten entfernt. Blickt man auf die moderne Literaturgeschichte seit der Meiji-Zeit (1868–1912) zurück, so fristete Literatur stets ein Außenseiterdasein. Und innerhalb der Literatur war es das von Anfang an in die Marginalität verbannte moderne und zeitgenössische Gedicht, das am heftigsten gegen die Herrschaft des „Gesetzes“ in Gestalt der Grammatik und der festen Formen rebellierte und stets um seine gefährdete Position zu ringen hatte – dabei verächtlich auf die potentiell zählbare Prosa sowie auf die von Beginn an in festen Formen ruhende und um Absicherung ihres eigenen Daseins bemühte traditionelle Poesie blickend. Hierin liegt sein besonderer Geist, der eben gerade dadurch hervorgebracht wurde. Tanigawa Gan,¹¹ ein Verbündeter von Ishimure, besang die „Heimat“ folgendermaßen:

*In den verdreckten Flüssen unserer Heimat
Wie die roten Frösche sich da unten auf dem Grund
quälen!
Wie die kleinen Kreiselschnecken im Schweigen verharren!
Das Tanzen der Söhne, die im Krieg den erwarteten
Tod überlebten!
Wir sind alle Provinzler.*

In Zeiten erdrückender Allmacht von Wissenschaft, Technik und Industrie – allesamt geboren aus dem Geist des modernen Rationalismus – ist im „Gedicht“, von Ishimure unter Mühen zu ihrem Halt auserkoren, ein letzter menschlicher Wille zu spüren. Wie eine letzte geistige Festung, ist das Selbst kein Selbst mehr, wenn dieser Wille aufge-

geben wird. Ein Blick auf die Nachkriegsliteratur Japans erweist, daß mit dem Verlust von Heimat und Individualität seit den 1980er Jahren auch das Genre Gedicht verfiel. Und das bedeutete etwas.

Yoshimoto Takaaki, bis dahin rebellischer Dichter, verkündete, mit dem Schreiben von Gedichten aufzuhören und Publizist zu werden; Tanigawa Gan, der den „Provinzler“ verkündet und die jungen Leute dazu aufwiegelt, nicht nach Tokyo zu gehen, hatte längst die Welt der Poesie – und seine Heimat Kyūshū – verlassen. Und Sugaya Kikuo, der beide aufs tiefste verehrte, führte über zwanzig Jahre hinweg ein Leben als „rebellischer Professor“, bevor er diesem als bekennender Alkoholiker 1989 einsam ein Ende setzte. Er sei hier eigens erwähnt, da er mir Literatur als Herzensangelegenheit nahegebracht hat.

FORTSCHRITT UND GESCHICHTE

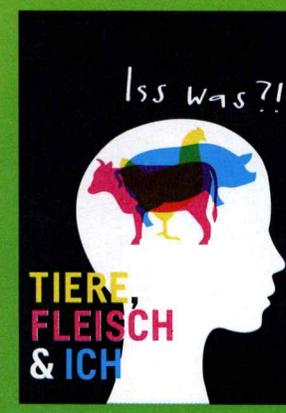
Im Angesicht der Ruinen gewinnen sie mehr und mehr an Realität – die Thesen *Über den Begriff der Geschichte* von Walter Benjamin, der mit Adorno befreundet war, im Unterschied zu ihm jedoch den Fängen der Nazis nicht entkommen konnte und aus Verzweiflung in den Pyrenäen, an der Grenze zu Spanien, Selbstmord beging. Seine Geschichtsanschauung bringt Benjamin – sich dem Bild *Angelus Novus* von Paul Klee widmend – so zum Ausdruck:

„Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“ (These IX)

An jenem 11. März 2011, den niemand vergessen kann, sind wir Augenzeugen geworden, wie ganze Städte in kürzester Zeit von einem Riesensunami verschluckt wurden. Die tosende Riesenwelle zog sich zurück, als sei nichts geschehen, zurück blieben schwindelerregend hohe Trümmerberge. Gleichzeitig ereigneten sich im AKW Fukushima Daiichi Wasserstoffexplosionen, so daß die vollkommen zerstörten Reaktoren uns einen weiteren entsetzlichen Anblick von Trümmerhaufen bescherten.

Es gab immer wieder historische Abschnitte, in denen wir vor Trümmerhaufen standen. So etwa der letzte Weltkrieg, der weltweit Trümmerberge hinterließ, darunter erstmals in der Menschheitsgeschichte einen radioaktiv verseuchten. Und bis zum heutigen Tag wurden wir in verschiedenen Regionen der Welt seither mit Trümmerbergen konfrontiert: Kriege, die in den Ländern des ara-

Was hat das Fleisch auf meinem Teller mit der Welt zu tun?



Dieses Buch will die wichtigsten Informationen zum Thema «Fleisch» für Kinder und Jugendliche verständlich und anschaulich präsentieren.

Kostenlos bestellen oder downloaden:
boell.de/isswas

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Schumannstr. 8, 10117 Berlin
boell.de

bischen Nahen und Mittleren Ostens ausbrechen, gigantische Wirbelstürme und Erdbeben, die sich in Mittel- und Südamerika, auf den südasiatischen Inseln oder aber am Fuße des Himalaja ereignen. In Japan waren vor der Großen Erdbebenkatastrophe Ostjapans gerade erst die Trümmer des Hanshin-Awaji-Erdbebens zu betrachten, auch Schutthäufen, von Erdbeben und Überflutungen begleitet. An Knoten- und Wendepunkten der Geschichte kamen stets Trümmer zum Vorschein.

Benjamins Engel der Geschichte nimmt den sich aufstürmenden Trümmerberg in den Blick, möchte, wenn auch nur kurz, „die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen“. Doch angetrieben von einem Sturm, kann er nicht anhalten. Die Toten wie auch das Zerströnte bleiben so, wie sie sind, zurück. Benjamin nannte das, was nicht nur dem Engel, sondern auch uns nicht erlaubt innezuhalten, was uns gewaltsam in Richtung Zukunft entführt, „Fortschritt“; umformuliert könnte es auch „moderne Industrie“ heißen, die stets den Profit an die erste Stelle setzt. Daher ist diese von der Idee des Fortschritts getragene „Zukunft“ jener Zukunft, in der Ishimure einen letzten Halt sah, diametral entgegengesetzt.

Gewiß, am 11. März 2011 kam die Geschichte kurzzeitig zum Stehen, fielen alle in einen Zustand der Benommenheit. Und in diesem Chaos wurde der Opfer gedacht. Wiederum in Benjamins Worte umformuliert, kam es da zu einer Stillstellung der Gedanken, in der „das Denken ... sich als Monade kristallisiert“. (These XVII)

Doch während noch nicht einmal klar war, ob man „die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen“ wollte, erschallte bereits ungeniert der Ruf nach Wiederinbetriebnahme der AKWs, und die Menschen begannen, ihm zu folgen. So hält eine Zeit stillschweigender Duldung wieder Einzug, und manch einer geriert sich dermaßen unverschämt, als sei 3/11 nie geschehen. Der Grund für

solch unglaubliche Amnesie liegt in der Zwangsvorstellung, wie bisher weiterleben zu müssen. Sie läßt den Gedanken, „das bisherige Leben“ kritisch zu reflektieren und neu zu beginnen, nicht zu. Es ist das „bisherige Leben“, das diesen Spielraum nicht zuläßt.

Bloßes Innehalten versetzt die Menschen in Angst, das Leben könnte hart werden. Stehen die AKWs still, hat unsere Familie kein Auskommen mehr. Stehen die AKWs still, geht meine Firma bankrott. Stehen die AKWs still, gerät die Wirtschaft in Schwierigkeiten usw. So treibt das jegliche kritische Rückschau verhindernde „bisherige Leben“ den „Fortschritt“ an. Dabei war ein AKW die eigentliche Ursache dafür, daß ebendieses „bisherige Leben“ in nur einem Augenblick zerstört wurde. Unglaubliche Amnesie – sie ist die Perversion dieses egoistischen Gedächtnisses.

Haltet hier ein, hätte Benjamin hier wohl gesagt. Verweilet, laßt uns „die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen“. Für ihn existiert eine gleichmäßig auf die Zukunft hinlaufende Geschichte nicht und sollte es auch nicht geben. Die jeweilige „Jetztzeit“ entscheidet über die Geschichte.

„Die Geschichte ist Gegenstand einer Konstruktion, deren Ort nicht die homogene und leere Zeit, sondern die von Jetztzeit erfüllte bildet.“ (These XIV)

Daher genügt es nicht, wie der „Historismus“ einfach historische Fakten aneinanderzureihen und kausal miteinander zu verbinden. Eine solche „homogene Geschichte“ nennt Benjamin „leer“. Seiner Auffassung nach muß, damit Geschichte reich und lebendig wird, vom Jetzt ausgegangen und ein Tigersprung hin zur anvisierten Vergangenheit vollzogen werden.

„Auf den Begriff einer Gegenwart, die nicht Übergang ist, sondern in der die Zeit entsteht und zum Stillstand gekommen ist, kann der Analyst historischen Materials nicht verzichten. Denn dieser Begriff definiert eben die Gegenwart, in der er für seine Person Geschichte schreibt. Der Historismus stellt das 'ewige' Bild der Vergangenheit, der Analyst historischen Materials eine Erfahrung mit ihr, die einzig dasteht.“ (These XVI)

Benjamin war unzufrieden mit dem, was allgemein unter „Historischem Materialismus“ verstanden wurde. Ihm zufolge genügte es nicht, Vergangenheit lediglich als historisches Material zur Legitimation von Geschichtstheorie oder politischer Theorie zu benutzen, vielmehr müsse Vergangenheit stets durch ein aktuelles Problembewußtsein der Gegenwart errettet und eben dadurch Geschichte unentwegt in etwas Lebendiges verwandelt werden – eine Haltung, die sich von der Auffassung des „Historismus“ unterscheidet. Die überkommene erstarrte marxistische Geschichtsauffassung, das heißt die materialistische Geschichtsauffassung, hatte in puncto „Historismus“ Schuld auf sich geladen und mußte daher kritisiert werden. Vermutlich deshalb hat er sich des identischen Ausdrucks „historischer Materialismus“ bedient, um zu provozieren.

Dieses Benjaminsche Geschichtsverständnis stimmt auf mysteriöse Weise mit dem überein, was zur gleichen Zeit vom konservativen Kobayashi Hideo in Ablehnung der materialistischen Geschichtsauffassung verfaßt worden war – trotz differenter politischer Positionen.

„Für eine Mutter, 'die ihr Kind verloren hat', bedeutet eine historische Tatsache wohl nicht einfach nur, danach zu fragen, wann, wo, durch welche Ursachen, unter welchen Umständen sich dieser Kindstod ereignet hat. Ohne das damit einhergehende Gefühl, unwiderruflich ein durch nichts zu ersetzendes Leben verloren zu haben, kann daraus auch kein Sinn als historische Tatsache hervorgehen. (...) Für eine historische Tatsache genügt es nicht, daß ein bestimmtes Ereignis einst stattgefunden hat, es muß auch heute noch als existent spürbar sein. Eine Mutter weiß das offenbar. Für sie, so läßt sich wohl sagen, bedeutet nicht der Kindstod die historische Tatsache, sondern das tote Kind.“ (Geschichte und Literatur)

EINE ERINNERUNG AN 3/11

Nach knapp neun Jahren, die seit der schrecklichen Katastrophe von 3/11 vergangen sind, wird sie verdrängt und vergessen. Dieser Prozeß des Vergessens wird um so deutlicher, wenden wir den Blick dem Großen Hanshin-Awaji-Erdbeben sowie *Minamata*, *Hiroshima* und *Nagasaki* und deren Vergangenheit zu. Wie aber die „Jetztzeit“ Fukushima unmittelbar die Vergangenheit von Hiroshima und Nagasaki hat aufleben lassen, so ist nunmehr Fukushima dabei, zu einer Vergangenheit zu werden, die ihrer Wiederbelebung harrt. Zu fragen ist nach der „Jetztzeit“ oder mit Kobayashis Worten: „Es (das Ereignis) muß auch heute noch als existent spürbar sein“.

Direkt nach der Erdbebenkatastrophe hat ein Photo der Nachrichtenagentur Reuters weltweit Verbreitung gefunden (aufgenommen von Tsunenari Toshiyuki), an das sich nicht wenige Leute noch heute erinnern – es zeigt die Szenerie des vom Tsunami verschlungenen Natori in der Präfektur Miyagi. Der Hintergrund verschwommen, mit schiefstehenden und zerstörten Häusern – einer Brandwüste gleich, davor türmen sich Trümmer über Trümmer, die auch die im Vordergrund verlaufende Asphaltstraße, die eigentlich keine Straße mehr ist, bedecken.

Auf dem Asphalt kauert barfüßig eine verwirrt aussehende junge Frau mit braunen Haaren, den Tränen nahe. Was sich vor ihren leeren Augen auf tut – ist es das eigene Haus, mit einem Schlag vom Tsunami verschlungen? Über das sich die Gesichter ihrer Eltern legen? Diese Szenerie, die sich ihr inmitten der Trümmer darbietet, ihre Gedanken und Gefühle in diesem Moment – wie können Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung die singuläre Vergangenheit eines jeden Menschen einfangen? Mehr noch, sie „retten“ – was heißt das? Ich bin der Überzeugung, daß die „Jetztzeit“ der Erdbebenkatastrophe und des AKW-Unfalls von uns einen Tigersprung in die verlorene Heimat verlangt.

Für meine Ausführungen habe ich von Nazis verfolgte Juden zu Wort kommen lassen, und so möchte ich mich auf ein weiteres jüdisches Opfer berufen. Es handelt sich um Primo Levi, einen Italiener jüdischer Abstammung und einer der wenigen Überlebenden von Auschwitz, der seine Erfahrungen in dem Roman *Ist das ein Mensch?* festgehalten hat. Dieses Werk, in dem er aufs genaueste den brutalen Alltag im Konzentrationslager beschreibt, hat weltweit Leser in seinen Bann gezogen, doch hat er auch den Roman *Atempause* verfaßt, in dem dargestellt wird, was danach geschah, die lange Reise nach seiner Befreiung aus Auschwitz bis zur Rückkehr in seine Heimat Turin.

Befreit aus Auschwitz und doch in einem fremden Land, dessen Sprache er nicht beherrscht; der ausgemergelte Körper gepeinigt von Hunger und Kälte; erdrückt von der Angst, nicht zu wissen, wohin der Zug fährt, in dem er sitzt, so überwindet Levi die Wirren unterwegs und gelangt nach Italien. Diese als moderne Odyssee zu bezeichnende, harte Erfahrung stellt in Verbindung mit der beschriebenen Beobachtung von Menschen im „Ausnahmestand“ ein erschütterndes Drama dar, das später auch als *La tregua* verfilmt wurde. Was er

ANZEIGE



Heimat

Wo alles bleibt, wie es nie war

Konzeption:

Franziska Bomski Potsdam
mit **Sebastian Cunitz** Hannover
Britta Hochkirchen Bielefeld
Sarah Kordecki Potsdam
Julius Matuschik Hannover
Steffen Mau Berlin
Beate Mitzscherlich Zwickau
Anja Oesterhelt Gießen
Susanne Scharnowski Berlin
Eberhard Seidel Berlin
Justus H. Ulbricht Dresden
Tilman Venzl New Haven

Lesung:

María Cecilia Barbetta Berlin

Donnerstag, 4. – Freitag, 5. Juni

Symposium

Einstein Forum Am Neuen Markt 7 14467 Potsdam Tel.: 0331 27 178-0 www.einsteinforum.de

EINSTEIN FORUM



OLIVE AYHENS HYPER URBAN COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

damals empfand, bringt der während der Reise von Heimweh übermannte Levi so zum Ausdruck:

„Das Heimweh ist ein feines und leises Leiden, intimer, menschlicher als die Schmerzen, die wir bis dahin erduldet hatten, und ganz verschieden davon: Schläge, Kälte, Hunger, Schrecken, Unglück, Krankheit; das Heimweh ist ein heller, sauberer und drängender Schmerz, er durchdringt jede Minute des Tages, läßt keinen anderen Gedanken zu und drängt zur Flucht.“ (Die Atempause)

Was hier nachdenklich stimmt, ist, daß für einen Menschen, der alles verloren hat und mehrfach bis an den Rand des Todes getrieben worden war, ein unbewußtes Heimweh bzw. ein Heimkehrtrieb zum letzten Halt wird, um zu überleben. War ihm die Heimat etwas so Bedeutsames? Woher kommt dieser Trieb? Beim Nachdenken darüber erinnerte ich mich an etwas, das sich am Tag nach dem 11. März zutrug.

Jenes Erdbeben überraschte mich, als ich mich – kurzzeitig zurück in Japan – gerade in einem Vorort von Tokyo aufhielt, um eine kranke Freundin zu besuchen, die mit Krebs im Endstadium nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Und so blieb ich bei ihr zu Hause, wo wir vor dem Fernseher eine unruhige, schlaflose Nacht verbrachten, in der es immer wieder zu Nachbeben kam. Am nächsten Morgen machte ich mich früh auf den Weg und gelangte mit dem wieder anlaufenden öffentlichen Verkehr nach mehrmaligem Umsteigen zu meiner eigentlichen Unterkunft in der Innenstadt. Unterwegs dachte ich besorgt an den bevorstehenden

Tod der Freundin und grübelte zugleich darüber nach, wie ich denn, falls der gesamte Verkehr zum Erliegen kommen und Panik ausbrechen würde, zu meinem Elternhaus tief in den Bergen von Gifu gelangen könnte. Von irgendwo, so schoß es mir besorgt und ohne Zusammenhang durch meinen benebelten Kopf, würde sicher eine Bahn oder ein Bus fahren, ein Stück weit aber würde ich bis dahin laufen müssen; im schlimmsten Fall vielleicht sogar die ganze Strecke, durch die Täler von Kōshū und Shinshū.

Warum nur dachte ich inmitten dieser Panik an den Tod der Freundin und zugleich an mein Elternhaus, überlegte sogar hinzulaufen? Manchen Menschen mag das vollkommen normal erscheinen, selbstverständlich, so daß es nicht verdient, thematisiert zu werden. Ich aber lebe nun schon jahrzehntelang getrennt von meinem Elternhaus. Fast dreimal mehr an Jahren meines Lebens habe ich anderswo verbracht als dort, längst ist es keine Grundlage mehr für mein Leben. Was bedeutet es dann, wenn jemand in einer so schwierigen Situation zuerst an sein Elternhaus denkt? Auf diese Weise hat der 11. März mich an meine in Vergessenheit geratene Heimat erinnert. ♦

AUS DEM JAPANISCHEN VON STEFFI RICHTER

1 Ishimure Michiko (1927–2018), Schriftstellerin, geboren in Amakusa auf der gleichnamigen, vor Kyūshū gelegenen Inselkette. Ihr Lebenswerk *Paradies im Meer der Qualen* (1968, 1995 in deutscher Übersetzung) thematisiert die „Minamata-Krankheit“ – so benannt nach der mit Methylquecksilberdioxid verseuchten Stadt im Süden Kyūshūs.

2 Kobayashi Hideo (1902–1983), einer der bekanntesten Literaturkritiker seit der Modernisierung Japans und zugleich eine Weile Opinions-leader vor und nach der Kriegszeit. Der Kommentar erschien in der renommierten Monatszeitschrift *Bungei shunjū*.

3 Ōoka Shōhei (1909–1988), Schriftsteller, der seine Kriegserfahrungen als Soldat der imperialen Armee auf den Philippinen zu Romanen verarbeitete, so etwa in *Feuer im Grasland* (*Nobi* 1951; dt. 1959 und überarbeitet 1994); bekannt auch als Stendhal-Experte.

4 Als „Dritte Neue“ (*daisan no shinjin*) wird eine Schriftstellergruppe bezeichnet, die um das Jahr 1954 nach der ersten und der zweiten Nachkriegsgeneration die literarische Welt dominierte.

5 „Generation der Introvertierten“ (*naikō no sedai*) bezeichnet eine Gruppe von Schriftstellern, die fast alle um 1930 geboren wurden und sich von der zweiten Hälfte der 1960er bis zur ersten Hälfte der siebziger Jahre gegen die Politisierung von Literatur wandten, in dem sie eher die innere Welt der Autoren thematisierten.

6 Okuno Takeo (1926–1997), Literaturkritiker, der von den 1950er bis 1970er Jahren eine führende Rolle in diesem Kreis spielte.

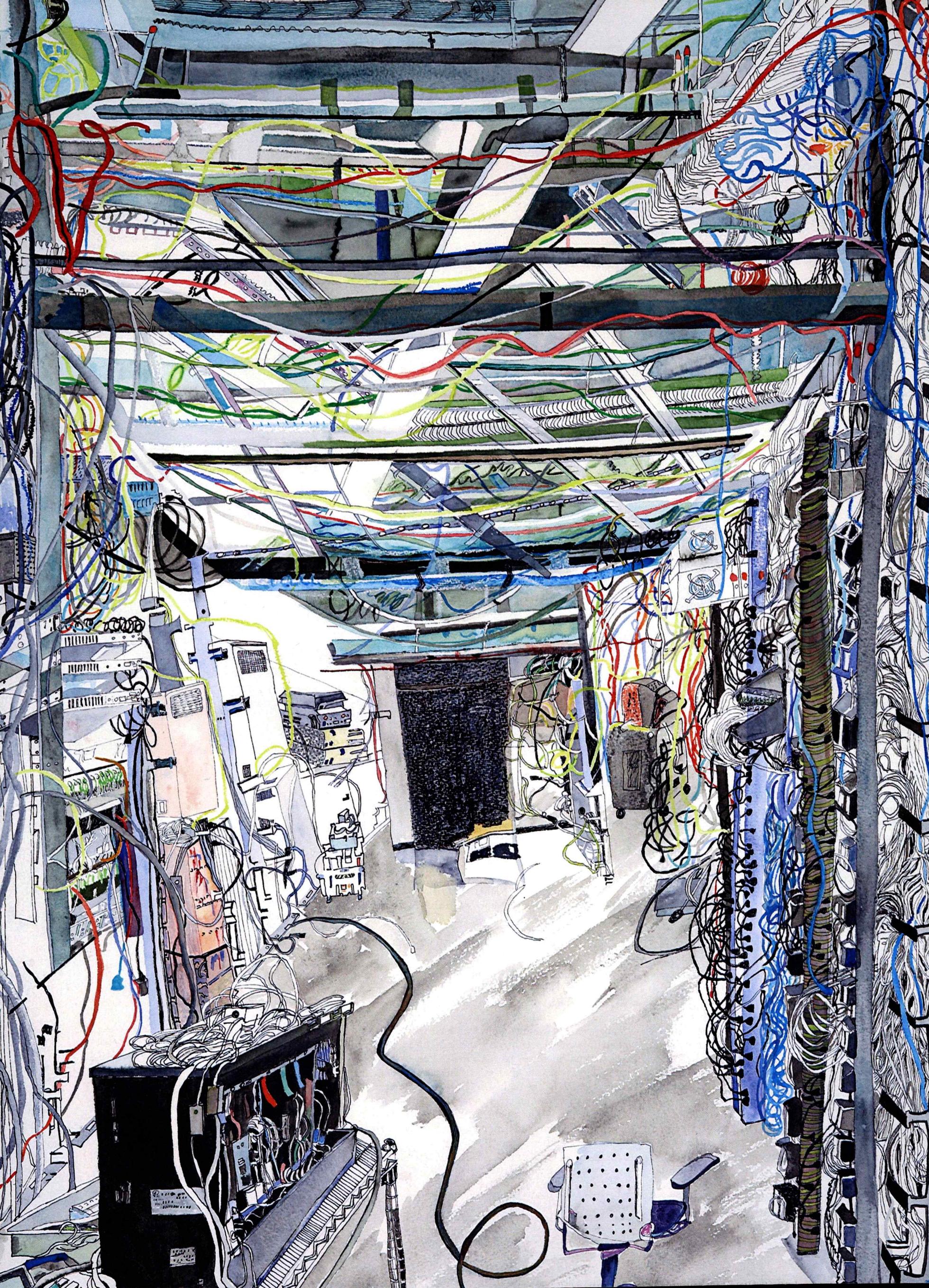
7 Yoshimoto Takaaki (1924–2012), Dichter und Literaturkritiker, zugleich ein repräsentativer Denker nach dem Krieg, der auf die Studentenbewegungen in den 1960er Jahren großen Einfluß ausgeübt hat.

8 Nakagami Kenji (1946–1992) Schriftsteller, der die achtundsechziger Generation in Japan repräsentiert. In seinen Romanen verarbeitete er die von historischer Diskriminierung geprägte eigene Familienstory; so im *Mandala der Lüste* (*Sennen no yuraku* 1982, dt. 1997).

9 Murakami Haruki (1949 geboren), ein durch seine Popromane weltbekannter Schriftsteller

10 Die Notation des Ortsnamens ist hier nicht, wie üblich, in chinesischen Zeichen erfolgt, sondern mittels des Silbenalphabets *katakana*, was u. a. auf emotionale Entfremdung verweist; gleiches trifft auf die weiter unten erwähnte Stadt *Minamata* (und übrigens auch auf die beiden von US-amerikanischen Atombomben zerstörten Städte *Hiroshima* und *Nagasaki*) zu – diese Ortsnamen werden daher kursiv gesetzt.

11 Tanigawa Gan (1923–1995), Dichter, der mit seinem politischen Engagement nach dem Krieg – wie auch Yoshimoto – vor allem die damaligen Studentenbewegungen beeinflusste.



REQUIEM FÜRS NETZWERK

SUBJEKTE OHNE PROJEKTE SUCHEN NACH EINEM NEUEN DIGITALEN UNTERGRUND

„Im letzten Stadium seiner ‚Befreiung‘, seiner Emanzipation im Gefolge der Netze, Bildschirme und neuer Technologien, wird das moderne Individuum zu einem fraktalen Subjekt, das zugleich unendlich unteilbar und unteilbar, in sich abgeschlossen und zu einer unbegrenzten Identität bestimmt ist. In gewissem Sinne das perfekte Subjekt, das Subjekt ohne Anderen – dessen Individuation also keinen Widerspruch mehr darstellt zum Massenstatus.“¹

Jean Baudrillard, 1999

DIES IST das Zeitalter des Netzwerksterbens.² Klein ist belanglos. Die berühmte Schwammigkeit und Unverbindlichkeit ihrer faulen Mitglieder hat das ehemals niedliche postmoderne Konstrukt der „Netzwerke“ beinahe zugrunde gerichtet – Plattformen erledigten den Rest. Dezentralisierung mag noch immer in Gunst stehen, aber niemand spricht mehr von Netzwerken als Lösung für die Schwierigkeiten, in denen sich soziale Medien befinden. Wo sind all die Netzwerke hin?

In diesem Zeitalter des Subjekts ohne Projekt gibt es keinen „Untergrund“ mehr. Es war einmal eine angesagte Taktik nach dem Kalten Krieg, ein, zwei, drei, viele Netzwerke aufzubauen – als Alternative zu den vom Verfall bedrohten Institutionen wie Gewerkschaften oder politischen Parteien. Damals galten Netzwerke zweifelhaften Organisationen wie der RAND Corporation – einem Thinktank zur Militärberatung in den USA – als Tarnkappentechnik, die Schurkenstaaten und/oder andere Akteure, die als Feinde der US-amerikanischen Weltordnung galten, unterwandern, stören und durchdringen konnten. Infolge der Demokratisierung des Internets hat das Konzept des „Netzwerks“, das in den 1980er Jahren englischsprachig zunächst im Bankensektor [financial network, deutsch: Finanzverbund] eingeführt wurde, heute den Status eines „gesunkenen Kulturguts“³ erreicht. War es der „offene“, informelle Charakter „des Netzes“, der zu dessen Untergang führte – oder vielmehr die Absenz eines kollektiven Willens, irgend etwas anderes zu tun, als sich von Klickködern [clickbait] umwerben zu lassen?

Für den TechCrunch-Autor Romain Dillet ist der Begriff „soziales Netzwerk“ bar jeder Bedeutung: „Wahrscheinlich hast du Dutzende, Hunderte oder vielleicht Tausende Freunde und Follower auf mehreren Plattformen. Doch haben sich diese überfüllten Orte noch nie so leer angefühlt.“⁴ Er schließt, daß das Konzept breiter Netzwerke – bestehend aus sozialen Verbindungen und dem Element der elektronischen Übertragung – tot ist. Für Dillet wurden die Netzwerke durch das nie endende Drängen zerstört, mehr „Menschen, die du vielleicht kennst“, hinzuzufügen, weil entsprechend dem kapitalistischen Imperativ des steten Wachstums auch hier „mehr“ mit „besser“ gleichgesetzt wird. In dieser Logik sozialer Netzwerke entspricht die Anhäufung von Bekannten gewissermaßen einer Firma, die zeigt, wie gut sie ihre Marktreichweite ausdehnen kann. Doch wird die Massenindividualisierung des Persönlichkeitskults von einer traurigen Leere begleitet. Dillet: „Jemanden zu kennen ist eine Sache – Gesprächsthemen zu haben eine andere.“ Dillet sieht die Schuld in der undurchsichtigen Gestaltung von Nutzungsmustern, die in dem verzweifelten Versuch aufkam, noch mehr Werbung unterzubringen. Er schließt: „Während soziale Netzwerke größer werden, wird der Inhalt Mist.“ Anstatt hier in eine politische Debatte einzutreten – zum Beispiel darüber, wie diese Monopole angegriffen und sinnvolle alternative Werkzeuge entwickelt werden können, welche

die Plattformen ersetzen könnten –, greift Dillet auf eine einfache Geste der „digitalen Entgiftung“ zurück: „Steck dein Telefon wieder in die Tasche und fang eine Unterhaltung an. Womöglich kommst du für Stunden ins Gespräch, ohne überhaupt an die roten Punkte an all deinen App-Symbolen zu denken.“ Ist es wirklich so unmöglich, das Soziale neu zu denken, ohne uns schuldig zu erklären, schwache, suchtanfällige Individuen zu sein?

In der Zwischenzeit wurde der Begriff „Netzwerk“ elegant aus dem technologischen Vokabular getilgt. Vergeblich ist die Suche nach dem Wort in Büchern über den aktuellen Stand des Internets, wie Nick Srniceks *Platform Capitalism* (2015), Benjamin Brattons *The Stack* (2016) oder Shoshana Zuboffs *Das Zeitalter des Überwachungs-kapitalismus* (2018). Nicht einmal die aktivistische Literatur arbeitet noch viel mit dem Begriff, und die mathematische und sozialwissenschaftliche „Netzwerkforschung“ ist seit mehr als einem Jahrzehnt vorüber. Tatsächlich hat die Linke sich nie bemüht, sich das Konzept „zu eigen“ zu machen; das tat höchstens „die globale Zivilgesellschaft“, eine handverlesene Auswahl an Nichtregierungsorganisationen, die bei ihrem Versuch, auf transnationaler Ebene in den Bereich der institutionellen Politik einzutreten, mit Manuel Castells' *Netzwerkgesellschaft* spielten. Die Verteilung von Macht über Netzwerke stellte sich als unerfüllter Traum heraus. Die Aufwertung „flacher Hierarchien“ – einer Vorstellung, die besonders von jenen befürwortet wurde, die auch für „das Netzwerk ist die Botschaft“ entstanden – wurde von einem Plattformsystem ersetzt, das von Influencern angetrieben wird, denen passiv-aggressiv und ohne irgendwelche Konsequenzen alle anderen als „Follower“ folgen. Mangels einer Umverteilung von Wohlstand und Macht „netzwerken“ wir fieberhaft weiter – unter dem kalibrierten Auge der Plattform-Algorithmen.

DIE DICHTER DER KNOTEN

Was ist also mit dem Netzwerkgedanken geschehen? In meinen Recherchen für diesen Essay habe ich meine Runden gedreht: Ich habe mit anderen Aktivist*innen, Künstler*innen und Forscher*innen auf verschiedenen Kontinenten über ihre Sicht auf den traurigen Zustand der heutigen Netzwerke gesprochen. Ich begann mit der niederländischen postdigitalen Kunstkritikerin Nadine Roostenburg, die davon ausgeht, daß Millennials und die Generation Z Netzwerke als etwas Gegebenes wahrnehmen:

„Eine zugrundeliegende Struktur, die nicht länger eine starre Form annimmt. Alle Menschen und Dinge sind immer miteinander verbunden, es gibt keinen Leerraum zwischen den Knoten mehr. Das Netzwerk ist in eine Leere explodiert; ein Überobjekt, das zu groß und zu komplex für unser Verständnis ist. Bedeutung ist in Bedeutsamkeit verlorengangen, und deshalb suchen wir verzweifelt nach einem Ausgangspunkt, einem einzelnen Knoten, der uns wieder verbinden kann. Das erklärt die Popularität von digitaler Entgiftung, Achtsamkeit und Meditation. In den Künsten beginnt die Psychogeographie – ein Werkzeug, um in einem ‚Requiem

für das Verstehen‘ dem Physischen im Digitalen nachzuspüren – mit einer Visualisierung der unsichtbaren Netzwerkstruktur.“⁵

Roostenburg schlug mir dann vor, die Autorin des Buchs *How to Do Nothing*, Jenny Odell, in der Bay Area zu kontaktieren. Odell schrieb zurück:

„Etwas, das sich nicht verändert hat, ist die Tatsache, daß es einen bestimmten Kontext erfordert, Sprache und Handlungen Bedeutung zu verleihen. Es gibt einen gewaltigen Unterschied zwischen 1. Dinge in einer Gruppe zu sagen, in der du anerkannt wirst und die zu einem bestimmten Zweck zusammenkommt (sei es physisch oder digital); und 2. in eine anonyme Leere hinauszurufen, wobei du deinen Ausdruck so verpacken mußt, daß er die Aufmerksamkeit von Fremden auf sich zieht, die keinerlei Kontext zu deiner Person und deiner Aussage besitzen. Es fasziniert mich, wie sowohl in Gruppenchats als auch in persönlichen Treffen Dinge getan werden statt nur gesagt, wie die Menschen in einer Atmosphäre gegenseitigen Respekts auf der Expertise anderer aufbauen können. Durch den Zerfall des Kontextes machen soziale Medien schon in ihrer Gestaltung einen solchen Prozeß unmöglich.“⁶

Odell hält es für sinnvoll, die Idee eines dezentralisierten Zusammenschlusses neu zu betrachten und zu verteidigen, „weil das Modell die Aspekte der Sozialität erhält, die das Beste aus dem Individuum und der Gruppe herausholen. In der Geschichte des Aktivismus taucht die dezentralisierte Form immer wieder auf. Die Dichte der Knoten ermöglicht es Menschen, wirkliche Beziehungen aufzubauen, und die Verbindungen zwischen den Knoten ermöglichen es ihnen, Wissen schnell zu teilen. Für mich steckt hierin eine Möglichkeit, neue Ideen und Lösungen einzuführen – statt der einmaligen paukenschlagartigen Erklärungen und einem Haufen ‚verbundener‘ Individuen, die einfach durch ihren Alltag laufen.“

SELBSTBESTIMMUNG

Nun wird es unmodisch – ich grabe ein Adorno-Zitat aus und werfe es ins Zeitalter der sozialen Medien: „[...] Die alten, etablierten Autoritäten [...] waren] zerfallen, gestürzt [...], nicht aber die

- Geert Lovink
Deutsche Medientheorie?
67, Berlin 2004
- Digitaler Nihilismus**
Bielefeld 2019, Transcript
- Digitale Nihilisten**
73, Berlin 2006
- Epidemie der Ablenkung**
120, Berlin 2018
- Im Bann der Plattformen**
Bielefeld 2017, Transcript
- Kunst der Neuen Medien**
74, Berlin 2006
- Die Kunst des Infilters**
63, Berlin 2003
- Nach dem Dotcom-Crash**
57, Berlin 2002
- Plattform-Kapitalismus**
115, Berlin 2016
- Programmierte Traurigkeit**
123, Berlin 2018

ANZEIGE



Neu erschienen
HISTORISCHE URTEILSKRAFT 02
Magazin des Deutschen Historischen Museums

TITELTHEMA:
documenta. Geschichte / Kunst / Politik

Mit Beiträgen von u.a. Lukas Bärfuss, Maria Eichhorn, Walter Grasskamp, Ágnes Heller, Farid Rakun, Aya Soika und Harald Welzer

112 Seiten, 10 €
ISBN 9783861922169
Erhältlich im Buchhandel oder unter
www.dhm.de/magazin

DEUTSCHES HISTORISCHES MUSEUM

Der Social-Media-Hype
100, Berlin 2013

Traum der freien Kooperation
66, Berlin 2004

Kristoffer Gansing, Inga Luchs
The Eternal Network
Vom Enden und Werden der
Netzkultur, Berlin/Amsterdam
2020, Transmediale/
Institute of Network Cultures

Manuel Arias-Maldonado
Die digitale Wende
114, Berlin 2016

Das ironische Leben
Der Fall Twitter
109, Berlin 2015

Evgeny Morozov
Big Data für alle
108, Berlin 2015

*Menschen psychologisch schon bereit, sich selbst zu bestimmen. Sie zeigten der Freiheit, die ihnen in den Schoß fiel, nicht sich gewachsen.*⁷ Netzwerke erfordern genau das: eine aktive Form der Selbstbestimmung. Selbstorganisierung von unten ist das genaue Gegenteil von glatten Oberflächen, dem automatisierten Import von Adreßbüchern und dem algorithmischen „Regieren“ der eigenen Nachrichten und Aktualisierungen. Selbstbestimmung ist nichts, das wir einfach kostenlos herunterladen und installieren können. In den turbulenten 1990er Jahren verloren zentralisierte Informationssysteme ihre Macht und ihre

Legitimität; doch anstelle kleinerer Netzwerke mit dem Anspruch, demokratischer zu sein und – theoretisch – die Autonomie und Souveränität von Menschen zu fördern, bekamen wir nur immer größere und manipulativere monopolistische Plattformen. Selbstbestimmung ist ein Akt, wie sich herausstellt, oder eine Reihe von Handlungen; ein politisches Ereignis oder eine Reihe von Ereignissen – und keine eingebaute Eigenschaft einer Software.

Wie jede Form der sozialen Organisation müssen Netzwerke initiiert, aufgebaut und erhalten werden. Anders als Kartierungssoftware nahelegt, werden Netzwerke nicht vom Fleck weg und als Ganzes geschaffen, als wären sie maschinell erzeugt. Es geht hier nicht um automatisierte Korrelationen; vergiß die visuelle Momentaufnahme. Netzwerke konstituieren sich in Protokollen und ihren zugrundeliegenden Infrastrukturen. Zumal sie lebendig sind: Wenn Netzwerke einmal selbständig zu wachsen beginnen, dann können sie sich in unerwartete Richtungen entwickeln; sie können sich verzweigen, auseinandergehen, blühen, dann aber auch stagnieren – und sie können ebenso einfach wieder aufgegeben werden, wie sie angefangen wurden. Anders als bei anderen Formen der Organisation liegt der politische Charme von Netzwerken in ihrer Fähigkeit, neue Anfänge zu erschaffen, eine wundersame Energie, die tatsächlich an das erinnert, was Hannah Arendt beschreibt, wenn sie erklärt, was freigesetzt wird, wenn wir von neuem beginnen.⁸ Lockt uns das Neudenken von Netzwerken als Werkzeugen für Neuanfänge womöglich weg von einer „Kollapsologie“ und unserer nie endenden Obsession mit dem Ende dieser Welt?⁹

NEUE VERSCHRÄNKUNGEN

Es mag sein, daß der informelle Charakter von Netzwerken unwissende Außenstehende dazu ermutigt, ihnen beizutreten; doch kann ebendies auch zu einer Kultur des fehlenden Engagements führen sowie zur Bildung informeller Hierarchien und Machtspielen unter jenen, die darin am aktivsten sind. Was sollen wir tun? Antworten? „Liken“? „Retweeten“? Diese Unsicherheit ist Teil der Netzwerkkonstruktion, wenn es nicht die Pseudo-Aktivität von Likes, Klicks und Ansichten gibt. Es ist einfach, Netzwerken beizutreten – und sie wieder zu verlassen. Sie erfordern weder eine formale Mitgliedschaft noch die Schöpfung eines Profils – meistens ist bloß ein willkürlicher Nutzernamen und ein Paßwort erforderlich. Aber Netzwerke fallen auch nicht einfach vom Himmel, auch wenn Ereignisse wie Aufstände und Flashmobs manchmal anderes nahelegen scheinen. Auf Plattformen werden die charakteristische Ebbe und Flut, das Auf und Ab von Netzwerken durch einen kontinuierlichen Fluß an Botschaften ersetzt (oder überwunden). Anstatt uns zum Handeln einzuladen, erfordert dies, daß wir die meiste Zeit dafür aufbringen, auf

dem neuesten Stand zu bleiben – in einem konstanten Zustand seichter Panik versuchen wir, uns durch den Rückstand an Tweets und Neuigkeiten hindurchzuarbeiten, den wir in den letzten Tagen verpaßt oder ignoriert haben.

Erschöpft und zu fertig, um irgend etwas anderes zu tun, bleiben wir in einem nahezu komatösen Zustand zurück und denken über die zur Gewohnheit gewordene Leere nach. Eine Leerheit – von dem Gefühl verstärkt, daß es nichts Besseres zu tun gibt – ist eine der wesentlichen affektiven Konsequenzen dieses Massentrainings für eine automatisierte Zukunft. Plattformen erzeugen eine psychische Blockade gegen das Denken und Handeln (um es in Mark Fishers Worten zu sagen); ihr „Dienstleistungsdesign“ ist dergestalt, daß wir nicht länger zum Handeln verlockt werden, sondern statt dessen bloß unsere Empörung oder Sorge zum Ausdruck bringen. Dies sind „Netzwerke ohne Anliegen“,¹⁰ die uns dazu ermutigen, auf jedes Ereignis vor allem und ausschließlich mit nackten Meinungen und Grundsatzantworten zu reagieren.

In Italien, wo der Begriff „soziale Netzwerke“ noch im Umlauf ist, ist die Debatte über den aktuellen Zustand des Sozialen so lebendig wie eh und je. Tiziana Terranova, Autorin von *Network Culture* (2004), beschrieb als Reaktion auf meine These über den Tod des Netzwerks im Zeitalter des Plattformkapitalismus ihre Überzeugung folgendermaßen:

*„Wenn wir auf das Zeitalter des Netzwerks zurückblicken können, ist das nur möglich, weil wir uns auf dem höchsten Punkt der Netzwerk-Welle zu befinden scheinen – einer mathematischen Abstraktion, die aus Kommunikationstechnologien abgeleitet und in diese implementiert ist und die noch immer völlig den epistemischen Raum zeitgenössischer Gesellschaften dominiert und strukturiert. Worauf wir wahrscheinlich zurückblicken können – und viele von uns tun das –, ist eine hoffnungsvolle Zeit der Netzwerke, als es noch möglich war, im Netzwerk-Topos neue Möglichkeiten zu erkennen, anstatt der bloßen Umstrukturierung von Macht. Wir könnten – schon heute – wahrnehmen, was Netzwerken womöglich folgen wird, etwas, das an ebenjenen Grenzen der übermäßigen Verbundenheit und der Ausuferung von Korrelationen entsteht, die die modernen Vorstellungen von Kausalität ersetzt haben. Wenn ich darauf wetten sollte, würde ich auf Technologien setzen, die quantentheoretische Modelle der Verschränkung (statt Verbindung) und 'unheimliche' Modelle von Kausalität nutzen. Es könnte möglich sein, daß sich eben hier neue Technologien der Macht und Kämpfe zur Befreiung aus dem Griff der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Beziehungen entfalten müssen. Wenn ich dies in meinen eigenen Bezugsrahmen übersetze, muß ich an 'unwahrscheinliche Netzwerke' denken – jene, die sich nicht aus Familie, Schulfreund*innen und Kolleg*innen zusammensetzen, sondern aus scheinbar Fremden und durch einen viel merkwürdigeren und radikaleren Prozeß als jenen, nach dem Algorithmen heute in Dating-Apps Partner*innen auswählen.“¹¹*

In seiner Interviewsammlung *Facebook entkommen* (2018) faßt der österreichische Kultur- und Medienwissenschaftler Raimund Minichbauer gut die Stagnation zusammen, in der sich ihm zufolge zahlreiche Künstler*innen, Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen seit 2011 wiederfinden, nach der letzten Renaissance bestimmter sozialer Bewegungen und den letzten Versuchen einer gewissen Art von „unabhängigen“ Netzwerken vor ihrer finalen Schließung.¹² Zur großen Überraschung vieler Insider nutzen die meisten autonomen Gruppen und Sozialzentren noch immer Facebook, um ihre Aktivitäten zu verkünden. Von ebensolchen Überlegungen geprägt, wie sie in Minichbauers Band formuliert werden, steht das Netzwerk *Unlike Us* des *Institute of Network Cultures* für einen ähnlichen Versuch, die Kritik an sozialen Medien mit der Förderung von Alternativen zu verbinden.

Obwohl es zwei Wellen des öffentlichen Interesses gegeben hat – eine nach den Aufdeckungen durch Snowden, die andere im Nachgang des Skandals um die Firma Cambridge Analytica Anfang 2018 – hat sich nichts grundlegend verändert. Obwohl wir viel mehr über die „Verhaltensveränderungen“ durch Social-Media-Plattformen und deren „Mißbrauch“ von Nutzungsdaten wissen, haben diese Erkenntnisse nicht zu einem bedeutenden Wandel der Plattformabhängigkeit geführt.

IN DER CLOUD

Wie können Aktivist*innen so offen zynisch mit ihren eigenen Alternativen umgehen, während die Liste alternativer Anwendungen stetig wächst? Und was sagt das über die Rückwärtsgewandtheit in westlichen Gesellschaften, wenn sogar die engagiertesten Aktivist*innen so „liberal“ Facebook nutzen? Ist es Faulheit? Ist die Angst berechtigt, sonst isoliert zu sein? Alternative Kommunikationsinfrastrukturen wurden einmal als entscheidend für das Überleben „der Szene“ erachtet: von Zines, Buchläden, unabhängigen Vertrieben und Druckereien bis zu freien bzw. Piratensendern im Radio, autonomen Internet-Servern und damit verbundenen Internetdiensteanbietern. Die in *Facebook entkommen* (2018) interviewte Datenschutzaktivistin und -forscherin Stefania Milan beschreibt die Verschiebung hin zum Protestieren in der Cloud [*cloud protesting*]. Als das Occupy-Zeltlager in Toronto geräumt wurde, konnte Milan selbst bezeugen, wie Aktivist*innen auf Ereignisse wie Polizeigewalt reagierten, indem sie sofort online berichteten: Sie griffen nach ihren Telefonen, um die belastenden Beweismittel zu dokumentieren und auf Social-Media-Plattformen hochzuladen. Milan spricht hier lieber von „Mobilisierungen“ als von „Bewegungen“ und bemerkt den Widerspruch zwischen den horizontalen Strukturen der Entscheidungsfindung, die von Aktivist*innen vor Ort befolgt wurden – wie das bei Occupy-Versammlungen aufgekommene „menschliche Mikrofon“ –, und dem völligen Fehlen ähnlicher Strukturen und/oder Protokolle innerhalb der technischen Infrastrukturen der Plattformen, die solche „Cloud-Protestierenden“ anwenden.

COMMUNITY

Minichbauer hebt einen weiteren heiklen Punkt hervor, an dem soziale Bewegungen, Computerefforts und Technologieentwickler*innen keine Fortschritte gemacht haben: die Frage der „Community“. Mark Zuckerbergs systematischer Mißbrauch des Begriffs zeigt sich überdeutlich, wenn er über „seine“ 2,4 Milliarden Facebook-Nutzer*innen spricht, als wären sie eine „globale Gemeinschaft“.¹³ Wie Minichbauer nahelegt, wäre es leicht, diese Aneignung des Begriffs zu verwerfen, als sollten wir nicht daran festhalten, flache unternehmerische Definitionen zu dekonstruieren. Doch sollten wir es auch nicht zulassen, daß unser abschätziges Mißfallen gegenüber einer solchen Nutzung (oder gegenüber Plattformen an sich) uns zu einer Position führt, in der wir jede Form von plattformbasierter wechselseitiger Unterstützung oder (freier) Zusammenarbeit mit anderen aus der Angst heraus ablehnen, daß jede unserer Interaktionen verfolgt, kartiert und bewertet werden könnte bzw. tatsächlich wird. Wie Haraway sagt, sollten wir „*unruhig bleiben*“ und uns entsprechend den Schwierigkeiten nicht entziehen.¹⁴

„Community“ ist entweder ein lebendiges Wesen, das im Hier und Jetzt existiert, mit all seinen Widersprüchen und Pannen, so daß „wir“ etwas gemein haben – also ein Gemeingut –, oder sie ist ein totes Wesen, das nicht länger beschworen werden sollte, während wir nach anderen Formen des Sozialen suchen. Wie Verwandtschaftsstudien gezeigt haben, sind viele Menschen froh, den Strapazen eines eng geknüpften Lebens zu entfliehen.

Wie Jon Lawrence in *The Guardian* schrieb: „Wenn wir die vagen Hoffnungen verwerfen, eine idealisierte Vision von Community wiederzuentdecken, die es nie gegeben hat, und uns statt dessen auf kleinere, praktische Initiativen konzentrieren, um gesellschaftliche Verbindungen und Verständnisse zu stärken, dann haben wir eine Chance, die Witterung der gegenwärtigen Krise mit einem intakten Sozialgefüge zu überstehen.“¹⁵

Und Charles Hugh Smith schreibt über Netzwerke im Gegensatz zu zentraler Planung: „Ob wir es anerkennen oder nicht; die Welt schließt Werten darüber ab, welches System das kommende Zeitalter des destabilisierenden nichtlinearen Wandels überleben wird: eine unbewegliche, undurchsichtige zentrale Planung oder bewegliche, selbstorganisierende Netzwerke der dezentralisierten Autonomie und entsprechenden Kapitals.“¹⁶ Es handelt sich um die Entscheidung, mit der wir uns in den letzten Jahrzehnten nicht konfrontiert sehen wollten: Eine vielfältige Koalition aus progressiven Business-Eliten, nerdigen Unternehmer*innen und Aktivist*innen hat stets die Möglichkeit übersehen, daß „das Internet“ eines Tages selbst die Planungsplattform eines Zentralkomitees sein würde. Nachdem die Unternehmensansammlung, die als „Silicon Valley“ bekannt ist, die Netzwerklogik genutzt hat, um einen skrupellosen Prozeß des übermäßigen Wachstums zu jedem Preis voranzutreiben, hat sie die Netzwerklogik vollends verworfen. Als all unsere Adreßbücher kopiert und unsere Vernetzungen ordentlich „kartiert“ waren, wurde deren diffuse und „rhizomatische“ Struktur zum Ärgernis, das zugunsten von klar definierten profilzentrierten „Graphen“ ausrangiert wurde, die vermessen, wie Nutzer*innen mit Produkten und „Freunden“ interagieren.

DER INSTINKT DER HERDE

Merkwürdigerweise ist der Niedergang der Netzwerklogik (bislang) nicht richtig theoretisiert worden. Währenddessen sind Netzwerke eine unsichtbare nachgeordnete Schicht im „Stack“ geworden,¹⁷ und es gibt einen Effekt der „Neuvermittlung“ (wie Bolter und Grusin es beschreiben):¹⁸ Der Inhalt der Plattform ist das Netzwerk. Das funktioniert allerdings nur, wenn das Geflecht aus „Freunden“ und „Followern“ tatsächlich aktive Netzwerke bildet. Plattformen werden wertlos, wenn diese gefälscht oder unbelebt sind. Tatsächlich können Plattformen nur entstehen und den erwünschten Extraktionswert erzeugen, wenn dort tatsächlich Austausch und Interaktion stattfinden, die über eine bestimmte kritische Masse hinausgehen. Automatisierter Austausch zwischen Maschinen (Bots) kann das Soziale simulieren, aber solch „gefälschter“ Verkehr erzeugt nur Wert, wenn er zusätzlich zu jenem von echten Nutzer*innen parasitär besteht; von ihnen isoliert, wird er wertlos. Ohne Menschen, die Systeme administrieren, die moderieren, Software entwickeln und Netzwerke instand halten, würde jede Plattform zu funktionieren aufhören: Vergiß eine Korrektur im Code, und das System bricht zusammen. Und während jede Person eine Webseite einrichten, eine App bedienen oder ein Netzwerk hosten kann, gibt es doch nur sehr wenige Menschen, die auf einer Metaebene die Fähigkeiten und Ressourcen haben, um eine Plattform zu betreiben.

In Shoshana Zuboffs *The Age of Surveillance Capitalism* (2019) wird „das Netzwerk“ nicht einmal erwähnt. Vielleicht ist der Begriff zu trocken und technisch für Zuboff, die lieber Begriffe für Tiergruppen aus der Verhaltensforschung borgt, wie den „Stock“ [hive] oder die „Herde“. Diesen stellt Zuboff ein von ihr als spezifisch menschlich gerahmtes Bedürfnis nach dem „Zufluchtsort“ eines „Zuhauses“ entgegen. Denn – in ihren Worten: „[H]eute hat der Überwachungskapitalismus die menschliche Natur im Visier.“¹⁹ Die neue Front der Macht ist für Zuboff die Datenextraktion des „Ver-

haltensmehrwerts“, der neu verpackt und in Form von Vorhersagen verkauft wird. Denn die Logik des Überwachungskapitalismus ist genau jene der Extraktion-Vorhersage-Anpassung. Anders als viele Künstler*innen, Theoretiker*innen und Aktivist*innen einst fürchteten, ist es nicht das „soziale Rauschen“ unserer geschätzten informellen Beziehungen, das hier von Maschinen angeeignet (und somit gefährdet) wird: Das Hauptziel sind Köpfe, Gedanken und Verhalten. Für Zuboff haben sogenannte soziale Medien im wesentlichen weder soziale noch vermittelnde Zwecke.

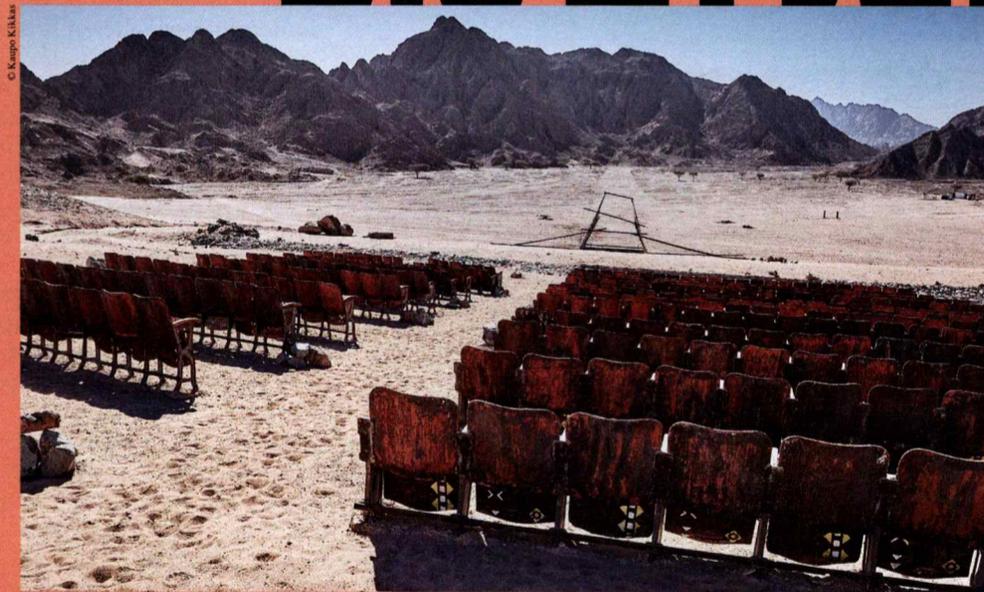
Die Form des Netzwerks verkörpert hingegen eine konstruktivistische Sicht des Sozialen als weder technisches Protokoll noch als bloße Gegebenheit, sondern als lebenswichtiges Element oder als Versorgungsleistung der Gesellschaft, die stets von Menschen neu erschaffen, instand gehalten und gepflegt werden muß: Ansonsten brechen Netzwerke rasant schnell zusammen. Das steht in starkem

Kontrast nicht nur mit der instrumentalistischen Sicht des Silicon Valley, sondern auch mit jener der Naturwissenschafts- und Technikforschung (STS), deren Vertreter*innen einer Bewunderung für autopoietische Automatisierung frönen, bei der kein launenhaftes Hirn [cranky wetware] die Party zu versauen droht und für die Netzwerke das „allzu Menschliche“ verkörpern: verletzlich, launisch, unvorhersehbar, manchmal langweilig oder auch exzessiv und – nun ja – manchmal außer Kontrolle. Diese Netzwerkeigenschaften können alle durch Moderation, Filterung, Zensur und algorithmisches Regieren gehandhabt und verwaltet werden; aber sie können nicht für immer beseitigt werden.

Was geschieht, wenn wir beginnen, soziale Medien aus einer instrumentalistischen Perspektive zu betrachten und dieses Skinnersche Dogma auf heutige Plattformen anwenden: „Eine Person wirkt nicht auf die Welt ein, die Welt wirkt auf sie ein“? Anders als es von den meisten kulturwissenschaft-

ANZEIGE

2020

15 Mai
bis 21 JuniWIENER
FEST
WOCHEN
2020

KARTEN UND INFO
T +43 1 589 22 22
www.festwochen.at

lichen Ansätzen vertreten wird, welche die neoliberale Subjektivität des konkurrierenden Selbst betonen, gibt es für Zuboff keine Individualität mehr: Als Teil der Herde sind wir darauf programmiert, zu tun, was unser digitaler Instinkt uns sagt. In ihrer klassischen soziologischen (von Durkheim geprägten) Sicht bleibt nur wenig Raum für Handlungsfähigkeit: Heutzutage werden wir neoliberalen Subjekte nicht länger als selbstbewusst Handelnde erachtet. Die guten alten Tage sind vorbei, als britische Kulturwissenschaftler*innen unter scheinbar passiven Konsument*innen die verborgenen – potentiellen und tatsächlichen – Fähigkeiten zur subversiven Aneignung entdeckten. Heute sind wir Milliarden, die online unterwegs sind, entweder als fleißige Bienchen verpönt, die für das Silicon Valley schufteten, oder als Süchtige und Opfer der jüngsten Verschwörung zur Manipulation unserer Geschmäcker und Meinungen. Wir brauchen dringend die Handlungsfähigkeit, die uns fehlt.

WETTBEWERB FÜR VERLIERER

Wie kam es zu dieser Netzvergessenheit? Wenn ein Netzwerk zu groß wurde, sollte es sich einst erst zersetzen, dann neu gruppieren und dann seine Struktur auf eine höhere oder Metaebene replizieren, um ein „Netzwerk der Netzwerke“ zu schaffen. Für jene, die an der Schwelle zu den 1990er Jahren zugegen waren, spielten sich einige dieser Dynamiken offenkundig und sichtbar ab. Heute klingen die grundlegenden Netzwerkprinzipien – Dezentralisierung, Verteilung, Zusammenschluß – noch immer idealistisch und großartig und doch unerreichbarer als je zuvor. Historisch gesprochen, begannen die Schwierigkeiten gleich nach der Hochphase ihres Einflusses. Als die Internetbevölkerung in den späten 1990er bis frühen 2000er Jahren exponentiell zu wachsen begann, erreichte die Auffächerung ihren kritischen Punkt, als

Nutzer*innen anfangen, alle zu denselben Webseiten zu strömen. Konzeptuell gesprochen, begann das Web 2.0 mit „skalenebenen Netzwerken“, die einen Grad der Verteilung entsprechend des Potenzgesetzes aufwiesen.

Die Einführung dieses Begriffs kennzeichnete eine paradigmatische Verschiebung, die das Ende der alten Vorstellung anzeigte, daß Netzwerke einfach eine Größenobergrenze hatten, nach deren Überschreitung sie zusammenfallen und beinahe „natürlicherweise“ neue Knoten erzeugen würden.²⁰ Der konzeptuelle Schritt von skalenebenen Netzwerken hin zur „Plattform“ war ein kleiner, aber es dauerte beinahe ein Jahrzehnt, bis Tarleton Gillespie 2010 die ersten Regeln dessen formulierte, was die Ökonomie der Internetplattformen werden würde.

Mathematikbasierte Netzwerkforschung hat ausgedient und schweigt sowieso über das „Gesetz des skalenebenen Mists“. Die meisten Ingenieure, die das alles gebaut haben, schweigen nicht nur dazu, sondern beteuern ihre Unschuld. Der 8chan-Gründer Fredrick Brennan ist einer der wenigen, die öffentlich auch kritische Überlegungen äußern: „Es gibt diese Vorstellung, daß die besten Ideen dann aufkommen, wenn es eine schrankenlose Freiheit der Meinungsäußerung gibt. Aber ich glaube, das stimmt nicht mehr. Ich meine, ich habe mir 8chan angeschaut und war Admin – und es ist hier vielmehr so, daß letztlich jene Meme siegen, die am meisten Wut erregen.“²¹

Auch die Akteur-Netzwerk-Theorie konnte einfach nicht die häßliche Seite der Social-Media-Plattformen berechnen. Nichts davon hatte passieren sollen, auch als die Auslassung der politischen Ökonomie durch Latours Schule der „Kartierung ohne Anliegen“ sich klar offenbarte. Seit den späten 1990er Jahren wurde zunehmend deutlich, daß Akademiker*innen und Theoretiker*innen nicht länger mit der übertriebenen Wachstumsstrategie des Silicon Valley mithalten konnten, während dessen Wagniskapitalgeber im Stillen die Bewegung vom neoliberalen Markt hin zur Schaffung von Monopolen finanzierten, indem sie „Dinge zerstörten“. Die Weisheit der Wenigen lautete, daß Wettbewerb etwas für Verlierer*innen ist. Die einst bemerkenswerte Einsicht, daß nichtmenschliche Wesen wie Bots ebenfalls Akteure sind, war nicht länger von Bedeutung.

Der studentische Aktivist und Theoretiker Sepp Eckenhäuser in Amsterdam betont die Rolle von Netzwerken als Geschäftsmodell:

„Netzwerke erzeugen Daten, und Daten sind Geld. Es ist also klar, daß es hier nicht nur um gewöhnliche Nutzer*innen geht. In diesem Modell wird dem Netzwerk kontinuierlich Mehrwert entnommen. Das ist im Fall der sozialen Medien bekannt, geschieht aber auch in selbstorganisierten Solidaritätsnetzwerken. Diese Mechanismen scheinen [überall] da am besten zu funktionieren, wo gefährdete Subjekte stärker isoliert sind [als anderswo], und werden dort auch am stärksten spürbar, wie etwa in der Kunstszene: Die Sehnsucht nach Gemeinschaft macht uns zur leichten Beute. Die Bereitschaft, freigiebig zu teilen und ernsthafte Verbindungen aufzubauen, kann leicht zu einem 'Einschluß der Gemeingüter' führen. Das zeigt sich zum Beispiel

darin, wie leicht Akademiker*innen den Geschäften von academia.edu in die Falle gingen, nachdem sie all ihre Arbeit in dem vollen Vertrauen hochgeladen hatten, daß sie es in ihrem Netzwerk teilten und daß es keinen Mißbrauch geben würde.“²²

Ob tot oder nicht – laßt uns das fortbestehende Potential von Netzwerken anerkennen. Der Datenschutzaktivist und -forscher Niels ten Oever, der mit Stefania Milan am Projekt *Dataactive* arbeitet, betont deren unsichtbaren Aspekt:

„Netzwerke ordnen unsere Leben, Gesellschaften, Maschinen und Städte. Wenn Netzwerke sich kundtun, dann werden sie auf beinahe burleske Weise sichtbar: Wir wollen sie sehen, wir wissen, sie sind da, und doch bleiben sie immer zumindest teilweise verborgen. Sie sind nicht gänzlich faßbar, egal, was wir auf die Netzwerke draufbauen, damit sie miteinander verbunden, zentralisiert und einheitlich wirken. Die darunter liegenden Netzwerke zeigen sich in Zeiten der Veränderung, der Brüche und Krisen.“²³

Für ten Oever existieren Netzwerke weiterhin und gedeihen am besten im Untergrund:

„Das Netzwerk ist ein komplexes Gefüge, eine Vielheit mit rohen und unscharfen Kanten, und es funktioniert nie wie erwartet. Es kann nie gänzlich erkannt oder verstanden werden. Nachdem sie in der Welt Chaos angerichtet haben ..., ziehen sie sich dahin zurück, wo sie hingehören: in den Untergrund. Bewegungen, die auf Netzwerken beruhen, können zwei Schicksale ereilen: Entweder zerstreuen sie sich zurück in die verteilte Beschaffenheit des Netzwerks (wo sie sich weiter bewegen!), oder sie zentralisieren sich und werden vom Netzwerk selbst verbreitet, so daß sie in die Logik der Institutionalisierung münden. Wir sollten große Pläne hegen, aber niedrige Erwartungen. Es ist nichts falsch daran, sich im Untergrund zu bewegen.“

KULTUR UND ETHIK

Der Kulturkritiker Brian Holmes, seit mehr als zwei Jahrzehnten ein aktives *nettime*-Mitglied, hält das Netzwerk nach wie vor für lebendig: „Die Sache am gegenwärtigen Kommunikationsnetzwerk ist folgende: Jeder seiner menschlichen Knoten ist ein sozialisiertes Individuum, das aus einer tiefen kollektiven Zeit hervorgeht – ob dies nun Jahrhunderte oder Jahrtausende sind. Der Netzwerktheoretiker Manuel Castells lag auf spektakuläre Weise falsch: Das Netz und das Selbst stehen einander nicht ontologisch gegenüber, sondern sie sind stets und auf allen Ebenen verwoben. Das bedeutet, wenn du willst, daß ein Netzwerk sich erfolgreich selbst organisiert, dann müssen dessen Mitglieder sowohl eine ausdrückliche Ethik als auch einen gemeinsamen kulturellen Horizont entwickeln, um die ererbten Überzeugungs- und Verhaltensrahmen zu überwinden. Anarchist*innen wußten das schon praktisch, da ihre Gemeinschaften typischerweise von einer gewissen übergreifenden philosophischen Dimension sowie von sorgsam formulierten Codes für das tägliche Leben durchzogen sind. Am anderen Ende des politischen Spektrums wußten das auch islamistische Radikale: Sie beriefen sich auf uralte religiöse Überzeugungen und aktualisierte Scharia-Gesetze, um ihre Netzwerke zu knüpfen. Deshalb konnten solche Gruppen erfolgreich die frühen Runden vernetzter Politik anführen, die 1999 bzw. 2001 begannen. Währenddessen beschützten Medienaktivist*innen, mich eingenommen, die Vorstellung, daß das computerverknüpfte Mediensystem einen klaren Bruch mit der Vergangenheit darstellte, solange es mit freier Software gebaut wurde. Wir sahen es als eine plötzliche Befreiung von den manipulierten Privatsendern, die spontane Organisation so lange verhindert hatten. Und hier ist die andere Sache: Das entsprach einfach nicht der Wirklichkeit.“²⁴

Holmes glaubt auch, daß wir noch immer in vernetzten Gesellschaften leben:

„Ich verbringe noch immer viel Zeit damit, an technologischen Plattformen für selbstorganisierende

ANZEIGE

Logische Phantasien

TIM OTTO ROTH

07.03. - 14.06.2020

KUNSTHALLE JESUITENKIRCHE
MUSEEN DER STADT ASCHAFENBURG



OLIVE AYHENS COMPUTER LAB COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

Netze zu arbeiten, wie die Karte und das Geo-Blog, die ich gerade für das Netzwerk Anthropocene River erstelle. Es ist aber klar, daß vernetzte Kulturen nicht aus technologischen Erfindungen heraus entstehen, wie dem Mikroprozessor oder TCP/IP. Statt dessen werden sie von Menschen gemacht, die kollektiv arbeiten, um nicht nur technische Werkzeuge zu verändern, sondern auch ihren kulturellen Horizont – und vor allem ihre Alltagscodes und ethischen Verhaltensweisen. Wie können wir solche grundlegende kulturelle und philosophische Arbeit leisten und zugleich die komplexen Technologien beachten, von denen die meisten alltäglichen Interaktionen heute abhängen? Hier läuft gerade jetzt die politische Frage zusammen.“

VOM WISSEN ZUM HANDELN

Der Mailänder Alex Foti denkt, daß „die Unterscheidung [zwischen dem] technischen [Netzwerk und dem] sozialen Netzwerk mittlerweile verschwommen ist, da die politischen und ethischen Aspekte algorithmischer Technologie sich herausgestellt haben.“²⁵ Er drängt darauf, unsere eigenen Plattform-Parteien und -Organisationen zu bilden, denn:

„Isolierte Einzelpersonen in den sozialen Medien sind weniger stark als intrigante Kräfte, die auf Bot-

Armeen und kontinuierliche Medienmanipulation zurückgreifen. Onlineplattformen sind die schnellste Möglichkeit, um Mitglieder und Macht zu gewinnen. Föderalismus liegt im Herzen des Europäischen Projekts, aber er ist nicht das gleiche wie Horizontalismus. Wir brauchen eine Bundesrepublik Europa, föderierte Hacker*innen der Union, verbundene Kollektive aus Xenofeminist*innen etc. Es ist an der Zeit, Wirksamkeit über Rechtschaffenheit zu stellen. Systemkritische Kräfte brauchen eine intellektuelle Debatte, aber auch eine gemeinsame Linie und besonders disziplinierte lokale Kader, die bereit sind, gegen den fossilen Kapitalismus für den Planeten zu kämpfen. Das bedeutet die Entwicklung einer grünen antikapitalistischen Ideologie, die den Kämpfen der Menschen Bedeutung verleiht, und einer Organisation, die diese Ideologie verkörpert und umsetzt, besonders, wenn nach der ökologischen Katastrophe der Bürgerkrieg ausbricht.“

Was aus dem Flickwerk an Erfahrungen der letzten Jahrzehnte hervorgeht, ist ein neues Konzept der netzwerkbetriebenen technischen Freiwilligkeit. Vergiß automatisierte Prozesse und Pflicht-Updates. Die Stärke eines Netzwerks liegt nicht darin, seine Teilnehmer*innen zu informieren – Information führt nicht zu Handlung. Das bringt uns zurück zur Kernfrage der Organi-

sation gleichgesinnter Gemüter, die zusammenkommen, um zu handeln, und zu all den damit verbundenen Annahmen, die auseinandergenommen werden müssen. Wie entstehen solche „Zellen“? Können wir Paranoia und fehlendes Vertrauen gegenüber Fremden überwinden und beginnen, uns mit dem „Anderen“ so zu verhalten, daß Filterblasen sich öffnen? Können wir kosmopolitische Plattformen errichten, die lokale Netzwerke ermöglichen, um zusammenzuarbeiten an, ja, der unmittelbaren Peer-to-Peer-Produktion von gemeinsamer Versorgung? Wir wissen, wie wir Informationen austauschen, wie wir kommunizieren können; jetzt ist es nötig, dieses Wissen praktisch für Anliegen einzusetzen. Wir brauchen keine Updates mehr.

Clusterduck, das europäische Kollektiv für Gegen-Meme, führt zur Verteidigung von Netzwerken die folgenden Taktiken an:

„Unsere digitalen Communities erfahren ständig Formen des Eingriffs, der Verschmutzung, der Aneignung. Netzwerke sind nicht tot, und doch werden sie beerdigt. Es gibt kein Recht zu netzwerken, es muß durch Praktiken der Analyse, der Entführung und Wiederaneignung in Anspruch genommen werden. Von den Bulletin Board Systems [elektronisches schwarzes Brett] bis zum Web 2.0 hat sich die



menschliche Fähigkeit zur Kooperation immer weiter entwickelt und den einfachen Definitionen getrotzt. Heute als Netzwerk zu überleben erfordert einen zunehmend komplexen Werkzeugkasten an Praktiken: auf der Grundlage eines Twitter-Hashtags eine Bewegung starten, um das Gefühl einer steten URL-Aktivität zu vermitteln; den YouTube-RetroPlayer-Algorithmus kapern, um sicherzustellen, daß die Videos von Rechten von entlarvenden Videos gefolgt werden, die radikalisierte Nutzer*innen womöglich aus dem sogenannten 'rechten Trichter' wieder herausholen können; Momente organisieren, in denen Netzwerke sich im wirklichen Leben treffen können, um die Verbindungen zwischen ihren Nutzer*innen zu strukturieren, zu feiern und zu stärken; auf Mainstream-Plattformen wie Facebook oder Reddit Themengruppen gründen und verwalten, um Nutzer*innen und Communitys von dort wegzulocken und sie zu alternativen sozialen Plattformen wie Mastodon, Discord oder Telegram umzuleiten; die Geschichte von Web-Communitys und Subkulturen analysieren, um ihre Netzwerktechniken kennenzulernen, und ihre Entwicklung rückverfolgen, um die Prozesse der feindlichen Aneignung, Kooptierung und Entführung zu verstehen, die sie durchlaufen haben; durch friedensstiftende und entlarvende Kommentare die Kreisläufe des Hasses durchbrechen, die von Bots und bezahlten Trolls ausgelöst werden, um den Zwist und Lärm um 'umgekehrte Zensur' mit Bedeutung zu versehen; gegenwärtige Designs und Codes nutzen, um unsere Botschaften zu transportieren, Meme und mem-artige Narrative produzieren, die sich durch Filterblasen hindurch bewegen können, um Gemeinschaften in Kontakt zu bringen, die sich sonst nie begegnen würden; neue Erzählungen erkunden und die Bedeutung der artenübergreifenden Zusammenarbeit und unserer symbiotischen und parasitären Beziehungen mit anderen Arten hervorheben, die es uns ermöglichen, gemeinsam zu evolvieren. 'Niemand von uns ist stärker als wir alle' war nie lebendiger.²⁶

STARKE VERKNÜPFUNGEN

All dies führt mich zu der Frage, wie ich auf Netzwerke (zurück-)blicke. Bin ich bereit, den Namen meines Forschungsinstituts – des *Institute of Network Cultures* – auszuschlachten, um eine Erklärung abzugeben? Ist dies ein Requiem ohne Folgen, wie ein Lied zum Mitsingen, das eine Weile in uns nachklingt, bevor wir es vergessen? Sollte ich einfach loslassen, oder habe ich irgendeine emotionale Bindung an den Begriff? Wenn das Konzept nicht länger funktioniert, sollte es dann einfach verworfen werden? Es stimmt, daß unser *Institute of Network Cultures* im letzten Jahrzehnt keine „Plattform“ aufgesetzt hat – vielleicht hätten wir das tun sollen. Statt dessen habe ich das Konzept des Netzwerks von innen zu stärken versucht, um das unbestimmte Wesen von Netzwerken zu überwinden. Seit 2005 habe ich mit Ned Rossiter an der Idee von „organisierten Netzwerken“ gearbeitet. Unser Buch *Organization After Social Media*, in dem wir unsere Thesen zusammengebracht haben, erschien 2018.²⁷ Darin besprechen wir absichtlich nicht, inwiefern Netzwerke zur Vergrößerung taugen. Statt dessen schlagen wir vor, daß das Problem der „schwachen Verknüpfungen“ womöglich überwunden werden kann, indem wir die diffusen Netzwerke zurücklassen, zu deren Eigenschaften sie gehören, und nur mit kleineren, engagierten Online-Gruppen arbeiten, die auf „starken Verknüpfungen“ beruhen. Der proklamierten Leichtigkeit, im Null-Komma-Nichts eine kritische Masse zu erreichen, und dem gegenwärtigen Begehren, an einem einzigen Tag aus dem Nichts zum Helden zu werden, stellen wir die Vorstellung von einer Avantgarde-Zelle oder Ideenschmiede entgegen, die an ihrem jeweiligen Thema dranbleibt. Es gibt hier eine Verschiebung in Richtung von Organisationen, die bestimmte Werkzeuge brauchen, um Dinge zu tun.

Organisierte Netzwerke erfinden neue institutionelle Formen, deren Dynamiken, Eigenschaften und Praktiken der Betriebslogik von Kommunikationsmedien und digitalen Technologien innewohnen. Sie reagieren unter anderem auf eine breite gesellschaftliche Ermüdung und ein zunehmendes Mißtrauen gegenüber Institutionen wie Kirchen, politischen Parteien, Firmen und Gewerkschaften, die hierarchische Organisationsformen beibehalten. Obwohl sie nicht ganz ohne hierarchische Tendenzen auskommen (Gründungsteam, Systemarchitekturen, zentralisierte Infrastrukturen, Persönlichkeitskult), neigen organisierte Netzwerke dazu, sich stärker an horizontalen Kommunikations-, Praxis- und Planungsformen auszurichten. Organisierte Netzwerke entstehen in Zeiten intensiver Krisen (gesellschaftlich, wirtschaftlich, ökologisch), wenn vorherrschende Institutionen an ihrer Kernaufgabe – der Entscheidungsfindung – scheitern. Als Experimente der kollektiven Praxis in Verbindung mit digitalen Kommunikationstechnologien sind organisierte Netzwerke Testfelder für vernetzte Formen des Regierens. Sie könnten versuchen, die rapide Talfahrt unserer Welt in den planetarischen Abgrund anzugehen.

BILDUNG UND EREIGNIS

Ist die Plattform der historisch notwendige nächste Schritt, oder ist sie eher eine Anomalie? Wenn die Allgegenwärtigkeit von digitaler Technologie in einer vorhersehbaren Zukunft gegeben bleibt, was sollen wir dann aus der 1990er-Netzwerk-nostalgie schließen? Ist eine Renaissance der dezentralisierten Infrastrukturen, die von ihren Communitys aktiv eingenommen und verteidigt werden, eine tragfähige Option? Was passiert, wenn wir entscheiden, uns massiv dafür einzusetzen, die „freien“ Plattformen und ihre Kulturen von unterbewußter Bequemlichkeit zu befreien und tatsächliche Werkzeuge zu verteilen – gemeinsam mit dem Wissen, wie sie genutzt und erhalten werden können? Digitale Technologien sind zu einem lebenswichtigen Teil unseres Soziallebens geworden und sollten nicht ausgelagert werden.

Dies kann nur überwunden werden, wenn „digitale Bildung“ (die im vergangenen Jahrzehnt den Bach runterging) zur Priorität wird. Gesellschaften zahlen einen hohen Preis für die Bequemlichkeit von Smartphones. Bald werden sich nur noch wenige die eingebaute Unbestimmtheit der Netzwerklogik leisten können. Koordination ist ebenso notwendig wie Debatten mit Konsequenzen. Bislang haben soziale Medien die Entwicklung von Software zur demokratischen Entscheidungsfindung grob vernachlässigt. Ziellos das Internet zu durchstreifen wird zunehmend uninteressant erscheinen; die ultimative Kritik an Social-Media-Plattformen wird sein, daß sie langweilig sind. Da sind wir noch nicht, aber der Ruf nach dem Ausstieg wird lauter. Es wird dringendere und aufregendere Dinge zu tun geben: Welche Werkzeuge bringen uns der Wonne des Handelns näher?

Netzwerke sind nicht dazu bestimmt, nach innen gerichtete autopoietische Mechanismen zu bleiben. Wenn Situationen einmal in Bewegung sind, können wir Netzwerk und Ereignis nicht länger unterscheiden oder sagen, was zuerst kam – solche Fragen sollten wir den Datenanalyst*innen (aka Historiker*innen) überlassen.

In *Der Pilz am Ende der Welt* fragt Anna Lowenhaupt Tsing: „Wie wird eine Ansammlung zum Ereignis werden, das heißt, größer als die Summe ihrer Teile? Eine Antwort ist: Kontamination. Wir sind durch unsere Begegnungen kontaminiert; sie ändern, was wir sind, indem wir anderen Platz einräumen. Aus der Tatsache, daß welterzeugende Bestrebungen durch Kontamination verändert werden, könnten gemeinsame Welten – und neue Richtungen – erwachsen.“²⁸ ◆

1 Jean Baudrillard, *Der unmögliche Tausch*, aus dem Französischen von Markus Sedlaczek, Berlin 2000 (1999), Merve, S. 70

2 Dieser Text wurde von der transmediale in Auftrag gegeben und ist eine gekürzte Version des ursprünglichen Essays, den ich von Juli bis September 2019 verfaßte. Die vollständige Version ist auf meinem Blog *net critique* veröffentlicht [<http://networkcultures.org/geert>].

3 Diesen Begriff hat der Volkskundler Hans Naumann geprägt.

4 Romain Dillet, „The Year Social Networks Were No Longer Social – In Praise of Private Communities“, *TechCrunch* (24. Dezember 2018), <https://techcrunch.com/2018/12/23/the-year-social-networks-were-no-longer-social/>. Alle Zitate in diesem Absatz entstammen diesem Artikel.

5 E-Mail-Austausch mit Nadine Roestenburg, 25. Juli 2019.

6 E-Mail-Austausch mit Jenny Odell, 7. August 2019.

7 Theodor W. Adorno, „Erziehung nach Auschwitz (1966)“, in ders.: *Erziehung zur Mündigkeit, Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969*, hrsg. von Gerd Kadelbach, Frankfurt/M 1971, Suhrkamp, S. 92–109, S. 96

8 Siehe Oliver Marchart, *Neu beginnen*, Wien 2005, Turia + Kant, S. 18–19

9 „Kollapsologie ist die Forschung über den Zusammenbruch der industriellen Zivilisation und darüber, was ihr folgen könnte.“ Das Konzept wurde 2015 von Pablo Servigne und Raphaël Stevens in ihrem Essay *Comment tout peut s'effondrer: Petit manuel de collapsologie à l'usage des générations présentes* (Paris 2015, Seuil) entworfen. Siehe auch den Überblick „Kollapsologie“ auf *Archeos* (8. Januar 2019, www.archeos.eu/collapsologie) sowie *Collapsologie*, eine Webseite, die „der wissenschaftlichen Literatur über den ökologischen Zusammenbruch, die Grenzen des Wachstums und die existentiellen Gefahren nachgeht“ (www.collapsologie.fr).

10 A. d. Ü. „Networks without a cause“ bezieht sich auf den Titel des US-amerikanischen Filmklassikers *Rebel Without a Cause* (dt. Titel: ... denn sie wissen nicht, was sie tun) aus den 1950er Jahren, in dem es um die Rebellion weißer Mittelschichts-Vorstadtjugendlicher für Liebe und Anerkennung durch ihre Gesellschaft und Familie geht.

11 E-Mail-Austausch mit Tiziana Terranova, 8. August 2019.

12 Raimund Minichbauer, *Facebook entkommen*, Wien 2018, Transversal, S. 101–103

13 Mark Zuckerberg, „Building Global Community“, *Facebook* (16. Februar 2017), <https://www.facebook.com/notes/mark-zuckerberg/building-global-community/10154544292806634>

14 Donna J. Haraway, *Unruhig bleiben – Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, Frankfurt/M 2018, Campus

15 Jon Lawrence, „The Good Old Days? Look Deeper and the Myth of Ideal Communities Fades“, *Guardian* (11. August 2019), <https://www.theguardian.com/commentisfree/2019/aug/11/good-old-days-look-deeper-and-myths-of-ideal-communities-fades>

16 Charles Hugh Smith, „Which One Wins: Central Planning or Adaptive Networks?“, *Of Two Minds* (19. Februar 2019), <https://www.of-twominds.com/blogfeb19/evolution-wins2-19.html>

17 Ich bespreche diese Neuzusammensetzung der Schlüsselbegriffe „media“, „network“, „platform“ und „stack“ in meinem Buch *Sad by Design*, London 2019, Pluto.

18 A. d. Ü. Bolter und Grusin meinen mit „remediation“ die Repräsentation eines Mediums in einem anderen.

19 Shoshana Zuboff, *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*, übers. von Bernhard Schmid, Frankfurt/M 2018, Campus, S. 405

20 Siehe auch danah boyd über den Begriff des „Kontextzusammenbruchs“, der in der frühen Zeit des Web 2.0 aufkam. danah boyd, „how 'context collapse' was coined: my recollection“, *apophenia* (8. Dezember 2013), <http://www.zephoros.org/thoughts/archives/2013/12/08/coining-context-collapse.html>

21 Nicky Woolf, „Destroyer of worlds: How a childhood of anger led the founder of 8chan to create one of the darkest corners of the internet“, *Tortoise Media* (29. Juni 2019), <https://members.tortoise-media.com/2019/06/29/8chan/content.html>. Siehe auch das Werk von Alberto Brandolini, Begründer des „bullshit asymmetry principle“ [Gesetzmäßigkeit, derzufolge es schwieriger ist, falsche Behauptungen zu widerlegen, als sie in die Welt zu setzen]; Brandolinis Gesetz betont die Schwierigkeit, falsche Behauptungen anzufechten, die Entwicklung der Konzepte einer „intellektuellen Dienstverweigerung“ und eines „b/ad infinitum“ [einer schlechten Endlosigkeit]. Es bescheinigt „eine Tendenz bei Nicht-Expert*innen, Expert*innen mit wiederholten, teuren und häufig unproduktiven Forderungen nach Beweisen oder Gegenargumenten zu ausreichend widerlegten oder irreführenden Behauptungen zu überfordern“, *Techiavellian* (3. März 2019), <https://techiavellian.com/intellectual-denial-of-service-attacks>.

22 Ico Maly, „The end of Academia.edu: how business takes over, again“, *diggit magazine* (22. Februar 2018), <https://www.diggitmagazine.com/column/end-academiaedu-how-business-takes-over-again>.

23 E-Mail-Austausch mit Niels ten Oever, 5. August 2019.

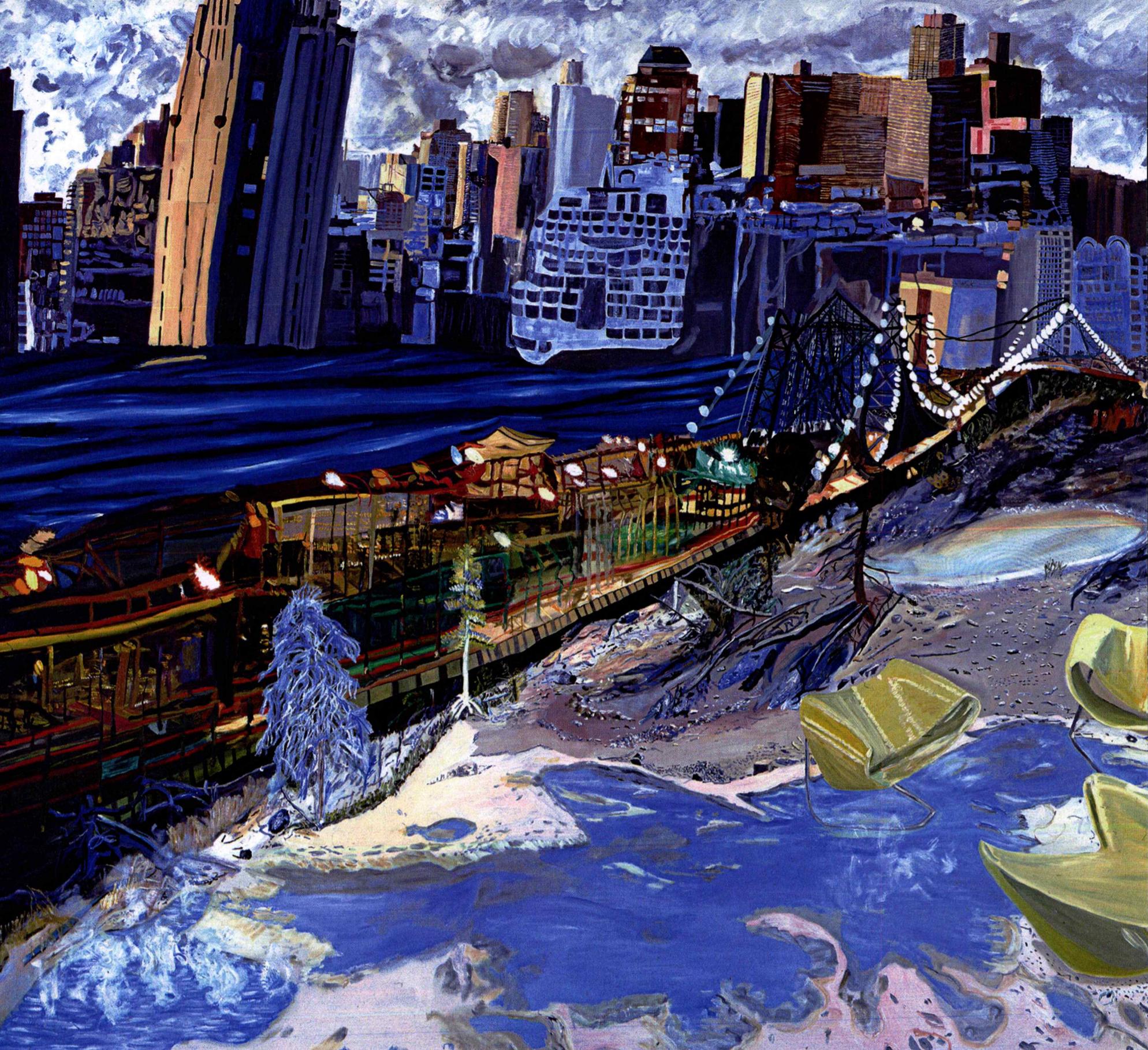
24 E-Mail-Austausch mit Brian Holmes, 7. August 2019.

25 E-Mail-Austausch mit Alex Foti, 28. August 2019.

26 Erklärung des Clusterduck-Kollektivs, 17. August 2019.

27 Geert Lovink und Ned Rossiter, *Organization After Social Media*, Colchester 2018, Minor Compositions

28 Anna Lowenhaupt Tsing, *Der Pilz am Ende der Welt*, Berlin 2019, Matthes & Seitz, S. 45



OLIVE AYHENS SINKING INTO GEYSERS COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

XU ZHANGRUN

FRÜHJAHR 2020

DIE WUT WIRD STÄRKER

WARUM CHINA EINE GRÖßERE UMWÄLZUNG BEVORSTEHEN KÖNNTE

DER Rechtswissenschaftler Xu Zhangrun (geb. 1962), Professor an der Pekinger *Universität Tsinghua*, veröffentlichte 2018 eine schonungslose Kritik am politischen System, die in intellektuellen Kreisen breiten Anklang fand. Daraufhin wurde er mit Berufsverbot belegt und beständig überwacht. Den vorliegenden Aufsatz verfaßte er im Februar 2020. Kurz darauf wurde er unter Arrest gestellt, seither fehlt jede Nachricht von ihm. Die Schrift ist im Stil der Intellektuellen aus der Zeit der Bewegung des 4. Mai von 1919 verfaßt und erinnert an die offen ausgetragenen Reformideen während der Umbruchzeit vom letzten Kaiserreich zur Republik.

Daß diese rückhaltlosen Äußerungen auch für Professor Xu persönlich fatale Folgen haben könnten, ist ihm bewußt: „*Ich fürchte, daß auf diesen Aufsatz eine neue Abrechnung folgt – es könnte dies mein letzter Text sein.*“

*

*Im Februar gilt: Tinte weinen
Und lauthals schreiben, ungehemmt,
Solang der Schneematsch grollt und schäumend
Als rabenschwarzer Frühling brennt.¹*

Boris Pasternak

AN DER WENDE vom Jahr des Schweins 2019 zum Jahr der Ratte 2020 breitet sich ein Virus aus, erst in einer Stadt, dann im ganzen Land. Auf einmal bläst China ein harscher Wind entgegen; Angst und Bange erfüllt die Herzen. Die staatlichen Autoritäten erweisen sich als hilflos, die einfachen Menschen tragen den Schaden davon, währenddessen sich die Epidemie auf der ganzen Welt ausbreitet und China zunehmend in Isolation gerät. Die in dreißigjähriger Reformpolitik mühsam errungene Öffnung ist über Nacht verschwunden und China – besonders seine Staatspolitik – mit einem Schlag in die

Vormoderne hinabgesunken. Hinter verriegelten Straßen und Türen ereignen sich humanitäre Katastrophen, die an mittelalterliche Zustände erinnern.

Der Grund liegt darin, daß die Staatsgewalt auf allen Ebenen erst die Redefreiheit beschneidet, Tatsachen verheimlicht und die Bevölkerung betrügt, anschließend die Verantwortung abschiebt und die Verdienste anderer für sich in Anspruch nimmt, während die beste Zeit zur Vorbeugung und Behandlung der Krankheit vor aller Augen ungenutzt verstreicht.

Dieser strukturelle Ordnungsverlust durch eine allumfassende Monopolisierung, die auf einen einzigen Herrscher fixiert ist, zusammen mit dem Unvermögen eines Systems, das allein den Oberen dient (einer moralisch zerfallenen Regierung, die nur noch dem Machterhalt verpflichtet ist und ihr Milliardenvolk im Regen stehen läßt, bis die menschengemachte Katastrophe schlimmer wird als die Epidemie selbst), offenbart heute, da die moralische Zerrüttung des Regimes rückhaltlos zum Vorschein kommt, eine nie dagewesene systembedingte Schwäche. An diesem Punkt wird das menschengemachte Desaster für die ethischen, politischen, sozialen und ökonomischen Belange im heutigen China schlimmer als ein totaler Krieg.

Ich wiederhole: schlimmer als ein totaler Krieg. Man könnte geradezu sagen: „*Bevor die Feinde sich ins Fäustchen lachen, haben die Banditen sich schon selbst zerstört.*“ Sosehr die Amerikaner auch im Sinne haben mögen, China wirtschaftlich zu schwächen – Chinas Machthaber sind ihnen zuvorgekommen. Was in dieser Situation besonders wütend macht und der Regierung die Zuwendung der Bevölkerung vollends entzieht, sind die leeren Phrasen à la „*eigenhändig das Kommando führen*“, die Xi inmitten der verheerenden Epidemie offiziell verlauten läßt, während seine Handlungen, schamloser denn je, das pure Gegenteil beweisen.

In der Tat, die Wut der Bevölkerung ist bereits im Ausbruch, und die Wütenden werden keine Angst mehr haben. Darum habe ich, mit Blick auf das Weltsystem und unter Einschätzung der weltpolitischen Zyklen, die Entwicklung Chinas seit 2018 in neun Abschnitten zusammengefaßt und lege sie meinen Landsleuten hiermit respektvoll vor.

MORALISCHER ZERFALL DER STAATSMACHT

Das politische System ist korrupt, und das Regime entbehrt jeder ethischen Grundlage. Alles Trachten der Herrschaftselite fokussiert sich nur noch auf persönlichen Gewinn und Machterhalt. Die „*Volksmassen*“, die sie ständig im Munde führt, sind für sie lediglich eine schröpfbare Masse von Steuerzahlern, digital verwaltete Objekte der Stabilitätssicherung, ein „*notwendiger Preis*“, der geopfert werden muß, um die zahllosen Nutznießer zu ernähren, die das totalitäre Regime aufrecht erhalten.

Die staatlichen Autoritäten haben den Ausbruch der Krankheit auf allen Ebenen verschwiegen und die Sache wiederholt verzögert, nur damit man rings um Xi Jinping, dem „*Kern des Zentralkomitees*“, wie er sich seit 2016 bezeichnet, ungestört prunksüchtige Neujahrsfeierlichkeiten abhalten und Lobeshymnen auf den schönen Frieden singen lassen konnte. Dies zeigt zur Genüge, daß sie weder an die traditionell maßgebende Anschauung denken, daß „*die Bevölkerung schuldlos ist*“ und „*der Schutz ihres Lebens erste Priorität haben muß*“, noch daran, daß heutzutage das ganze Weltsystem in Freud und Leid zusammengeschweißt ist.

Seit Ausbruch des Desasters stehen sie nicht nur blamiert, sondern auch in voller Gewissenlosigkeit da. Doch jene, die den Schaden davontragen, sind die einfachen Menschen in der Bevölkerung. Allein, der „*Kern*“ steht weiterhin fest, und mit ihm

entstehen Ineffizienz und Chaos. Am schlimmsten ist die Repression durch die drastischen Zensurmaßnahmen, ausgeführt von einer Internetpolizei, die in wilder Hetzjagd, mit Schichtbetrieb und Überstunden, allein darauf aus ist, Nachrichten und Informationen zu blockieren. Diese aber verbreiten sich trotz allem, und das zeigt letztlich auch, daß diese Machtausübung durch Spitzel und Geheimagenten, mit der Nationalen Sicherheitskommission als stärkster Kraft, zwar kaum mehr zu überbieten, gleichzeitig aber völlig veraltet ist, denn am Ende bleibt die ganze Mühe ohne jegliches Resultat.

Eigentlich wußten es schon unsere Vorfahren: „*Dem Volk den Mund zu verbieten ist schlimmer, als einen reißenden Strom aufzuhalten.*“² Die Cyberspace-Verwaltung mag sich mühen, wie sie will – gegen 1,4 Milliarden Münder wird sie nicht ankommen. Recht haben die alten Weisen, sie täuschen uns nicht! Weil sich aber die Regierenden nur noch um ihren Machterhalt kümmern und im Glauben an ihre Allmacht der Selbsttäuschung ihres sogenannten „*Führers*“ verfallen, muß es letztendlich so weit kommen, daß der ganze Trug nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Angesichts der großen Epidemie ist diesem „*Führer*“ jegliche moralische Führungskraft abhandengekommen, die Blamage läßt sich nicht länger bemänteln. Während sich die Menschen an der Front halb totarbeiten und der Schaden auf den Millionen und Abermillionen des einfachen Volkes lastet, schwingen die Oberen weiterhin ihre sinnentleerten Parolen, um den Anschein zu erwecken, sie würden die Sache ernst nehmen. Damit aber setzen sie sich dem Spott der Bevölkerung aus und machen sich vor aller Welt lächerlich. All dies zeugt von nichts anderem als dem moralischen Zerfall der Staatsmacht.

All die Katastrophen der vergangenen siebzig Jahre [seit dem Bestehen der Volksrepublik] haben uns längst bewußt gemacht, wie schlimm eine totalitäre Massenherrschaft ist. Die Epidemie führt uns dies nur um so deutlicher vor Augen. Es bleibt allein zu hoffen, daß die vielen Millionen Landsleute, Jüngere wie Ältere, ihr Gedächtnis benutzen, ihre sklavische Haltung abwerfen und in öffentlichen Angelegenheiten ihre eigene Vernunft walten lassen, statt sich blind für einen totalitären Machtapparat aufzuopfern. Ansonsten, ihr Geschöpfen, warten wir vergeblich auf eine Rettung!

SYSTEMIMMANENTES UNVERMÖGEN

Die despotische Politik hat das System vollends verkommen lassen; die über dreißig Jahre währende Technokratie ist am Ende. Wir erinnern uns, wie einst eine Schar technokratischer Talente, motiviert von ethischen und auch persönlichen Interessen, die Bühne betrat und es schließlich schaffte, eine Technokratie herauszubilden, die zwar nicht ideal und mit vielen Mängeln behaftet war, aber in einer bestimmten Entwicklungsphase doch ihren Zweck erfüllte. Maßgeblich war nicht zuletzt, daß die Karriere der Politiker von ihren dienstlichen Erfolgen abhängig war, was manche aus ärmeren Verhältnissen stammende Beamte dazu anhielt, sich nach Kräften einzusetzen. Die zweite Generation hingegen, die Sprößlinge jener „*roten Revolutionäre*“, konnte sich von Anfang an auf ihren Posten räkeln, war mit reichlich Speis und Trank gesegnet, und daß sie wenig vollbracht und vieles verpfuscht hat, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Bedauerlicherweise wurden im Laufe der restriktiven Maßnahmen dieser Jahre und unter endlosem Lobgesang auf das Rote China unter der kommunistischen Herrschaft nur noch willfähige Leute aus dem eigenen Lager eingesetzt. Die Folge war, daß nicht nur die grundlegende Moral und die talentierten Kräfte im System, sondern auch das wenige, was an karrieremotivierter Tatkraft noch

vorhanden war, sang- und klanglos verschwunden sind. Besonders bitter und enttäuschend war für das ganze Land, daß fortan allein das Kriterium der „*roten Gene*“ bestimmte, wer zu den eigenen Reihen gehörte und damit Anrecht auf politische Ämter hatte. Damit kam jede Kultur der Ethik und Gewissensfreiheit abhanden.

Das derzeitige bürokratische System ist von allgemeinem Mittelmaß geprägt, ausgelaut und dekadent. Die chaotische Lage in der Provinz Hubei, wo sich zur Zeit die absurdesten und übelsten Szenen ereignen, beleuchtet nur einen kleinen Teil des ganzen Desasters. Im Grunde bestehen dieselben Probleme in jeder Provinz, im ganzen Land. Eine der Ursachen dafür liegt darin, daß in unserer Zeit, welche die Epoche der großen Führerfiguren hinter sich gelassen hat, ein Führersystem an sich schon die Strukturen zerstört, die zum Regieren eines Landes notwendig sind. Was heute als moderne Regierungsform ausgegeben wird, versetzt in Wahrheit die staatspolitische Leitung des ganzen Landes in Strukturlosigkeit.

Die Symptome, die hier auftreten, liegen in einem *strukturellen Ordnungsverlust* und einem *systemimmanenten Unvermögen*. Seht ihr nicht, wie alles nur zu einem aufblickt, der allein auf dem hohen Rosse sitzt? Diesem einen aber fehlt es an Klarsicht, er weiß weder das Land auf vernünftige Weise zu regieren noch die rechten Methoden anzuwenden. Dafür versteht er sich bestens darauf, seine Macht zu persönlichen Zwecken zu mißbrauchen. Am Ende sind alle im Land die Leidtragenden. Die Staatsbeamten sind orientierungslos geworden, im besten Fall erledigen sie ihre Aufgaben oberflächlich, trauen sich aber nicht zu tun, was sie wirklich tun möchten; im schlimmsten Fall nutzen sie die Gelegenheit, im Trüben zu fischen und persönlichen Profit für sich herauszuschlagen, und statt ihre Arbeit zu erledigen, vermässeln sie die Geschäfte derart, daß keiner mehr wagt, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen. So obsiegen letztlich die Unfähigen, und die wirklich Kompetenten werden ausgeschieden – ein unsägliches Chaos.

AUSWIRKUNGEN EINER MARODEN INNENPOLITIK

Die Innenpolitik ist auf ganzer Ebene marode und dekadent. Dies wirkt sich unmittelbar aus und kommt vor allem in zweierlei Hinsicht zum Tragen:

Als erstes ist die wirtschaftliche Schwächung zu nennen, die schon jetzt nicht mehr von der Hand zu weisen ist und die sich im Laufe des Jahres mit Sicherheit noch verstärken wird, mehr noch als nach den „*Turbulenzen*“ [des Tian'anmen-Massakers im Jahr 1989]. Dies wird den *strukturellen Ordnungsverlust* und das *systemimmanente Unvermögen* auf die Spitze treiben. Gleichzeitig besteht ein allgemeiner Mangel an Vertrauen, eine schwelende Angst vor dem Verlust des Eigentums, zunehmende Frustration und Unmut in Politik und Wissenschaft, die Verkümmern der sozialen Freiräume und der allgemeine Niedergang im Kultur- und Verlagswesen – all das ist längst Realität geworden. Das einzige, was bleibt, sind die abgeschmackten Lieder und Aufführungen im Sinne der „*Roten Kultur*“, die unausstehlichen Lackaffen der Unterhaltungskultur mit ihren peinlichen Lobhudeleien.

Besonders bedenklich jedoch sind die Fehleinschätzungen der politischen Situation während der Demonstrationen in Hongkong und der Wahlen in Taiwan. Am schlimmsten war die Weigerung, Hongkong das im Grundgesetz festgelegte Recht auf allgemeine Wahlen [eines Regierungschefs des Territoriums] zu garantieren. So folgte ein ungeschickter Schachzug auf den andern, und die politische Glaubwürdigkeit sank auf den Tiefpunkt. Damit verspielte die Regierung das Vertrauen der Menschen aus den wohlhabendsten und kultivier-

testen Teilen Chinas, und die ganze Welt erkannte die häßliche Realität dieses Regimes.

Am anderen Ende des Pazifischen Ozeans sind die chinesisch-amerikanischen Beziehungen außer Kontrolle geraten, und aufgrund der Tatsache, daß eine Supermacht per se keine reine Innenpolitik führen kann, ist das Schicksal unseres Landes unmittelbar davon abhängig. Genau in diesem Punkt aber fehlt es der chinesischen Führung an klarem Verstand, und darüber hinaus hat sie auch noch das Pech, ausgerechnet mit einem solch unberechenbaren Präsidenten wie Trump konfrontiert zu sein. All dies macht die Lage vollends hoffnungslos. Während im Internet Kommentare über die „nach wie vor bestehende US-imperialistische Absicht, uns zu zerstören“, kursierten, hat die Führung Chinas genau das, was jene vielleicht gern getan hätten, nicht aber getan haben, selbst herbeigeführt. Und dies ist längst nicht mehr zum Lachen – es ist eine zutiefst schmerzhafteste Realität.

Zweitens kommt hinzu, daß die staatlichen Autoritäten in den letzten Jahren die Repressionen immer weiter verstärkt und jede Entwicklung hin zu einer Zivilgesellschaft unterdrückt haben. Die Zensur nimmt von Tag zu Tag zu, wodurch genau jene Mechanismen geschwächt und eliminiert werden, die in einer Gesellschaft frühzeitig auf Probleme aufmerksam machen. So in der aktuellen Coronavirus-Epidemie, bei der gerade deshalb, weil die Meldungen über erste Erkrankungen abgeblockt wurden, schließlich ganze Städte abgeriegelt werden müssen, und das Abwürgen persönlichen Engagements schließlich zum Tod von Menschen führt.

Es ist leicht einzusehen, daß dies begleitet ist von einer skrupellosen Profitgier und dem platten Pragmatismus einer Politik, die schlimmer kaum sein kann. All dies zeigt, daß jene Generation, die während der Kulturrevolution aufs Land verschickt worden war und anschließend, unter den besonderen Umständen ihrer Zeit, an die Macht gelangte, heute jeglicher Moralität und Vernunft entbehrt. Man darf zu Recht behaupten, daß diese Generation auf allen Ebenen der staatlichen Macht die unfähigste Führungselite seit vier Jahrzehnten darstellt.

Darum ist es gegenwärtig von höchster Priorität, daß der Artikel 35 der chinesischen Verfassung³ gewährleistet wird: Bestehende Publikationsverbote und die spionagehafte Kontrolle des Internets müssen aufgehoben werden, Rede- und Gewissensfreiheit müssen garantiert sein, ebenso das Recht auf Demonstration und alle Arten der Selbstorganisation, einschließlich der Vereinsgründung. Außerdem müssen die Menschenrechte aller Bürger respektiert werden, insbesondere das allgemeine Wahlrecht. Darüber hinaus müssen unabhängige Institutionen befugt werden, die Verantwortlichen und die systemischen Ursachen zu untersuchen, die zur Entstehung, Verheimlichung und Ausbreitung der Coronavirus-Epidemie geführt haben. Erst auf diese Weise wird ein „Wiederaufbau nach dem Kampf [gegen das Virus]“ möglich sein, und dies ist auch aktuell eines der dringendsten Bedürfnisse.

REPRESSIVE MITTEL

Eine interne Hofstaatspolitik hat die Bühne erobert. Seit dem Abrutschen in die totalitäre Herrschaft in den letzten Jahren wird die Regierung durchgehend von der Partei bestimmt; faktisch ersetzt die Partei die Regierung. Dadurch sind die normalen bürokratischen Strukturen so gut wie lahmgelegt. Die Motivation der Beteiligten ist stark angeschlagen, doch der schwerfällige Apparat bleibt nach wie vor bestehen.

Mit repressiven Mitteln der Disziplinierung, Zensur und Überwachung wird nun versucht, den Beamtenapparat dazu anzutreiben, sich weiterhin mit einer sinnentleerten Abarbeitung von Verordnungen abzurackern und durchzulavieren. Und

weil es sowohl an Redefreiheit als auch an einem modernen bürokratischen System fehlt – von „loyalen Ministern, die den Kaiser zu kritisieren wagen“, wie wir sie aus der chinesischen Geschichte kennen, ganz zu schweigen –, hat die Peitsche der Repression weder Überwachung noch Einschränkung zu fürchten. Darüber hinaus herrscht die eiserne Faust der [von Xi eingerichteten] Nationalen Sicherheitskommission mit noch härterem Griff. Zuletzt wird alles stufenweise durch den ganzen Apparat nach oben geleitet, wo es in einer einzigen Person zusammentrifft. Diese aber ist ein Mensch aus Fleisch und Blut, der seiner Aufgabe mitnichten gewachsen ist.

Und weil der Einparteiensstaat keine ausgleichende Gewaltentrennung kennt, die erlauben würde, mit vereinten Kräften in geteilten Verantwortungsbereichen zu arbeiten, kommt es schließlich dazu, daß nur noch die engsten Vertrauten ihre Köpfe zusammenstecken. So entsteht eine Kabinettpolitik. Kurz: Indem die kollektive Regierungsführung mit ihrem neunköpfigen Regierungsteam [im Ständigen Ausschuss des Politbüros] unter einem einzigen Oberhaupt an Effizienz verlor und die Macht der Regierungsmitglieder geschwächt wurde, entwickelte sich der enge Zirkel der Führungselite zu einem „Staat im Staate“, vergleichbar mit dem untergründigen *deep state*, den die Amerikaner beklagen.

Ein kleiner Rückblick: Nach der Gründung der Volksrepublik im Jahr 1949 wurde eine Bürokratie eingerichtet, die grundlegende Verwaltungsaufgaben wahrnahm. Sogar Mao konnte jemanden wie Premier Zhou Enlai tolerieren, der einen gewissen eigenen Machtbereich hatte. Mit der Entstehung des „Revolutionskomitees“ und der „Volksverteidigungsgruppe“ [jenem Sicherheitsorgan, das in den 1960er/70er Jahren Polizei und Justiz ersetzte] während der Kulturrevolution zerbrach diese Struktur und konnte nicht mehr aufrechterhalten werden.

In den jüngsten vier Jahrzehnten dann war das Verhältnis zwischen „Herrscher und Minister“ [das heißt zwischen dem KP-Generalsekretär und dem Ministerpräsidenten] zumeist einigermaßen ausgewogen; zwar stellte die Partei die Regierung, doch wurden die administrativen Aufgaben von der Staatsbürokratie durchgeführt. Erst in den letzten Jahren trat diese hermetisch abgeschlossene Regierungsführung nach Art der internen Hofstaatspolitik in den Vordergrund, die sich durch inkompetente und dunkle Machenschaften auszeichnet und jede Möglichkeit, wieder zu einer normalen Politik zurückzukehren, im Keim erstickt.

Da der Weg nach vorn verschlossen und auch der Rückweg abgeschnitten ist, ist das System nun einer enormen Spannung ausgesetzt, in der keiner mehr fähig ist, auf sinnvolle Weise zu handeln. Man kann nur noch in ohnmächtiger Frustration zusehen, wie sich die Lage zunehmend verschlechtert, bis sie nicht mehr zu retten ist.

Unter diesen Umständen hat das sozioökonomische Gefüge längst schweren Schaden genommen. Um die ethischen Grundlagen der profanierten Gesellschaft ist es unter den Auswirkungen der politischen Wetterlage erbärmlich bestellt; das ohnehin fragile Gefühl der Staatsbürgerschaft wird weiter geschwächt, eine Zivilgesellschaft ist überhaupt nicht vorhanden, von einer reifen Entwicklungsstufe des politischen Bewußtseins ganz zu schweigen. Wenn sich nun ein Sturm erhebt und das Land mit einer Katastrophe konfrontiert, die eigenen Kräfte nicht ausreichen und Hilfe von außen abgelehnt wird, werden wir unvermeidlich vor einem großen Unheil stehen.

So ist es auch beim aktuellen Desaster von Wuhan: Konkret ereignet sich zwar alles an der Basis, doch die Wurzel des Problems liegt bei den Machthabern in Peking, in diesem System, das sich um nichts anderes mehr dreht als um seinen eigenen Machterhalt. Es beruht weder auf der Souveränität des Volkes noch auf einem Regierungssystem,

das von sich behaupten könnte, „die Nation auf der Grundlage von Zivilisation und Freiheit“ aufzubauen. Die Folge dieses Herrschaftsstils ist, wie es Internetkommentare nennen, daß das „gemeinsame Anpacken der Großen Sache“ flugs zum „gemeinsamen Vermasseln der Großen Sache“ wird. Die Epidemie von Wuhan ist nur ein weiterer Beweis dafür.

TOTALITÄRES BIG-DATA-KONTROLLSYSTEM

Das Land und die Bevölkerung werden heute mittels eines totalitären Big-Data-Kontrollsystems und dessen an Terror grenzender Zensur der gängigen Social-Media-Plattform WeChat regiert. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die offizielle Ideologie, bei grundsätzlich gleichbleibender Regierungsform, in ständig neuer Weise artikuliert: von der nationalistisch orientierten „Wiederbelebung der großen chinesischen Nation“ ab 1997 und den vom Streben nach Wohlstand getragenen „Vier Modernisierungen“ [der Landwirtschaft, Industrie, Verteidigung und Wissenschaft] ging es über zur Politik der „Dreifachen Vertretung“ [der Jiang-Zemin-Ära]⁴ ab 2002 und der „Neuen Drei Prinzipien des Volkes“⁵ bis hin zu Xi Jinpings „Neuem Zeitalter“⁶ ab 2017. Qualitativ erlebte China unter der Politik der „Dreifachen Vertretung“ seinen Höhepunkt; anschließend ging es schrittweise bergab, bis zum gegenwärtigen Big-Data-Totalitarismus, in dem es nur noch um Machterhalt geht.

Entsprechend hielt der scheinbare Übergang aus einem maoistisch-totalitären System zu einem autoritären Staat nach den *Olympischen Spielen* in Peking im Jahr 2008 zunächst inne, um sich dann abermals einem maoistisch orientierten Totalitarismus zuzukehren, und zwar im Laufe der letzten sechs Jahre mit immer schnellerer Geschwindigkeit. Weil der Einsatz technologischer Mittel aufgrund unbegrenzter Staatshaushalte sich auf nahezu unerschöpfliche Finanzquellen stützen konnte, erleben wir heute einen Big-Data-Totalitarismus im Orwellschen Stil.

In der Praxis ermöglicht dies einen regelrechten „WeChat-Terrorismus“, der sich direkt auf die gesamte Online-Bevölkerung richtet. Eine aus der Kasse der Steuerzahler finanzierte gigantische Armee von Internetpolizisten überwacht jedes Wort und jede Handlung der gesamten Bevölkerung. Es ist wie eine giftige Waffe, mit der das System unmittelbar auf seine Bürger zielt. Dadurch leben die Menschen in ständiger Angst, denn es werden nicht nur persönliche WeChat-Konten gesperrt oder geschlossen und ganze Chat-Gruppen abgeblockt, sondern die Nutzer werden auch aufgespürt und unter Einsatz der Sicherheitskräfte mit Gewalt abgeführt.

Jeder einzelne gerät in Gefahr, davon betroffen zu werden, und ist gezwungen, aus Furcht vor unberechenbaren Strafmaßnahmen vorsorglich Selbstzensur zu üben. In einer solchen Atmosphäre wird jeglicher Ideenaustausch, der zu öffentlichen Diskussionen führen könnte, im Keim erstickt. Damit werden aber auch die Kommunikationskanäle, die unter normalen Umständen im Falle von Notlagen die Rolle eines sozialen Frühwarnsystems übernehmen können, außer Kraft gesetzt.

Während sich dergestalt ein *Militärdespotismus auf der Basis einer faschistoiden Ideologie* herausgebildet hat, sind auch der *strukturelle Ordnungsverlust* und das *systemimmanente Unvermögen* immer stärker zutage getreten, in ihrer vollumfänglich unstrukturierten und destrukturierenden Eigenschaft.

Vor diesem Hintergrund ist es leicht zu verstehen, daß bei der gegenwärtigen Corona-Epidemie, noch während der große Herrscher sich als tapferer Kapitän darzustellen sucht, gerade in der Art und Weise der Staatsführung überall peinliche Mängel auftreten und die große Produktionsmacht plötzlich nicht einmal in der Lage ist, genügend Mundschutzmasken bereitzustellen. Nicht nur in

der Stadt Wuhan, sondern auch in der umliegenden Provinz Hubei, haben zahlreiche Patienten noch immer keinen Zugang zu Behandlung und ärztlicher Betreuung und bleiben in der Not sich selbst überlassen. Noch ist unabsehbar, wie viele Menschen aufgrund dieser unhaltbaren Zustände ihr Leben verlieren. Mit erdrückender Deutlichkeit kommt hier das Versagen des vorgeblich allgewaltigen Regimes zum Vorschein. Wenn jedes inoffizielle Mitwirken aus der Bevölkerung unterbunden wird, wie es zur Zeit geschieht, und nur noch Informationen aus den Parteikanälen zugelassen sind, dann muß dieses Land für immer ein hinkender Riese bleiben, falls es überhaupt noch ein Riese sein kann.

LETZTE HOFFNUNGEN AUF FRIEDLICHEN SYSTEMWECHSEL

Die Karten sind ausgespielt, alle Möglichkeiten für sinnvolle Reformen sind verschlossen. Mit anderen Worten: die Zeiten von „Reform und Öffnung“ sind dahin. Nach dem, was Xi Jinping im Dezember 2018 anlässlich des vierzigjährigen Jubiläums der chinesischen Reform- und Öffnungspolitik verlauten ließ, von Dingen, die zu „reformieren“, „nicht zu reformieren“ oder „entschieden unverändert gelassen werden“⁷ müßten, wie auch nach seiner Rede auf der *Vierten Plenartagung des 19. Zentralkomitees* im Herbst 2019, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß dieser dritte Anlauf einer Reform- und Öffnungspolitik in der neueren chinesischen Geschichte definitiv zum Erliegen gekommen ist. Eigentlich begann der Niedergang schon vor sechs Jahren, nur zeigt er sich heute in aller Deutlichkeit.

Ein Rückblick auf die Ereignisse der Weltgeschichte im Laufe des 20. Jahrhunderts zeigt, daß es zahlreichen totalitären Regierungen möglich war, einen Systemwandel zu vollziehen, wenn sie unter genügend starken Druck gerieten, und es ging auch ohne Blutvergießen. Sogar der Ostblock unter der ehemaligen Sowjetunion war in der Lage, einen friedlichen Übergang zu vollziehen. Das ist erstaunlich, aber auch tröstlich. Ob aber heute, da die Behörden in China jeden Übergang zu vorstellbaren Veränderungen blockieren, auch unser Land in der Lage sein wird, einen friedlichen Übergang zu vollziehen, ist nun fraglicher denn je. Und falls es denn gelingen sollte, wird es gewiß nicht anders, als die Dichter singen: „*Gedeiht das Land, so leidet die Bevölkerung; / Versagt das Land, so leidet die Bevölkerung*“.⁸ Was kann man da noch sagen! Es bleibt nur noch zu hoffen, daß alle Menschen in China, wenn diese Epidemie einmal vorüber ist, zur Besinnung kommen und das ganze Land ein neues Bewußtsein erlangt. Ob es noch möglich ist, ein viertes Mal eine Politik der Reform und Öffnung einzuleiten!?

CHINAS ISOLATION

Daß China sich in diesem Fahrwasser einmal mehr von der Welt isoliert hat, hat sich bereits erwiesen. Wie oft hat sich China doch seit über einem Jahrhundert mit dem modernen Weltsystem angelegt! Immer wieder schwankte das Land im Laufe seiner Geschichte zwischen Widerstand und Annäherung an die westliche Welt, jene Zivilisation, die im mediterranen Raum ihren Anfang nahm und im atlantischen Raum ihre Blüte fand. Als China während der jüngsten drei Jahrzehnte aus den Schmerzen der Vergangenheit seine Lehren zog, kam es erst zu einem „gefälligen Zunicken“, dann zu einem „unverhohlenen Wetteifern“ mit dem Westen bis hin zu einem „Aufbruch auf eigenem Weg“. Jede dieser Gesten bestimmte letztlich auch den Mainstream ihrer Zeit.

Bedauerlicherweise hat dieser Fortgang in den letzten Jahren immer mehr peinliche und selbstherrliche Züge angenommen, was den Abschied von der Reformära nur um so deutlicher macht.

Der linke Totalitarismus ist in eine Sackgasse geraten, und da er nicht in der Lage ist, einen friedlichen Wandel zu vollziehen, driftet er auf bizarren Wegen vom modernen Weltsystem ab. Insgesamt ist es China, dank seiner unerschöpflichen Dimensionen und seiner grundsätzlichen Toleranz, nach all dem Tauziehen mit dem Westen letztlich doch gelungen, dem modernen Weltsystem einigermaßen auf Augenhöhe zu begegnen und zu einem wichtigen Akteur zu werden. Daß dadurch letztlich auch das geopolitische Narrativ von „Zentrum und Peripherie“ neu interpretiert werden mußte, ist nicht von der Hand zu weisen.

Doch die exzessiv betriebene, auf außenpolitischen Machteinfluß gerichtete Staatspolitik, die weder den Kräften des Landes noch den Erfordernissen der Zeit entsprach, zusammen mit einer regressiven und zunehmend faschistoiden Innenpolitik, ließ andere Akteure dieses Weltsystems aufhorchen und auf vorsichtige Distanz gehen – mit der tragischen Folge, daß China gerade jetzt, da es die „*Schicksalsgemeinschaft der Menschheit*“ beschwört, von ebendieser Schicksalsgemeinschaft faktisch zurückgewiesen wird. Die konkrete Sachlage mag kompliziert aussehen, doch eigentlich liegen die Dinge klar: Wie soll eine Regierung, die nicht einmal in der Lage ist, auf angemessene und förderliche Weise für das eigene Volk zu sorgen, sich zum Wohle aller um die Welt kümmern können?

Wie kann eine Nation, die nicht willens ist, sich in eine moderne Politikultur zu integrieren, von den anderen erwarten, daß diese sich mit ihr zusammenschließen? Aus diesen Gründen wird zwar der Austausch zu beiderseitigem Vorteil auf wirtschaftlicher Ebene bestehenbleiben, doch die Isolierung Chinas von der Schicksalsgemeinschaft der Menschheit ist bereits eine Tatsache.

Es handelt sich hier nicht um einen Kampf zwischen den Kulturen, den man mit dem Diktum vom *Clash of Civilizations* abtun könnte. Es geht auch um weit mehr als nur die Tatsache, daß bereits Dutzende von Ländern Reiseeinschränkungen für Menschen aus China festgelegt haben und die Mißachtung, Ausgrenzung und Diskreditierung von Chinesen untergründig im Anschwelen begriffen ist.

Sicher ist allerdings, daß die unterschwellige Angst vor der „*Gelben Gefahr*“ wieder hochkommen wird – und einmal mehr werden es unsere gewöhnlichen Landsleute sein, die unter Diskriminierung und Ausgrenzung zu leiden haben, nicht die Machelite.

Angesichts der schwankenden Haltung Chinas gegenüber den universellen Werten und Menschenrechten, die sich im Laufe der Geschichte durch so manche leidvollen Erfahrungen herauskristallisiert haben, wie auch hinsichtlich der Frage, wie sich China in dem internationalen System verhält, das von der Ordnung vertraglicher Abmachungen getragen wird, geht es vielmehr um die Fragestellung, mit was für einer Grundhaltung zum Leben und mit welcher nationalen Philosophie unser Land und unser Volk existieren kann. Was müssen wir bewahren, was verwerfen? Was sollen wir annehmen, wogegen müssen wir ankämpfen? Nun gilt: Wer sich den Erfordernissen der Zeit anpassen kann, wird über-

leben, wer sich ihnen entgegensetzt, wird ausgesondert. Auf dem globalen Feld der modernen Politikultur allein dazustehen, abgesondert und ausgeschlossen zu sein – das bedeutet Isolation.

Um aus dieser Situation herauszufinden, gilt es, sich das Ansehen einer verantwortungsbewußten Großmacht neu zu erarbeiten, die notwendigen Verantwortungen auf sich zu nehmen und vor allem innenpolitisch mit gutem Beispiel voranzugehen. Dabei führt kein Weg an der Hinwendung zu den universellen Werten der menschlichen Gemeinschaft vorbei. Allem voran muß die Volkssouveränität gewährleistet sein, denn diese ist das Fundament eines Staates. Es geht in jedem Fall darum, wie dieses Land seine eigenen Angelegenheiten verwaltet, und dafür ist eine konstitutionelle Demokratie, eine wahre Republik des Volkes, die einzige Lösung. Damit erst können wir aus der Isolation herausfinden und im globalen System einen eigenständigen Platz einnehmen. Dies wäre der allerbeste Weg, das Überleben und den Wohlstand der Menschen in China zu gewährleisten. Unter solchen Voraussetzungen wäre es sogar vorstellbar, daß China, wenn dereinst die Zeit reif ist, der G7 beitreten und diese zur Gruppe der Acht machen würde.

KEINE ANGST MEHR

Das Volk hat jetzt keine Angst mehr. Was auch immer man sagen mag, es geht um all die Abermillionen von Menschen, die hart für ihren Lebensunterhalt kämpfen und in all den Zeiten soviel Leid erfahren mußten. *Unser Volk* ist es, das von den Wirren der Geschichte hin und her geworfen wurde und sich durchgerackert hat – längst glaubt es nicht mehr an den Mythos der Macht. Und noch weniger wird es gewillt sein, das Wenige von seinen schwer errungenen bürgerlichen Freiheiten und sein grundlegendes Anrecht auf ausreichende

ANZEIGE

POINT OF NEW RETURN 15.–29.5.2020
MÜNCH-N-R BI-NNAL-F-STIVAL FÜR N-U-S MUSIKTH-AT-R

Mit Uraufführungen von
 Jani Christou
 Óscar Escudero
 Beat Furrer
 Ole Hübner
 Yair Klartag
 Anda Kryeziu
 Barblina Meierhans
 Belenish Moreno-Gil
 Olga Neuwirth
 Samir Odeh-Tamimi
 Younghi Pagh-Paan
 Yoav Pasovsky
 Fabiã Santcovsky
 Tobias Schick
 Cathy van Eck
 Katharina Vogt
 Christian Wolff

Münchener Biennale – Festival für neues Musiktheater
 Künstlerische Leitung: Daniel Ott und Manos Tsangaris
 info@muenchenerbiennale.de, muenchenerbiennale.de

Landeshauptstadt München
 Kulturreferat

Ernährung und Kleidung nun unterwürfig einem despotischen Regime auszuliefern, das sich anmaßt, völlig willkürlich über das Leben der Menschen zu verfügen. Jetzt, in dieser großen Virusepidemie, nimmt die Wut überhand, das Volk macht nicht mehr mit.

Die Menschen haben mitangesehen, wie die Fakten über die neue Krankheit verschwiegen wurden, ohne jede Rücksicht auf die Gesundheit und Sicherheit der einfachen Bevölkerung. Sie muß den Preis dafür zahlen, daß die Herrschenden mit ihrer selbstherrlichen Schönwetterpolitik sich über das Volk hinwegsetzen, es „wie Strohhunde betrachten“.⁹ Sie müssen mitansetzen, wie rund um die Uhr ungezählte Menschen ihr Leben verlieren, während gleichzeitig die Redefreiheit weiter beschnitten wird, nur damit die vereinheitlichten Nachrichtenkanäle mit ihren tränendrüsendrückenden Geschichten und ihren Lobliedern auf die totale Aufopferung des einzelnen für den Staat ihre schamlosen Lügen verbreiten können. Mit einem Wort: *Ich glaube nicht daran*, ich mache nicht mehr mit!

Mag es auch heißen, das menschliche Herz sei unsichtbar und unfassbar und deshalb völlig nutzlos, wie es die Erfahrungswelt zu beweisen scheint, was schließlich auch nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Doch in der jetzigen Situation, wo einer allein ungestört auf dem Thron sitzen bleibt, obwohl das ganze Volk ihm den Tod wünscht, gerade so wie ehemals jener Gockel von Li Peng, den keiner ausstehen konnte [und der als Premierminister für die Niederschlagung der Proteste auf dem Tian'anmen-Platz im Jahr 1989 mitverantwortlich war], muß man sich seufzend fragen, wie der Himmel ein solches Unrecht nur zulassen kann!

Im Grunde aber ist der Himmel selbst in Not, er leidet mit uns. Dennoch, wenn wir davon ausgehen, daß es das Herz ist, das den Menschen wirklich menschlich und nicht bestialisch macht, dieses Herz, das angesichts der Vergänglichkeit zwischen Geburt, Krankheit, Alter und Tod melancholisch wird, das angesichts von Freud und Leid, Recht und Unrecht heiter oder zornig ist, das uns zu Tränen bewegt, wenn Blütenblätter fallen, uns traurig stimmt, wenn die Zeiten dahinfließen – dann sind wir auch in der Lage, uns kraft dieses Herzens durch Disteln und Dornen zu kämpfen, kraft des Herzens alle Hindernisse zu überwinden! Erstirbt das Herz im Menschen, so folgt der Untergang! Und was all die Hirnlosen anbelangt, die noch an die offiziellen Slogans glauben, all die Lackaffen, die uns Friede, Freude, Eierkuchen vorspielen, diesen ganzen zusammengerotteten Pöbelhaufen: Nie wurde Geschichte von solchen Leuten geschrieben, und schon gar nicht von ihnen in neue Bahnen gelenkt. Auch davon zeugt die Geschichte, und sie trügt uns nicht.

COUNTDOWN

Die Zeichen des Niedergangs liegen vor, der Countdown hat begonnen. Bald ist es an der Zeit, eine neue Verfassung aufzusetzen. Die Verfassungsänderung von 2018, die es Xi Jinping ermöglichte, über die gesetzlich festgelegte Amtszeit hinaus an der Macht zu bleiben, hat das Tor für alle Arten von Übel geöffnet. Es war der Gipfel der zentralistischen Machtpolitik.

Doch genau an diesem Punkt begann sich die Situation ins Gegenteil zu kehren, und seither geht es im Wettlauf bergab, und die Anzeichen des Niedergangs häufen sich. Ganz abgesehen davon, daß die Regierung inzwischen jegliches Vertrauen der Bevölkerung verspielt hat, machen allein schon die bereits erwähnten Fehlmaßnahmen gegenüber Hongkong und Taiwan und die angeschlagenen chinesisch-amerikanischen Beziehungen, wie auch die unvermeidbare wirtschaftliche Regression und die internationale Isolation Chinas allzu deutlich, daß die Regierung versagt hat und ihre Politik des

starken Mannes, die jedem zeitgemäßen politischen Verstand zuwiderläuft, gänzlich mißlungen ist.

In dieser gespannten Lage macht sich die Angst breit, daß wir in eine Sackgasse geraten sind. Man zerbricht sich den Kopf darüber, wie das alles hätte kommen können, wie die Lage neu geordnet werden könnte, und hegt gleichzeitig die bange Hoffnung, daß es durch interne Machtkämpfe oder durch ein Aufbegehren von unten zu einem Durchbruch käme, doch alles ist noch so ungreifbar wie ein Spiegelbild im Wasser. Allerdings hat die Situation in Hongkong und Taiwan dem Ganzen bereits einen Seitenhieb versetzt, einen kleinen Lichtblick eröffnet.

Ein solcher Schlag aus der Peripherie, der sich allmählich ins Zentrum hineinarbeiten würde, wäre vielleicht noch eine letzte Möglichkeit, einen friedlichen Übergang auf chinesischem Weg zu schaffen. In diesem Sinne könnte die „Stadt des Unheils“, wie ein Freund von mir Wuhan bezeichnete, bei der Umgestaltung des alten Reichs sogar eine ähnliche Rolle spielen wie einst Jerusalem – eine alte Stadt, die neue Hoffnung bereithält.

Mit anderen Worten: Ein solcher Durchbruch, der von der Peripherie ausgeht, könnte einmal mehr bedeuten, daß es bald an der Zeit sein wird, China eine neue Verfassung zu geben. An diesem Übergang, kurz bevor der Tag anbricht, zwischen Licht und Dunkelheit, werden die Mächtigen ihre letzte Warte zu verteidigen suchen. Wenn sie dann noch immer nicht bereit sind, auf die Stimme des Volkes zu hören, dann mag das Tor zu besseren Zeiten zwar schon geöffnet sein, doch läßt sich schon jetzt vorhersagen, daß es zahlreiche Menschen das Leben kosten wird, noch vor der Morgendämmerung.

Was ich hier meinen Landsleuten in neun Punkten vorgelegt habe, gehört eigentlich zum Allgemeinwissen. Daß ich dennoch erneut darauf poche, liegt daran, daß die politische Führung Chinas aktuell noch nicht in normale Bahnen gekommen ist, unsere Politikultur den Umbruch zur Moderne noch nicht vollzogen hat, und daß ich der bange Hoffnung bin, der kulturelle Wandlungsprozeß Chinas, der sich seit [der jungen Reformbewegung der 1860er Jahre vor] anderthalb Jahrhunderten hinzieht, könnte dereinst, bei beständiger Verbesserung, doch noch zu einer konstitutionellen Demokratie, einer echten Republik des Volkes führen. Und gerade in dieser Hinsicht, dürfen wir – wir, das Volk! – doch nicht in resignierter, sklavischer und erniedrigter Weise dahinvegetieren!?

An dieser Stelle sei mir ein Rückblick auf meine eigene Situation erlaubt: 2018 wurde ich aufgrund meiner Aussagen [in einem Pamphlet gegen die Staatspolitik von Xi] auf einen niederen akademischen Rang degradiert und meines Lehrstuhls an der *Universität Tsinghua* enthoben. Seither werde ich an der Universität festgehalten und überwacht, meine Bewegungsfreiheit ist stark eingeschränkt. Ich fürchte, daß mit der Veröffentlichung der vorliegenden Schrift eine neue Strafe auf mich zu kommen wird – es könnte dies auch der letzte Text meiner Wenigkeit sein. Doch angesichts der gegenwärtigen Epidemie stehen wir vor einem Abgrund, da kann ich mich der Gewissenspflicht, mich zu äußern, nicht entziehen. Es gibt keinen Ausweg. Würde ich als Intellektueller in dieser Situation stillschweigen, könnte ich geradesogut als Fleischer arbeiten.

Ja, *gerechte Empörung* ist es! Die gerechte Empörung, von der die westlichen Denker sprechen. Genau diesen Gerechtigkeitsinn und diese Empörung haben auch die großen Persönlichkeiten unserer Vergangenheit empfunden. Diese innere Aufwallung von Menschenliebe und Rechtlichkeit ist es, die das Herz des Menschen ausmacht und seinen Weg vorgibt.¹⁰ Dies war es auch, was die Stubengelehrten im alten China zu echten Intellektuellen machte – und allzu oft mußten sie ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen.

Letztlich geht es um die Freiheit, dieses abstrakte, geistige Gut, der Wegweiser für die eigenen Handlungen; es ist eines der göttlichsten Phänomene in dieser Welt.

Es ist dies jene Gabe, die den Menschen zum Menschen macht – und wir, die Nachfahren des alten China, können davon nicht ausgeschlossen werden. Der Weltgeist, dieser Gott auf Erden, ist nichts anderes als die leuchtende Offenbarung der Freiheit selbst. Darum, Freunde, meine vielen hundert Millionen Mitbürger: Käme auch ein Flammenmeer auf uns zu – fürchten wir uns nicht!

O weites Land unter meinen Füßen – wie gefühlvoll du bist und doch so gnadenlos! Wie spärlich an Glück und wie reich an Leid! Langsam und unmerklich nagst du an unserer Geduld, schleichend zermalmst du unsere Würde. Ich weiß nicht, ob ich dich verwünschen soll oder dich verehren muß. Doch ich weiß – klar und schmerzlich bin ich mir dessen bewußt –, sobald ich von dir spreche, kann ich meine Tränen nicht zurückhalten, es zerreißt mir das Herz. Wahrhaftig, es ist so, wie der Dichter sagte: „*Geh nicht gelassen in die gute Nacht, / Renne an, empört, gegen das Ersterben des Lichts.*“¹¹

Bei alledem sind schreibende Gelehrte wie ich nutzlos, es bleibt uns nur ein tiefes Seufzen. Die einzige Möglichkeit, die wir noch haben, ist es, mit unserem Schreibstift als Waffe Fairneß und Gerechtigkeit einzufordern. Angesichts der großen Coronavirus-Krise und dem ganzen Chaos wünsche ich meinen Landsleuten, allen 1 400 Millionen Brüdern und Schwestern, die wir dem Boden unseres weiten Landes auf ewig verbunden sind: Bäumen wir uns auf gegen das Unrecht, möge ein jeder für die Gerechtigkeit in Empörung aufflammen! Reißen wir uns die Scheuklappen von den Augen und treten dem neuen Morgen entgegen, alle gemeinsam, mit vereinten Kräften! Empfangen wir mit Leib und Seele die Sonne der Freiheit, die dereinst den weiten Boden Chinas bescheinen wird!

Aufgesetzt am 4. Tag des 1. Mondmonats im Jahr Gengzi (28. Januar 2020). Beendet am 9. Tag (2. Februar), bei unerwartet heftigem Schneefall. ◆

AUS DEM CHINESISCHEN VON EVA LÜDI KONG

1 Übersetzung des Gedichts: Christine Fischer (Hg.): Boris Pasternak, *Meine Schwester – das Leben*, Frankfurt/M 2015, Fischer

2 Aus den *Gesprächen über die Staaten (Guoyu)*.

3 Artikel 35: „Die Bürger genießen die Freiheit der Rede, der Publikation, der Versammlung, der Vereinigung, der Durchführung von Straßenumzügen und Demonstrationen.“

4 „Dreifache Vertretung“: Die KP vertritt die Erfordernisse a) der Entwicklung fortschrittlicher Produktivkräfte Chinas, b) die Ausrichtung der fortschrittlichen Kultur Chinas und c) die Interessen der Mehrheit des chinesischen Volkes.

5 Die „Neuen Drei Prinzipien des Volkes“ wurden 2003, neu formuliert aus der republikanischen Ära (1912–1949), von Präsident Hu Jintao ausgerufen: „Rechte sind für das Volk da; Profit wird vom Volk erwirtschaftet; Zuneigung hält das Volk zusammen.“

6 „Neues Zeitalter“: Xi Jinpings Idee des Sozialismus chinesischer Prägung im neuen Zeitalter, die erstmals auf dem 19. Parteitag der KP Chinas am 18. Oktober 2017 vorgestellt wurden.

7 „Wir werden entschlossen reformieren, was sich ändern kann und muß, und wir werden genauso entschlossen nicht reformieren, was sich nicht ändern läßt.“ (Xi Jinping, 13. November 2018)

8 Aus einem bekannten Gedicht von Zhang Yanghao (1270–1329). Gemeint ist: Selbst wenn das Land gedeiht, geht es auf Kosten der Bevölkerung, weil diese bis zur Erschöpfung angespornt wird, die Prosperität voranzutreiben.

9 „Das Volk wie Strohhunde betrachten“: Verweis auf Laozi, *Dao-dejing*, Kap. 5. Vgl. Lao-tse, *Tao-Te-King*, Stuttgart 1961, Reclam, S. 29. R. Wilhelm kommentiert dazu: „Bei Opfern wurden Hunde aus Stroh gemacht, die während des Opfers festlich geschmückt, aber nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, achtlos beiseite geworfen wurden.“

10 Hier zitiert der Autor den konfuzianischen Philosophen Mengzi: „Wohlwollen entspricht dem Herzen des Menschen, Rechtlichkeit entspricht dem Weg des Menschen. Traurig ist es in der Tat, wenn einer den rechten Weg aufgibt, statt ihm zu folgen, wenn einer sein Herz verlorengehen läßt und nicht weiß, wie er es wieder finden kann!“ (Mengzi, Buch VI, Teil A: 11)

11 Dylan Thomas, *Do not go gentle into that good night*, 1947 („Do not go gentle into that good night / Rage, rage against the dying of the light“)



OLIVE AYHENS DUMBO DREAMS COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

FERDINAND MOUNT

FRÜHJAHR 2020

APRÈS BREXIT

DIE NEUE ORTHODOXIE ODER DER RECHTE MARSCH DURCH DIE INSTITUTIONEN

FÜR DIE, welche die EU unbedingt verlassen wollten, hätte eigentlich der Morgen des 1. Februar im Zeichen von Rupert Brookes „Schwimmern, die ins Klare springen“ stehen müssen (was allerdings, wenn man's recht bedenkt, schon beim ersten Mal, im Ersten Weltkrieg, nicht so recht geklappt hat). Für die, welche gerne geblieben wären, galt: „Und häßlich durch den Nieselregen bricht / der leere Tag auf öder Straße an.“

Was aber überraschend war, das ist der Umstand, daß auch einige *Leavers* schlecht aufgelegt waren. Noch ehe Big Ben dann doch nicht die Feierstunde der Befreiung des Vereinigten Königreichs (Nordirland teilweise ausgenommen) eingeläutet hatte, hatten sich schon auf den sonnigen Hügeln einzelne Enklaven der Unzufriedenheit gebildet.

Fünf Tage vor dem *B-Day* teilte Theresa Villiers, die Umweltministerin (in Gummistiefeln auf einem Bauernhof zu sehen), der BBC mit, Großbritannien würde keine chlorbehandelten Hähnchen und kein hormongemästetes Rindfleisch aus den USA oder anderswoher importieren. Beide Produkte sind „illegal nach den EU-Gesetzen, die wir in unser eigenes System importieren“. Großbritannien würde nicht zurückweichen: „Wir werden unser nationales Interesse verteidigen und unsere Werte, darunter den hohen Standard des Wohlergehens der Tiere.“ Man konnte sich kein kategorischeres Versprechen wünschen.

Noch ehe das Interview ausgestrahlt wurde, explodierte der *Brexit*er Dominic Lawson, der einen Vorab-Ausschnitt gesehen hatte, in der *Sunday Times*; das Echo folgte ein paar Tage später in ei-

nem Leitartikel der *Times*. Das Festhalten an einem solchen Verbot, hieß es, wäre eine Katastrophe, weil das ein umfassendes Handelsabkommen mit den USA verhindern würde, jedenfalls ein rasches. Dabei geht es nicht nur um Trump. Joe Biden hat geschworen: „Wir werden keinen Handelsvertrag unterschreiben, der den Hühnerfarmern von Delaware zuwider ist.“ Das EU-Verbot sei „reiner Protektionismus, ohne die geringste wissenschaftliche Absicherung, was menschliche Gesundheit oder tierisches Wohlergehen betrifft“. Vor ein paar Jahren hatte die *European Food Safety Authority*, eine EU-Organisation, verkündet, daß die „Berührung mit residuellem Chlorit aus behandelten Geflügelkadavern keine Sicherheitsprobleme aufwirft“. Ohnehin erkrankten viel weniger Amerikaner an Salmonelleninfektionen als Europäer.

Das hört sich alles nicht schlecht an. Andererseits muß Boris Johnson an die guten Hühnerfarmer in Norfolk denken. Die britischen Konsumenten können sich kaum beklagen, wenn man bei Aldi ein kleines britisches Huhn für ein Pfund 87 und ein mittelgroßes für drei Pfund kaufen kann. Die Präsidentin der *Britischen Tierärztlichen Vereinigung* und die Spezialisten der Warentest-Organisation Which? bestehen noch immer darauf, daß die Chlorwäsche von Hähnchen problematische Zuchtbedingungen verschleiert und daß das Vorkommen von Krankheiten, die über Nahrungsmittel übertragen werden, in den USA weit höher ist.

Auf dem Hochtechnologiesektor fangen die Dinge auch nicht besser an. Die Regierung hat sich geweigert, bei Trumps wütendem Bannstrahl gegen die Beteiligung von Huawei am britischen 5G-Netz einzuknicken, und die Brexit-Scharfschützen – Iain Duncan Smith, David Davis, Liam Fox usw. – sind ebenfalls wütend. Die Industrie weist darauf hin, daß Huawei-Systemelemente bereits in Dutzenden von Städten im ganzen Vereinigten Königreich installiert worden sind (und daß sie avancierter sind als das, was die USA im Augenblick bieten kann). Alles wieder rauszureißen würde Milliarden kosten und eine Verzögerung von Jahren bedeuten. Für den unbefangenen Laien hat die Anweisung der USA, Huawei draußen zu halten, weniger mit Befürchtungen für die nationale Sicherheit zu tun als mit gutem altmodischem Protektionismus à la Chlorhähnchen. Und dann gibt es die von Großbritannien geplante Digitalsteuer auf Google und Amazon, die Trump mit Zöllen auf britische Autos zu kontern droht (er hat bereits Macron gezwungen, ein ähnliches Vorhaben zu stornieren, indem er drohte, Zölle auf Champagner und Camembert draufzuhauen).

Bis jetzt hat die Regierung Johnson also in den ersten Tagen nach dem Brexit in drei besonders brenzligen Fragen gemeinsame Sache mit der EU gemacht. Und da kommt noch einiges mehr auf uns zu. Es läßt sich schwer erkennen, wie Johnson es vermeiden will, die britischen Fischer wieder einmal zu „verraten“, indem er Boote der EU in britischen Hoheitsgewässern die Netze auswerfen läßt, wie sie es seit Jahrhunderten getan haben. Die entsprechenden Scharmützel werden von allen Beteiligten im Trump-Stil durchgezogen: Fortissimo, viel Hin-und-her-Stolzieren, lautes Gebrüll in Richtung einheimisches Publikum. Ruhige Diplomatie ist was für Weicheier. Inzwischen ruht das riesige Gewicht des Corpus des europäischen Rechts immer noch auf unseren Regularien, und die 30 Milliarden Pfund, die wir laut Brexitabkommen noch in laufende europäische Projekte zu investieren haben, müssen bezahlt werden. Für die *Brexiters* ist die EU eine Besucherin, die viel zu lange geblieben ist und deren Gepäck jetzt den ganzen Hausflur blockiert.

STILLSCHWEIGENDE VASALLEN

Der Schatzkanzler Sajid Javid spricht munter davon, daß wir von den EU-Normen „divergieren“ werden. Er hat der *Financial Times* mitgeteilt: „Es wird keine Anpassung geben, wir sind keine Regelübernehmer.“ Als er letzten Monat in Davos ankam, wandelte sich die Formel unmerklich: Wir werden nicht „prinzipiell“ divergieren. Nahezu jede wirtschaftliche Organisation, die hierzu befragt wurde, sieht diese flotten Behauptungen als rein pueril. Im Nordosten, angeblich der Lieblingsregion Johnsons, haben der Industrieverband, die Handelskammer, die Vereinigung mittelständischer Betriebe, das Unternehmer-Forum und der Gewerkschaftskongreß (von den Gemeinden und den vier Universitäten ganz abgesehen) eine Forderung nach fortwährendem Zugang zum gemeinsamen Markt unterschrieben. So, wie es aussieht, würden selbst dann, wenn wir ein Freihandelsabkommen nach dem kanadischen Modell bekommen, das nicht auf voller Regelübernahme besteht, die mei-

sten Industrien sich an neue EU-Regeln durchaus halten, weil sie sonst Umsatzeinbußen befürchten. Um die Terminologie des Feudalismus zu verwenden, wie die *Brexiters* sie lieben: Wir werden zu stillschweigenden Vasallen. Wieviel vorteilhafter ist das als die Mitgliedschaft in der Zollunion und dem gemeinsamen Markt?

Freihandelsfanatiker wie der Wirtschaftswissenschaftler Patrick Minford sagen gerne öffentlich, sie hätten gar nichts dagegen, große Teile der britischen Landwirtschafts- und Automobilindustrie verschwinden zu sehen, solange sich insgesamt ein Zuwachs am Bruttosozialprodukt ergäbe. Das ist nicht unbedingt das, wofür die Wähler in Sunderland und Cornwall gestimmt haben. Enthusiasten wie Jacob Rees-Mogg vergleichen den Brexit mit der Aufhebung der Getreidegesetze im 19. Jahrhundert. Sie pflegen die entsetzliche Landwirtschaftskrise nicht zu erwähnen, die einst einsetzte, als die amerikanischen Eisenbahnen und Dampfer in den 1870er Jahren das Getreide aus dem Mittleren Westen nach England brachten. Tausende von britischen Bauern mußten aufgeben, und Arbeiter verließen das Land in Scharen. Selbst Adam Smith räumte ein, daß die Freiheit des Handels nur in kleinen Schritten hergestellt werden sollte und mit viel Zurückhaltung und Umsicht. Würden die hohen Abgaben und Verbote alle auf einen Schlag aufgehoben, dann könnte es sein, daß billigere ausländische Waren derselben Art so rasch auf unseren Binnenmarkt strömen, daß sogleich viele Tausende unserer Einwohner ihres gewohnten Berufs und Lebensunterhalts beraubt werden.

Die politische Wirklichkeit sieht doch gewiß so aus, daß die komplexen handelspolitischen Auseinandersetzungen, die vor uns liegen, am Ende von Wählerängsten bestimmt werden und nicht von den spekulativen Kalkulationen der Fachleute. Wenn Johnson weiterhin Gott spielen will, muß er, dem Sprichwort folgend, wie dieser das geschorene Lamm vor dem kalten Wind schützen.

REFORMROLLE RÜCKWÄRTS

Diese interessanten Auseinandersetzungen sollten uns nicht von der Tatsache ablenken, daß die Tory-Rechte an einem ehrgeizigen Abbau- und Demontageprojekt arbeitet, bei dem das Ausscheiden aus der EU nur das spektakulärste – wenn auch bis jetzt das wichtigste – Element ist. Ja, der nationale Alleingang ist der heilige Gral für die Ritter, die bei der Tafelrunde nicht mit am Tisch sitzen wollen (Sir Iain Duncan Smith, Sir Bill Cash, Sir John Redwood usw.), und sie haben diesem Abenteuer ihr ganzes Erwachsenenleben gewidmet. Aber es geht ihnen um mehr. Sie hoffen, die konstitutionellen und administrativen Reformen der Blair-Jahre ebenfalls zurücknehmen zu können. Dies soll, heißt es, auf eine Vereinfachung der Demokratie hinauslaufen. Das Ziel wird oft und zu Recht als eine Art nationaler Populismus beschrieben, wie ihn Orbán, Bolsonaro und Erdoğan praktizieren. Doch die Mechanismen, mit welchen dieser neue Stil der Politik eingeführt und verankert werden soll, sind speziell britisch.

Die Tory-Rechte hat das, was ich aus Gründen der Bequemlichkeit die Blair-Reformen nennen will (auch wenn einige davon vor Blair oder nach Blair stattfanden und wenn er selbst nicht immer ihr enthusiastischer Befürworter war), immer verabscheut. Die Anklageschrift gegen diese Reformen ist mit höchster Weinerlichkeit von dem verstorbenen Roger Scruton formuliert worden und mit größter Aggressivität von David Starkey. Sie bezichtigt die „liberale Elite“, dem leidgeprüften britischen Volk fünf Ungeheuerlichkeiten aufgezwungen zu haben, welche jenes allesamt nicht wollte und als Übergriffe betrachtet: Mitgliedschaft in der EU, Masseneinwanderung, Autonomie für Schottland und Wales, die Einführung der Menschenrechte in das englische und schottische Recht und die Erfindung des Obersten Gerichtshofs. Ins-

gesamt, so schreibt Starkey, haben diese Reformen „der historischen britischen Verfassung ernsthaften und vielleicht irreparablen Schaden zugefügt“.

Die Regierung Johnson beginnt jetzt den langen Prozeß, mit dem die Auswirkungen dieser unwillkommenen Neuerungen aufgeweicht beziehungsweise, soweit möglich, ganz abgeschafft werden sollen: durch den Austritt aus der EU und die Aufhebung der Freizügigkeit; durch das Verbot eines weiteren Referendums zur schottischen Unabhängigkeit und die Ablehnung weiterer Kompetenzen für die autonomen Parlamente (wenn möglich durch Zurückweisung des Anspruchs der, wie es einmal hieß, schottischen Exekutive, überhaupt so etwas wie eine richtiggehende Regierung darzustellen). Was weniger häufig bemerkt wird, aber entscheidend ist, das ist die Weigerung, die alten finanziellen Freiheiten der lokalen Verwaltung wiederherzustellen: Die neuen Initiativen, den Norden zu beleben, werden strikt von London aus kontrolliert, wie es auch bei George Osbornes *Northern-Powerhouse*-Projekt der Fall war. Dem Obersten Gericht (dem man niemals verzeihen wird, daß es Johnsons Suspendierung des Parlaments verboten hat) soll der Sauerstoff abgedreht werden, indem sein Recht, Urteile zu überprüfen, scharf begrenzt wird – „eine kleine verfassungsrechtliche Reparatur“, wie es der Justizminister beruhigend nennt.

Das Tory-Programm versprach uns eine Kommission zu Verfassung, Demokratie und Recht, um „das Vertrauen in unsere Institutionen und in das Funktionieren unserer Demokratie wiederherzustellen“. Doch diejenigen, welche dieses Vertrauen völlig verloren haben, sind die Tory-Hardliner selbst. Die Absicht liegt klar zutage. Die Menschenrechtsgesetzgebung muß auf den neuesten Stand gebracht werden, damit man sicher sein kann, „daß eine angemessene Balance zwischen den Rechten der Individuen, unseren vitalen nationalen Sicherheits-

ANZEIGE

EUROPÄISCHER KULTURSOMMER FELLBACH *La France*



Kulturfestival mit Konzerten, Theater, Literatur, Fotografie ...

15.5. —> 12.9.20

www.kultursommer.fellbach.de 

interessen und effektiver Regierungsarbeit“ besteht. Die höchsttrichterliche Überprüfung von Urteilen darf nicht dazu „mißbraucht werden, Politik mit anderen Mitteln zu betreiben oder überflüssige Verzögerungen zu schaffen“. Das heißt: Die Regierung darf an schlechthin gar nichts mehr gehindert werden. Jemanden wie Lady Hale wird es nicht mehr geben, und jemanden wie John Bercow auch nicht. Im Augenblick ist Bercow seit 230 Jahren der erste ehemalige Speaker des britischen Parlaments, den man nicht zum Peer gemacht hat; die offizielle Begründung ist sein verächtlicher Umgang mit dem Personal des Unterhauses.

Ich sollte hier das groteske Projekt erwähnen, das *House of Lords* an einen noch zu bestimmenden Ort im Norden Englands zu verlegen, eine spektakuläre Geste für die Öffentlichkeit, deren praktische Folge es jedoch wäre, daß die Lords aus dem nationalen Dialog ausschieden. Das Vorhaben zeugt von Verachtung für das Oberhaus, nicht von

erneutem Interesse. Diese Verachtung war jedesmal überdeutlich zu erkennen, wenn Vorschläge für eine Reform des Oberhauses vor das Unterhaus kamen. Tory-Abgeordnete hassen die Vorstellung, auch nur ein Gran der Macht mit einer Kammer zu teilen, die so oft ihren Lieblingsideen argumentativen Widerstand entgegengesetzt hat.

Was vielleicht am stärksten beunruhigt, ist die Entschlossenheit der Konservativen – auch dies eines ihrer Programmversprechen –, den sogenannten *Fixed-term Parliaments Act* abzuschaffen, was dazu führen würde, daß die jeweilige Regierung völlige Freiheit hätte, einen beliebigen Wahltermin anzusetzen, eine Freiheit, die historisch oft versiebt worden ist, die man aber ausgerechnet dieser neuen Regierung niemals eröffnen dürfte. Noch ominöser ist das Versprechen, eine „Identifizierung der Wähler in den Wahllokalen einzuführen“. Dies soll angeblich das fast inexistenten Problem des Wahlbetrugs lösen, dient aber tatsächlich dazu, arme oder etwas

konfuse Wahlberechtigte vom Wahlgang oder sogar von der Registrierung für die Wahl abzuhalten, wie dies die Republikaner in den USA mit eklatanten Folgen praktiziert haben.

Die summarische Wirkung von alledem wäre es, daß die Mehrheit im *House of Commons* die schrankenlose Kontrolle über alle Angelegenheiten hätte. So soll in seiner ganzen brutalen Simplizität das wiederhergestellt werden, was Lord Hailsham in einem Vortrag des Jahres 1976 Großbritanniens „Wahldiktatur“ genannt hat – *elective dictatorship*, ein Ausdruck, der zuerst auf Garibaldi gemünzt wurde. Hailsham hatte den Ausdruck schon zuvor benutzt, in den Jahren 1968 und 1969, also immer dann, wenn *Labour* an der Macht war, niemals, um Gottes willen, wenn er selbst als konservativer Lordkanzler amtierte. Er nahm an, und die meisten Konservativen stimmen hierin mit ihm überein, daß eine ungezügelter Mehrheit im Unterhaus nur dann eine Gefahr darstellt, wenn eine linke Regierung an der Macht ist. Nur *Labour*-Regierungen gebrauchten stolz ihre Mehrheit als „*Rammbock sozialer Veränderung*“, um Dick Crossmans nette Formulierung zu zitieren. Das gilt nicht mehr. Den langen Marsch durch die Institutionen hat nun die Rechte angetreten.

Die Regierung Johnsons könnte bei diesem Projekt beachtliche Fortschritte machen, nicht allein deswegen, weil sie sich auf eine massive Mehrheit von achtzig Sitzen stützen kann, sondern weil Johnson vor der Wahl die bekannteren Vertreter des liberalen Flügels seiner Partei in einer der brutalsten Säuberungsaktionen der modernen großbritannischen Politik ausgeschlossen hat. Überdies soll der Regierungsapparat quasi militarisiert werden.

Das traditionelle System der Kabinettsausschüsse dient dazu, verschiedene Standpunkte an einen Tisch zu bringen und die Beratungen in einer Atmosphäre der Vielstimmigkeit durchzuführen, wobei schlecht durchdachte Vorhaben oft verlangsamt oder abgemildert werden. Jetzt aber sollen die Ausschüsse zwar nicht völlig abgeschafft, aber doch größtenteils durch Zusammenkünfte spezieller Einsatzkräfte ersetzt werden, deren Mitglieder und Tagesordnungen von Dominic Cummings bestimmt werden, dem privaten Strippenzieher des Premierministers. Dies hört sich fatal nach einer Renaissance des sogenannten Sofa-Regierungsstils der Ära Blair an – kein glückliches Vorbild angesichts der Tatsache, daß das zwielichtige *Irak-Dossier* und das Millennium Dome zwei besonders typische Ergebnisse jener Praxis waren.

Cummings hat alle erdenklichen Spinner und Technokraten eingeladen, Whitehall in einer großen Angriffswelle aufzuwecken, hat aber gleichzeitig alle hoffnungsvollen Kandidaten gewarnt, daß sie „innerhalb von sechs Wochen in die Tonne fliegen“, wenn sie nicht liefern. Ähnliche Warnungen sollen an alle Minister ergangen sein. Und natürlich mußte jeder Kandidat, der bei der Wahl für die Tories angetreten ist, das Versprechen ablegen, „den *Brexit* wirklich umzusetzen“, *to get Brexit done*. Dies ist keine Regierung, von der man erwarten dürfte, daß sie abweichende Meinungen oder unerwartete Vorschläge ermuntert. Und diese ganze Atmosphäre wird Johnson nur ermutigen, seiner notorischen Schwäche für aus dem Hut gezogene wundersame Überraschungen nachzugeben – der „Boris-Island-Flughafen“, die „Garden Bridge“, die Routemaster-Busse (*hop on – hop off*), alles Novitäten, die es in ihrem kurzen Leben fertiggebracht haben, erstaunliche Mengen an Geld zu verschwenden.

Jetzt scheint HS2 anzulaufen, ein Vorhaben, das alles andere in den Schatten stellt mit den Milliarden, die für angebliche Vorteile fließen, welche immer wieder anders definiert werden müssen, weil sich die Begründung jedesmal als mulmig herausstellt. Klar ist, daß dieser Premierminister nicht einmal versucht (wie es seine Vorgänger gewöhnlich getan haben), die Fiktion des *Primus inter pares* aufrechtzuerhalten. Er ist der *Capo*, der *Duce*. Das konservative Programm enthielt nicht weniger

ANZEIGE

IHR
KUNSTMUSEUM
IN MÜNCHENMaking of „And...“,
2007
© Sheela Gowda
Maria
Lassnig
Stiftung

LENBACHHAUS.DE

SHEELA GOWDA BIS 26
IT.. MATTERS JULI

LENBACHHAUS

als sechs große Farbfotos von Johnson und schloß mit einer ganzseitigen Abbildung von Arbeitern mit Schutzhelmen, die ein handgemaltes Plakat „WE LOVE BORIS“ hochhielten.

KNECHTUNG DER MEDIEN

Hier müssen wir über Westminster und Whitehall hinaussehen. Wenn wir unsere politische Kultur insgesamt mit der Landschaft vor fünfzig Jahren vergleichen, stellen wir zwangsläufig eine bemerkenswerte Auszehrung fest. Die Gewerkschaften sind geschrumpft und irrelevant geworden (außer wenn es um die Wahl eines neuen Labour-Vorsitzenden geht). Auch die konservative Partei ist zu etwas Geschrumpftem, Irrelevantem geworden (außer wenn es um die Wahl eines neuen Parteivorsitzenden geht); ihre Mitgliederzahl ist von 2 Millionen auf etwas über hunderttausend gesunken. Die großen Wirtschaftsorganisationen werden von den radikalen Tories als abgehoben und elitär verhöhnt – „fuck business“ lautete Johnsons unsterbliche Formulierung. Die lokalen Verwaltungen sind finanziell ausgehungert und juristisch kastriert worden.

Der BBC, von Ivor Jennings als eine der Säulen der britischen Verfassung bezeichnet, droht die Abschaffung der Rundfunkgebühren und eine Umstrukturierung, die aus ihr nur einen von Abonnenten finanzierten Sender unter manchen anderen machen würde. Den irrationalen Abscheu, den die BBC unter konservativen Abgeordneten auslöst, kann man sich gar nicht massiv genug vorstellen. Jahrelang hat Cummings in Tweets und Blogs verbreitet, die BBC sei „der Todfeind der Rechten“. Man beachte auch diese unbefangene Formulierung: „die Rechte“. Sie wird à la Steve Bannon verwendet – früher hätte eine derartige Propaganda lediglich von „den Tories“ oder „der Konservativen Partei“ gesprochen. Die neuen Vereinfacher sind stolz darauf, offen als die Ideologen aufzutreten, die sie sind.

In dieser verarmten politischen Szenerie ragen Nation und Nationalstolz immer schroffer empor, sie stützen unser Selbstwertgefühl, sie kitzeln unsere Ressentiments. Dieser mit neuer Dreistigkeit ausgestattete Nationalismus hat einen sturmerprobten alten Verbündeten in Gestalt der populären Presse, die den Brexit bejubelt und nicht ohne Grund seine Durchsetzung hauptsächlich als ihr eigenes Verdienst betrachtet – „Yes, we did it!“ erklärte der *Daily Express*. Ihre Auflagen mögen stark gesunken sein, aber ihr Anspruch, die Stimme des Volkes darzustellen, wird lauter denn je vorgetra-

gen. Die Simplifizierung der Demokratie ist genau das richtige Programm für die zwerghaften Erben von Northcliffe und Beaverbrook, die angesichts aller vermittelnden Institutionen und aller verfassungsmäßigen Ausbalancierungsversuche eine rasende Ungeduld empfinden. Doch selbst die Presse wird mit Rundfunk und Fernsehen zusammen geknechtet. Die Minister werden angewiesen, nicht mit schwierigen Interviewern wie Andrew Neil zu sprechen oder in Sendungen mit einem angeblichen Vorurteil gegen die Regierung aufzutreten (wie *Today*). Es soll neue Einschränkungen für die Zulassung der Parlamentsjournalisten zu Pressekonferenzen des Regierungssprechers geben, was es ermöglicht, unerwünschte Reporter kaltzustellen. Auch dies erinnert an das schlimmste Gebaren von Alastair Campbell, als er Blairs Regierungssprecher war. Man muß deutlich sagen, daß dies keine angenehme Regierung ist und keine in Verfahrensfragen besonders skrupulöse.

WIRKMÄCHTIGES GEHEIMNIS

Ich will die Politik von vor fünfzig Jahren gewiß nicht romantisieren. Die Regierungen damals waren oft ungeschickt, oft nicht hinreichend informiert, oft nur sehr langsam in der Lage, die Herausforderungen zu begreifen, vor denen das Land stand. Und doch waren sie, alles in allem, ganz gut aufgelegt, hatten gute Manieren und brachten den Institutionen, mit denen sie in fast täglichem Kontakt waren, Achtung entgegen – so daß die Menschen über diese Institutionen meist das Gefühl hatten, in einer Art Gespräch mit den Herrschenden zu stehen.

Ein hauptsächliches Opfer des neuen Regierungsstils ist das Prinzip der Gewaltentrennung. Es ist für die Absolutisten ein Axiom, daß dieses Prinzip niemals wirklich einen Platz in der britischen Verfassung hatte. Starkey nennt es „eine der schlimmsten und einflussreichsten Ideen heutzutage“. Sie machte sich überhaupt nur deshalb breit, weil Montesquieu kein Englisch konnte und deshalb nicht begriff, wie die britische Verfassung tatsächlich funktionierte, ein Mißverständnis, das er dann den unglücklichen Amerikanern vermachte. Die Vereinfacher können sich hier auf einige hochverehrte Interpreten der britischen Verfassung berufen.

Walter Bagehot sah das „wirkmächtige Geheimnis“ der Verfassung genau darin, daß sie keinerlei *checks and balances* enthielt: „Hobbes hat uns vor langer Zeit erklärt, was nun jedermann versteht, daß es in jedem Staat an jedem Punkt ir-

gendwo eine oberste Autorität geben muß, eine endgültige Macht.“ Deswegen war die amerikanische Verfassung so bestürzend schwächlich. A. V. Dicey formulierte es brutaler: „Hinter all den Formalitäten, dem Traditionalismus, dem Schwindel der britischen Verfassung liegt ein Element von Macht, welches die wahre Quelle von Leben und Wachstum war. Diese geheime Quelle der Stärke ist die absolute Omnipotenz, die Souveränität des Parlaments.“

Doch Edmund Burke hat sich ganz anders ausgedrückt – obwohl die meisten modernen konservativen Denker sich einbilden, Burkeaner zu sein. Burke sagte, daß wir, wenn wir unsere politischen Arrangements treffen, „kompensieren, aussöhnen, ausbalancieren“. Wessen sich erfolgreiche Nationen rühmen konnten, war nach Burke nicht „ein Vorzug an Einfachheit, sondern etwas dieser weit Überlegenes, ein Vorzug an kunstreicher Zusammenfügung“. Für Burke ging es bei der Beschreibung des britischen Staatswesens nicht einfach darum, die schlußendliche gesetzgeberische Macht der parlamentarischen Mehrheit herauszustreichen; man mußte ihm zufolge die gesamte Ökosphäre von Recht und Brauch umfassend berücksichtigen und respektieren. Sein Vorwurf an die französischen Revolutionäre lautete: „Die Pacht eines Kohlfeldes, der Jahreszins einer Hütte, der Geschäftswert eines Bierhauses oder einer Bäckerei ... werden in unserem Parlament mit größerer Umständlichkeit behandelt als bei euch der älteste und wertvollste Grundbesitz ... Wir haben eine hohe Meinung von der gesetzgeberischen Autorität, aber wir hätten nie im Traum daran gedacht, daß das Parlament irgendein Recht besäße, das Eigentum zu verletzen oder sich über alte Vorschriften hinwegzusetzen.“

Burke verband Ehrfurcht vor erprobten Institutionen mit der Offenheit für Veränderungen, wenn praktische Erwägungen diese nahelegten – wenn es das gab, was Michael Oakeshott später „Indizien“ (*intimations*) nennen sollte. Das Problem liegt darin, daß Burke selbst wie viele andere Konservative in der Praxis derartige Indizien nicht anzuerkennen

Ferdinand Mount
Cold Cream
My Early Life and Other Mistakes
London 2009, Bloomsbury

The Condor's Head
London 2007, Chatto & Windus

English Voices
Lives, Landscapes, Laments
London 2016, Simon & Schuster

Fairness
New York 2001, Carroll & Graf

Full Circle
London 2010, Simon & Schuster

Heads You Win
London 2004, Chatto & Windus

The Liquidator
London 1995, Heinemann

Mind the Gap
London 2010, Short Books

The New Few
Or a Very British Oligarchy
London 2012, Simon & Schuster

Of Love and Asthma
New York 1991, Vintage

Prime Movers
London 2018, Simon & Schuster

The Selkirk Strip
London, 1987, Hamish Hamilton

The Tears of Rajas
London 2015, Simon & Schuster

Very Like a Whale
London 2011, Faber & Faber

ANZEIGE

Strandschönheit für 6 Euro.

Gutaussehend, unterhaltsam und intelligent:
Science Notes – Das Magazin für Wissen und Gesellschaft.
Ab 1. Mai im Handel: ein Heft über das Meer.

www.sciencenotes.de

pflegte. Es lag vollkommen klar zutage, daß viele der alten, zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Wahlkreise, die *rotten boroughs*, abgeschafft gehörten und daß dafür die neuen Städte der Midlands und des Nordens eine parlamentarische Repräsentanz bekommen mußten. Doch nichts härtere sturer und verschlagener sein können als Burkes Verteidigung des Status quo, welche der Sache der politischen Reform eine Generation lang schweren Schaden zufügte und lang dauernde Klassenkonflikte schürte.

Ebenso geriet Bagehot 1867 in Panik bei der Vorstellung, das Wahlrecht könnte auf die Arbeiter ausgedehnt werden: „Die Massen der Engländer sind noch nicht zur Wahl einer Regierung in der Lage.“ Nachdem Disraelis Reformgesetz in Kraft getreten war, bekannte er: „Ich fürchte mich sehr vor der ignoranten Menge der neuerdings Wahlberechtigten.“ Dicey war noch nervöser bei der Aussicht auf die Selbstbestimmung Irlands. Was die Wahlberechtigung der Frauen betraf – eine völlige Katastrophe. Es mochte noch so weit kommen, daß Frauen im Kabinett saßen! Wenn unsere großen Verfassungsinterpreten in der Vergangenheit auf so hysterische Weise im Unrecht waren, warum sollten wir ihren modernen Nachfolgern (von wesentlich schwächerer Statur) Glauben schenken?

DUBIOSES VORBILD PERIKLES

Der Begriff der „entsetzlichen Vereinfacher“, der *terribles simplificateurs*, wurde zuerst von dem Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt gegen Ende des 19. Jahrhunderts gebraucht. Burckhardt sagte voraus, daß eine unvorstellbare Zunahme materiellen Wohlstandes mit einer brutalen Simplizität der politischen Kultur einhergehen werde, welche das Ende der Herrschaft des Rechts bedeuten und die gesellschaftlichen Beziehungen nivellieren würde. Diese Kritik beschränk-

te sich nicht auf die Bedrohung, die er in seiner Gegenwart wahrnahm.

Boris Johnson beschwört gerne Perikles als seinen großen politischen Helden. Es heißt, er habe in der Downing Street eine Büste des großen Mannes mit Generalshelm auf dem Schreibtisch stehen. Für viktorianische Schulmeister und klassisch gebildete Imperialisten war in der Tat Perikles die herausragende Ikone, wie er es in jüngerer Vergangenheit für die Mitbegründer des amerikanischen Neokonservatismus war, den *Yale*-Althistoriker Donald Kagan und dessen Söhne Robert und Frederick (die beide beim Anzetteln des zweiten Irakkrieges eine wichtige Rolle spielten). Und doch war für die Gründerväter der Vereinigten Staaten, für Alexander Hamilton und James Madison insbesondere, Perikles ein Kriegstreiber und Imperialist, der den fatalen Krieg mit Sparta begann und starrsinnig weiterführte und der die politische Kultur Athens zuschanden werden ließ. Dies war auch die Meinung Burckhardts. Wie die späteren römischen Kaiser habe Perikles das Volk verführt – er war „gezwungen, ... [dessen] Gier – nicht zu stillen, denn das war nie möglich, sondern mit Genüssen aller Art hinzuhalten“. Perikles mag den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges sogar willkommen heißen haben, weil dieser den Unmut des Volkes von ihm ablenkte.

Wir wissen aus den Schriften von Thukydides, Aristoteles und Plutarch, daß Perikles streng rassische Kriterien für das athenische Bürgerrecht einführte: Jeder Bürger mußte zwei athenisch gebürtige Eltern haben, was Schwierigkeiten für Perikles' zweite Frau Aspasia ergab. Er war an die Macht gekommen, indem er in einer Kampagne, die in ihrer Rücksichtslosigkeit und Schläue von Cambridge Analytica hätte geplant werden können, seinen Gegner durch ein Scherbengericht verbannen ließ. Um seinen Einfluß zu stärken, beschnitt er die Macht der oberen Kammer, des Areopags, der als Korrektiv der Volksversammlung gewirkt hatte. Und er verwendete die Tributzahlungen der athenischen Verbündeten (tatsächlich Kolonien) nicht für die gemeinsame Verteidigung, für welche sie bestimmt waren, sondern zur Ausschmückung der Stadt und zu Zahlungen an die Bürger, damit sie die Versammlungen besuchten – eine Politik nach der Devise Brot und Spiele, mit der eine abhängige Bürgerschaft geschaffen wurde, auf deren Wiederwahl von Perikles als *strategos* man sich immer verlassen konnte.

Seine berühmten Reden sind in der Tat Meisterwerke der Eloquenz, doch sind sie auch typisch für die Ansprachen aller Kriegsführer: Wir haben das Recht auf unserer Seite, wir sind großartig, wir gewinnen, glaubt dem düsteren Gerede nicht. Nachdem Perikles an der Pest starb, deren Ausbruch vielleicht eine Nebenwirkung der Hungersnot war, verloren die Athener ihr Zutrauen zu seinem Demokratiemodell. Nach und nach, aber entschieden wandten sie sich zurück zu dem komplexeren und stärker nuancierten System, das Kleisthenes ein Jahrhundert zuvor eingerichtet hatte: Der Areopag wurde wiederbelebt, und man verließ sich stärker auf Fachkräfte in der Verwaltung und professionelle Generäle, denen man längerfristige Verträge gab. Mit anderen Worten: eine Rückkehr zu den Eliten, obwohl die demokratische Tradition immer noch blühte. Man könnte sagen, daß die athenische Demokratie im Lauf der Jahre re-kompliziert wurde.

TARNKAPPE DER NORMALITÄT

Man ist immer versucht, zu glauben, daß die Normalität sich durchsetzen wird, daß die Regierung, die wir jetzt haben, im Grunde eine Fortsetzung früherer Regierungen ist, lediglich mit anderem Personal und einem anderen Stil. Jeder neue Premierminister mit einer gewissen Schläue wird diese Tarnkappe der vermeintlichen Normalisierung gerne aufsetzen. Von Johnson wird bereits gesagt,

er regiere „wie ein Pragmatiker der Mitte“. Er läßt verbreiten, er sehe sich als eine Art reinkarnierten Michael Heseltine, einen „Brexit-Hezza“. Solche frühen Monate, sogar Jahre, sind typisch für autoritäre Regimes, die ihre Position stabilisieren und das Vertrauen von Wählern gewinnen möchten, die etwas nervös sind, was sie sich da wohl eingehandelt haben mögen. Es ist schmerzlich, sich daran zu erinnern, mit welchem leuchtendem Blick ausländische Besucher nach ihren frühen Reisen in die Diktaturen der dreißiger und vierziger Jahre zurückkehrten.

Nun, zu Derartigem muß es nicht unbedingt kommen. Unter dem Druck der Umstände könnte die Regierung Johnson – und andere derselben Machart – tatsächlich in die Normalität zurückweichen oder durch genuin aus der Mitte regierende Politiker ersetzt werden. Eines ist gewiß klar: daß dies keine Fortsetzung des Thatcherismus ist. Es gibt kaum irgendwelche Hymnen auf den freien Markt oder die Deregulierung, kein Zögern vor Interventionen, keinen Widerwillen, eine ganze Menge Geld auszugeben (oder dies zumindest zu versprechen). Man benutzt jede Gelegenheit, um die Etikettierung als Vertreter einer Austeritätspolitik oder als Neoliberale zu vermeiden.

Wie und wann ist dieser neue Stil zur neuen Orthodoxie geworden? Wie konnte ein Politiker, der noch vor wenigen Jahren allgemein als gescheiterter Blödmann betrachtet wurde, eine so unbestreitbar dominante Position erringen? Ich glaube, der beste Ausgangspunkt für die Beantwortung dieser Frage ist Edward Luttwaks Aufsatz „Why Fascism Is the Wave of the Future“ (*London Review of Books*, 7. April 1994). Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung muß dieser Essay, vorgetragen in Luttwaks unnachahmlichem Stil, gleichzeitig stürmisch und präzise, verblüffend und abwegig gewirkt haben – nur fünf Jahre nach Francis Fukuyamas *Das Ende der Geschichte*. Fukuyama hatte mit verführerischer Zuversicht argumentiert, daß die liberale Demokratie nun auf Dauer vorherrschen würde, daß in diesem Sinne die großen Kämpfe der Menschheitsgeschichte an ein Ende gekommen waren. O keineswegs, erwiderte Luttwak.

SICHERHEIT ODER FREIHEIT

Luttwak zufolge übte der Kapitalismus erst jetzt seine ganze verheerende Wirkung aus, wie es Beobachter von Marx bis Schumpeter beschrieben und prophezeit hatten. In Europa und den USA waren die Schwer- und Bergwerksindustrien bereits quasi an ihr Ende gekommen – und hatten in den industriellen Zentren Europas überall ruinierte Arbeitermilieus hinterlassen. Nun aber höhle die technologische Revolution auch die Angestelltenschicht aus. Die Büros leerten sich und wurden mit Computern vollgestellt. Nicht länger würden wie seit Generationen jeden Morgen Scharen von Büroangestellten in die Innenstädte fahren. Ja, es würde neue Jobs geben, aber schlechter bezahlte, weniger befriedigende und unsicherere. Ein Begriff wie „Prekariat“ war noch nicht geprägt worden, aber es ist bemerkenswert, wie akkurat Luttwak vor 25 Jahren unsere gegenwärtigen Besorgnisse zur Sprache gebracht hat. Natürlich ist hier einiges diskutabel. Untersuchungen haben ergeben, daß die Leute im Durchschnitt ebenso lange auf ihren Stellen bleiben wie früher; Löhne und Gehälter variieren von Land zu Land und von einem Wirtschaftszweig zum anderen, und manchen jungen Leuten macht es vielleicht sogar Spaß, ohne irgendeinen festen Vertrag zu arbeiten. Doch fehlt dem Einsortieren von Waren in die Supermarktregale zweifellos der mühevolle Heroismus des Bergwerksstollens oder der Stahlkocherei. Das geringe Selbstwertgefühl, unter dem Millionen von Menschen heute leiden, ist keine Erfindung der Medien, und in manchen Sektoren der neuen Ökonomie – in Callcentern, in den Lagerhallen von Amazon – sind die Löhne so schlimm

ANZEIGE

[mosse] LECTURES
an der
humboldt-universität
zu berlin

SOMMERSEMESTER 2020

VERSCHWÖRUNGS- THEORIEN

ALLE VERANSTALTUNGEN:
19 UHR c.t.
HU, Unter den Linden 6
Senatssaal

DO, 30.04.2020

EVA HORN

»Das Gespenst der Arcana. Eine sehr kurze
Literaturgeschichte der Verschwörung«
Mit Stefan Willer

DO, 14.05.2020

MICHAEL HAGEMEISTER

»Das Dritte Rom gegen den Dritten Tempel.
Zum Mythos der Weltverschwörung im
postsowjetischen Russland«
Mit Manfred Sapper

DO, 04.06.2020

CLEMENS SETZ

»Unified Bond Theory. Überlegungen zur
Verschwörungsfähigkeit der eigenen Biografie«
Mit Lothar Müller

DO, 11.06.2020

DIDIER FASSIN

»Conspiracy Theories As Crises and Critique«
Mit Joseph Vogl

Die Mosse-Lectures sind eine Veranstaltung
der MOSSE FOUNDATION
und der FRIEDRICH STIFTUNG
VERANSTALTER: Institut für deutsche Literatur
KONTAKT / INFORMATION: Dr. Elisabeth Wagner
T 030.20 939-777/651; F 030.20 939 607
www.mosse-lectures.de / info@mosse-lectures.de

und die Arbeitsbedingungen so bedrückend wie in einer viktorianischen Fabrik.

Man kann heute häufig eine desillusionierte, sich am Kopf kratzende Haltung hinsichtlich der kapitalistischen Wirtschaft feststellen, die es in den fünfziger und sechziger Jahren noch nicht gab. Gleichzeitig gibt es jedoch kein entsprechendes Vertrauen, daß der klassische Sozialismus für uns sehr viel besser wäre. Wie Luttwak 1994 darlegte, scheinen weder die Republikaner des freien Marktes noch die Demokraten der erhöhten staatlichen Kontrolle über eine überzeugende Antwort zu verfügen. Das Wort, das sich seither in die politische Debatte eingeschlichen hat, lautet „Sicherheit“. Keineswegs ein neues Wort – Jeremy Bentham war zwar ein leidenschaftlicher Vertreter der freien Marktwirtschaft, zog aber „Sicherheit“ der „Freiheit“ als Ziel der Politik vor.

Was heißt „Sicherheit“ heute politisch? Nun, zum allermindesten bedeutet es Maßnahmen, um Bauern und kleinen Läden und Firmen zu helfen, hie und da einen Schlag Unterstützung für Regionen, die schlecht dran sind, wiederholte Anhebungen des Mindestlohnes, damit Familien überleben können, wenn nur ein Mitglied ein Einkommen hat. Den Orkan der kreativen Zerstörung etwas abzumildern, das ist die Parole. Dies erfordert notwendigerweise große Flexibilität bei den alten Thatcher-Verherrern auf den Tory-Bänken. Doch können wir nicht ganz über die Ironie hinwegsehen, daß wir zwar die belgische Gouvernante entlassen haben, aber schon am nächsten Morgen interne Hilfsmaßnahmen einleiten müssen.

FASCHISMUS LIGHT?

Erst am Ende seines Essays umriß Luttwak, was ihm als die mögliche letzte Konsequenz dieser Umwälzungen erschien. Er sah eine Lücke voraus, die immer noch weit offen steht: eine Lücke, bereit für eine faschistische Partei mit neuem Design, die sich der Verklärung der persönlichen wirtschaftlichen Sicherheit der breiten Massen von Angestellten widmet. Eine derartige Partei könnte sogar frei von Rassismus sein (wie es Mussolinis Original vor dem Bündnis mit Hitler war), weil das hauptsächliche Angebot in kleinen korporativen Korrekturen des korporativen Darwinismus bestünde und in der Verzögerung, wenn nicht Verhinderung von Schranken gegen die Globalisierung. Man muß „Gesellschaft“ und „Gemeinschaft“ nicht buchstabieren können, um die faschistischen Neigungen zu erkennen, welche vom gegenwärtigen Turbokapitalismus erzeugt werden.

Ist dies also das neue Ende der Geschichte, eine Art Faschismus light, den man gar nicht richtig inhalieren muß? Angesichts dieser düsteren Aussicht wäre es sicher vordringlich, unsere noch bestehenden Verbindungen zu den europäischen Institutionen wiederzubeleben und neue zu konstruieren, um der gewandelten Wirklichkeit gerecht zu werden. Aber es gibt auch eine innere Herausforderung. Ich hätte gedacht, daß dies der Moment ist, um unseren gegenwärtigen Verfassungsstatus zu verteidigen und zu verbessern: die Menschenrechte der gewöhnlichen Leute fester zu verankern, ihren Zugang zu lokalen Machtstrukturen zu verbessern, dafür zu sorgen, daß sie dorthin reisen und dort arbeiten können, wo sie wollen, den Gewerkschaften ein Mitspracherecht am Arbeitsplatz zu sichern, den Kommunen ihre finanzielle Autonomie zurückzugeben, die BBC und den Obersten Gerichtshof und sogar das *House of Lords* zu verteidigen wie jede andere Institution, welche die furchtbaren Vereinfacher angreifen. Hört sich das alles irgendwie nach gedanklichem Höhenflug an? Schon möglich, aber wenn das Wetter umzuschlagen droht, spricht manches dafür, hoch zu fliegen. ♦

Tanztheater Wuppertal Pina Bausch

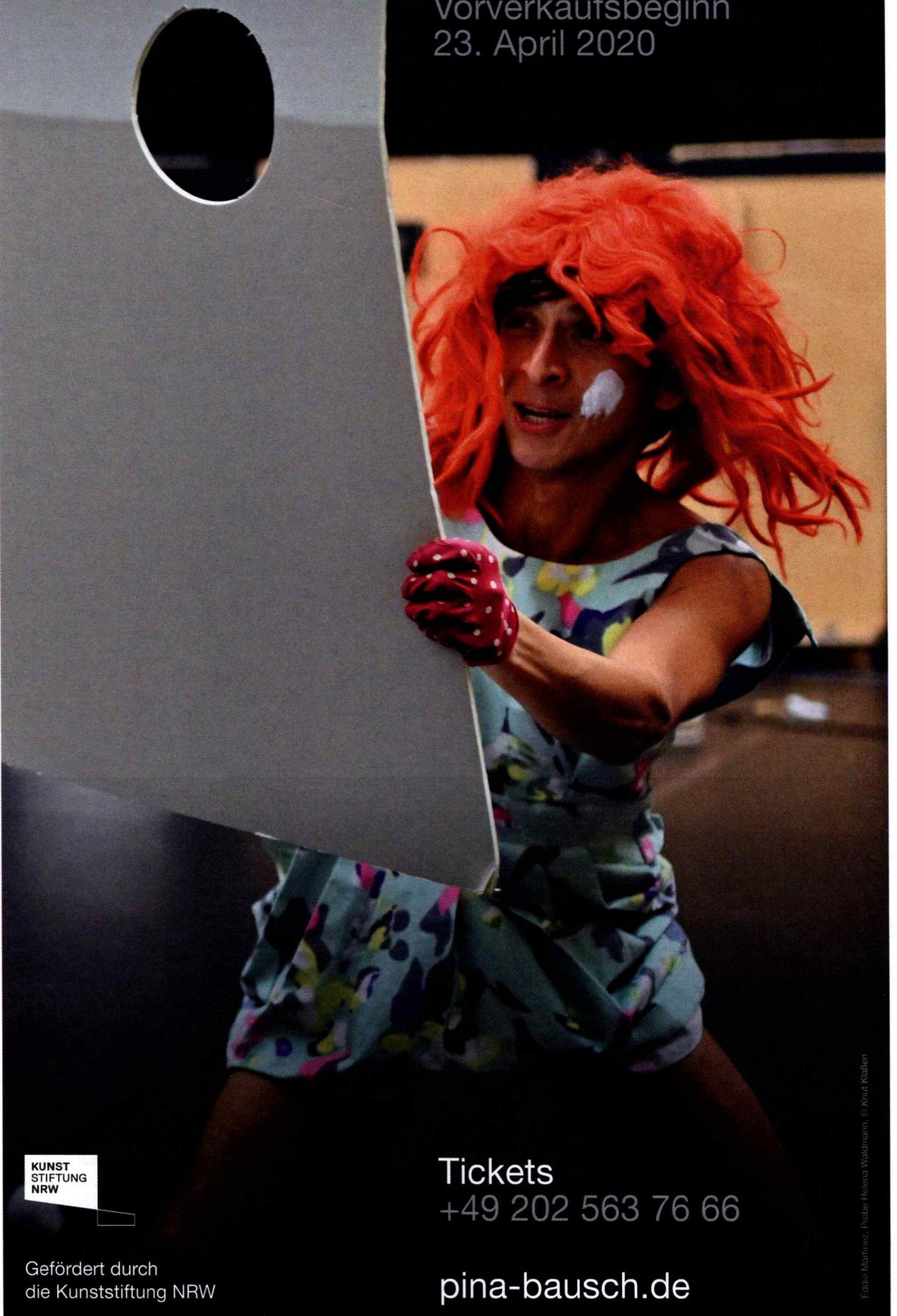
Begegnungen Encounters
Mit Sidi Larbi Cherkaoui,
Richard Siegal, Monika
Gintersdorfer/Knut Kläßen,
Helena Waldmann und
Rainer Behr.

Mit Tänzer*innen des
Tanztheater Wuppertal
Pina Bausch und Gästen.

18. 19. 20. 21. Juni 2020

Vorverkaufsbeginn

23. April 2020



KUNST
STIFTUNG
NRW

Tickets

+49 202 563 76 66

Gefördert durch
die Kunststiftung NRW

pina-bausch.de

DER FALL KATALONIEN

NATIONALISMUS, SEZSSIONISMUS, DEMOKRATIE - EMOTIONEN UND ARGUMENTE

IN DER klassischen Filmkomödie *Passport to Pimlico* (*Blockade in London*), die Henry Cornelius im Jahre 1949 für die Ealing Studios inszenierte, rauchen Dokumente in einem Erdloch auf, die beweisen, daß das Stadtviertel Pimlico während der Herrschaft des Königs Edward IV. an den Herzog von Burgund abgetreten wurde; dies löst bei den Einwohnern eine separatistische Raserei aus, die sich nicht damit aufhält, Fragen zu stellen. Der Drehbuchautor, der äußerst produktive T. E. B. „Tibby“ Clarke, hatte sich davon inspirieren lassen, daß sich das Ottawa Civic Hospital während des Zweiten Weltkriegs vorübergehend für extraterritorial erklärt hatte – dies ging auf eine besondere gesetzliche Entscheidung der kanadischen Regierung zurück, mit der die Thronansprüche der Prinzessin Margriet von Holland geschützt werden sollten, deren Geburt dort bevorstand. Der Film endet glücklich: Die Solidarität der Londoner mit den Einwohnern Pimlicos, denen die britische Regierung, um sie unter Druck zu setzen, jeden Zugang zur übrigen Stadt verwehrt, überzeugt schließlich die Beteiligten, daß die Abspaltung absurd ist. Und all das, ohne daß die separatistischen Bestrebungen diskutiert werden oder einem regelten Verfahren unterliegen.

Wenn es doch immer so leicht wäre! Wie wir bei dem Unabhängigkeits-*Procés* in Katalonien feststellen konnten, der im September und Oktober 2017 zu einem dramatischen Abschluß kam, kennt die Wirklichkeit kaum ein Happy End: Die katalanische Gesellschaft bleibt gespalten, und der Sezessionismus behält die parlamentarische Mehrheit, während die nationalistischen Führer wegen Aufruhrs verurteilt wurden und dennoch den Amtsantritt des Sozialisten Pedro Sánchez als Ministerpräsident unterstützt haben. Niemand weiß, ob eine weitere Krise ausbrechen wird, wann dies geschehen würde und in welcher Form. Doch wissen wir sehr wohl, daß die Forderung nach wie vor besteht, ein mit dem Staat vereinbartes Referendum über die Zugehörigkeit Kataloniens zu Spanien durchzuführen. Die Frage nach dem Selbstbestimmungsrecht harret weiter einer Antwort: ob dieses Recht existiert, ob dieser Anspruch in einer demokratischen Gesellschaft rechtmäßig ist oder nicht und ob die seine Anerkennung befürwortenden Umstände in diesem Fall gegeben sind.

Auf diese Fragen hat niemand eine endgültige Antwort. Hätte man sie, dann käme dies der Lösung nahezu aller Hauptfragen der politischen Theorie gleich: nach dem Ursprung der politischen Gemeinschaft, der Beziehung zwischen Gesetz und Volkswillen, den Normen und Grenzen der Demokratie, den Quellen der Legitimität, der Rolle des Zwangs. Keiner von diesen politischen Begriffen hat eine unmißverständliche Bedeutung; sie alle sind „umstrittene“ Begriffe, die eine lange und keineswegs friedliche Bedeutungsgeschichte mit sich bringen. Wir befinden uns also von Mathematik weit entfernt.

Aus diesem grundsätzlichen Vorbehalt ergibt sich allerdings nicht, daß alle Antworten gleichermaßen gut sind oder dieselbe Argumentationskraft besitzen; wenn es so wäre, könnten wir nie zu einem Fazit kommen: nicht in Katalonien und nirgendwo sonst. Und wenn wir vom Selbstbestimmungsrecht sprechen, muß man die demonstrative Bedeutung der geschichtlichen Erfahrung unterstreichen. Es ist nicht das gleiche, in der Mitte des 19. Jahrhunderts für das von Giuseppe Mazzini beschriebene Nationalitätenprinzip einzutreten – demzufolge jeder Kulturturnation das Recht auf einen eigenen Staat zukommt –, wie dies heute zu tun, nachdem die

freiheitlichen Demokratien zwei Jahrhunderte lang Erfahrungen gesammelt haben und wir über ihre Beziehungen zum politischen Nationalismus mehr wissen, als man in seiner Entstehungszeit wissen konnte. Wir unterstehen nicht mehr dem österreichisch-ungarischen Reich, es gibt kein in Stände gegliedertes Ancien régime mehr, das gestürzt werden muß, und wir verkennen nicht die Gefahren, welche die ethnisch-nationalen Forderungen für die pluralistischen Gesellschaften bedeuten.

Mit anderen Worten: Die verfassungsmäßige Demokratie und der gesellschaftliche Pluralismus sind unumgängliche Voraussetzungen der öffentlichen Debatte über das „*Entscheidungsrecht*“, auf das sich die katalanischen Separatisten listigerweise berufen. Man darf nicht vergessen, daß die Forderung nach Anerkennung dieses Rechts innerhalb demokratischer und pluralistischer Gesellschaften gestellt wird, im bereits fortgeschrittenen 21. Jahrhundert. Es geht also nicht um eine abstrakte Auseinandersetzung über den Ursprung *ex novo* einer fleischlosen politischen Gemeinschaft, sondern um eine Forderung von hier und heute: im Herzen einer *Europäischen Union*, die als Instrument gegen die extreme Gefährlichkeit des Nationalismus geschaffen wurde, der zu zwei Weltkriegen und Millionen Opfern geführt hatte. Aus diesem Grund kann die katalanische Unabhängigkeitsbewegung den Eindruck vermitteln, ein ungeheurer Anachronismus zu sein: eine verspätete Erscheinung, die außerhalb ihrer eigentlichen Zeit entsteht. Und so ist es angebracht, etwas über ihre geschichtliche Entwicklung zu erfahren. Wir sind nicht über Nacht zum heutigen Zustand gelangt.

EINE LANGE GESCHICHTE FÜR EINEN KURZEN ABSCHIED

Die unmittelbaren Voraussetzungen dieser Situation muß man im Ausbruch der Wirtschaftskrise von 2008 suchen, die sich erst zwei Jahre später stark auf Spanien auswirken wird. Das Platzen der Immobilienblase und die schnelle Zunahme der Arbeitslosigkeit führen zu wachsender Unruhe, die sich zuerst im Auftreten der *Indignados* („Empörten“) im Mai 2011 äußert, wobei die katalanische Polizei gegen sie mit besonderer Härte vorgeht. Da die traditionellen Parteien an Ansehen verloren haben, wird das Parteiensystem durch den Aufstieg von *Podemos* („Wir können“) und *Ciudadanos* („Bürger“) erschüttert: Die eine ist eine populistische linke Kraft, welche die Sozialdemokratie unter Druck setzt, die andere ist eine liberale Partei, die aus der Opposition gegen den katalanischen Nationalismus hervorgeht. Unter öffentlichem Druck und aufgrund der phänomenalen Korruptionsskandale, in die Jordi Pujol, der geistige Vater des heutigen katalanischen Nationalismus, verwickelt war, beschließt der Mitte-rechts-Nationalismus, sich den Unabhängigkeitsbestrebungen zuzuwenden. Dabei greift er zu einem ganzen Arsenal fadenscheiniger Argumente, die von der fiskalischen Ausplünderung Kataloniens bis zur teilweisen Aufhebung des neuen Regionalstatuts durch das Verfassungsgericht reichen. Seine Strategie ist erfolgreich: Die Zahl der Unabhängigkeitsbefürworter wächst innerhalb weniger Jahre von 18 auf 45 Prozent, was die Top-down-Richtung des Prozesses deutlich macht. Die Regierung Rajoy konnte, während Spanien am Rand des Bankrotts stand, kein Unabhängigkeitsreferendum akzeptieren oder der reichsten Region Spaniens keine steuerliche Vorzugsbehandlung einräumen. Die Nationalisten kennen diese Umstände sehr genau, und über die

öffentlichen Behörden Kataloniens üben sie weiter Druck aus, wobei sie die – angemessen subventionierte – Mithilfe separatistischer zivilgesellschaftlicher Organisationen in Anspruch nehmen.

Unter der Regierung von Artur Mas, dem Vorgänger von Puigdemont als Präsident der katalanischen Regionalregierung, können die Nationalisten einen „Beteiligungsprozeß“ organisieren, der keine rechtliche Gültigkeit hat. Dabei befragt man die Katalanen, ob sie einen eigenen Staat haben wollen. Ungeachtet der Kritiken beschloß Rajoy, nicht gegen diesen Aufruf aufzutreten – eine passive Haltung, die den Weg zum Referendum vom 1. Oktober 2017 ebnen konnte. Die Vorbereitung dieses Referendums verlangte im voraus einen Verstoß gegen die verfassungsmäßige Ordnung Spaniens: Anfang September 2017 verabschiedete die nationalistische Mehrheit im katalanischen Parlament unter Verletzung des eigenen Autonomiestatuts zwei Gesetze, mit denen die Endphase des Trennungsprozesses in Gang gesetzt wurde: zum einen ein *Gesetz zum Referendum über die Selbstbestimmung Kataloniens*, das der Regierung der Autonomen Gemeinschaft die im Widerspruch zur spanischen Verfassung stehende Befugnis übertrug, eine Befragung über die Sezession durchzuführen; zum anderen ein *Gesetz zum Übergang der Rechtsordnung und zur Gründung der Republik*, das den Übergang zur neuen Staatsordnung regeln sollte, wobei man diese im übrigen bereits als Tatsache betrachtete.

Man muß darauf hinweisen, daß das letztgenannte Gesetz eine in Europa seit dem Sturz der Weimarer Republik ganz neue Befugnis enthielt: Das katalanische Parlament wurde ermächtigt, *ex novo* Gesetze zu erlassen, ohne sich durch die vorher existierende Rechtsordnung gebunden zu fühlen. Unter diesen Rahmenbedingungen wurde das Referendum abgehalten. In den ersten Morgenstunden versuchte die Nationalpolizei, das Referendum zu verhindern, während sich die Polizei der Autonomen Gemeinschaft passiv verhielt und die Bürger, die an der Abstimmung teilnehmen wollten – weniger als die Hälfte der eingetragenen Wähler –, feindselig reagierten.

Neun Tage danach verkündete Carles Puigdemont, der damalige Präsident der autonomen Regierung, vom Balkon der *Generalitat* (Regionalregierung) einseitig die Unabhängigkeit Kataloniens, wobei er allerdings die Wirksamkeit seiner Erklärung nach acht Sekunden aussetzte: Die verunsicherten Mienen derjenigen, die gekommen waren, die Geburt der neuen Republik zu feiern, waren der Prolog zu mehreren Wochen der Konfusion, in denen man nicht wußte, was geschehen oder nicht geschehen war. Ministerpräsident Mariano Rajoy wandte sich in einem Schreiben an Puigdemont und ersuchte ihn um rechtliche Klarstellungen, die dieser verweigerte. Obwohl die nationalistischen Abgeordneten des katalanischen Parlaments noch in derselben Nacht eine Resolution unterzeichneten und die Unabhängigkeitserklärung selbst am 27. Oktober von der Kammer ratifiziert wurde, nachdem die verfassungstreuen Abgeordneten den Saal verlassen hatten, ist noch heute strittig, ob dieser Vorgang ein bloßes Simulakrum oder eine politisch wirksame Erklärung war, die zur Geburt der kurzlebigen Republik der Weltgeschichte führte.

Kurz darauf sollte die Partei Rajoy, nachdem sie sich mit Sozialdemokraten und Liberalen einigt hatte, ihre Mehrheit im Senat nutzen, um den Artikel 155 der spanischen Verfassung anzuwenden, der die Zentralregierung ermächtigt, er-



OLIVE AYHENS DEEP TIME / MALTA COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

forderlichenfalls die Kontrolle über die autonomen Regierungen zu übernehmen. Dabei handelte es sich nicht um ein aggressives Eingreifen, denn man beschränkte sich auf die Absetzung der nationalistischen Führer und die Ausrufung von Wahlen zur autonomen Regierung – die Nationalisten sollten diese zwei Monate danach gewinnen. Die Staatsanwaltschaft hingegen leitete Ermittlungen gegen die

separatistische Führungsspitze wegen der möglichen Straftat einer Rebellion gegen die verfassungsmäßige Ordnung ein.

Selbstverständlich handelt es sich nicht um ein neues Problem. Der katalanische Nationalismus – und das gleiche gilt für den baskischen – ist ein typisches Produkt jenes Jahrhunderts, in dem die europäischen Nationalismen entstehen, das heißt

des 19. Jahrhunderts. In diesem Fall vollzieht sich der Übergang vom Regionalismus zum Nationalismus am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt festigt sich ein katalanisches Parteiensystem, das vom Katalanismus beherrscht wird – wie es heute wieder geschieht –, allerdings anfangs unter der Vorherrschaft der von Enric Prat de la Riba und Francesc

Manuel Arias Maldonado

Die affektive Wende

119, Berlin 2017

Die Anonymous-Konspiration

96, Berlin 2013

La democracia sentimentalPolítica y emociones en el siglo XXI
Barcelona 2016, Página Inómita**Die digitale Wende**

114, Berlin 2016

Environment and Society

Cham 2015, Springer

Das ironische Leben

109, Berlin 2015

Planet Wikipedia

92, Berlin 2011

Real GreenSustainability after
the End of Nature
London 2012, Ashgate**Spanien in seinem Labyrinth**

127, Berlin 2019

Spaniens Irrungen**und Wirrungen**

111, Berlin 2015

Werther hat eine Neue

100, Berlin 2013

Cambó vertretenen konservativen Spielart. Während der Zweiten Spanischen Republik schwankten die spanischen Parteien zwischen der feindlichen Einstellung gegenüber dem Nationalismus im rechten Lager und der Verteidigung des Autonomismus bei der Linken, was jedoch weit vom Föderalismus entfernt war. Damals hatte sich der PSOE (*Partido Socialista Obrero Español* – „Spanische Sozialistische Arbeiterpartei“) unter dem Einfluß des Nationalitätenprinzips und der Verteidigung des Selbstbestimmungsrechts durch die Bolschewiki zunächst zum republikanischen Konföderalismus bekannt, doch Anfang der dreißiger Jahre war die Partei zum Autonomismus übergegangen. Noch bevor die republikanische Verfassung – nach dem plötzlichen Sturz der Monarchie infolge der Gemeindewahlen von 1931 – das Staatsmodell

festlegte, initiierten jedoch die peripheren katalanischen, baskischen und galicischen Nationalismen besondere Autonomiestatute für ihre Regionen: Die Dezentralisierung begann de facto fast eher als die ersten Schritte der Republik. Dabei handelt es sich um eine Dringlichkeit, die in Katalonien zu einer vielsagenden Episode führte: Nach dem Sieg der nationalistischen Linken bei den erwähnten Kommunalwahlen proklamierte der nationalistische Führer Lluís Companys die Katalanische Republik, während Francesc Macià, der Führer von *Esquerra Republicana* („Republikanische Linke“), den „Katalanischen Staat“ ausrief. Madrid sollte

einen Zusammenstoß vermeiden, indem es durch Verhandlungen erreichte, daß die Unabhängigkeit durch eine Regionalregierung ersetzt wurde, welche die Aufgaben der Provinziallandtage („*Diputaciones Provinciales*“) übernahm.

In der Praxis gingen die nachdrücklichen Dezentralisierungsbestrebungen während der Verfassungsdiskussion ausschließlich von Katalonien und dem Baskenland aus; hieraus erklärt sich, daß es der föderalistischen Position an Verhandlungsstärke fehlte. Unter diesen Umständen identifiziert der Staat, den die im Dezember 1931 angenommene republikanische Verfassung vorzeichnet, ein einziges Souveränitätssubjekt, nämlich die spanische Nation, während sich Katalonien als eine „autonome Region“ definierte, womit der Hinweis auf die katalanische Souveränität oder den katalanischen Staat verschwand.

Damals legte man die Gleichstellung des Katalanischen und des Kastilischen fest, indem man die Gemeinsamkeit solcher Aufgaben wie des Bildungswesens oder der öffentlichen Ordnung bestimmte; hingegen wurden die Gesetzgebungsbefugnisse des katalanischen Parlaments eingeschränkt. Nun stärkten jedoch die Wahlen von 1933 wieder die spanischen Mitte-rechts-Parteien, und diese konnten die Behandlung des baskischen Statuts im Abgeordnetenhaus blockieren. Dazu kam, daß die Gemeinderatswahlen von 1934 der nationalistischen katalanischen Linken die Macht in der Region zurückgaben, die wegen eines regulativen Gesetzes über Grundeigentum in einen ernstesten Konflikt mit der nationalistischen Rechten geriet. Da der konservative Nationalismus seinen Klasseninteressen den Vorrang vor seiner nationalen Identifikation gab, verlangte er von der Madrider Rechten, Beschwerde beim Verfassungsgericht einzulegen, und dieses hob das Gesetz auf. So wurde aus einem internen Streit zwischen den Gruppierungen des katalanischen Nationalismus ein Konflikt zwischen „Katalonien“ und „Spanien“. Dies ging so weit, daß die Abgeordneten der ERC (*Esquerra Republicana de Catalunya* – „Republikanische Linke Kataloniens“) – zusammen mit den Basken des PNV (*Partido Nacionalista Vasco* – „Baskische Nationalistische Partei“), die aus Solidarität mit ihnen handelten – sich aus dem spanischen Abgeordnetenhaus zurückzogen.

Nach einem Zwischenspiel, zu dem ein Generalstreik gehörte, den die Linke im Jahre 1934 ausrief und der in Asturien zu äußerst gewalttätigen Übergriffen führte, proklamierte Lluís Companys in Barcelona den „Katalanischen Staat in der Spanischen Bundesrepublik“. Die Madrider Regierung reagierte schnell mit einer militärischen Intervention, und damit annullierte sie de facto die katalanische Autonomie und entzog der *Generalitat* ihre Kompetenzen. Eine nationalistische katalanische Rechte übernahm nun die Führung der *Generalitat*, die keine legitime parlamentarische Unterstützung besaß. Diese Episode veranlaßte dennoch die spanischen Linken, ihren Beistand für den Autonomismus zu verstärken, der immer nachdrücklicher als Wesenselement der republikanischen Demokratie verstanden wurde. Aus diesem Grund bekam dieser eine zentrale Bedeutung im Programm der

Volksfront und nach dem Sieg der Linken bei den Wahlen von 1936 auch in der Tätigkeit einer Regierung, die fest entschlossen war, die Regionalisierung des Landes zu fördern. Der Bürgerkrieg brach diesen Prozeß bekanntlich ab, und Spanien sollte seine verfassungsmäßige Demokratie erst nach dem Tod des Diktators im Jahre 1978 zurückgewinnen.

Und nun? Während der langen Diktatur hatte das Franco-Regime die Vorstellung von der Einheitlichkeit Spaniens und seines Staates vertreten, und es hatte den offiziellen Gebrauch und den Schulunterricht in den regionalen Sprachen verhindert. Das soll nicht heißen, daß man nicht Baskisch oder Katalanisch sprechen konnte oder daß man die regionalen Bräuche verboten hätte: Ein Blick auf die Filme der fünfziger und sechziger Jahre veranschaulicht, daß die Pflege der regionalistischen Folklore nie aufhörte. Es trifft auch nicht zu, daß der Franquismus Katalonien ökonomisch geschadet hätte, das sich vielmehr als Industriemacht konsolidierte, was der enthusiastischen Kollaboration der katalanischen Bourgeoisie und der Masseneinwanderung von Arbeitskräften aus Andalusien und der Extremadura zu verdanken war – ein Vorgang, der sich mit der Nordwanderung des italienischen *Terrone* („Erdfrassers“: des Südtaliensers) vergleichen läßt. Der Autonomismus gehörte zum demokratischen Projekt der antifranquistischen Opposition, auch wenn Teile davon sich lange Zeit durch eine keineswegs demokratische Verteidigung des revolutionären Sozialismus auszeichneten. Als der Zeitpunkt des politischen Übergangs kam, gehörte zum Ideal der *Reconciliación* („Versöhnung“) die abermalige Anerkennung der inneren Pluralität Spaniens.

Hieraus resultiert eine verfassungsmäßige Regierungsform, die einen in jeder Hinsicht – außer in seinem Namen – föderalen Staat gestaltet: Der Staat der Autonomien setzt einen intensiven Dezentralisierungsprozeß in Gang, der danach strebte, das Problem der territorialen Gliederung Spaniens ein für allemal zu lösen, indem er seinen „Nationalitäten und Regionen“ umfangreiche Kompetenzen und eigene Symbole zugestand. Zwar zeigten sich die baskischen Nationalisten nicht allzu überzeugt, doch die Bürger Kataloniens unterstützten den Verfassungstext mit einer Mehrheit von über neunzig Prozent. In den folgenden Jahrzehnten ermöglichte es jedoch die Wahlhegemonie der konservativen katalanischen und baskischen Nationalisten, daß Nationalisierungspolitiken eingeleitet wurden, welche die katalanische und baskische Identität auf Kosten der spanischen stärken sollten, was die Ablehnung des inneren Pluralismus dieser Regionen zur Folge hatte. Demzufolge kann man sagen, daß es heute möglich ist, auf viele Arten Spanier zu sein, doch Katalane oder Baske kann man nur auf nationalistische Art sein. Und dieses Demokratieproblem hat sich im sogenannten Unabhängigkeits-*Procés* konkretisiert.

FREMDWAHRNEHMUNG IM STRATEGISCHEN KALKÜL

Bevor wir die Erörterung des Rechts auf Sezession in einer Demokratie fortsetzen und auf die Argumente eingehen, deren sich bezüglich Kataloniens das Oberste Gericht bei seiner Entscheidung über die Ausrufung und Durchführung des Referendums vom 1. Oktober 2017 bedient hat, muß man kurz darüber nachdenken, wie die Angelegenheit im Ausland wahrgenommen wird. Ich beziehe mich hier nicht auf die Meinung der einzelnen Vertreter der europäischen Öffentlichkeit über das Selbstbestimmungsrecht *im abstrakten Sinne*, sondern auf den allgemeinen Eindruck, den das Problem Kataloniens *im besonderen* hervorruft. Und dabei geht es nicht um die Eitelkeit eines Menschen, der weiß, daß er beobachtet wird, sondern darum, daß die internationale Dimension des katalanischen Nationalismus außerordentliche Bedeutung gewonnen hat, und dies aus wenigstens drei Gründen.

ANZEIGE

März 2020

Camera Austria International

149

Mit Beiträgen von:
Christina Werner
Carmen Winant
Hannah Wolf
Bouchra Khalili
Liz Johnson Artur

Forum
Ausstellungen
Bücher

www.camera-austria.at/shop

Seit 1980 widmet sich die zweisprachig (deutsch/englisch) erscheinende Zeitschrift Camera Austria International der Debatte um die Rolle der Fotografie zwischen Kunst und Massenmedium, zwischen Ästhetik und sozialer Praxis, zwischen Dokument und Diskurs, Politik und Bild. Ein Abonnement umfasst vier Ausgaben ab Bestellung: Österreich € 50,- / Europa € 60,- / Welt € 70,- / Preise inklusive Porto.

Zum einen hat der katalanische Separatismus aus der internationalen Öffentlichkeit einen zentralen Faktor seiner politischen Strategie gemacht. Es geht darum, ausländische Bürger, Journalisten und Politiker zu überzeugen, daß es eine katalanische Nation gibt, die das Recht hat, sich von Spanien zu trennen, was nun auch erforderlich macht, eine imaginäre Unterdrückung zu schildern, welche die spanische Demokratie als eine falsche Demokratie hinstellt, die immer noch – nach vierzig Jahren – das Virus des Franquismus in sich birgt. Man kann sagen, daß diese Strategie funktioniert hat: Der katalanische Nationalismus kann sich im Ausland auf eine Sympathie stützen, deren sich andere ethnizistische Nationalismen nicht erfreuen, die zu Recht als Gefahr für die europäische Stabilität erkannt werden. Trotzdem führte die einseitige Unabhängigkeitserklärung nicht zu dem Erfolg, den sich die Unabhängigkeitsbewegung auf diesem Gebiet gewünscht hätte, denn kein Staat erkannte die neue Republik an. Daß es Sympathiebewegungen auf dem europäischen Kontinent gab, wirkte sich für die katalanischen Politiker, die vor der spanischen Justiz geflohen waren, vorteilhaft aus, denn sie erlebten überraschende Nachsicht an ihren Zufluchtsorten: in Belgien, Schottland, der Schweiz.

Auf viele Spanier wirkte es überraschend, daß der Mechanismus des Europäischen Haftbefehls, der die beinahe automatische Auslieferung der in anderen Mitgliedsländern Beschuldigten oder Verurteilten auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens bezweckt, in diesem Fall nicht funktionierte: Die Richter in Deutschland und Belgien urteilten nun über die Grundlagen der Angelegenheit, obwohl sie keinen Zugang zu den Beweisen hatten, und sie lehnten die Auslieferung der Angeklagten ab, womit sie de facto nahelegten, daß dem spanischen Rechtssystem die für eine demokratische Ordnung eigentümlichen Garantien fehlen.

Ohne jeden Zweifel läßt sich der schärfste Ausdruck dieses Vorurteils in der schockierenden Entscheidung der Richter Schleswig-Holsteins entdecken, die über die Auslieferung des geflohenen katalanischen Ex-Präsidenten Carles Puigdemont an die spanische Justiz zu befinden hatten, nachdem ihn die Polizei bei seinem Aufenthalt auf deutschem Gebiet festgenommen hatte. Für die Richter dieser deutschen Region war die Veranstaltung eines illegalen Referendums durch die Behörden Kataloniens gleichwertig mit der Besetzung einer Startbahn des Frankfurter Flughafens, die der Umweltaktivist Rupert von Plottnitz im November 1983 organisiert hatte. Den Versuch, mit diesem Vorgehen den Ausbau eines Flughafens zu stoppen, sahen die Richter als einen Präzedenzfall an, der „nicht nur vergleichbar, sondern in einigen Details sogar identisch“ mit dem Angriff auf die spanische Verfassungsordnung durch die Separatistenführer sei. Man darf sich fragen, ob ein Bundesrichter ebenso entschieden hätte, wenn er den Fall prüfen müßte, daß die bayerischen Regierungsbehörden – um ein Beispiel zu nehmen – dem deutschen Bundesverfassungsgericht den Gehorsam verweigert und die bayerischen Bürger zum Urnengang aufgerufen hätten.

Hinter dieser verzerrten Sicht der Tatsachen steckt keine böse Absicht. Es handelt sich vielmehr um eine Form des Orientalismus: Diesen Begriff hat der Kulturhistoriker Edward Said geprägt, um zu beschreiben, wie der *reale* Orient in der Sichtweise des Westens durch einen *fiktiven* Orient ersetzt wird, der aus allen ihm in der Ferne gestaltenden Vorstellungen und Bildern entsteht. Dies ist unvermeidlich: Eine komplexe Realität verlangt den Gebrauch von Stereotypen, die unser Verständnis erleichtern, indem sie uns kognitive Abkürzungen bieten, die mühevollere Annäherungen ersetzen, weil diese unsere Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchen würden. Meistens nehmen wir auf diese Weise wahr, was in anderen Ländern geschieht, die wir logischerweise schlechter als unser eigenes kennen.

Deshalb ist es verständlich, daß so viele europäische Bürger über die Bilder entsetzt waren, die zeigten, wie in den Schulen, in denen die Abstimmung des illegalen Sezessionsreferendums stattfand, sich uniformierte Polizisten durchdrängten und dabei um sich schlugen. Und das sogar, obwohl sich zahlreiche derartige Bilder als Fälschungen herausstellten.

Ebenso ist es unwahrscheinlich, daß die Öffentlichkeit des Auslands Einzelheiten über das Anliegen der Separatisten kennt: Daß man aus dem Ausland so oft den Vorschlag hört, der katalanischen Regierung größere Autonomie zu gewähren, offenbart eine tiefe Unkenntnis der spanischen Verfassungswirklichkeit, wo doch Katalonien über eine Selbstverwaltung verfügt, die wenigstens mit der eines der deutschen Länder gleichwertig ist. Wie viele wohlmeinende Bürger Frankreichs oder Österreichs wissen, daß nur 45 Prozent der Katalanen zu dem Zeitpunkt die Sezession unterstützten, als diese einseitig erklärt wurde?

Und wie viele wissen, daß die katalanischen Schüler – selbst jene, die in kastilischsprachigen Familien geboren wurden – aufgrund der Politik der sprachlichen Immersion lediglich zwei wöchentliche Unterrichtsstunden in ihrer Muttersprache erhalten? Oder daß ein Ladenbesitzer verpflichtet ist, sein Geschäft mit einer katalanischen Aufschrift zu versehen, weil ihn andernfalls die katalanische Verwaltung mit einer Geldstrafe bedroht? Ebenso wenig fällt es leicht, sich an die unsozialen Praktiken der Separatisten zu gewöhnen, wenn sie die öffentlichen Gebäude mit gelben Bändern schmückten, auf denen die Freilassung der Verurteilten gefordert wurde, oder wenn sie die sozialen Netzwerke nutzen, um die Entlassung einer brasilianischen Kellnerin zu erreichen, die in einer Gaststätte Léri-das an den Tischen auf kastilisch bedient.

Diese unangenehme Realität bleibt meistens im Schatten verborgen. Sie wird von einer separatistischen Propaganda verdeckt, wofür die katalanische Regierung Millionen Euro des öffentlichen Haushalts aufwendet. Hieraus erklärt sich, daß dem katalanischen Nationalismus die Fremdwahrnehmung als ein wesentliches Instrument seines politischen Strategieplans dient: Die Entfernung läßt die feinen Unterschiede verschwinden und ermöglicht, daß man sich einen Konflikt zwischen Katalonien (als einheitlichem Volk) und Spanien (als Unterdrückterstaat) vorstellt, der nur durch die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts zu lösen sei. Aber das trifft nicht zu. Und ein hauptsächlich Grund ist, daß es dieses Recht nicht gibt, wie wir nun sehen werden.

STAAT UND NATION

Unter den beschriebenen Umständen muß es überraschen, daß in den letzten Jahren unbekümmert die Behauptung vorgebracht wurde, die Abspaltung sei ein „rechtmäßiges“ Ziel, ein Grundsatz, den sowohl jene, die es eifrig anstreben, als auch jene, die sich ihm widersetzen, verteidigen. Jedenfalls werfen diese den Erstgenannten vor, daß sie, um ihr Ziel zu erreichen, sich undemokratischer Instrumente bedient haben, so daß die Mittel und nicht der Zweck unrechtmäßig gewesen seien. Die logische Schlußfolgerung ist, daß die strenge Achtung der demokratischen Verfahren aus der Se-

zession ein vollkommen akzeptables Ziel machen würde. Und hieraus ergibt sich nun auch, daß das friedliche Streben nach einer demokratischen Sezession eine nationalistische Politik rechtfertigen würde, die eine gesellschaftliche Spaltung und die hieraus resultierende Schaffung eines emotionalen Antagonismus zwischen den Bürgern voraussetzt. Dies hat man in Katalonien als „la construcción nacional“ („Nationsbildung“) bezeichnet. Es ist nicht nötig, die Instrumente einzeln anzuführen, die jede Nationalisierungspolitik in unterschiedlichem Maße, je nach den Umständen, verwendet: Dies reicht von der politischen Rede und dem ausgrenzenden Gebrauch der Symbole bis zu der Bildungspolitik und den Kommunikationsmitteln, wozu der ungenierte Gebrauch der Lüge als Überzeugungsmittel gehört. Vielleicht handeln nicht alle Nationalismen immer auf diese Weise, doch selbstverständlich wird es sehr wohl derjenige Nationalismus tun, der – mittel- oder langfristig – die Unabhängigkeit anstrebt. Wenn die Mittel legal und demokratisch sind, so würde man implizit behaupten, ist es gerechtfertigt, den Bruch der verfassungsmäßigen Ordnung zu fördern, indem man ein Recht ausübt, das es gar nicht gibt.

Diese letztgenannte Bemerkung ist kein paradoxer Scherz. In keiner Verfassung der Welt und selbstverständlich in keiner, die den Auftrag hat, eine fortgeschrittene Demokratie rechtlich zu

John Breuilly (Hg.)
The Oxford Handbook of the History of Nationalism
Oxford 2013, Oxford UP

Jordi Canal
Con permiso de Kafka
El proceso independentista en Cataluña
Barcelona 2018, Peninsula

John H. Elliott
Scots and Catalans
Union and Disunion
New Haven 2018, Yale UP

Azar Gat, Alexander Jacobson
Nations
Cambridge 2012, Cambridge UP

Juan Claudio de Ramón
Diccionario de lugares comunes sobre Cataluña
Bizkaia 2018, Deusto

Daniel Gascón
El golpe posmoderno
Barcelona 2018, DEBATE

Bernard Yack
Nationalism and the Moral Psychology of Community
Chicago 2012, Chicago UP

ANZEIGE

Der große politische Roman über die Tragödie Lateinamerikas

Mario Vargas Llosa

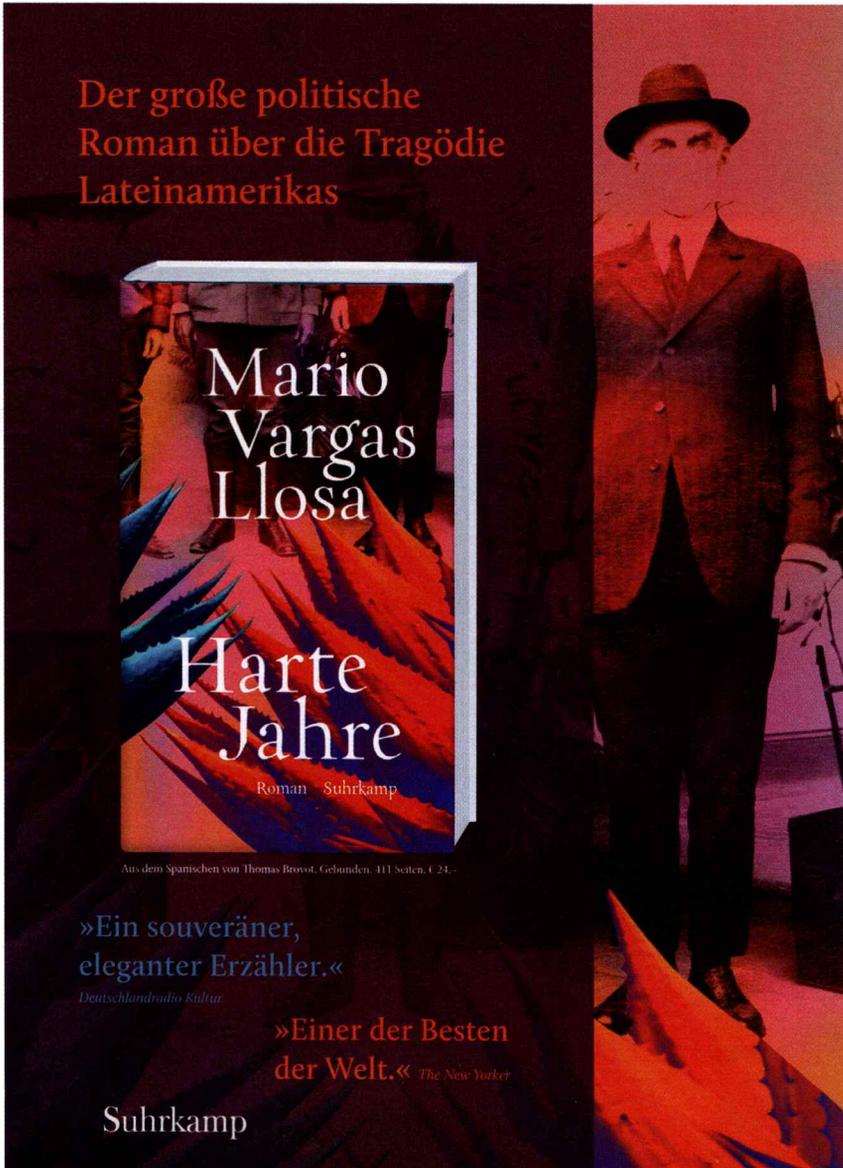
Harte Jahre
Roman Suhrkamp

Aus dem Spanischen von Thomas Brovt. Gebunden. 311 Seiten. € 24,-

»Ein souveräner, eleganter Erzähler.«
Deutschlandradio Kultur

»Einer der Besten der Welt.« *The New Yorker*

Suhrkamp



Mit anderen Worten: *Der Nationalismus nationalisiert*. Deshalb wirkt es nicht sehr glaubwürdig, wenn der Nationalismus als eine volkstümliche, von unten nach oben fortschreitende Erscheinung dargestellt wird. In Wirklichkeit leiten die Eliten die nationalen Herausbildungsprozesse, wobei der Intelligenzija eine besondere Rolle zukommt, denn sie gibt der Bewegung ein ideologisches Profil und die erforderlichen geschichtlichen Alibis. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß der Nationalismus durch und für die nationale Sache lebt. Leider wird das einzigartige Wesen der nationalistischen Ideologie oft übersehen, wenn man die für die Sezession sprechenden Argumente beurteilt. Hieraus ergibt sich eine abstrakte Diskussion, und diese läßt einen Faktor von grundsätzlicher Bedeutung für die Entstehung bestimmter Vorlieben außer acht, nämlich die ständige Mobilisierung und die Schaffung von unlösbaren Antagonismen, die auf der Voraussetzung beruhen, daß die kulturellen Identitäten miteinander unvereinbar seien. Diese Argumente werden gewöhnlich in drei Grundformen eingeteilt, wobei jede einzelne die Bedingungen aufführt, mit denen sich die Forderung nach Selbstbestimmung angeblich rechtfertigen läßt.

(I) Die *plebiszitären Theorien* verlangen lediglich, daß eine in einem Territorium konzentrierte Mehrheit ihr Verlangen äußert, sich von einem anderen zu trennen. Dies ist eine vom Recht auf politische Vereinigungsfreiheit abgeleitete Theorie: Wenn das Individuum autonom ist, sind es auch die möglichen Nationen. Und die Nationen legitimieren sich wie die Demokratie durch Entscheidungen des Volkes: Man muß abstimmen, und Gott soll den glücklichen Sieger bezeichnen. Doch diese Argumentation umgeht die Tatsache, daß die große Mehrheit der secessionistischen Bewegungen einen ethnischen oder Zuschreibungscharakter besitzt, wenn sie sich auf eine kollektive nationalistische Mobilisierung stützen; ihre individualistische Begründung bietet viele logische Schwierigkeiten und ermöglicht außerdem nicht, den ihnen impliziten Gebietsanspruch zufriedenstellend zu erklären. Anders gesagt: Es erweist sich als unangemessen, sich auf den *kollektiven* Willen des Nationalvolks (das sich selbst als solches bezeichnet) zu berufen, um ein Recht zu rechtfertigen, das sich von der individuellen Vereinigungsfreiheit ableitet.

(II) Die *Theorien der gerechten Sache* verlangen, daß eine Ungerechtigkeit gegeben ist, die sich nur durch eine Sezession beseitigen läßt: Diese wird durch jene legitimiert. Das Recht auf Sezession soll dem von Locke formulierten Recht auf Revolution sehr nahestehen. Es ist nicht leicht möglich, daß sich in demokratischen Gesellschaften eine derartige Voraussetzung ergeben kann. Außerdem verlangen secessionistische Bewegungen gewöhnlich nicht nach Gerechtigkeit, sondern werden eine angebliche Ungerechtigkeit ausnutzen, um ihr Hauptziel zu rechtfertigen: die Befriedigung des nationalen Selbstbestimmungsprinzips. Wieder erscheinen die Dynamik der nationalistischen Bewegungen und die Bedeutung der nationalen Identität ungerechtfertigterweise als zweitrangig bei der Argumentation.

(III) Die *Theorien der nationalen Selbstbestimmung* beruhen auf dem nationalistischen normativen Prinzip, dem zufolge die politischen und kulturellen Grenzen übereinstimmen müssen. Im Unterschied zu den Aussagen der plebiszitären Theorien soll dieses Recht nicht den Individuen, sondern den Nationen zukommen. Trotzdem wird dieses kollektive Recht mit der Bedeutung gerechtfertigt, welche die nationale Identität und das Zugehörigkeitsgefühl für die einzelnen haben. Diese Sichtweise läßt das Sezessionsrecht nicht auf einem elektoralen Zuschreibungskriterium (sondern auf einem organischen Kriterium: der Zugehörigkeit zum Volk) beruhen; oder vielmehr identifiziert sie Nation und Territorium, womit sie die dort wohnenden Minderheiten ignoriert. Hierbei gibt es

nichts Erstaunliches, denn das Sezessionsverlangen kommt gewöhnlich von nationalistischen Gruppen, die zur Verteidigung ihres angeblichen Rechts auf Unabhängigkeit mobilisiert werden.

In einer pluralistischen Gesellschaft, die sich selbst in der Form der verfassungsmäßigen Demokratie organisiert hat, kann man folglich das Selbstbestimmungsrecht nicht anerkennen. Dieses läßt sich nur als Abhilfe bei äußerst ungerechten Situationen verstehen, wie etwa, wenn die Menschenrechte verletzt oder die Zuständigkeiten der Selbstverwaltung offenkundig verweigert werden.

Den bereits angeführten Begründungen lassen sich weitere hinzufügen, zu denen an erster Stelle der sogenannte „Demonstrationseffekt“ gehört. Das heißt, es geht um die Nachahmungsdynamik, die sich innerhalb ein und desselben Staates – oder in verschiedenen anderen – als Folge des perversen Anreizes auswirken könnte, der die allgemeine Anerkennung des Sezessionsrechts voraussetzt. Was für eine internationale Ordnung ließe sich gestalten, wenn man das nationalistische normative Prinzip anwendete? Wer könnte den darauffolgenden Fragmentierungsprozeß aufhalten? Ernest Gellner machte bereits auf den Gegensatz zwischen der Zahl potentieller Nationen und der Zahl der in der internationalen Ordnung lebensfähigen politischen Einheiten aufmerksam.

Kedourie hat hingegen betont, wie diese Furcht einer durch die Geschichte bestätigten Gewißheit gleicht: *„Die Erfahrung – die bittere Erfahrung – hat gezeigt, daß ... die Selbstbestimmung ein Prinzip der Unordnung und nicht der Ordnung im internationalen Leben ist.“* Wenn man die Rechtmäßigkeit einer Sezession *prima facie* annähme, würde dies also der Annahme einer ständigen politischen Instabilität gleichkommen. Ebenso würden die nationalistischen Gruppen in dieser Anerkennung eine deutliche Aufforderung finden, aktiv zu werden. Und Allen Buchanan hat darauf hingewiesen, wobei er sich der von Albert Hirschman geschaffenen Kategorien bediente, daß ein gesetzlich anerkanntes Recht auf „Austritt“ (oder Sezession) die „Stimme“ der demokratischen Institutionen und die ihnen geschuldete „Loyalität“ bedrohen würde, was diese Institutionen folglich schwächen müßte.

Auch eine andere Art des Vorbehalts entspricht den einfachsten Grundsätzen des Realismus. Sie betrifft die Praxis der Referenden. Die Makellosigkeit der Beratungen, mit der die Selbstbestimmungsreferenden in den theoretischen Texten dargestellt werden, entspricht nämlich selten ihren praktischen Anwendungsbedingungen. Wenn man von „Klarheitsgesetzen“ spricht, bei denen es um nicht verbindliche Befragungen und gutgläubig geführte Verhandlungsprozesse geht, so ähnelt dies sehr wenig der Realität. In der Praxis sind alle Referenden verbindlich, und eine Mehrheit von nur einer Stimme würde genügen, um eine politische Dynamik zu schaffen, bei der niemand auf den – nehmen wir einmal an – mahnenden Hinweis hören würde, daß man eine qualifizierte Mehrheit benötigte, um über die Sezession zu entscheiden. Das gleiche kann man über den einem Referendum vorausgehenden Beratungsprozeß sagen: Wenn die Identität auf dem Spiel steht, gibt es keine

Beratung. Hieraus ergibt sich eine tribalistische Beeinflussung der individuellen Bevorzugungen, die schlecht zur plebiszitären – individualistischen – Begründung der Sezession paßt. Sicher urteilt der politische Philosoph Daniel Weinstock zutreffend, wenn er erklärt, daß die auf der Identität beruhenden Argumente eine Gefahr für die Demokratie seien, weil sie sich als wesensgemäß beratungs- und vor allem kompromißresistent erweisen. Und wenn die Identitätskonflikte keine Lösung zulassen, so trifft dies genauso für das Selbstbestimmungsreferendum zu.

Schließlich argumentiert man meistens, daß die Einschränkung des Selbstbestimmungsrechts eine unrechtmäßige Begrenzung des demokratischen Prinzips sei: Müßte man die Mehrheit dort, wo es sie gibt, nicht ehren? Doch wir würden so etwas nicht sagen, wenn das, was diese Mehrheit verlangt, die Einführung der Rassentrennung oder die Einschränkung der Pressefreiheit ist; die Mehrheit haben ist nicht das gleiche wie recht haben. Und die verfassungsmäßigen Demokratien bewahren freiheitliche Gegengewichte, gerade um die Kompetenzüberschreitungen einer Volksregierung zu vermeiden: Herrschaft des Gesetzes, Gewaltenteilung, kontramajoritäre Organe, Schutz der Individuen und Minderheiten, Pressefreiheit. Darum, erinnert uns Gianluigi Palombella, gibt es einen Teil der Verfassungen, der Schutzbedingungen für die Demokratie selbst festlegt: Er ist keine Begrenzung der souveränen Macht, sondern deren Garantie. In einer Gesellschaft, die nicht in zwei Hälften zerrissen ist, sondern in der es eine überwältigende Mehrheit für die Sezession gibt (nehmen wir an, etwa siebzig oder achtzig Prozent), ist allerdings vorauszusetzen, daß sich die Dinge schließlich ganz anders darstellen. Diese faktische Schutzklausel wird in komplexen und pluralistischen Gemeinschaften, in denen das Problem eher die Beziehung zwischen zwei annähernd gleich großen Mehrheiten

ANZEIGE



ten ist, allerdings wohl selten Anwendung finden. Was in diesem Sinne am Fall Kataloniens erstaunt: daß die Unabhängigkeitsbewegung eine *Minderheit* ist, die sich gegenüber einer *Mehrheit* durchsetzen will.

DIE MEINUNG DER RICHTER

Obwohl die vor kurzem gebildete sozialistisch-kommunistische Regierung auf der Suche nach der für die Amtsübernahme erforderlichen Unterstützung durch die katalanischen und baskischen nationalistischen Parteien die Notwendigkeit betont hat, den katalanischen Konflikt zu „*entjustialisieren*“, womit sie einen Ausdruck benutzt, der im Rahmen eines *Rechtsstaates* zumindest son-

derbar wirkt, ist es doch eine Tatsache, daß das Urteil des *Tribunal Supremo* – des Obersten Gerichtshofes Spaniens – vom 14. Oktober 2019 über die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Separatistenführer keine strafende Reaktion des Staates auf eine *Meinungsäußerung*, sondern die Anwendung des von der sozialistischen Regierung im Jahre 1995 angenommenen Strafgesetzbuches für einen Komplex von *Handlungen* ist, die den Bruch der spanischen Verfassungsordnung bezwecken.

Das Gericht schloß die Straftat der Rebellion aus und verurteilte die Angeklagten wegen Auf- ruhrs. Diese Strafe wirkt für viele Kommentatoren schrecklich antiquiert. Doch wenn ich einmal davon absehe, daß sich das Urteil in einen auffäl-

ligen Widerspruch verwickelt, hat der Eindruck, daß diese Straftat nach vergangenen Zeiten klingt, mit den verurteilten Tatbeständen zu tun: daß sich eine Region mit einem Pro-Kopf-Einkommen von 25 000 Euro gegen eine Demokratie empört, wobei sie sich der Vollmachten bedient, welche die Verfassung der katalanischen Regierung zuerkennt, muß überraschen. Dennoch ist dies geschehen, und folglich mußte es unbedingt verurteilt werden. Es geht um das, was Daniel Gascón mit dem glänzenden Begriff „*ein postmoderner Coup*“ bezeichnet hat, denn dieser ist dem Bezugsrahmen eines Überfalls von säbelschwingenden Reitern auf die bestehende Ordnung unangemessen.

Etwas von der Ungläubigkeit, die viele ausländische Beobachter zeigen, läßt sich allerdings in

ANZEIGE

SPRACHMAGAZIN ZUM KENNENLERNEN

ÉCOUTE GRATIS TESTEN

DEUTSCHE EINFÜHRUNGSTEXTE für den schnellen Überblick

KEINE LANGWEILIGEN ÜBUNGSTEXTE sondern aktuelle Berichte, Reportagen und Interviews

SPRACHSCHWIERIGKEITSGRADE zum Selberbestimmen des Lernfortschritts

GRATIS TESTEN

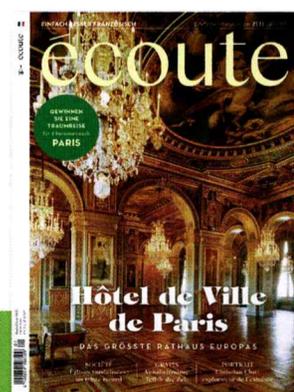
SCHWIERIGE BEGRIFFE werden erklärt

PERFEKTIONIEREN SIE IHR FRANZÖSISCH

Das Sprachmagazin Écoute bietet Ihnen mit 14 Ausgaben im Jahr interessante Artikel, Hintergrundberichte aus der französischsprachigen Welt und zahlreiche Übungen mit denen Sie Ihr Vokabular und Ihre Grammatik ganz leicht verbessern können.

► GRATISHEFT GLEICH ONLINE BESTELLEN UNTER:

ECOUTE.DE/LETTRE



Spotlight Verlag

der Begründung des Gerichts wahrnehmen, das „Aufruhr“ anstelle von „Rebellion“ wählte, als es entschied, daß die De-facto-Sezession niemals hätte eintreten können: Der Gegensatz zwischen den benutzten Mitteln und dem verfolgten Zweck sei so groß, argumentieren die Richter des Obersten Gerichtshofes, daß die Unabhängigkeit einen harmlosen „Tagtraum“ darstellte. Das Gericht erklärt, der Staat „bewahrte in jedem Moment die Kontrolle über die Kräfte des Militärs, der Polizei, der Gerichte und der Gesellschaft selbst. Und da er diese Kontrolle bewahrte, machte er aus dem etwaigen Unabhängigkeitsplan ein bloßes Hirngespinnst. Dessen waren sich die Angeklagten bewußt.“

Dies ist eine anfechtbare Argumentation. Das Gericht übergeht die spannungsvollen Episoden, die man im September und Oktober auf den Straßen Kataloniens erlebte, sowie die systematische Benachteiligung der nicht für die Unabhängigkeit eintretenden Bürger, und es verwechselt offenbar *Unwahrscheinlichkeit* mit *Unmöglichkeit*. Dies sind ganz unterschiedliche Sachverhalte, um so mehr, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß ein Ereignis stattfindet, kein vorausgehendes rechtssicheres Urteil zuläßt. Wenn nach der Ausrufung der Unabhängigkeit Kataloniens durch Puigdemont und das katalanische Parlament 3 Millionen Katalanen auf die Straße gegangen wären, um mit ihren Körpern die neue Ordnung entschlossen zu verteidigen, hätten sich die Dinge ganz anders entwickeln können. Übrigens haben die Erklärungen von Oriol Junqueras, dem Vorsitzenden von *Esquerra Republicana* und einem der profiliertesten Unabhängigkeitsbefürworter, stets die entgegengesetzte Richtung verfolgt: Obwohl er keinen Erfolg hatte, war der Einsatz für die Sezession etwas ganz Reales.

Wie dem auch sei, jedenfalls hält sich der Oberste Gerichtshof auch mit interessanten Erwägungen über das Sezessionsrecht unter demokratischen Rahmenbedingungen auf. Als erstes sagt er, daß der Ausdruck „*Entscheidungsrecht*“, der Dreh- und Angelpunkt der nationalistischen Kommunikationsstrategie, nirgendwo erscheint: nicht in der spanischen Verfassung, im Autonomiestatut Kataloniens, in den von Spanien unterzeichneten internationalen Verträgen oder im vergleichenden Verfassungsrecht. Diesem angeblichen Recht fehlt jede juristische Verankerung. Es trifft zu, daß die Demokratie das Wahlrecht voraussetzt, doch sie ist etwas mehr als das: Ebenso setzt sie voraus „*die Achtung der politischen Rechte, die das konstitutionelle System anderen Bürgern zuerkennt, die Anerkennung des Gleichgewichts der öffentlichen Gewalten, die Befolgung der Gerichtsentscheidungen und schließlich die gemeinsame Vorstellung, daß die Gestaltung der Zukunft einer Gemeinschaft in der Demokratie nur möglich ist, wenn man den Rechtsrahmen respektiert, der Ausdruck der Volkssouveränität ist.*“

Hieraus ergibt sich, worauf wir schon hingewiesen haben, daß keine europäische Verfassung – es lohnt sich, das zu wiederholen – dieses hypothetische „*Entscheidungsrecht*“ garantiert. Ja noch mehr: Jede *einseitige Sezessionsbewegung in einer Gesellschaft, die sich die Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten (1951) und die Grundrechtecharta von Lissabon (2010) zu eigen gemacht hat, ist definitionsgemäß eine antidemokratische Bewegung, weil es antidemokratisch ist, die Grundlagen eines Verfassungsmodells zu zerstören, um eine identitäre Republik aufzubauen, in der ideologischer und politischer Pluralismus nicht garantiert sind. Der Grund ist offenkundig: „Außerhalb des Rechtsstaates gibt es keine Demokratie.“* Dies erinnert daran, daß keine Demokratie die Rechtmäßigkeit einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung anerkennen kann. Hierbei beruft man sich auf die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts Deutschlands über die Möglichkeit, daß Bayern ein Volksbegehren zu einer derartigen Angelegenheit durchführt. Da Deutschland ein

Nationalstaat sei, der auf der verfassungsgebenden Gewalt des deutschen Volkes beruhe, argumentierten die Karlsruher Richter, seien die Länder nicht „*Herren der Verfassung*“. Keine sezessionistische Bestrebung eines Landes findet einen Platz im Rahmen des Bonner *Grundgesetzes*: Wer so handelt, stellt sich außerhalb der Verfassungsordnung. Und das gleiche gilt für Spanien.

Die Richter heben ebenfalls hervor, daß das Strafverfahren, das gegen die Hauptvertreter der separatistischen Bewegung geführt werde, nichts mit der Kriminalisierung ihrer Ideen oder der Verfolgung von Dissidenten zu tun habe. Es handele sich um „*Sachverhalte, die anfänglich unter einem Straftatbestand subsumierbar und durch Indizienbeweis einem der Beschuldigten zurechenbar sind*“. In diesem Sinne wirke es kaum glaubwürdig, wenn man von „*zivilem Ungehorsam*“ spreche, um die Handlungen der Separatistenführer zu rechtfertigen. Wenn man Ungehorsam als das Recht verstehe, als ungerecht oder rechtswidrig angesehene Rechtsvorschriften oder Anordnungen der Justizbehörde nicht zu befolgen, könne er wie ein starker Mechanismus des demokratischen Lebens erscheinen. Aber dies mache aus dem zivilen Ungehorsam keinen Grund, um Verhaltensweisen zu rechtfertigen, die ins Strafgesetzbuch aufgenommen wurden, und dies schon aus rein begrifflichen Argumenten: Wenn es keine Sanktion gebe, gebe es keinen Widerspruch zum Gesetz, und demzufolge gebe es dann überhaupt keinen Ungehorsam. Dem müsse man hinzufügen, argumentiert das Gericht, daß eine absolutistische Sichtweise der eigenen Überzeugungen jene Bürger, die dem geltenden Gesetz treu bleiben, zu zweitrangigen Bürgern herabstufen würde, die dazu verurteilt sein müßten, die Forderungen der Gesetzesgegner anzuerkennen. Doch vor allem müsse man berücksichtigen, *wer* hier ungehorsam sei: Es handele sich nicht um idealistische Bürger, sondern um Politiker, die öffentliche Ämter ausüben. Die Schlußfolgerung des Gerichts ist eindeutig:

„*Es fällt schwer, zu aktiven Subjekten des zivilen Ungehorsams solche politischen Entscheidungsträger zu machen, die in die Struktur des Staates eingegliedert sind und zu ihr gehören; diese politischen Entscheidungsträger haben schöpferische normative Befugnis und stellen sich in einem unüberbrückbaren Paradox als Personen dar, die eine sich selbst ungehorsame öffentliche Gewalt verkörpern, wobei dies auf so etwas wie eine Autoimmunkrankheit zurückzuführen wäre, die ihre eigene Organstruktur vernichtet.*“

Im Grunde schließt das Gericht aus, daß es im demokratischen Rahmen etwas wie ein Selbstbestimmungsrecht gibt, dessen Ausübung einem Gebiet oder einem „Volk“ zustehen würde, das sich hierfür selbst bezeichnet hat. Obwohl seine Erörterung des Problems bei weitem nicht erschöpfend ist, steht das Fehlen einer Rechtsgrundlage für den Unabhängigkeits-*Procés* zweifellos fest.

SEZSSION IN DER DEMOKRATIE

Hat es noch Sinn, weiterhin zu behaupten, die Verteidigung des Sezessionsrechts eines Territoriums sei „rechtmäßig“? Oder entspricht das Nichtvorhandensein dieses Rechts in den Verfassungstexten und der internationalen Gesetzgebung wohlbegründeten Argumenten, was dort, wo es zu einer nationalistischen Mobilisierung kommt, vielmehr die Suche nach anderen Lösungen als ratsam erscheinen läßt? Bereits zuvor wurde festgestellt: Wir leben nicht in neu entstandenen Demokratien, sondern in Gesellschaften, die schon eine lange geschichtliche Erfahrung gesammelt haben. Wir wissen, daß der Nationalismus – dessen unzweifelhafte Macht auf der Fähigkeit beruht, das menschliche Bedürfnis nach Gruppenzugehörigkeit, das psychobiologische Grundlagen hat, auszubuten – eine potentielle Gefährdung des Zusammenlebens und für die verfassungsmäßigen Demokratien ein Destabi-

lisierungsfaktor ist. Es lohnt sich, dies zu betonen: Seine plebiszitäre und nativistische Logik ist unvereinbar mit der Herrschaft des Gesetzes und dem Begriff der Staatsbürgerschaft, wobei sie sich zudem im Widerspruch zu einem Pluralismus befindet, der die soziologische Voraussetzung der Demokratien darstellt. Die Herausforderung für die heutigen Demokratien besteht ja gerade darin, eine integrative Erzählung zu finden, die alle Differenzen verknüpft, und keine untereinander unvereinbaren Erzählungen für *jeden* potentiellen Unterschied zu schaffen. Wieder einmal wirkt der Sezessionismus wie ein Anachronismus: wie eine Geisterstimme aus dem 19. Jahrhundert im 21.

Was soll man dann tun? Wieder erweist sich, daß das Völkerrecht klüger ist, als wir gewöhnlich denken. Das Selbstbestimmungsrecht wird nämlich nicht als ein Recht auf Sezession, sondern als die Befugnis interpretiert, sich demokratisch an der eigenen Regierung zu beteiligen. Etwas, das sich als „einfache“ politische Beteiligung der Staatsbürger in Zentralstaaten wiedergeben oder sich in dezentralen Organisationsformen der territorialen Vertretungen konkretisieren läßt, die den Territorien, aus denen der Staat besteht, einen variablen Grad an Selbstverwaltung gewähren. Hierbei darf man sich der politischen Phantasie bedienen, um zu garantieren, daß die – wirklichen oder eingebildeten – kulturellen Unterschiede ausreichende Berücksichtigung finden können. Im Grunde bestehen hierin die Vorzüge der Übertragung von Befugnissen an regionale Körperschaften, wozu auch der Föderalismus gehört. Doch die Erfahrung – die bittere Erfahrung – hat uns gelehrt, daß es unklug ist, die gemeinsame Dimension der Staatsbürgerschaft zu vernachlässigen, denn damit werden die Gefühle der Solidarität und gemeinschaftlichen Zugehörigkeit geschwächt.

Wenn die Nationen „*imaginäre Gemeinschaften*“ sind, wie Benedict Anderson gesagt hat, so wird die Art und Weise nicht gleichgültig sein, in der sie sich selbst *vorstellen*: ethnizistisch oder pluralistisch, romantisch oder liberal, geschlossen oder offen. Somit wird es darum gehen, die notwendigen Mittel bereitzustellen, damit die Nationalstaaten sich selbst als staatsbürgerliche und nicht als ethnische Nationen verstehen, die sowohl für die Anerkennung der Unterschiede im Innern als auch für die kosmopolitische Integration auf supranationaler Ebene offen sind, wobei sie sich auf einen Begriff der Staatsbürgerschaft stützen, der von jeder identitären Verpflichtung abgelöst ist und trotzdem genug Raum läßt, damit die Traditionen von dem, der so etwas wünscht, gepflegt werden können. Natürlich gibt es Grenzen: Man wird keine Lösung finden, wenn ein Nationalismus hartnäckig jene Befugnisse fordert, die er schon besitzt, oder wenn er eine Logik der Konfrontation mit dem Staat fördert und dabei von fiktiven Beeinträchtigungen ausgeht. So zeigt sich wiederum offenkundig die Notwendigkeit, die Dynamik des identitären Nationalismus in die Analyse des regionalen Konflikts einzubeziehen. Doch nichts verhindert, daß der kulturelle Pluralismus in den Verfassungstexten angemessen anerkannt wird, wie der Fall Spaniens mehr als hinreichend beweist.

Wenn es klarer wäre, daß sich das Selbstbestimmungsrecht nur in sehr beschränkten Fällen anerkennen läßt, hätte das Stadtviertel Pimlico niemals davon geträumt, sich von Großbritannien unabhängig zu machen, und wir hätten nicht in den Genuß einer rührenden Komödie kommen können. Hingegen wären wir vielleicht vorsichtiger, sobald es darum geht, die „Rechtmäßigkeit“ des politischen Ziels einer Sezession zu bewerten, indem wir gegen sie eher Argumente als Gefühle anführen. Und in der heute leidenschaftlich geführten öffentlichen Auseinandersetzung wäre dies schon ein Gewinn. ♦



JOHANN WOLFGANG VON GOETHE SCHMUCKBLATT MIT „GOTTES IST DER ORIENT“ ... UND ABRÛ-SCHRIFT ZWISCHEN 22. DEZEMBER 1818 UND 15. JANUAR 1819, WEIMAR

IN: ANKE BOSSE, „POETISCHE PERLEN“ AUS DEM „UNGEHEUREN STOFF“ DES ORIENTS, WALLSTEIN

DIE ORIENTALISCHE FRAGE

GOETHES WELTLITERATUR, SAIDS ORIENTALISMUSKRITIK UND EIN BLINDER FLECK

DAS romantische Orientbild in Goethes *West-östlichem Divan* und die postkoloniale Kritik am europäischen Orientbild in Edward Saids Hauptwerk *Orientalism* sind auf den ersten Blick schwer miteinander zu vereinbaren. Beim Versuch, die Kluft zwischen diesen beiden Bildern zu überbrücken, hilft uns Goethes Idee der Weltliteratur – indem er orientalistischen Klischees entgegentritt und indem er den „Orient“ als polykulturellen Imaginationsraum mit einem utopischen Potential zu entdecken hilft.

Die *Frage nach dem Orient* kann keine unschuldige sein. Ihre Anfänge reichen bis in die Goethezeit. Im 19. Jahrhundert war viel von „*The Eastern Question*“ die Rede. Es war eine typisch koloniale Frage, und sie handelte davon, wie mit der letzten verbliebenen muslimischen Großmacht umzugehen sei, dem Osmanischen Reich. Bei der Antwort darauf spielten die Osmanen, die Vorfahren der heutigen Türken, freilich keine nennenswerte Rolle. Sie wurden nicht gefragt. Die Frage nach dem Orient machten die Europäer untereinander aus.¹

Eine solche Frage signalisiert bereits eine Distanz. Wer fragt, gehört nicht ganz dazu. Die orientalische Frage, von einem überlegenen Europa aufgeworfen, konnte für den Orient also nichts Gutes bedeuten. Die orientalische Frage lautete, wie das Osmanische Reich bei lebendigem Leib „gerecht“ unter den europäischen Großmächten aufgeteilt werden konnte. In mancher Hinsicht lebt diese alte orientalische Frage bis heute fort, vor allem in Gestalt des nach wie vor ungeklärten europäischen Verhältnisses zur Türkei.

WEST-ÖSTLICHER DIVAN

Goethes *West-östlicher Divan* entstand fast gleichzeitig mit dieser orientalischen Frage und hat die-

selben zeitgeschichtlichen Wurzeln. Im Frühjahr 1814 erschien die Hâfêz-Übersetzung des österreichischen Orientalisten und Diplomaten Hammer-Purgstall, der den persischen Dichter in Istanbul, also im Osmanischen Reich, studiert hatte. Hâfêz lebte im 14. Jahrhundert in Schiraz. Seine Ghazelen-Gedichte, in denen jeder Vers auf dem gleichen Reim endet – galten als der Inbegriff der orientalischen Poesie. Die Verbreitung und Verehrung seiner Dichtung beschränkt sich nicht auf das Gebiet des heutigen Iran, sondern umfaßte einen weiten, dabei erstaunlich homogenen kulturellen Raum vom Balkan bis nach Indien.²

Hâfêz galt auch als Vorbild für die Lyrik, die am Osmanischen Hof in einer persisch-türkischen Mischsprache geschrieben wurde.³ Somit ist es nicht verwunderlich, daß Hammer-Purgstall in Istanbul, das wir heute als rein türkische Metropole wahrnehmen, auf den aus Schiraz im heutigen Iran stammenden Hâfêz aufmerksam wird.

Bemerkenswert ist auch, wo und von wem die Gedichte von Hâfêz zum ersten Mal gedruckt und in Buchform publiziert worden sind: In Kalkutta 1791, auf Veranlassung der britischen *Asiatic Society*.⁴ Bis dahin sind sie nur mündlich und handschriftlich überliefert worden. Der Kolonialismus und die Erschließung der orientalischen Dichtung durch abendländische Philologen stehen in einem engen Zusammenhang.

Kaum hatte Hammer-Purgstall – er arbeitete damals als Hofdolmetscher in Wien – den *Diwan* von Hâfêz übersetzt – „*Diwan*“ heißt in diesem Fall nichts anderes als „Gesammelte Gedichte“ – kam es im Herbst 1814 zum *Wiener Kongreß*. Europa wurde neu geordnet, woraus sich wiederum einige Jahrzehnte später die „Orientalische Frage“ ergab. Wenige Tage nach dem Ende des Kongresses im Juni 1815 verliert Napoleon in Waterloo

seine letzte Schlacht. Zur gleichen Zeit entstehen die ersten Gedichte von Goethes *West-östlichem Divan*.

Aber der Zusammenhang zwischen der Orientalischen Frage, dem heraufziehenden Kolonialismus und der Entstehung des *West-östlichen Divan* reicht tiefer. Als Hammer-Purgstall Hâfêz übersetzte, hatten die europäischen Mächte, allen voran Franzosen, Engländer und Österreicher, bereits mehr als ein Jahrhundert lang eine Art *data mining* im Orient betrieben. Zu dieser Datenerhebung gehörte das Erlernen der orientalischen Sprachen ebenso wie das Sammeln von Handschriften und ihre Publikation und Übersetzung.

Der berühmteste Fall eines solchen literarischen *data minings* ist mit dem Namen von Antoine Galland verbunden, dem Entdecker und ersten Übersetzer der Erzählungen von *Tausendundeine Nacht*. Für seine Tätigkeit als Sammler von Manuskripten aus dem Orient erhielt er vom Sonnenkönig Ludwig XIV. den Ehrentitel des „*Antiquaire du Roi*“, des königlichen Antiquars. Auch Goethe kaufte etliche orientalische Manuskripte für die Bibliothek des Herzogs von Weimar an.

ANEIGNUNG, ÜBERFORMUNG

In dieser Sammelleidenschaft schimmerte bereits im 18. Jahrhundert die Frage nach dem Orient auf. Das Einholen von Informationen war die Vorbedingung dafür, bestehende Ordnungen im Orient in Frage zu stellen. Nur wer darüber etwas wußte, konnte ausloten, was sich dort holen ließe und wie. Im Umgang mit der orientalischen Literatur machte sich dabei die medientechnische Überlegenheit der Europäer bemerkbar, wie sie sich im Buchdruck manifestierte.⁵ Der in Kalkutta gedruckte *Diwan* von Hâfêz war nur eines von

vielen kleinen *immutable mobiles*, die Bruno Latour als entscheidenden Faktor der europäischen Überlegenheit bestimmt hat. Bei diesen „unveränderlichen mobilen Elementen“ handelt es sich um Spuren und Daten, die über große Entfernungen und zeitlichen Abstand hinweg zuverlässig übermittelt werden konnten. Eine Information, die in Indien oder Südamerika gewonnen wurde, konnte dann auch in London, Paris oder Wien so ausgewertet und zurückgespiegelt werden, daß eine wirksame Kontrolle selbst aus der Ferne gewährleistet war.⁶ Im Fall der Literatur hieß dies, daß abendländische Philologen eine Deutungsmacht und Interpretationshoheit darüber erlangen konnten, die dann in die Gebiete oder Kulturen, aus denen die Texte stammten, zurückwirkten und diese im europäischen Sinn veränderten.

Hammer-Purgstalls *Ḥāfēz*-Übersetzung und Goethes Reaktion darauf in Gestalt seines *West-östlichen Divans* ist also ebenso wie die (einhundert Jahre frühere) europäische Entdeckung von *Tausendundeine Nacht* durch Galland eine Aneignung, Überformung und Verwandlung des ursprünglichen *Ḥāfēz* oder der originären Erzählungen von *Tausendundeine Nacht*. Dies kann im Sinne Bruno Latours als strategischer Vorteil Europas gegenüber dem Orient – der Vergleichbares nicht tun konnte – gewertet werden. Dieser Effekt schlägt bis heute auf unser Orientbild durch, und auch auf das Selbstbild der Menschen in den Ländern, die als Orient etikettiert worden sind.

Als *Tausendundeine Nacht* noch eine rein orientalische Geschichtensammlung war und kein Europäer sie kannte, bestand sie aus nur 282 Nächten! Das war genug, um als unendlich viel zu gelten, und nichts anderes, nämlich unendlich plus eins, bedeutete die Zahlenangabe im arabischen Urmanuskript. Es war Galland, der die Zahl beim Wort nahm und aus verschiedensten, teilweise mündlichen Quellen tatsächlich tausendundeine Erzählungen zusammentrug. Darunter befinden sich einige der berühmtesten wie *Ali Baba und die vierzig Räuber*, *Sindbad der Seefahrer* oder *Aladdin und die Wunderlampe*, die alle im Originalmanuskript der *Nächte* nicht zu lesen waren.

Wenn Sie indessen heute in Kairo oder Casablanca, Bagdad oder Teheran in eine Buchhandlung gehen und nach *Tausendundeine Nacht* fragen, werden Sie ebenso viele Erzählungen, nämlich tausendundeine, bekommen und nicht nur 282 (allenfalls könnte die eine oder andere schlüpfrige Stelle zensiert worden sein). Die nachauflärerische europäische Phantasielosigkeit, welche eine Übertreibung nicht als rhetorische Figur der Hyperbel erkennt, sondern für bare Münze nimmt, hat folglich inzwischen auch im Orient Schule gemacht. Im Fall von *Tausendundeine Nacht* hat sich der Schaden in einen Nutzen verwandelt, weil uns dadurch weitere Geschichten beschert worden sind, Geschichten, die im Orient inzwischen bedenkenlos als autochthon gelten, selbst wenn es keine originalsprachlichen Quellen gibt.

KULTURELLE SCHIZOPHRENIE

Ein weiterer wichtiger Faktor bei dieser veränderten Rückprojektion ist die Übersetzung, deren Wirkung keineswegs auf die Zielsprache beschränkt bleibt. *Tausendundeine Nacht* kursierte im orientalischen Mittelalter als Literatur volkstümlicher Geschichtenerzähler. Ihre einfache, teils fehlerhafte Sprache machte sie für die Gebildeten wertlos, sie galten als billige Unterhaltung, so wie heute unsere Blockbuster. Mit der französischen Übersetzung von Galland vom Anfang des 18. Jahrhunderts stiegen sie auf in den Rang gehobener Unterhaltung für die besseren Stände – all diejenigen, die lesen und sich Bücher leisten konnten. Im Lauf des 18. Jahrhunderts wurden die Märchen auch in Kreisen erstzunehmender Literaten so populär, daß Goethe sich selbst häufig mit Scheherazade

verglich, der Erzählerin in der Rahmenhandlung von *Tausendundeine Nacht*.

Auf diese Weise geädelt, wurde *Tausendundeine Nacht* etwas ganz anderes als die geringgeschätzte Populärliteratur, für die es im Orient selbst immer gehalten worden war. Und spätestens seit dem 20. Jahrhundert nimmt man sie auch im Orient literarisch ernst, und die Anspielungen darauf in den orientalischen Literaturen der Gegenwart sind zahlreich. Insofern sich die arabischen Literaten mit den Märchen identifizieren oder sich darauf berufen, ändert sich aber auch das Bild, das sie sich von sich selbst machen. Dieses ändert sich, weil die Erzählungen in ihrer heutigen Gestalt wesentlich auch ein europäisches Produkt sind, im Sinn des europäischen Blicks auf den Orient, für den *Tausendundeine Nacht* lange typisch war. Weil aber dieser Blick zutiefst ambivalent ist und den Orient verherrlichen und mystifizieren, aber auch verachten und verdammen kann, führt die Übernahme dieses Blicks im Orient selbst zu einer veritablen „kulturellen Schizophrenie“, *Schizophrenie culturelle*, wie der Titel eines Buchs des iranischen Philosophen und Religionswissenschaftlers Daryush Shayegan lautet.⁷

SEMITEN, ASIATEN, FREMDE

Bereits zu Lebzeiten Hammers⁸ und Goethes zeichnet sich auch das europäische Orientbild durch eine zunehmende Janusköpfigkeit aus. Einerseits offenbarte sich, zumal in Kunst, Literatur und Musik, ein idealer, guter, inspirierender Orient. Das war ein rein geistiger, imaginärer und imaginer Orient. Dieser war die Leidenschaft einer kleinen Gruppe von Literaten, Komponisten, Malern, Philologen, Denkern und Außenseitern. Dem stand der Orient entgegen, wie ihn die europäischen Politiker, Militärs und Geschäftsleute sahen. Von ihnen wurde der Orient als problematisch, störend, ja abstoßend aufgefaßt. Er sollte daher reformiert und europäisiert werden oder aber auf dem Müllhaufen der Geschichte landen. Die Idee des kaputten Orients, über dem die Geier kreisten und den Europa unter sich verteilen wollte, war die Obsession des Mainstreams, beschäftigte Politik, Presse, Debattierclubs, Militärs und Abenteurer. Er war das Thema der orientalischen Frage.⁸

Heute wird gern verdrängt, daß dieser breite Strom der Ausgrenzung und Abwertung des Orientalischen auch die europäischen Juden betraf, die trotz aller Emanzipationsbemühungen als der Orient im Okzident, als das problematische Fremde im Eigenen galten, eine Rolle, die heute den Muslimen zugeschrieben wird. Um zu illustrieren, wie damals über die Juden als Orientalen geredet wurde, zitiere ich einen zu seiner Zeit sehr bekannten deutschen Professor für Orientalistik. Er war einer der führenden deutschen Antisemiten des 19. Jahrhunderts und ein glühender Nationalist. Sein Name ist Paul de Lagarde, er lebte von 1827 bis 1891. In seiner Abhandlung *Die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staat* von 1881 schreibt er: „Diese [ihre] Fremdheit betonen die Juden, welche trotz ihrer den Deutschen gleich gestellt zu werden wünschen, durch den Styl ihrer Synagogen alle Tage selbst auf die auffälligste Weise. Was soll es bedeuten, Ansprüche auf den Ehrentiteln eines Deutschen zu erheben, und die heiligsten Stätten, die man hat, im maurischen Stil zu bauen, um nur

ja nicht vergessen zu lassen, daß man Semit, Asiat, Fremdling ist?“⁹

Die bittere Ironie dieser Behauptung besteht darin, daß der Bau von Synagogen im maurischen Stil eine Neuerung des 19. Jahrhunderts war und sich darin ein verspielter Historismus ausdrückte. Diese orientalisierende Architektur, etwa der Neuen Synagoge in Berlin, des einstigen Leopoldstädter Tempels in Wien oder, besonders prächtig, der Spanischen Synagoge in Prag, hatte etwas von Kostüm und Kulisse. Im selben Stil wurde die Tabakfabrik Yenidze in Dresden gebaut, das Dampfmaschinenhaus für Sanssouci in Potsdam oder das Opernhaus in Tiflis. Eine solche durch und durch europäische architektonische Mode, nämlich die orientalisierende Architektur, den Juden vorzuwerfen ist von besonderer Perfidie. Aber für de Lagarde und die Antisemiten erfüllte dieser Vorwurf den Zweck, die Juden als Orientalen und „Semiten, Asiaten, Fremdlinge“ zu brandmarken.

JUDEN UND ARABER

Die Rede von der „orientalischen Frage“ klingt ähnlich wie die gleichzeitig diskutierte „jüdische Frage“. Die „*Eastern Question*“ und die „*Jewish Question*“ hatten denselben rassistischen Kern. Der französische Orientalist Ernest Renan schrieb damals: „Der semitische Geist hat sich in nur zwei wahrhaft reinen Formen manifestiert: der hebräischen oder mosaïschen und der arabischen oder islamischen.“¹⁰ Die Juden repräsentierten den Orient, das verachtete Semitische innerhalb von Europa. Die islamische Welt hingegen repräsentierte den Orient, die „Semiten, Asiaten, Fremdlinge“, außerhalb Europas. Wir verdanken es Edward Said und einigen seiner Schüler, daß sie auf die Analogie zwischen Judentum und dem islamischen Orient im europäischen Rassismus aufmerksam gemacht haben. Edward Said bezeichnete den „Orientalismus“, die pseudowissenschaftlich betriebene Abwertung der Araber, als „heimlichen Aspekt des westlichen Antisemitismus“.¹¹ Said schreibt: „Daher scheint der Araber heute den Juden zu verfolgen wie ein Schatten, und in diesem Schatten findet – da Araber und Juden orientalische Semiten sind – alles Platz, was der Westler traditionell an latentem Mißtrauen gegenüber dem Orientalen empfindet.“¹²

Diese Gleichsetzung von Juden und Arabern beziehungsweise Muslimen, die Tatsache, daß sie in der Auseinandersetzung mit dem okzidenta-

ANZEIGE

Shahriar Mandanipur



Eine atemberaubende Liebesgeschichte und der Epochenroman des modernen Iran – kompromisslos, vielschichtig und vielstimmig.

Aus dem Englischen von Regina Schneider
448 Seiten, gebunden

Unionsverlag

len Rassismus im selben Boot sitzen, ist über der arabisch-israelischen Auseinandersetzung um Palästina in Vergessenheit geraten und erst in jüngster Zeit von den weltweiten Vertretern und Terroristen der *White Supremacy* wieder in grausame Erinnerung gerufen worden. Für sie wie für de Lagarde sind Araber und Juden, Muslime und Juden dieselben „Asiaten, Semiten, Fremdlinge“.

BUNTGEMISCHTES GASTMAHL

Wie ist es uns angesichts der beißenden Kritik Edward Saids an allen Klischees und unserer Neigung zur Abwertung des „Orients“ und der „Orientalen“ möglich, die Orientverliebtheit Europas nicht als kapriziöse Laune, Trunkenheit, Umnachtung oder Verirrung des Denkens anzusehen, sondern als Ausdruck eines echten, tiefen Bedürfnisses, als Ausdruck einer Sehnsucht und eines hochpolitischen utopischen Verlangens?

Die politische Dimension der europäischen Liebe zum Orient tritt erst zutage, wenn wir sie mit diesem anderen abwertenden Orientbild kontrastieren und uns fragen, wie beides zusammengeht, wie es sein kann, daß diese beiden Sichtweisen auf den Orient nicht nur nebeneinander existieren, sondern sogar denselben Ursprung haben (im kolonialen europäischen Ausgreifen auf die Welt) und dennoch so gegensätzliche Reaktionen hervorgebracht haben? Wie gelingt es, die Einsichten von Goethe und die von Said zu vereinbaren, ohne einem von beiden unrecht zu tun, ohne das eine oder das andere für eine Verirrung zu halten oder zu relativieren? Und wer, wenn nicht wir, soll sich wann, wenn nicht jetzt, 200 Jahre nach Erscheinen des *West-östlichen Divans*, dieser Frage stellen, dieser neuen und besseren *Frage nach dem Orient*?

Wir verstehen diese zur Zeit der Romantik aufflammende Orientliebe erst dann richtig, wenn

wir sie vor dem Hintergrund ihres Widerparts sehen: dem Nationalismus. Der Entdeckung des Fremden in Gestalt eines größtenteils imaginierten Orients stand die Entdeckung eines ebenso imaginierten Eigenen zur Seite. Die Nation ist gemäß Benedict Anderson auch nur eine „*imagined community*“, eine eingebildete, ausgedachte Gemeinschaft.¹³

Beide Vorstellungen, die von der Nation und die vom Orient, standen in einem antagonistischen Verhältnis. Während Nationalisten wie de Lagarde den Orient und die Juden als vermeintliche Orientalen niedermachten, bildete die Berufung auf den Orient bei kritischen Geistern ein Korrektiv gegen engstirnigen Nationalismus.

Ein Beispiel dafür liefert die Integration des Orients in das Konzept der Weltliteratur bei Goethe oder die Eingemeindung der orientalischen Dichtung in die deutsche Sprache bei dem ermüdeten Dichter und Übersetzer Friedrich Rückert (1788–1866), der sich bemühte, seine unlegbar nationale Gesinnung mit einem kosmopolitischen Bewußtsein zu verschmelzen. Was ihm bei der Vermittlung altarabischer Gedichte vorschwebte, legte er in den folgenden, die Übersetzung einleitenden Versen dar – angedredet werden die fremden, von ihm übersetzten Gedichte:

*O kommt im schlichten Hemde
Zum buntgemischten Mahl!
Ihr sollt und seid ihr Fremde,
Nicht fremd sein hier zumal.
Ich bring' euch als die meinen
So möget ihr erscheinen
Im deutschen Gastversammlungsaal.¹⁴*

Darin klingt die utopische Vorstellung an, die deutsche Sprache könne zum Hafen für unterschiedlichste Identitäten werden. Man beachte, daß das „Mahl“, von dem Rückert redet, „*buntgemischt*“ ist. Und daß die Fremden selbst *als Fremde* sich nicht fremd fühlen sollen „*im deutschen Gastversammlungsaal*“, also der deutschen Sprache; wenn wir so wollen, ein subtiler Kommentar zu de Lagardes Vorwurf an die Juden, sie wollten ja partout Fremde bleiben. Und wenn Rückert fremde Gedichte mit fremden Menschen vergleicht, müssen wir diese Metapher nur wörtlich nehmen, um einen ethischen Maßstab für den Umgang mit Fremden heute zu gewinnen.¹⁵

ESKAPISMUS

Während also Europa im Begriff war, sich in Nationalstaaten zu ordnen, sich der Industrialisierung hingab, den wissenschaftlichen Positivismus feierte, sich der Welt und ihrer Eroberung zuwandte und dies alles aus Vernunft, Geschichte und Natur heraus rechtfertigen zu können glaubte, kristallisierte sich der Orient und Orientalisches (draußen die islamische Welt, drinnen, in Europa, die Juden) als Gegenentwurf dazu heraus. Es entstand ein orientalisierender Eskapismus, für den Goethes Verse aus der ersten Strophe des *West-östlichen Divans* emblematisch stehen: „*Flüchte Du, im reinen Osten, Patriarchenluft zu kosten.*“ Während die meisten Europäer das unterstellte Anderssein des Ori-

ents als negativ empfanden und bis heute als Vorwand nutzen, um im Orient einzugreifen, war für Goethe ausgerechnet dieses Anderssein attraktiv. Das Orientbild, das Said kritisiert, und dasjenige von Goethe und anderen Orientliebhabern, ist im Kern identisch, ist der Orient als anderer, fremder und als Gegenteil des Abendlandes; die Wertung fällt allerdings unterschiedlich aus. Wer mit der Aufklärungsmoderne nicht einverstanden war, fand im Orient das Gegenbild oder glaubte, den Orient dazu stilisieren zu können.

KARAWANEN, EISENBAHNEN

Rückert hat dem Gegensatz zwischen Orient und heraufziehender Moderne in vier Versen seines poetischen Tagebuchs Ausdruck verliehen:

*Mag der Orient ewig still stehen
Mag der Occident schnell wie er will gehen
Immer bleiben jene Karawanen
Poetischer als diese Eisenbahnen.¹⁶*

Das Abendland ist schneller, der Orient jedoch poetischer. Was wollen wir, Schnelligkeit oder Poesie? Beides zusammen? Anfang des 20. Jahrhunderts hat es der Futurismus unternommen, Poesie und Geschwindigkeit zusammenzuschrauben. Bitter für den Futurismus, daß er heute rührend altbacken wirkt, mit seinen Doppeldecker-Flugzeugen und rasend schnellen Dampflokomotiven. Hier ein futuristisches türkisches Gedicht aus dem Jahr 1923:

*Trrrrum, trrrrum, trrrrum!
Trak tiki tak!
Makinalaşmak istiyorum
Zur Maschine will ich werden!
Aus meinem Hirn
Aus meinem Fleisch
Aus meinem Skelett
Kommt dieser Trieb! (...)
Und glücklich werd ich nur
Mit Turbine im Bauch
Mit Schrauben am Schwanz
Trrrrum, trrrrum, trrrrum!
Trak tiki tak!
Zur Maschine will ich werden!
Makinalaşmak istiyorum!¹⁷*

Autor ist der bedeutendste türkische Dichter der Moderne, Nazım Hikmet. Wir sehen an diesem ironisch zu verstehenden Text, daß auch der Orient bald, allzubald von jenem Malstrom der Moderne, vom wissenschaftlich-technischen Positivismus, mit- und fortgerissen wurde. Es blieb ihm wenig anderes übrig. Wer sich gegen die europäischen Übergriffe wehren wollte, mußte sich europäisieren, und niemand europäisierte sich gründlicher als das Osmanische Reich, das dann bald kein Osmanisches Reich mehr war, sondern die Türkische Republik.

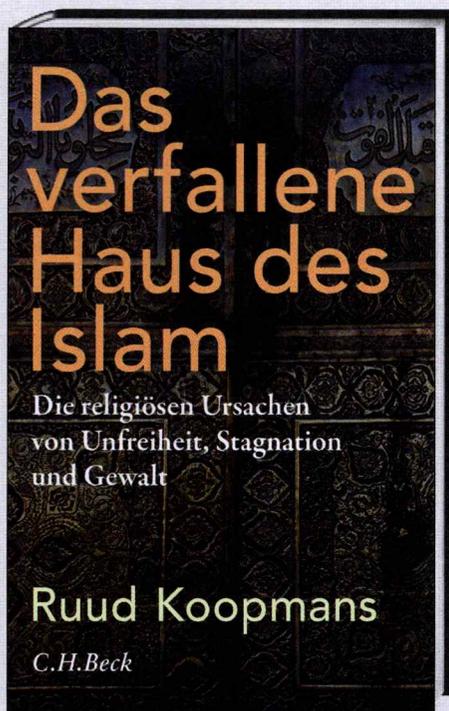
AUTOEUROPÄISIERUNG

Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg wurde die Türkei von den Alliierten besetzt, ganz ähnlich wie nach dem Zweiten Weltkrieg Deutschland. Hätte Atatürk den Befreiungskrieg nicht gewonnen, gäbe es heute vermutlich keine Türkei. Aber der Preis für die Vertreibung der europäischen Besatzungsmächte war der Versuch der gleichzeitigen Vertreibung des Orients aus der Türkei, war die brutale Europäisierung des Landes, nur daß diese nun nicht von den Europäern, sondern von der türkischen Elite selbst vorangetrieben wurde, was weniger schmachvoll war, aber auf dasselbe hinauslief.

Diese Vertreibung des Orients aus dem Orient selbst ging, dem Narrativ nationaler Homogenität entsprechend, mit einer gewaltsamen Vertreibung derjenigen einher, die nicht der Idee von einer

ANZEIGE

«Ein Standardwerk für alle, die sich mit den Herausforderungen der islamischen Welt und der Integration muslimischer Minderheiten in Europa befassen.» *Ayaan Hirsi Ali*



«Man muss Koopmans nicht in allem zustimmen, aber man kann über seine Ausführungen diskutieren, ohne Angst zu haben, einen Islamfeind zu hofieren. An vielen Stellen trifft er die Kernpunkte der Misere, in der ein Großteil der islamischen Welt unzweifelhaft steckt.» *Lama Kaddor, Gründungsvorsitzende des Liberal-Islamischen Bundes*

288 S., 16 Abb., 20 Grafiken. Geb. € 22,- ISBN 978-3-406-74924-7

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

homogenen Nation entsprachen: zuerst mit dem Genozid an den Armeniern, dann mit der Vertreibung der Griechen, die im Rahmen eines sogenannten Bevölkerungsaustauschs mit den in Griechenland lebenden Türken in den zwanziger Jahren deportiert wurden, ferner, nach der Gründung Israels, mit der allmählichen Vertreibung oder freiwilligen Auswanderung der Juden aus der Türkei. Heute sind es die Kurden, die als angeblich dem Staat fremde Elemente aufgefaßt und unterdrückt werden.

Auch und gerade die vermeintliche neo-osmanische Renaissance, die von Präsident Erdoğan betrieben wird, kann zur Völkervielfalt des Osmanischen Reiches und seiner polyglotten, kosmopolitischen Hauptstadt Istanbul kein positives Verhältnis mehr herstellen; auch und gerade die Regierungspartei AKP bleibt, von ihrem geistigen Horizont her, eingeschlossen in der anatolischen Provinzstadt Ankara, die Atatürk zur Hauptstadt machte nicht nur, weil sie außerhalb der Reichweite der alliierten europäischen Truppen lag, gegen die er Krieg führte, sondern weil sie anders als die Weltstadt Istanbul das reine und authentische Türkentum zu verkörpern schien. Daß Erdoğan sich auf den Islam beruft, macht die Vertreibung des Orients aus der Türkei nicht rückgängig. Denn die treibende Kraft auch bei der religiösen Rückbesinnung bleibt der türkische Nationalismus, der, wie jeder Nationalismus, in scharfem Widerspruch zu dem Begriff und der Realität des Orients steht, wie Rückert und Goethe ihn gekannt und gesehen haben (oder negativ Paul de Lagarde, der Antisemit aus nationalistischen Motiven).

Fortan war der Orient selbst für die Orientalen, für die Türken, nur noch eine imaginäre Größe – und ist es bis heute, wie am allgegenwärtigen Orientkitsch, besonders deutlich an neuen Moscheen, überall in der islamischen Welt abzulesen ist.

Karawanen und Eisenbahnen, Orient und Nationalstaat, Vormoderne und Moderne, Poesie und der Rhythmus der Maschinen sind gemäß der von Europa in die Welt hinausgetragenen Ideologie (ich habe sie „die Ideologie des Westens“ genannt)¹⁸ unvereinbare Gegensätze, die sich bekämpfen müssen, bis einer von beiden gewinnt, der andere geschlagen, vernichtet, ausgerottet, vertrieben ist.

Die „Orientalische Frage“ endete im Nahen und Mittleren Osten damit, daß sich der Orient auto-europäisierte; in Europa endete sie mit dem Holocaust.

EIN ORIENT, DER KEINER IST

Wie ist es angesichts dieser Vorgeschichte möglich, daß wir den positiven Blick Goethes auf den Orient feiern, während wir gleichzeitig Edward Saids Kritik an dem abwertenden Blick auf den Orient unterschreiben?

Ich hatte gesagt, daß beide Sichtweisen dieselben Wurzeln haben und auf das europäische *data mining* im Orient zurückgehen. Das Paradebeispiel dafür liefert die europäische Orientalistik, die bei Said in der Schußlinie steht. Sie ist, zunächst und vordergründig, wertfreie Philologie. Sie ediert Texte, wie den *Diwan* von Hāfēz oder von zahlreichen anderen Dichtern. Was man mit dem so gelieferten Rohmaterial machte, war offen. Man konnte sich davon zu neuen Gedichten inspirieren lassen, wie Goethe und Rückert es taten. Man konnte aber auch die orientalische Dichtung – und die islamischen Kulturen insgesamt – für fremd, unverständlich und wertlos erklären, wie es ebenfalls viele taten.

Das Problem ist dabei nicht nur, daß wir einmal etwas Positives, Aufwertendes, ein andermal etwas Abwertendes damit machen. Der Punkt ist der, daß beides gleichzeitig geschieht. Um es zuzuspitzen: Wenn wir die Kritik von Said radikal durchführen, werden wir den positiven Blick auf den Orient genauso kritisieren müssen wie den negativen. Denn

auch der positive errichtet ja das Bild eines un-aufgeklärten, vormodernen Orients, erschafft den Orient als anderen, zu dem man „flüchten“ möchte und welcher poetischer ist, gerade weil er als anders vorgestellt wird. Und ist es nicht genau dieses Bild, das Said und die postkolonialen Kritiker als „Veränderung“ brandmarken? Auch Liebe, auch ein positiver Blick kann „verändern“.

Während Rückert darauf beharrt, daß die Karawanen poetischer sind – was für Rückert positiv war –, würde Said darauf hinweisen, daß der Orient nicht dazu verurteilt ist, im Karawanenzeitalter stecken zu bleiben und daß er, wie Nazım Hikmet es in seinem Gedicht in Szene setzt, sehr wohl eine Affinität zur Technik entwickeln und sich beschleunigen kann. Somit erscheint die Assoziation von Orient und Karawane als problematisch und wurde ja tatsächlich in Europa als Aufforderung verstanden, im Orient Eisenbahnen zu bauen. Die Deutschen taten es mit der Berlin-Bagdad-Bahn, welche im Ersten Weltkrieg eine wichtige militärische Rolle spielte. Eben dafür war sie vorgesehen.

Noch problematischer ist ein anderer Aspekt: Wenn wir den ändern in seiner Andersartigkeit schön finden, also den Orient schön finden, weil er die Vormoderne, die Poesie und all das repräsentiert, was wir bei uns nicht mehr finden, was machen wir dann, wenn der Orient unter dem europäischen Reformdruck dieser poetische, langsame, vormoderne Orient nicht sein will? Wenn er kein Fremder, Anderer, Asiater, kein Orient mehr sein will, sondern lieber werden möchte wie wir?

Dann besteht die Gefahr, daß unsere Verehrung blitzschnell in Enttäuschung umschlägt, so wie man desillusioniert sein wird, wenn man mit romantischen Orientbildern in den Nahen Osten reist und nichts als Hochhäuser, Autobahnen und von internationalen Stararchitekten gebaute Flughäfen erblickt. Wozu braucht man einen Orient, der längst keiner mehr ist?

DER WEISE WESTEN IRRTE

Wir können die Schraube unserer Problematik auch umdrehen und den blinden Fleck nicht so sehr bei den poetischen Liebhabern des Orients als einem Fremden sehen, sondern bei denen, auch bei Edward Said, die *jede* Veränderung kritisieren und als rassistisch brandmarken.

Sollte man die Vertreter einer solchen kritischen Ansicht nun nicht ihrerseits dafür kritisieren, für das andere, für das, was jenseits des Westens liegt, gar keinen Blick und Begriff mehr zu haben, es als bloße Verirrung abzutun? Hat das, was anders ist als wir und wie wir uns die Welt denken, dann *als* anderes überhaupt noch einen Platz in diesem Denken? Hat es im kritischen Kosmos von Edward Said einen Platz?

Dies ist auch Thema eines bedeutenden Schülers von Edward Said, Wael Hallaq, in seinem Buch *Restating Orientalism*. Wael Hallaq kommt zu dem Schluß, daß Edward Said nicht nur – zu Recht! – das abendländische Orientbild kritisierte, sondern daß er selbst gar kein spezifisches Bild vom Orient oder der islamischen Welt hatte: „Said hat kein eigenes Verständnis des Orients entwickelt. Er schwankte zwischen dem ‚anderen‘ Orient der Orientalisten, welcher, eben weil er anders war, ihren Vorurteilen Vorschub leistete, und einem modernen, liberalen Orient, der die Aufgabe mit sich bringt, diesen Orient nach dem Bild des Westens zu errichten, was freilich eine ebenso vorurteilsbehaftete Vorstellung ist.“¹⁹

Hallaq legt damit den Finger in dieselbe Wunde, die ich abgetastet habe: Für das positive Orientbild unserer alten und neuen Dichter und Denker ist im Kosmos von Edward Said kein Platz vorgesehen, sie lassen sich mit seinem Instrumentarium nicht angemessen erfassen. Dieser blinde Fleck stellt einen Verlust dar, und es wäre wichtig, diese Lücke und Wunde zu schließen, und zwar ohne je-

nen vielleicht veränderten, aber doch schönen und utopischen Orient auszublenden.

Der Versuch, dies zu tun, bildete den Teil einer Antwort auf die fundamentale Frage, wie wir angesichts der Problematiken der Moderne neue Perspektiven gewinnen können; auf die Frage auch, ob wir es uns leisten können, Anregungen, die wir mit dem Orient assoziieren und ihm verdanken, auszublenden, nur weil sie Gefahr laufen, unter das Saidsche Verdikt des „Orientalismus“ zu fallen. Ich denke, wir können uns das nicht leisten.

Wir sind in einer Zeit angekommen, in der nahezu alles, was der Fortschrittsoptimismus, der wissenschaftliche Positivismus, die politische und soziale Moderne gebracht haben – all das also, als dessen Gegenteil der Orient hingestellt wurde –, einer kritischen Revision unterzogen wird, und zwar zu Recht. Die Frage ist längst nicht mehr die, was poetischer ist, Karawanen oder Eisenbahnen, sondern was noch verantwortungsvoll machbar ist. Die lange Zeit kaum je im Ernst vertretene Meinung, Karawanen könnten besser sein als Eisenbahnen (ganz zu schweigen von Flugzeugen), weil sie nachhaltiger, umweltschonender und so weiter sind, diese Ansicht (oder Einsicht) ist in unserer Zeit in den Bereich des bei klarem Verstand Denkbaren gerückt. Sollte der Orient, den Europa so lange niedergemacht hat, sollte der sowohl von seinen Freunden – Rückert, Goethe – wie von seinen Feinden als Antimoderne inszenierte, imaginierte, dargestellte (und gewollte) Orient am Ende die besseren Lösungen bereitstellen?

Die Frage stellt sich nicht weniger dringlich, wenn wir statt von Technik von Politik reden. Die Welt in Gestalt von Nationalstaaten neu zu ordnen ist eine durch und durch moderne und europäische Idee, die inzwischen (mit Ausnahme der Antarktis) auf der ganzen Welt Wirklichkeit geworden ist. Sie war anfangs begleitet von Hoffnung, der Hoffnung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Gefahren und Problematiken, die dadurch aufgeworfenen Spaltungen, Trennungen, Brüche waren nur wenigen bewußt (einer von diesen war Goethe). Sogar den Orient in Nationalstaaten neu erstehen zu lassen war offizielle westliche Politik spätestens seit dem berühmten *Vierzehn-Punkte-Plan* des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson von 1918 (vor allem den Punkten 12 und 13, welche die Gebiete des Osmanischen Reichs direkt betrafen). In weiten Teilen der islamischen Welt wurde diese Idee begeistert aufgegriffen. Wieder einmal zeigte sich der Orient als ein gelehriger Schüler des Westens. Der große, 1930 geborene syrische Dichter Adonis schrieb bereits 1968:

*Der Orient stellte kindliche Fragen
Während der Westen für ihn
Ein Weiser war, der nie irrt.*²⁰

Heute ist der Nationalismus fast überall in der islamischen Welt ebenso ausgeprägt, wenn nicht ausgeprägter als in Europa. Nur leider: Der weise Westen irrte, besann sich irgendwann eines Besseren, und versucht seither vorsichtig, den Nationalismus zu bändigen, offenbar ohne Erfolg. Während der Nationalismus auflebt – und weil er wieder auflebt –, fliegen uns die von ihm gezogenen Grenzen heute

Stefan Weidner
1001 Buch
Die Literaturen des Orients
Bad Herrenalb 2019, Converso

Fes
Sieben Umkreisungen
Zürich 2006, Ammann

Fluchthelferin Poesie
Friedrich Rückert und der Orient
Göttingen 2017, Wallstein

Jenseits des Westens
Für ein neues kosmopolitisches Denken
München 2018, Hanser

Manual für den Kampf
der Kulturen
Frankfurt/M 2008, Vlg. der Weltreligionen

Mohammedanische Versuchungen
Zürich 2004, Ammann

Adonis
Die Verwandlungen
des Liebenden
Aus dem Arabischen von
Stefan Weidner
Frankfurt 2011, Fischer

Mahmud Darwish
Wir haben ein Land aus Worten
Aus dem Arabischen von
Stefan Weidner
Zürich 2002, Ammann

Ibn Arabi
Der Übersetzer der Sehnsüchte
Aus dem Arabischen von
Stefan Weidner
Salzburg 2016, Jung und Jung ◀

um die Ohren, besonders im Orient. Das Gedicht von Adonis endet wie folgt:

*Doch die Landkarte hat sich geändert
Nun ist die Welt entflammt
Und Orient und Okzident
Sind ein Grab, aufgehäuft
Aus beider Asche.*

Dieser bislang jüngste Text, den ich zitiere, zeigt hervorragend, wie problembewusst, wie offensiv die zeitgenössischen Literaturen des Orients seit langem über dieselben Fragen nachgedacht haben, die ich vorgestellt habe. Das Gedicht von Adonis läßt sich auch als bitterer Kommentar zu jenen berühmten Versen aus Goethes *Divan* lesen, die uns als Motto dienen:

*Wer sich selbst und andre kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.²¹*

Die veränderten „Landkarten“, die die islamische Welt im 20. Jahrhundert auseinandergerissen und „entflammt“ haben, sind seit jeher ein zentrales Thema der modernen orientalischen Literaturen gewesen. Salman Rushdie ist mit seinem Roman *Mitternachtskinder* (*Midnight's Children*)²² berühmt geworden, der bei eben solchen kolonialen Grenzziehungen seinen Ausgang nimmt, in diesem Fall der brutal durchgezogenen Aufteilung Britisch-Indiens in einen muslimischen und einen indischen Teil, in die heutigen Staaten Indien und Pakistan.

*Victims of a Map*²³ lautet der vielsagende Titel einer Anthologie moderner arabischer Dichtung aus den achtziger Jahren. Darin finden sich die berühmten Verse von Mahmud Darwish, dem großen palästinensischen Dichter:

*Lana baladun min kalam, takallam, takallam,
li-narifa haddan li hadha as-safar
Wir haben ein Land aus Worten, sprich, sprich,
damit wir das Ende der Reise erkennen²⁴*

DEN ORIENT NEU BEDENKEN

Man wird es Palästinensern, Kurden und anderen kaum vorwerfen können, einen eigenen Nationalstaat anzustreben, nachdem Europa über Jahrhunderte hinweg meinte, alle Völker der Erde mit dieser Idee beglücken zu sollen. Will man jedoch in die Zukunft denken, empfiehlt es sich, die Idee des Nationalstaats *peu à peu* durch Varianten zu ergänzen oder durch Alternativen zu ersetzen. Die Autorinnen und Autoren des Orients tun dies bereits heute, indem sie alle etablierten Grenzen überschreiten oder sie hinterfragen – sei es mit ihren Füßen oder ihren Zungen. Sie tun dies in Gestalt der Sprachen, in denen sie schreiben und die längst nicht mehr nur orientalische sind; und sie tun dies mit Bezug auf die Orte, in denen sie leben: überall auf der Welt!

Ich darf an dieser Stelle an Essad Bey (1905–1942) erinnern, der nicht nur der erste auf deutsch schreibende Autor aus dem Orient war (beginnend mit seiner Autobiographie *Blut und Öl im Orient* von 1929), sondern obendrein einer, der das Prädikat „orientalisch“ für sich selbst in Anspruch nahm und als Auszeichnung verstand, explizit auch in Abgrenzung gegen die in den dreißiger Jahren um sich greifenden Nationalismen. Als gebürtiger Jude und bekennender Muslim (ja, das gibt es!), als Aserbaidschaner russischer Abstammung und Wahldeutscher schrieb er neben Sachbüchern orientalistisch anmutende deutschsprachige Literatur wie den Liebesroman *Ali und Nino* (1937, unter dem Pseudonym „Kurban Said“).²⁵

Könnten nicht auch deutsche Muttersprachler arabische oder orientalische Literatur schreiben, ja haben sie es nicht längst getan? Für dieses Bemühen steht Goethes *West-östlicher Divan* (1819)

ebenso wie Friedrich Rückerts Gedichtsammlung *Die Weisheit des Brahmanen* (1836). Und heute kann ein polnisch-deutscher Autor wie Stanisław Strasburger (1975 geboren) in seinem Roman *Der Geschichtenhändler*²⁶ auf polnisch „arabische“ Literatur schreiben, wie das dem Buch beigegebene Verzeichnis der arabischen Quellen nahelegt. An der Übersetzung des Romans ins Deutsche ist Strasburger ebenso beteiligt wie bei der ins Arabische.²⁷ Es wäre absurd, einen derartigen Autor nur einer Nation, nur einem Volk, nur einer Literatur zuzuschlagen.

Oder nehmen wir Mona Yahia, 1954 als Jüdin in Bagdad geboren. Sie verbrachte ihre Kindheit im Irak, floh mit ihrer Familie nach Israel, wo sie ihre Jugend verbrachte und zu studieren begann, ging dann nach Frankreich, lebt heute in Deutschland und schreibt auf englisch über den Irak oder die Geschichte ihrer Familie im Osmanischen Reich. Die einzige Kategorie, die ihre Literatur sinnvoll bezeichnet, ist die der Weltliteratur. Auch wäre es eine Verkürzung, Salman Rushdie bloß für einen englischsprachigen oder indisch-englischen Autor zu halten. Er ist nolens volens ebenso ein muslimischer Autor, und ohne seinen muslimischen Hintergrund sind seine Werke und sein Schicksal als verfolgter Autor nicht wirklich zu verstehen.

Wir wollen daher Goethes Idee der Weltliteratur reaktivieren und in unserem Sinne neu und weiter deuten. Bereits Goethe erkannte im Herausziehen der Weltliteratur auch einen Zug zur Vereinheitlichung und Konvergenz der Literaturen. Dieses Phänomen ist nicht zu leugnen. Es hat zu polemischen Diskussionen geführt und Buchtitel wie *Against World Literature. On the Politics of Untranslatability* hervorgebracht.²⁸

Gegen eine solche Tendenz zur Vereinheitlichung, Europäisierung und Konvergenz ist der kosmopolitische Kern jeder Idee von Weltliteratur zu betonen. Dieser Kern, wie er in Rückerts Gedicht über die fremden Texte, die gerade als Fremde willkommen sind, anklang, besteht darin, die Literaturen der Welt als Leistung und als Erbe der gesamten Menschheit, nicht bestimmter Nationen, Völker, Sprachen oder Kulturen zu verstehen und zu achten. Die klassischen Literaturen des Orients, über die Goethe im zweiten Teil seines *Divans, Zum besseren Verständnis*, schrieb, liefern herausragende Beispiele dafür. Háféz war natürlich alles andere als nur oder vorwiegend ein iranischer Dichter; er war der Dichter dessen, was Hamid Dabashi, ein weiterer großer Schüler Edward Saids, den „persischsprachigen literarischen Humanismus“²⁹ genannt hat, vergleichbar dem lateinischen Humanismus des europäischen Mittelalters. Dieser entstand sogar ein wenig früher als der lateinische Humanismus, war aber weiter verbreitet, hielt sich länger und kann Autoren aufweisen, die im persischsprachigen Raum immer noch von vielen Menschen im Original gelesen werden: Firdausi, Attar, Rumi, Saadi, Nizami, Háféz, Omar Khayyam und andere.

Der Orient ist, gerade auch mit seinem lange verrufenen, schönen Namen: „Orient“, wieder zu entdecken und neu zu würdigen als polykultureller, das heißt allen Menschen und Kulturen zugänglicher und zugehöriger Imaginationsraum mit einem überwältigenden sowohl kritischen als auch utopischen Potential. Der Begriff der Weltliteratur hilft uns dabei, die Zerrissenheit, die den Blick auf den Orient seit der Aufklärung geprägt hat, zu überwinden. Wenn Orient und Okzident, wie Goethe schrieb, dann wirklich nicht mehr zu trennen sind, wird es auch keinen Orientalismus mehr geben. Die Frage nach dem Orient werden wir dann richtig beantwortet haben, wenn sie sich nicht mehr stellt. ◆

1 „The British were asking, talking, writing about the Eastern Question everywhere and mostly not caring much what the Turks thought about their own Western Question.“ Aus: Nazan Çiçek: *The Young Ottoman. Turkish Critics of the Eastern Question in the Late Nineteenth Century*, London 2010, I. B. Tauris, S. 4

2 „For several hundred years after his death, taste for his poetry was cultivated more in India and in the Ottoman world than in Persia proper“, schreibt Leonard Lewisohn im Nachwort zu seiner Háféz-Übersetzung *The Angels Knocking on the Tavern Door*, New York 2009, Harper Perennial.

3 Beispiele in: *Ottoman Lyric Poetry*, herausgegeben und übersetzt von Walter G. Andrews et. al., Seattle 2006, Washington UP

4 *Die Ghaselen des Hafiz*, übers. von Joachim Wohleben, Würzburg 2004, Königshausen und Neumann, S. 23

5 Vgl. Latour: *Drawing things together*. In: Michael Lynch, Steve Woolgar, *Representation in Scientific Practice*, Cambridge/Mass. 1990, MIT Press, S. 17–68. Ferner: Schüttpelz: https://www.uni-siegen.de/phill/medienwissenschaft/personal/lehrende/schuettpelz_erhard/literatur/schuettpelz_mediengeographie_2009.pdf

6 „Jede Steigerung der Mobilität und jede Steigerung einer Formkonstanz über Transformationen hinweg kann Organisationen helfen, Kontrolle über die Distanzen eines Raums und in einem agonistischen Verhältnis zu anderen Organisationen kleine organisatorische Vorteile zu gewinnen.“ (Schüttpelz: Latour, S. 70)

7 Daryush Shayegan, *Schizophrenie culturelle. Les sociétés islamiques face à la modernité*, Paris 1989, Albin Michel

8 Çiçek, S. 1: „A brief glance at the political writing of the Western world in the nineteenth century shows Europeans enthusiastically discussing the Eastern Question. Between 1876 and 1885 nearly five hundred articles exploring the different aspects of this subject appeared in the ten most widely circulated monthly journals in Great Britain alone. Even the travellers wandering across the sultan's dominions throughout the century could not resist the temptation to devote at least a chapter in their diaries to the dynamics of the Eastern Question, and they speculated about the destiny of the 'senescent' Turkish Empire at some length.“

9 Zit. nach Ulrich Sieg, *Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus*, München 2007, Hanser, S. 240

10 Und er fährt fort: „Dabei muß man freilich zugeben, daß die hebräische Form sich bald vermischt und auf erstaunliche Weise die Grenzen ihres eigentümlichen rassistischen Geistes in einigen Punkten überwunden hat; und daß in Wahrheit Arabien der Maßstab für den semitischen Geist ist.“ Aus: Ernest Renan, *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques*, Paris 1858, L'imprimerie impériale, S. 14 (meine Übersetzung). Online unter: https://ia802906.us.archive.org/7/items/bub_gb_ZdsmmjD3Mq5C/bub_gb_ZdsmmjD3Mq5C.pdf

11 Edward Said, *Orientalism*, aus dem Englischen von Hans Günter Holl. Frankfurt 2009, Fischer, S. 39. Original: „I have found myself writing the history of a strange, secret sharer of Western anti-Semitism. That anti-Semitism and, as I have discussed it in its Islamic branch, Orientalism resemble each other very closely is a historical, cultural, and political truth that needs only to be mentioned to an Arab Palestinian for its irony to be perfectly understood.“ Edward Said, *Orientalism*, NY 1979, Vintage, S. 28 f.

12 Said, *Orientalism*, S. 328 f. Original: „Thus the Arab is conceived of now as a shadow that dogs the Jew. In that shadow – because Arabs and Jews are Oriental Semites – can be placed whatever traditional, latent mistrust a Westerner feels towards the Oriental.“ Ibid., S. 286

13 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 2006, Verso

14 Friedrich Rückert, *Hamāsa*, Göttingen 2004, Wallstein, S. 988

15 Dazu näher: Stefan Weidner, *Fluchthelferin Poesie. Friedrich Rückert und der Orient*, Göttingen 2017, Wallstein

16 Unpublizierte Handschrift in den Schweinfurter Beständen, *Sammlung Rückert*, All 71a–145b.

17 Nazım Hikmet, *Bütün şiirleri*, Istanbul 2007, Yapi Kredi Yayınları, S. 38

18 Stefan Weidner, *Jenseits des Westens. Für ein neues kosmopolitisches Denken*, München 2018, Hanser, S. 23–109

19 Im Original: „Said did not develop an understanding of his own about the Orient, wavering between the Orientalists' 'different' Orient that, precisely because it is different, gave rise to their prejudice and a modern and liberal Orient that would give rise to the charge of 're-constituting' the Orient in the image of the West, no less a prejudice.“ Wael B. Hallaq, *Restating Orientalism*, New York 2018, Columbia UP, S. 22

20 Adonis, *Ein Grab für New York*, übersetzt von Stefan Weidner, Zürich 2004, Ammann, S. 82

21 Johann Wolfgang von Goethe, *Frankfurter Ausgabe* Bd. 3.1, Frankfurt/M. 1994, Suhrkamp/Insel, S. 614

22 London 1981, Jonathan Cape Ltd.

23 Hg. von Abdullah al-Udhari, London 1984, Saqi Books

24 „We have a country of words. Speak, speak, so we may know the end of this travel“, ibid., S. 31. Deutsch aus: Mahmud Darwish, *Wir haben ein Land aus Worten*, übers. und hg. von Stefan Weidner, Zürich 2002, Ammann, S. 21

25 Kurban Said, *Ali und Nino*, München 2000, Econ Ullstein List

26 Berlin 2018, Seession (Original: *Handlarz wspomnień*, 2009)

27 *Bā'i ḥikāyāt*, Beirut 2013, Dar al-Adab

28 Emily Apter, *Against World Literature*, London 2013, Verso

29 Hamid Dabashi, *The World of Persian Literary Humanism*, Harvard 2012, Harvard UP



LUDWIG VAN BEETHOVEN BEIM SPAZIERGANG IN DER NATUR REPRODUKTIONSDRUCK (1925) NACH EINEM GEMÄLDE VON JULIUS SCHMID / LIBRARY OF CONGRESS

KLANGDENKEN

LUDWIG VAN BEETHOVENS PHILOSOPHISCHE SENDUNG

KOPISTEN nannten Joseph Haydns *Symphonie Nr. 22 „Der Philosoph“*, des gedankenvollen Adagios wegen, das die Komposition einleitet. Haydn erinnerte sich später, er habe beim Komponieren an ein Gespräch zwischen Gott und einem armen Sünder gedacht. Bei Beethoven kam niemand auf den Gedanken, eine seiner Kompositionen eigens „philosophisch“ zu nennen. Sein Gesamtwerk aber scheint eine denkerische Qualität zu durchwalten. So verwundert es nicht, daß schon seine Zeitgenossen in Beethovens Kompositionen mehr als nur Musik hörten. Durch sie schien das Titanische zu sprechen. Auch Beethoven selbst ging davon aus, daß man sich in „erhabener Stimmung“ befinden müsse, um die Nähe des „Geistes der Geister“ zu spüren, der allein, wie Beethoven im Tagebuch notiert, dem inneren Aufruhr zu befehlen verstehe, zur „schönen Ordnung“ zu werden und damit zu Kunst. Ob eine solche „Stimmung“ Voraussetzung oder Ergebnis musikalischen Schaffens sei – Schiller etwa bezeichnete eine „musikalische Stimmung“ als Bedingung lyrischen Schreibens –, ließ Beethoven offen. Thomas Mann, der in seinem Roman über den fiktiven Tonsetzer Adrian Leverkühn dessen Musiklehrer das bislang literarisch Treffendste und Beziehungsreichste über Beethoven sagen läßt, genauer: über Beethovens *c-Moll-Klaversonate op. 111*, der Verfasser des *Doktor-Faustus*-Romans also, sprach in einem Brief an seine amerikanische Gönnerin Agnes E. Meyer von Beethovens

„geisterhafter Genialität“. Damit meinte er den dritten Satz des *a-Moll-Streichquartetts op. 132*, den Beethoven mit den Worten überschrieb: „*Heiliger Dankgesang eines Genesenden an die Gottheit, in der lydischen Tonart.*“ Doch noch in den letzten Monaten seines Lebens vermerkt Thomas Mann in seinem Tagebuch (unter dem Datum des 6. Februar 1955): „*Die Fürchterlichkeit des Menschen Beethoven.*“

EIN PROPHET REINEN GEFÜHLS

Wenn es denn ein ästhetisches Paradoxon gibt, dann wohl dieses: Diesem menschlich offenbar unausstehlichen Künstler verdankt die Menschheit *das* musikalische Bekenntnis zur Humanität überhaupt. Nicht minder paradox gibt sich der Umstand, daß diese Musik, die – nach dem Urteil von Hector Berlioz – jenseits aller Worte spricht, wortsprachliche Reflexionen von besonderer Qualität hervorgerufen hat – beginnend mit den Kritikern E. T. A. Hoffmanns, hin zu Richard Wagners großer Beethoven-Abhandlung, Romain Rollands und Thomas Manns literarischen Transpositionen sowie Theodor W. Adornos ausgreifendem, aber Fragment gebliebenem Versuch über Beethoven. Man mag es für eine eigenartige Fügung halten oder für den Reiz der Gleichzeitigkeit, daß Beethovens tagebuchartige Reflexionen in dem Jahr einsetzten, 1818 nämlich, als der junge Schopenhauer

er seine grundstürzende Theorie von der *Welt als Wille und Vorstellung* vorlegen sollte. Ihre die Musik betreffende Hauptthese könnte unmittelbar Beethoven entnommen sein, die Behauptung nämlich, Musik sei unmittelbares Abbild des Willens.

Vor dem klaren Geist schwirren die gespenstischen Geister, nachvollziehbar etwa im zweiten Satz von Beethovens *D-Dur-Klaviertrio op. 70 Nr. 1*, dem sogenannten „Geistertrio“, das bei den Proben in Beethovens damaliger Wiener Wohnung im Jahre 1808 nach Aussage des mitwirkenden Louis Spohr noch gespenstischer war, weil Beethoven aufgrund seiner Taubheit geisterhaft falsch spielte. Soll man dieser Anekdote, die Beethoven durchaus liebevoll als einen von allen guten Geistern verlassenen Musiker schildert, jene von Hector Berlioz imaginierte Séance hinzugesellen, bei der des Komponisten Geist beschworen wurde, damit er eine Sonate aus der Geisterwelt diktiere, die an Banalität nicht zu übertreffen gewesen sei?¹ Beethoven galt bis in

Rüdiger Görner
Ästhetik der Wiederholung
Göttingen 2015, Wallstein

Brexismus oder: Verortungsversuche im Dazwischen
Heidelberg 2018, Winter

Franz Kafkas akustische Welten
Berlin 2019, De Gruyter

Georg Trakl
Dichter im Jahrzehnt der Extreme
Wien 2014, Zsolnay

Gewalt und Grazie
Heidelberg 2011, Winter

Goethes geistige Morphologie
Heidelberg 2012, Winter

Heimat und Toleranz
Wien 2018, Löcker

Hölderlin und die Folgen
Stuttgart 2016, Metzler

Höher hinaus
Über Türme
Berlin 2016, bup

Kontinentalsperre
114, Berlin 2016

London: Literarische Streifzüge
Düsseldorf 2008, Patmos

Oskar Kokoschka
Wien 2018, Zsolnay

Schreibrhythmen
Heidelberg 2019, Winter

Stefan Zweig
Formen einer Sprachkunst
Wien 2012, Sonderzahl

Die Träne im Zug
85, Berlin 2009

Das Zeitalter des Fraktalen
Wien 2007, Passagen ◀

die Anfänge des 20. Jahrhunderts als ein „*Prophet des reinen Gefühls in der Musik*“. In diese Vorstellung fügte sich nicht das Bild des intellektuell das Komponieren durchdenkenden Tonkünstlers. Bis dahin wurden seine Skizzenbücher weitgehend ignoriert, die „*untrüglige Be Weise seines zerebralen Vorgehens*“ in Fülle bieten.²

Kommen wir noch einmal auf die „lydische Tonart“ zu sprechen. Sie findet im indischen Klangsystem des Raga im Kalyana ihre Entsprechung, Demut und Hoffnung ausdrückend. Der lydische Klangmodus ist heute vor allem im Jazz präsent, wobei auffällt, daß Beethoven – wiederum in seinem Tagebuch – für die modalen Skalen des Raga Interesse zeigte und auch dafür, daß

künftigen Brahmanen ein fünfjähriges Schweigen als Teil ihrer Erziehung auferlegt ist. Wenn wir in der „Arietta“, dem zweiten Satz der *Klaviersonate in c-Moll op. 111*, die zunächst Besinnung als Adagio molto vorführt, einen völlig unverhofften Umschlag in der Rhythmik erleben, die auf eine Vorwegnahme von Ragtime hinausläuft, dann gewinnt der Hörer den Eindruck einer – freilich notierten – Jazz-Improvisation *avant la lettre*. Es handelt sich dabei um eines der vielen „unerhörten“ musikalischen Phänomene in Beethovens Werk, zu denen auch der in seinem Unspektakulären spektakuläre Beginn des *Vierten Klavierkonzerts in G-Dur* zählt, das wie beiläufig anhebt, als sei es einem Traum entlaufen.

DIE MUSIKPOETISCHE IDEE

Drei Jahre nach Beethovens Tod behauptete Hector Berlioz, man erkenne in dessen Komposi-

tionen eine sich überall offenbarende „*poetische Idee*“. Ähnliches bemerkte er sonst nur noch bei Carl Maria von Weber und – bei sich selbst. Das Adagio der cis-Moll-Sonate („*Mondschein*“) bezeichnet Berlioz als Gedicht, wie er überhaupt die Adagios Beethovens für „*außermenschliche Meditationen*“ eines pantheistischen Musikkünstlers hielt. Seine Prophezeiung: „*Die großen Sonaten von Beethoven werden als Maßstab für die Entwicklung unseres musikalischen Verstehens dienen*“ ist gültig geblieben, wobei die Frage nach dem musikalischen Verstehen ihrerseits den Zugang zum Problem musikphilosophischer Überlegungen eröffnet.

Berlioz deutet an, daß die Schwierigkeit des Eröffnens von Stücken ein Bereich ist, den der Komponistenphilosoph Beethoven – er sieht ihn in Verwandtschaft mit dem Dichterphilosophen Shakespeare³ – in sein Schaffen distinkter Ouvertüren mit ihrer eigenen Dramatik einbrachte, namentlich in seinen vier alternativen Ouvertüren zur Oper *Fidelio*. Struktur und Themen der Ouvertüren sind miteinander verwandt, durch differente Modulationen und Tempo-Effekte jedoch voneinander unterschieden. Beethoven dachte demnach, so die von Berlioz nahegelegte These, in Form von Ähnlichkeiten im Verschiedenen, was ihn auch zu einem großen Variationskomponisten werden ließ – man denke allein an die *Diabelli-Variationen*.

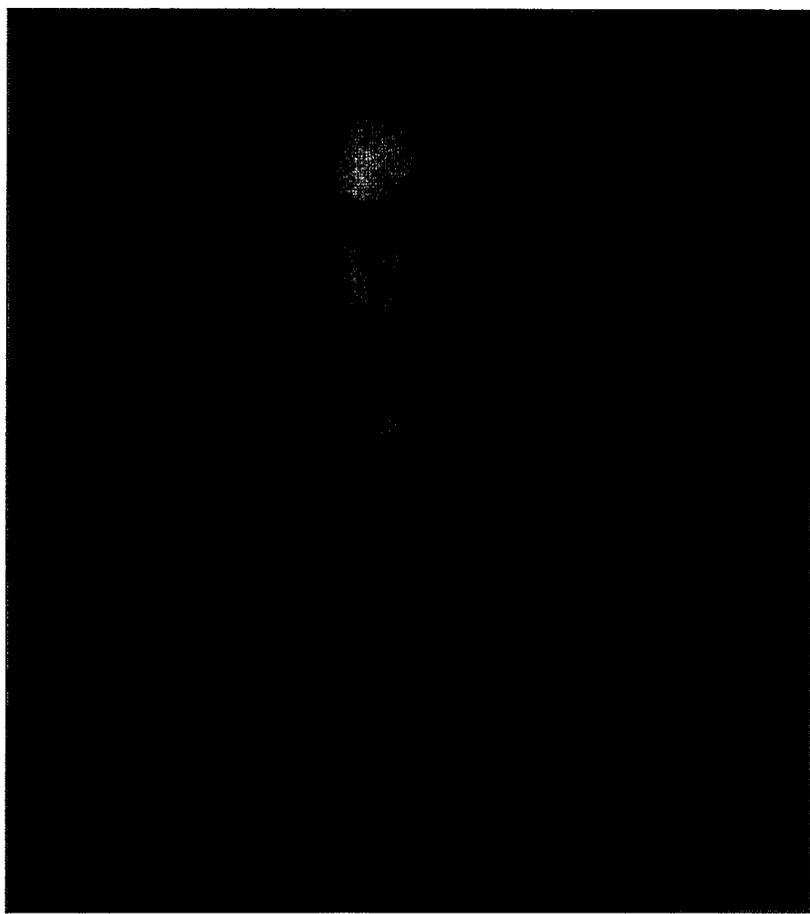
Bei Beethoven gewinnen Akkorde, Takte, Phrasen Seinsqualitäten; Ernst Blochs Forderung nach einer „*Ontologie der Musik*“, die einer Kritik an der gängigen metaphorischen Bestimmung von Musik gleichkam, könnte bei Bach und Beethoven ihren Ausgang genommen haben.⁴ Sie faßt eine musikalische Figur als solche auf, verfolgt aber im wesentlichen allein ihren Bewegungsablauf, ihre Veränderung – und das ganz im aristotelischen Sinne, der das Entstehen im Bewegen als Vorspiel zu seinem verändernden Vergehen verstand;⁵ wir würden im Fall der Musik hinzufügen: in der Bewegung der musikalischen Figur hin zu ihrem Verklingen.

Aufschlußreich für den Denkmodus Beethovens ist eine Bemerkung des jungen Ferdinand Hiller, welchem nach einem Besuch bei dem in der Kommunikation auf Konversationshefte angewiesenen Meister der folgende Eindruck Erinnerung blieb: „*Wie peinvoll mag es für den lebhaften, sogar leicht ungeduldigen Mann gewesen sein, jegliche Antwort abwarten zu müssen, in jeder Minute des Gesprächs eine Pause eintreten zu lassen, während welcher die Denktätigkeit gleichsam zum Stillstand verdammt war!*“ Ist es vorstellbar, daß die Sprunghaftigkeiten, das saltatorische Umschlagen von Motiven in Beethovens Kompositionen diesen ihm durch seine schwere Hörbehinderung aufgezwungenen launenhaften Denkmodus spiegeln?

SÄKULARISIERTE TRINITÄT

Der albanische *homme de lettres*, Musikkritiker und Politiker, Fan S. Noli, behauptete in seiner trefflichen Studie *Beethoven and the French Revolution*, verfaßt im amerikanischen Exil und veröffentlicht im Jahr von Thomas Manns *Doktor Faustus* (1947), er habe in seiner revolutionären Ethik jene Nietzsches aus *Jenseits von Gut und Böse* vorweggenommen. Mit Beethovens Musik gehe die „*Verherrlichung des Individualismus*“ und der „*Wille zur Macht*“ einher als der, wie Noli schreibt, „*extremsten Interpretation der Erklärung der Menschenrechte*“, die beim späten Beethoven nachgerade in „*Anarchismus*“ mündete – und das trotz seiner aristokratischen Förderer. Doch können, wie man von Fürst Pjotr Kropotkin weiß, Aristokratie und Anarchie einen kuriosen Stabreim bilden. Was Individualismus in der Musik bedeutet, ließe sich am ehesten an der Funktion und Wirkungsweise der Soloinstrumente ablesen. Neben den Klaviersonaten Beethovens wären hier in erster Linie seine Kla-

Porträt Hilmar Hoffmann (1990) von Gerhard Richter



Porträt Hilmar Hoffmann (1990) by Gerhard Richter

Linien Serie Sonderedition
Porträt Hilmar Hoffmann (1990) / © Gerhard Richter 2017 (30222027) / © Kultur für ALLE e.V., Frankfurt am Main 2017
Hilmar Hoffmann für Moderne Kunst Frankfurt am Main

Hilmar Hoffmann (1925–2018) war Begründer der Kurzfilmtage Oberhausen, Kulturdezernent der Städte Oberhausen und Frankfurt am Main, Geschäftsführer der Stiftung Lesen und Präsident des Goethe-Institut der Bundesrepublik Deutschland. 1978 schrieb er das wegweisende Buch „Kultur für alle“.

1990 fertigte der Maler Gerhard Richter, einer der wichtigsten zeitgenössischen Künstler unserer Zeit, ein Porträt von ihm an. Hilmar Hoffmann hat das Bild dem MMK/Museum für Moderne Kunst, Frankfurt am Main als Leihgabe überlassen. Kultur für ALLE e.V. hat eine vom Künstler autorisierte Auflage von 99 Kunstdrucke aufgelegt und verkauft diese zu Gunsten seiner Arbeit!

Nähere Angaben und Bestellung hier: www.kulturpass.net/Shop

vierkonzerte sowie das *Tripelkonzert op. 56* für Klavier, Violine und Violoncello aus dem Jahr 1804 zu nennen, also ein triadisches Solo, eine gerade im ersten Satz betont verspielt wirkende Trinität. Zwar gibt das Orchester das erste Hauptthema vor, es wird dann jedoch jeweils von den Soloinstrumenten übernommen, bis sie daraus eine gemeinsame Interpretation werden lassen. Ihre Einzelstimmigkeit im Dreier-Ensemble bleibt dabei jedoch erhalten. Beethoven hat diese Form des triadischen Solokonzerts quasi erfunden. Es lohnt, ihre ästhetische Konzeption im Hinblick auf ihre Aussage hin zu durchdenken.

Man kann im Tripelkonzert ein Trio mit symphonischer Orchesterbegleitung sehen, ein ins Symphonische erweitertes Trio oder auch – wie im Fall der Solokonzerte – ein Interagieren des Kammermusikalischen mit dem Orchestralen im Zeichen einer Gemeinschaftsbildung aus dem Geist des zur Dreiheit erweiterten Individualismus. Diese betont triadische Struktur erinnert an die sakrale Trinität – und soll es wohl auch. Sie wäre somit als die musikalische Form einer säkularisierten Trinitas oder Dreieinigkeit deutbar.

Die Entwicklung des Solokonzerts, die in das musikalische Spätbarock zurückreicht, die in der Wiener Klassik ihre prägende Ausformung gefunden und später im Bravourarienkult und reinen Virtuositum mit und nach Paganini ihren brillierenden Verfall erlebt hatte – dieses solokonzertante Komponieren stand in ursächlichem Zusammenhang mit der Emanzipation des Subjekts und einem programmatischen Individualismus. Die Solokonzerte Beethovens stimmen durchaus in diese Entwicklung ein, fallen aber auch durch das betonte Verweben des musikalischen Materials in den Solistenpassagen mit den Orchesterteilen auf. Aufschlußreich nun ist, daß Beethoven für das Gemeinschaftlichkeit betonende Tripelkonzert, in dessen triadischer Struktur die rein individuelle Subjektivität, wenn nicht aufgehoben, so doch ausgeglichen und wie abgefedert wirkt, ein klares, sprich: bejahendes C-Dur wählte, wie übrigens auch für seine im weiteren Umfeld stehende, die Dreieinigkeit feiernde *Messe op. 86*, die er drei Jahre nach dem Tripelkonzert vollenden sollte.

Das zeugt keineswegs von einer „revolutionären Ethik“, die Fan Noli in seiner Studie zu Beethovens Verhältnis zur Französischen Revolution dem Komponisten glaubte bescheinigen zu können und mit der er eine „Verherrlichung des Individuums“ einhergehen sah.

PLURALE GEMEINSCHAFT

Wenn auch der Zug zum Aufbegehrend-Individualistischen bei Beethoven unverkennbar ist, findet dieser doch im Bekenntnis zur bergenden Gemeinschaftlichkeit eine gegengewichtige Entsprechung. Doch diese Gemeinschaft ist vielwertig und verpflichtet die solistischen Individualisten ästhetisch wie ethisch in Form eines programmatischen Zusammenwirkens. Ein hervorstechendes Merkmal ist hierbei bei Beethoven die kulturelle Pluralität dieser Gemeinschaftlichkeit, die sich nicht nur in seinem Interesse am Ungewohnten bis Fremden äußert, sei es am Raga-Klangsystem und der lydischen Tonart; es spiegelt sich auch in seiner *sonata mulattica*, bekannter unter dem Namen *A-Dur-Kreutzerersonate*, die er im Mai 1803 im Wiener Augarten-Saal mit seinem – in der Sprache der Zeit gesagt: mulattischen Freund, dem Geiger George Bridgetower, uraufführte, dem Sohn eines ehemaligen Sklaven von Barbados und einer Polin aus Galizien, der es zum wunderkindhaften Konzertmeister im Orchester des Prinzen von Wales gebracht hatte.⁶

Die Integration des Fremden, Ungewohnten in den Umkreis seiner Wahrnehmungen, die sein Bild von der Welt prägten, erstreckte sich bei Beethoven auch auf den Bereich der Technik; Erfindungen

faszinierten ihn. Zu ihnen gehören die Flugversuche des Schweizer Aeronauten Jakob Degen und vor allem die Experimente von Johann Nepomuk Mälzel, der mechanische Walzeninstrumente konstruierte und einen selbstfahrenden Wagen entwarf, vor allem aber das Metronom zu einem brauchbaren Hilfsmittel über die musikalischen Tempoangaben entwickelte. In diesem mechanischen Umgang mit Zeit erkannte Beethoven kompositions- und aufführungspraktische Potentiale, was dazu führte, daß er die meisten seiner Symphonien und Quartette mit Metronom-Angaben versah. Auch das war eine Ausprägung des Zeitgeistes, wobei Beethoven durchaus bereit war, technische Erfindungen als Beitrag zum „moralischen Fortschritt“ der Menschheit zu werten. Daß er in seinen Briefen sogar einen mechanischen Fahrstuhl erwog, gehört zu diesem Aspekt seines Willens zum Fortschritt. Als musikalischer *Homo ludens* akzeptierte er den zum Wohle der Menschheit praktisch veranlagten *Homo faber* durchaus als einen Bruder.

TRAUMBILDER DER WELT

Beethoven interessierte die Objektivierung des Zeitfaktors in der musikalischen Praxis. Mit Mälzels Metronom hoffte er, das Willkürliche in der musikalischen Interpretation zu neutralisieren. Das bedeutete freilich nicht, daß er sich dadurch in der kompositorischen Zeitgestaltung durch die zeitlichen Klangwerte der Töne in irgendeiner Weise eingeschränkt fühlte. In seiner bedeutenden, Fragment gebliebenen Beethoven-Studie verweist Adorno in diesem Zusammenhang auf die *Kreutzerersonate*. Ihre „Dichte“ sah er in der „Entfaltung in der Zeit“, die den Eindruck von Gleichzeitigkeiten bewirke. Adorno weiter: Es gehe in dieser Sonate alles „so schnell, daß das Aufeinanderfolgende gleichzeitig scheint“. ⁷ Ein Fall von Täuschung also im Medium Musik.

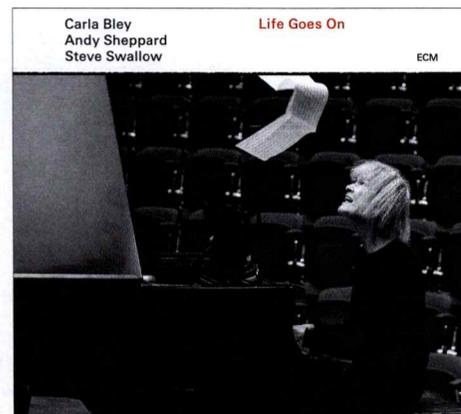
Wenn Wagner in Beethoven vorrangig – auch als Symphoniker – den „Sonatenkomponisten“ ⁸ sah, dann drückt sich in diesem Befund die Vermutung aus, daß Beethoven zur Arbeit mit der musikalischen Zeit von dieser seit Haydn klar definierten Form ausging, um sie gerade in den späteren Sonaten auf zunehmend ausgreifende Weise transzendieren zu können. Gerade im Umgang mit der Zeit suggerierte Beethoven so ein essentiell menschliches Bedürfnis, das in der Musik seinen besonderen Ausdruck findet; denn – und das ist wohl die größte durch die Musik hervorgerufene Täuschung – diese Kunstform läßt uns die Zeit gerade deswegen vergessen, weil sie so intensiv mit ihr arbeitet und buchstäblich jede Sekunde zum Tönen bringt.

In Abwandlung der Sentenz des römischen Dichters Terenz: „*Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd*“ könnte man über Beethoven sagen: Er war ein am Menschlichen orientierter Tonkünstler; keine Klangform als Entäußerung von Empfindung und Kunstwollen war ihm fremd. In seinem an Schopenhauer angelehnten musikphilosophischen Versuch *Beethoven* (1870) bezeichnete Richard Wagner die Musik als „*Offenbarung des innersten Traumbildes vom Wesen der Welt*“. Konkreter gesprochen: In den Klangfolgen einer Komposition spricht sich ein musikalisches Verhältnis zur Welt aus. Weltbezüge dieser Art wirken nicht dialektisch, sondern sonantisch, wie sich überhaupt der Begriff der Dialektik als diskursive Methodencharakterisierung denkbar schlecht für die Beschreibung musikalischer und kompositorischer Prozesse eignet.

DAS DENKEN DES HERZENS

Es ist noch immer lehrreich zu sehen, wie der führende deutschsprachige Musikwissenschaftler (schein-)marxistischer Prägung, Harry Goldschmidt, in seinem im Beethoven-Jahr 1970

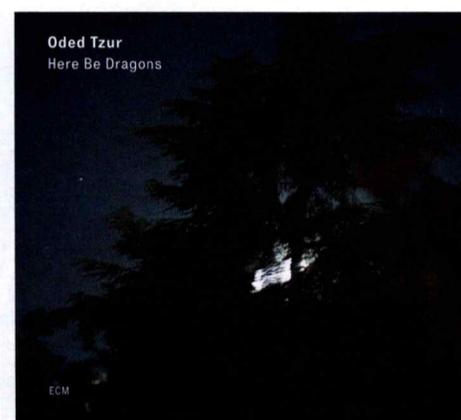
ECM



ECM 2669 CD/LP

Carla Bley Life Goes On

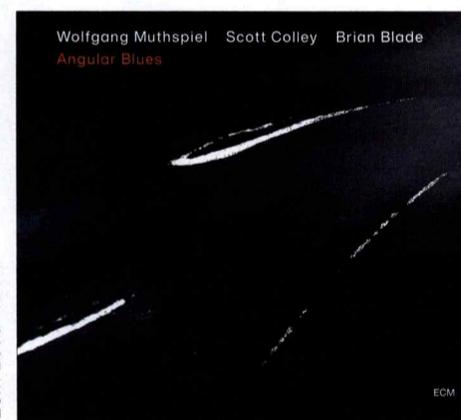
Carla Bley: piano / Andy Sheppard: tenor and soprano saxophones / Steve Swallow: bass



ECM 2676 CD/LP

Oded Tzur Here Be Dragons

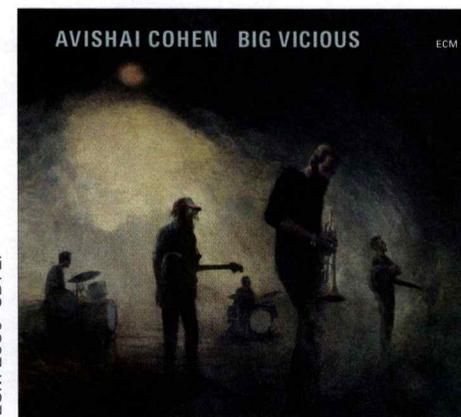
Oded Tzur: tenor saxophone / Nitai Hershkovits: piano / Petros Klampanis: double bass / Johnathan Blake: drums



ECM 2655 CD/LP

Wolfgang Muthspiel Angular Blues

Wolfgang Muthspiel: guitar / Scott Colley: double bass / Brian Blade: drums



ECM 2680 CD/LP

Avishai Cohen Big Vicious

Avishai Cohen: trumpet, synthesizer / Uzi Ramirez: guitar / Yonatan Albalak: guitar, bass / Aviv Cohen: drums / Ziv Ravitz: drums, sampling

www.jazzecho.de/ecm-sounds
www.ecmrecords.com

ANZEIGE



Foto © Igor Studio

CD HMM 902411

KLAVIERKONZERTE
NR. 2 & NR. 5 „EMPEROR“
KRISTIAN BEZUIDENHOUT (HAMMERFLÜGEL)
FREIBURGER BAROCKORCHESTER
PABLO HERAS-CASADO

Beethovens fünf Klavierkonzerte schildern auf eigene Art einen bestimmten Lebensabschnitt: nämlich die 20 Jahre, in denen der junge Komponist aus Bonn sich immer wieder sein erstes Klavierkonzert vornimmt (sein Wiener „Sprungbrett“, das direkt zum 2. Konzert führt) und damit auf die Meisterschaft zustrebt, die dem genialen 5. Klavierkonzert mit dem Beinamen „Emperor“ innewohnt. 250 Jahre nach Beethovens Geburt starten Kristian Bezuidenhout, Pablo Heras-Casado und das Freiburger Barockorchester mit den beiden Ausnahmewerken eine spannende Gesamteinspielung der Klavierkonzerte mit historischen Instrumenten, die für Aufmerksamkeit sorgen wird.

harmoniamundi.com

gehaltenen Vortrag *Beethoven und der Fortschritt* nach einem längeren Pflichtzitat aus den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* von Marx und einseitig behaupteter dialektischer Verhältnisse im Werk des Tondichters Beethoven zunächst diskret, dann betont offen sein Unbehagen an der Dialektik als musikalischem Strukturbegriff bekundete.⁹ Gerade weil Beethoven sich so emphatisch als „Tondichter“ mit der Geste eines in Tönen Denkenden bezeichnete, widerstand er jeglichem dialektischen Schematismus, der dem Ideal künstlerischer Emanzipation von Vorgaben diametral entgegengesetzt ist. Das kann selbstredend nicht bedeuten, Strukturanalysen seiner Kompositionen zu verwerfen, sondern – im Gegenteil – Beethovens Verfahren der „Motivvariation“ (Goldschmidt) und Klangumbildung als Signum seines dezidiert sonantischen Verhältnisses zum immateriellen Stoff namens „Ton“ und menschenweltlichen Phänomenen herauszuarbeiten. Zutreffend forderte Goldschmidt schon 1970, bei der Würdigung Beethovens vom Insistieren auf dem „Dualismus zwischen dem heroischen und dem lyrischen Beethoven“ – in Symphonien ausgedrückt: zwischen der *Fünften* und *Neunten* – Abstand zu nehmen. Vollends ging Goldschmidt zum Standpunkt des ästhetischen Materialismus auf Distanz, als er postulierte, alles hänge bei unserer Wertung Beethovens davon ab, wie wir sein „Verhältnis zur Liebe interpretieren“¹⁰ – als dem intensivsten *humanum* überhaupt. Das überrascht, wenn man die formalästhetischen Analysen von Beethovens Werk bedenkt, die Goldschmidt vorgelegt hat. Auch der Musikwissenschaftler spürt bei Beethoven einen ästhetisch-philosophischen Mehrwert, der rein rational nicht zu erfassen ist. Beethovens oft zitierte These in bezug auf seine *Missa solemnis*, daß nur zu Herzen gehen könne, was vom Herzen komme, veranlaßt den frühen Ernst Bloch in seinem *Geist der Utopie* von 1918/23 zu behaupten, das Herz müsse Beethoven „denken“.¹¹ Übrigens findet sich bei Bloch auch ein Echo von Wagners Befund, daß Beethoven in der Sonate ganz „bei sich“ war, wenn er meint, es liege nahe, „einzelne Sonaten, vor allem die für das Hammerklavier, zu instrumentieren, und man hätte eine Symphonie.“

Wenn man Ernst Blochs Überlegungen zu Beethoven im *Geist der Utopie* kritisch bedenkt – die *Missa solemnis*, die *Sechste Symphonie* („Pastorale“) und *Fidelio* blieben zeitlebens Wegweiser seiner musikalischen Orientierungen –, dann fällt auf, wie er diskursive Analyse und quasi poetisch vorgetragene philosophische Reflexion ineinander übergehen läßt. Das liest sich dann so: „Daß die [musikalischen] Themen [Beethovens] so scharfumrissen sind, liegt vor allem am Rhythmus, der sie überhaupt erst präzise kenntlich macht, und dann, nach den langen Irrgängen der Durchführung, am Jetzt, am plötzlichen Wieder-Da des alten, zusammengehaltenen Grundtons und Gesichts.“

Bloch denkt Beethoven durchaus treffend von der Form her, der prägenden rhythmischen Gestalt seiner Kompositionen, von den Gegensätzlichkeiten in der Polythematik, die in der Beethovenischen Sonate zu einem „Abenteuer“ werde, einem unerhörten Wagnis einer sich absolut setzenden Musik. Mit Beethoven wußte sich Bloch unterwegs zu einer Phänomenologie des musikalischen Geistes, die in seiner Konzeption von den Formen des Sprechgesangs bis zur Synkope und der akkordischen Polyphonie reichte. Dabei ging er von Tönen aus, die „zum Handeln drängen“, wie Bloch schreibt, und sei es ein Handeln in Gestalt von Reflexionen über diese Art des Tönens. Beethovens Musik galt Bloch dabei als ebenso absolut wie aktionistisch; man führe sich allein die *Coriolan-Ouvertüre* vor Ohren, um nachvollziehen zu können, was mit musikalischem Handeln gemeint ist: eine emotive Aufforderung, die musikalische Dynamik auch außermusikalisch wirken zu lassen.

DAS OHR DES TONSETZERS

Im achten Kapitel von Thomas Manns Musikerroman *Doktor Faustus* vollzieht sich dann eine ganz andere Art von Aktion: Beethovens *Klaviersonate op. 111* erzählt sich in Form einer analytischen Reflexion ihrer Form. Das Nachdenken über diese Sonate erweist sich als Erzählhandlung. Erzählt wird zudem das Analysieren von Musik, aber nicht nach Art der Kreislerschen Prosa eines E. T. A. Hoffmann, die mit Überlagerungen, Verwerfungen, Spiegelungen und Verwirrspielen arbeitet, sondern bewußt linear, aufklärend, das Medium des Romantischen, die Musik, in ihren Strukturen erhellend, ja durchleuchtend. Wer das vermag? Im *Doktor Faustus* ein gewisser Wendell Kretzschmar, ein weltläufiger, aber stotternder Organist, Kapellmeister und mäßiger Komponist mit deutsch-amerikanischem Hintergrund, in der tiefsten Provinz der „Alten Welt“ tätig, im fiktiven Städtchen Kaisersaschern, wo er zum Musiklehrer des jungen Adrian Leverkühn wird und die Grundlagen für dessen künftige kompositorische Tätigkeit als – wie der Erzähler es betont altdeutsch nennt – „Tonsetzer“ legt.

Dieses achte Kapitel gibt auch den Ton an, wie in diesem Alterswerk Thomas Manns über Musik gehandelt wird: ironisch und sezierend, gefühlvoll und nüchtern bis ernüchternd, weniger was die Wirkung von Musik angeht als vielmehr der Schaffensprozeß, der sie hervorbringt. Was Beethoven angeht, so erbringt das analytische Nachdenken über op. 111 ein sprachlich vermitteltes Sich-Einhören in die Struktur dieser Komposition. Man könnte sogar sagen: Die Struktur von op. 111 beginnt zu sprechen.

Alles beginnt mit blanker Ironie: „Worüber er [Wendell Kretzschmar] sprach? Nun, der Mann war in stände, eine ganze Stunde der Frage zu widmen, 'warum Beethoven zu der Klaviersonate opus 111 keinen dritten Satz geschrieben habe', – ein besprechenswerter Gegenstand ohne Zweifel.“¹² In seinem Vortrag nun entwirft Kretzschmar quasi wie nebenbei ein Lebensbild Beethovens zur Zeit der Arbeit an dieser seiner letzten Klaviersonate.

ICH-VERLASSENHEIT

Das Gehör „von einer unhemmbaren Auszehrung befallen, schon in fortschreitender Verödung begriffen“, habe im Komponisten ein Über-sich-Hinauswachsen verursacht und ein „vom Sinnlichen isoliertes Ich“ entstehen lassen. Diese Selbstisolierung wiederum habe zu einer „Ich-Verlassenheit“ im Spätwerk geführt. Kausale Begründungsversuche dieser Erzählfigur Thomas Manns leiten demnach über zu philosophischen Spekulationen, die Kretzschmar in der musikalischen Komposition zu verankern sucht. Dabei unterscheidet er zwischen der „harmonischen Subjektivität“ und der „polyphonischen Sachlichkeit“, die im Werk Beethovens eine Spannung bildeten. Entscheidend ist hier nicht, ob Kretzschmar damit das Spätwerk Beethovens betreffend charakterisiert oder nicht; wesentlich ist, daß es ihm darauf ankommt, begriffsbildend zu beschreiben, was er gleichzeitig auch zu Gehör bringt; denn er trägt die Sonate auch auf einem völlig unzulänglichen Klavier vor, wobei auffällt, daß wir über die Art seines Spiels so gut wie nichts erfahren, nur daß er „seine Kommentare beständig in das eigene Spiel hineinrief und, um uns auf die Führung recht aufmerksam zu machen, zwischendurch begeisterungsvoll-demonstrativ mitsang, was alles zusammen einen teilweise hinreißenden, teilweise komischen und von dem kleinen Auditorium wiederholt auch mit Heiterkeit aufgenommenen Spektakel ergab“. Die eigentliche Interpretation – entgegen der musikalischen Gepflogenheiten – besteht dann aus Kretzschmars analytisch werdenden Worten und seiner Fähigkeit, die Partitur zu versprachlichen. Die

kunstphilosophische Einlassung Kretzschmars ergibt sich dann aus seiner These, im „vom cis melodisch getrösteten d-g-g-Motiv“ artikuliere sich der „Abschied von der Sonate“. Damit begehrt der Beethoven-Interpret eine Brücke zum Kulturphilosophischen, die der angehende Komponist Adrian Leverkühn jedoch als Weg zu einer neuen Naivität deutet. Durch Reflexion zu unverbildeter Naivität finden – das ist eine Utopie, über deren gefährliche Zweideutigkeit sich der junge Adrian zu diesem Zeitpunkt noch nicht im klaren ist.

Von Kretzschmar lernt Adrian und sein ihn biographierender Erzählerfreund Serenus Zeitblom aber noch etwas anderes. Beethoven sei der Fall eines Komponisten gewesen, der – frei nach Shakespeares *Sonett XXIII* – mit den Augen zu hören gelernt habe, etwa auch durch den Dialog mit der Klaviatur. Kretzschmar gilt das Klavier als der „souveräne Repräsentant der Musik“ schlechthin und Beethovens intimer Verkehr mit ihm und den sichtbaren Klangdingen, den Tasten, ergab eine instrumentelle Sinnlichkeit, die das Hören gleichsam ersetzte. So gesehen erweist sich die *c-Moll-Sonate op. 111* als eines der wesentlichen Zeugnisse von Beethovens musikalischem Reflektieren; oder in den Worten von Alfred Brendel: Sie „wirkt in doppelter Weise auf uns: als abschließendes Bekenntnis seiner Sonaten und als ein Präludium des Verstummens“.¹³

Ohnedies eignet dem Spätwerk Beethovens dieser Charakterzug: die überkommenen musikalischen Formen durch die Art ihrer von diesem Komponisten selbst betriebenen Entwicklung ihrem Ende zuzuführen: die Sonate ebenso wie die Messe und die Symphonie, das Quartett ebenso wie die Formkunst der Fuge. Auch das hatten bereits seine Zeitgenossen so wahrgenommen und sich – etwa mit Brahms – gefragt, was symphonisch nach der *Neunten* überhaupt noch möglich sei. Der späte Beethoven reizte die musikalischen Formen geradezu aus, selbst die variabelste, die Variation. Was ihm mit den 33 Variationen über ein anmutig-triviales Walzerthema von Diabelli (op. 120) gelang, übertrifft alles, was das Prinzip Variation bis dahin kannte, nämlich das Zerlegen und Transzendieren von musikalischer Banalität. Er führte das Belanglos-Dürftige des Durchschnittskomponisten Diabelli als das vor, was es ist, entstellte es variiierend bis zu seiner peinlichen Kenntlichkeit: Man wird dergleichen, Diabellis musikalische Harmlosigkeit, dann später Unterhaltungsmusik nennen.

FRAGMENT UND ABSOLUTES

Und Beethoven? Er holte jede nur spürbare Klangwertigkeit aus dieser Diabellischen Kleinigkeit heraus, nimmt geradezu akustische Witterung auf, was an verborgenen Spuren in diese Vorlage ursprünglich oder auch nur vermeintlich eingegangen ist, entwickelt überraschend vielfältige Dynamiken – von „*Un poco più allegro*“ der siebenten Variation bis zum „*Allegro pesante e risoluto*“ der 19. – und spürt Getragenheiten auf, die ins Expressive umschlagen und vom Diabellischen Material nicht weit genug entfernt sein könnten, ob als „*Grave e maestoso*“ der 14. oder als „*Largo, molto espressivo*“ der 31. Variation. Was Beethoven sich und seinen Hörern dabei zu bedenken gibt, könnte lauten: Vernehmt, was sich im Banalen so alles verbirgt. Noch die harmloseste Dreivierteltakt-Seligkeit enthält einen ganzen Ausdruckskosmos, Abgründe und Höhen, beides erschreckende Erhabenheiten. Man vergegenwärtige sich die Welten, die zwischen dem nahezu einstündigen Variationsmonument seiner *Diabelli-Variationen* und den beiden Variationswerken für Klavier und Cello über Themen aus Mozarts *Zauberflöte* liegen, die das Anmutige der Arien unbedingt zu erhalten suchen; Vergleichbares gilt für die Variationen zu einem Thema aus Händels

Oratorium *Judas Makkabäus*. Dieses kompositorische Reflektieren über die Form der Variation geht danach über ins Meditative. Zunächst erfolgt dieses Reflektieren in Form einer mokanten Parodie, die Beethoven bereits in der ersten Variation durch Tempoverzögerung erreicht: die banale Melodie wird dadurch erst ins Majestätische gedehnt, dann aber elementar verkleinert. In den Variationen zeigt Beethoven somit die Verselbständigung der musikalischen Dynamiken und ihre jeweilige Wirkung.

Beethoven opponierte nicht nur in den *Diabelli-Variationen* gegen das Musikalisch-Konventionelle. Er bediente sich ungewöhnlicher Längen (etwa im langsamen Satz der *Hammerklaviersonate*) und provokativer Kürzen (in einigen seiner *Bagatellen*), machte zuletzt noch eine starke Emotion über einen nichtigen Gegenstand zu einem musikalischen Thema (*Wut über den verlorenen Groschen*, op. 129) und ließ das Chorale bis zu einem Sich-beinahe-Überschlagen der Stimmen sich (über-)steigern, so im Schlußchor der *Neunten*.

Beethovens kompositorische Reflexionen über die musikalische Form, Signum seines gesamten Spätwerks, führte im Beethoven-Jahr 1970 zu einem radikalen kompositorischen Nachdenken über Beethoven – in Gestalt von Mauricio Kagels Kammermusik-Collage *Ludwig Van*. (Karlheinz Stockhausens *op. 1970: Stockhoben-Beethausen* blieb im Vergleich dazu eher blaß.) Wozu Kagels Kompositionsversatzstück aufforderte: Zu einem Durcheinanderspielen von Beethoven-Fragmenten, zu einer Zerstückelung der Beethoven-Erfahrung um des neuen Ganzen seines Werkes willen. Kagel legte die These nahe, daß wir erst in der Fragmentierung eines Gesamtwerks einen gewandelten Sinn für seine Zusammenhänge gewinnen (können). Im Grunde wandte damit Kagel das Prinzip der Diabellis Stückchen fragmentierenden Variationen auf Beethovens Gesamtwerk an. Kagels *Ludwig Van* wollte unter Beethovenianern Entsetzen auslösen, was ihm ebenso gelang wie Beethoven, der mit seiner *Großen Fuge* seine Hörer vertrieb, bis nur noch er als Ertaubter übrigblieb. Und damit ist womöglich auch das Nachdenken über Beethoven ausgereizt, wenn wir nämlich den paradoxen Umstand bedenken, daß diese Musik deswegen so „absolut“ erscheint, so geistsinnreich, weil sie buchstäblich alles Menschliche und Transhumane in sich aufnahm, selbst das Ertauben. ♦

1 In: Hector Berlioz, *Schriften. Betrachtungen eines musikalischen Enthusiasten*, hg. u. komm. von Frank Heidelberg, übers. v. Dagmar Kreher, Kassel 2002, Bärenreiter, S. 60

2 Beide Zitate: Hans Heinz Stuckenschmidt, *Neue Musik* (1951), Vorwort Carl Dahlhaus, Frankfurt/M. 1981, Suhrkamp, S. 55

3 Ebd., S. 109. Womit dieser die Auffassung seines Freundes, des Tenors Adolphe Nourrit, teilt.

4 In: Ernst Bloch, „Über das mathematische und dialektische Wesen in der Musik“, in: *Von neuer Musik. Beiträge zu Erkenntnis der neuzeitlichen Tonkunst*, hg. v. H. Grues u. a., Köln 1925, Marcan, S. 5–16, hier: S. 14 f. Dazu auch: Günther Anders, *Musikphilosophische Schriften. Text und Dokumente*, hg. Reinhard Ellensohn, München 2017, Beck, S. 67 („Positive Bestimmung der musikalischen Situationen“, S. 13–94)

5 Aristoteles, *Metaphysik. Schriften zur Ersten Philosophie*, übers. v. Franz F. Schwarz, Stuttgart 1978, Reclam, S. 302 (XII, 1069 b)

6 Vgl. Dieter Kühns Roman *Beethoven und der schwarze Geiger*, Frankfurt/M. 1990, Fischer

7 Theodor W. Adorno, *Beethoven. Philosophie der Musik. Fragmente und Texte*, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt/M. 2004, Suhrkamp, S. 114

8 In: Richard Wagner, *Dichtungen und Schriften. Jubiläumsausgabe in zehn Bänden*, hg. v. Dieter Borchmeyer, Bd. 9: *Beethoven. Späte dramaturgische Schriften*, Frankfurt/M. 1983, Insel, S. 60

9 Harry Goldschmidt, *Die Erscheinung Beethoven*, Leipzig 1974, Deutscher Verlag für Musik, S. 11–23

10 Ebd., S. 18 f.

11 Ernst Bloch, *Geist der Utopie*, Frankfurt/M. 1980, Suhrkamp, S. 84

12 Thomas Mann, *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde*, in: *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Bd. VI, Frankfurt/M. 1990, Fischer, S. 71 (alle Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe)

13 Alfred Brendel, *Nachdenken über Musik*, München 1982, Piper, S. 84 f.

Eleganz und Leidenschaft. Klangfaszination auf höchstem Niveau.



nuVero 110

Spektakulär im Klang, vollendet in der Technik.
Fein zeichnend, dynamisch, bassgewaltig.

Wohnraumfreundlich in Größe und Anmutung.
Profiliert im Design, meisterhaft verarbeitet.

High-End, aber erschwinglich.
Nur direkt vom Hersteller nubert.de

20,3 cm schlanke Front, 114 cm Höhe, 520/360 Watt. Kristallweiß, Diamantschwarz, Goldbraun. Schallwand hochglanz-metallisch, Korpus samtig matt. 1465,- €/Box (inkl. 19% MwSt./zzgl. Versand)

Nubert electronic GmbH, Goethestraße 69, D-73525 Schwäbisch Gmünd · 30 Tage Rückgaberecht
Webshop: www.nubert.de · Direktverkauf und Vorführstudios: Schwäbisch Gmünd, Aalen, Duisburg · Info-/Bestell-Hotline mit Expertenberatung, in Deutschland gebührenfrei 0800 6823780

nubert

MEHR KLANGFAZINATION



CHARLES PLATIAU AUKTION DER WAFFE, VON DER MAN ANNIMMT, DASS VAN GOGH SICH DAMIT 1890 DAS LEBEN NAHM HÔTEL DROUOT, PARIS 2019 / REUTERS

LICHT UND SCHMERZ

VAN GOGHS LETZTE TAGE - EIN SIEG IN DER KUNST, EINE NIEDERLAGE IM LEBEN

AUVERS-SUR-OISE liegt eine halbe Zugstunde von Paris entfernt. Es ist mit seinen von Gärten umgebenen Häusern, seiner gotischen Kirche, seinem Schloß und den Bäumen, welche die Ufer der Oise beschatten, ein hübsches Städtchen. Weniger interessant wäre es, hätte es nicht den Maler Daubigny, einen Vorläufer des Impressionismus, gefördert, Pissarro und Cézanne in die Arme geschlossen und wäre es nicht Zeuge der letzten zwei Monate des tragischen Lebens Vincent van Goghs gewesen.

Auvers-sur-Oise bezauberte mich sofort, als ich zusammen mit meinem Freund, dem Maler Onay Akbaş, der gleich mir vor vielen Jahren in Paris heimisch geworden war, den Spuren van Goghs folgte. Ich fühlte mich hingezogen zu der Natur, die ich von den Werken des berühmten Künstlers kannte, zu den verrückten Farben, die diese Natur auf seinen Bildern widerspiegeln. Mir war, als spazierte ich nicht durch die Stadt oder die Weizenfelder, die sich unter tiefblauem Himmel erstrecken, sondern in einem Gemälde. Ich plauderte mit Dr. Gachet, dessen Porträt der Maler erschaffen, grüßte das Rathaus, das er gemalt hatte, und wanderte hinaus auf den Pfaden, die der Künstler mit Staffelei, Palette und Pinseln auf dem Rücken durchmessen hatte. Ich sollte sagen „wir wanderten“, denn Onay begleitete mich, während er von der Bedeutung der jeweiligen Plätze im Schaffen van Goghs sprach.

Nachdem wir die Kirche, die mit ihrer Rückseite an einem Hügel klebt, hinter uns gelassen hatten und den Abhang hinunterstolperten, befanden wir uns plötzlich unter weißen, runden Wölkchen, die den Himmel betupften wie kleine Bälle. Wir verlor uns inmitten von Weizenähren.

Auch van Goghs Weg hatte ihn an einem Julitag, an dem die Sommersonne über den Himmel rollte und weiße Wolken mit schwarzen Krähen vom Wind verweht wurden, auf dieses Feld geführt. Dort schoß sich der Maler eine Kugel in den Bauch, um einem Leben ein Ende zu setzen, das von Schmerz und Einsamkeit, aber mehr noch von Kunst geprägt war. Er starb nicht gleich. Erst nach zweitägigem Todeskampf sollte er sich in den Armen seines Bruders Theo, seines Wohltäters, in seinem engen Zimmer im Gasthaus Ravoux von der Welt verabschieden. Er hatte unter Einsamkeit gelitten, Armut zutiefst durchlebt, war nahezu verrückt geworden, doch er hatte keinen Tag ohne künstlerisches Schaffen verbracht. Während seiner siebzig Tage in Auvers schuf er genau siebzig Gemälde. Die meisten von ihnen hängen in Museen oder Privatsammlungen, doch Kopien weisen Besuchern den Weg. So erblickten wir auf einem Plakat die mit krummen Strichen gemalte, wie zusammengekauerte Kirche samt Glockenturm vor dunkelblauem Himmel, noch ehe wir sie sahen. Etwas weiter – an der Friedhofsmauer – hing

in Kopie sein letztes Bild, das *Weizenfeld*. Krähen stürzen sich wie Unglücksboten auf die Ähren hinunter. Kein Mensch ist zu sehen, nur der Feldweg, der sich mit dem Himmel vereint, nur eine Natur, die vor Schmerz schreit.

VON ARLES NACH AUVERS

Die Welt dieses verrückten Malers, der in einer Lebensphase nach Südfrankreich ging, um die Mittelmeersonne zu finden, mit dem Licht eins zu werden, der in Arles Schlimmes erlebte, sich mit Gauguin zerstritt und sich das Ohrläppchen abschnitt, das er einer Prostituierten übergab, und sein Selbstporträt im Spiegel malte, beeindruckt.

Nachdem ich seine Wohnung gesehen hatte und das Café, wo er einsam Absinth zu trinken pflegte, mir seine Landschaftsbilder vorgestellt hatte, die er voll unerschöpflicher Energie eigentlich ohne zu malen geschaffen hatte, indem er die Farben direkt aus der Tube auf die Leinwand preßte, und nachdem ich seinen Spuren in der Nervenheilanstalt von Saint-Rémy gefolgt war, schrieb ich die Erzählung *Tod im Weizenfeld*. Dort versuche ich, die enge Verbindung von Leben und Kunst bei van Gogh zu umreißen, die an die Grenzen des Verstandes heranreicht und ein Geheimnis bleibt. Genie und Wahnsinn in einem. Er signierte seine Bilder, die niemand für bedeutend hielt und von denen er

nur ein einziges verkaufen konnte, mit seinem Vornamen, Vincent, „Sieger“, vielleicht, weil er hoffte, eines Tages in der Kunst zu siegen – doch im Leben war er längst besiegt.

Auvers war die letzte Station dieser Niederlage.

Heute empfängt der Ort Tausende seiner Verehrer, allen voran japanische Touristen. Wer seinen Spuren folgen will, besucht die Hauptstationen seines Lebens: den einfenstrigen Raum mit der niedrigen Zimmerdecke, wo der Künstler in der entsetzlichen Julihitze seine Pfeife rauchte und um sein Leben rang, seinen Eßtisch, er kontempliert seinen Hocker, die Häuser, die er gemalt hat, die Gärten, Bäume, Felder und den Friedhof. Und das Schloß, wo die Werke von Impressionisten ausgestellt sind, auch wenn van Gogh nie einen Fuß in dieses Château gesetzt hat und niemals zur Tafel der reichen Sammler gebeten wurde.

DAS GEHEIMNIS DER NATUR

Van Gogh schreibt aus Arles an Theo am 24. März 1889: „Wir wissen nicht, was uns morgen zustößt.“ Der Maler wußte, als er diesen Satz schrieb, nicht, daß ihm nur noch ein Jahr bleiben würde, daß er Arles Hals über Kopf verlassen und sein Leben in einem schäbigen Dachzimmer in Auvers-sur-Oise beenden würde. Möglicherweise hatten die Tage in der Irrenanstalt von Saint-Rémy seine Depressionen, seinen Todeswunsch, seine Neurose gedämpft. Dort hatte er trotz schlechter Bedingungen arbeiten können. Wenn er wollte, konnte er hinaus in die Natur, um seine Staffelei in den Olivenhainen oder auf den Dreschplätzen aufzustellen, um die Erntearbeiter unter der gleißelnden Mittelmeersonne auf die Leinwand zu bannen, die milchweißen Wolken über den lila Bergen, die ins Schwärzliche spielenden Zypressen, die knallgelben traurigen Sonnenblumen. Eine mächtige Bewegung, die seinen inneren Aufruhr spiegelt, läßt die Natur in einem Farbenrausch explodieren. Im Süden Frankreichs fand er Menschen, ähnlich jenen Elenden, die er Jahre zuvor in seiner holländischen Heimat gemalt hatte, Menschen, die ihren Lebensunterhalt im Schweiß ihres Angesichts verdienten, doch stellte er sie nicht beim Kartoffelessen oder in dunklen Bergbauschächten schuftend dar, sondern an der freien Luft als vitale, kräftige Landleute.

Er hatte seine Existenz der Kunst geweiht, alles nahm er dafür in Kauf, Einsamkeit, Wahnsinn, sogar den Tod. Zuletzt besiegte ihn die Krankheit. In Saint-Rémy, wohin er sich auf eigenen Wunsch zurückgezogen hatte, kämpfte er, wenn er nicht arbeitete, mit Krisen, wurde aggressiv oder verschloß sich schweigend. Die Pfeife immer im Mund, die wir von seinem berühmten Selbstporträt her kennen.

Wenn er vor dem Spiegel sein Bild malte, erforschte er seine Seele wie die eines anderen und, anders als bei seinen Landschaftsbildern, gestattete der Farbe weniger Freiheiten, er verteilte sie unver-

mischt, wobei er impulsive Pinselstriche vermied. Der junge blonde Mann vor der Leinwand mit rotem Bart, mit Palette und Pinseln, ist der Künstler selbst und auch ein anderer. Äußerer Ausdruck einer gespaltenen Persönlichkeit. Und Bestätigung, daß er zum Maler geworden war. Als er dieses Porträt schuf, lebte er noch nicht im Süden, suchten ihn die epileptischen Anfälle noch nicht heim. Klopfen nur epileptische Anfälle bei ihm an? Niemand klopfte bei ihm an, außer sein Bruder Theo und einige Malerfreunde. Weder eine Geliebte noch ein Sammler, der seine Bilder kaufen wollte, trotz geringer Preise. Kein Postbote. Bei Frauen fand er nicht, was er suchte; nicht einmal, als er sich um das Kind einer Prostituierten kümmerte, wurde ihm dafür die erhoffte Zärtlichkeit zuteil. Eine Verwandte, in die er sich verliebt hatte, verließ ihn rücksichtslos. Das einzige, woran er sich klammern konnte, war die Kunst.

Während seiner zwei Jahre in Paris verfertigte er, Zeichnungen inklusive, dreißig Selbstporträts; jedesmal arbeitete er einen anderen Charakterzug, einen anderen Vincent heraus. Sind nicht auch seine Stilleben in Wahrheit Porträts – von Gegenständen und Blumen, denen er zutiefst verbunden war? Er ging so weit, seine Schuhe ins Bild zu setzen. Mit diesen war er seiner Wege getrottet, über Stock und Stein, Berg und Tal gewandert. Unermüdlich wie ein Lastenträger hatte er Weizenfelder und Olivenbäume zur Leinwand geschleppt, Zypressen, Hütten, aus deren Fenstern kein Lichtstrahl fiel, Gärten und Steinbrücken, auf der Erde Flüsse und am Himmel Sterne. Wie ein Lastenträger. Er wurde zum Lastenträger der Kunst, so sehr gab er sich bis an die Grenzen zum Wahnsinn seiner Arbeit hin.

Auf den Spuren der Impressionisten verlegte auch er seine Malerei vom Atelier ins Freie. Er ging nicht nur bei schönem Wetter hinaus, er trotzte Regen und Sturm. Wenn der Mistral an den Dächern rüttelte und jeder sich im Haus einriegelte, ging er aufs offene Feld, beugte die Knie vor dem Sturm und arbeitete weiter. Es kam vor, daß er die Leinwand auf die Erde legte und darüberbeugte malte.

Wenn er versuchte, auf der Leinwand jene Begeisterung auszudrücken, die das unerreichbare Geheimnis der Natur in ihm erweckte, das so fern war wie die aufragenden blauen, violetten und grünen Berge am Horizont, und versuchte, die aufsteigende Erregung durch ein fieberhaftes Mischen der Farben und intuitive Pinselschläge auszudrücken, mühte er sich ab bis Sonnenuntergang, bis zur Erschöpfung. Deshalb wirken die Stämme seiner Olivenbäume so müde und traurig. Als wären sie zu fest in die Erde gedrückt, zu tief verwurzelt. Sie konnten nicht aufbrechen, nirgendwo hingehen. Die Bauern am Dreschplatz wirken verschwommen, die Sonne am Himmel explodiert. Die Wolken hängen so niedrig, daß sie den Menschen zum Wahnsinn treiben. Ihre Schatten fallen nicht zur Erde, sie schweben in niedriger Höhe,

als wollten sie – sich verfangen in den Zypressen.

MAUERN DER EINSAMKEIT

Mit seinen zertretenen Schuhen konnte er im Leben nicht viel erreichen, in der Kunst aber legte er weite Strecken zurück. Es bemerkte nur niemand. Doch würde der Tag kommen, an dem man den Wert seiner Arbeit erkannte, wo Sammler sich um seine von Kritikern mißachteten Bilder reißen würden. Während er auf diesen Tag des Glücks wartete, suchte er Zuflucht in Cafés, um ein Glas oder auch eine Karaffe Absinth zu trinken, oder er saß allein vor den verschlossenen Türen geduckter Häuser. Sein Schicksal war es zu wandern, in den Feldern anzuhalten und seine Staffelei aufzustellen, um, erregt und müde, die Natur abzubilden. Er hatte sich der Kunst ergeben, die Einsamkeit und den schrittweisen Weg in den Wahnsinn nahm er in Kauf. Er war ständig in Bewegung und fühlte sich dennoch eingeschlossen. Dies faßt er in einem Brief an Theo in folgende Worte:

„Wir fühlen, daß da verschlossene Türen sind, Gitter, die den Menschen im eigenen Inneren eingeschlossen halten, unüberwindliche Mauern, die ihn von seiner Umgebung abschotten.“

Er litt, und um diesen Schmerz auf der Leinwand wiederzugeben, erschuf er eine neue Wirklichkeit durch jenen ihm eigenen fahigen Stil, er suchte das Glück, das er im Leben nicht fand, in den Farben, in Kobaltblau, Smaragdgrün, Blutrot und im Licht strohgelber Sonnenblumen. Er arbeitete mit den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau, aus denen er Orange, Grün und Violett mischte.

Manchmal ging er an den Meeresstrand hinunter. Wenn die Segelboote dort in violetten Wellen verschwanden, war der Himmel indigoblau, die Fischerboote rot, die Schaumkronen des Meeres weiß. Wie sehr unterschied sich dies in Strich und Farbe von den einst gemalten nördlichen Meeren. Wie in Träumen oder Alpträumen dominierte unerwarteterweise ein schmutziges Weiß das Bild. Die auf Sand gezogenen Fischerboote mit gelbem Mast glichen in ihrem Blau, Rot und Grün verlassenen Waisenkindern. Auf eines hatte er „Amicitie“ geschrieben. Dabei hatte er seit jener verfluchten

Nedim Gürsel
À l'ombre des pyramides
Paris 2019, Empreinte temps
présent

Allahs Töchter
Berlin 2012, Suhrkamp

L'Ange rouge
Paris 2012, Seuil

Atatürks Haus
96, Berlin 2012

Das Bild des Propheten
114, Berlin 2016

En Italie
Tharax 2017, Empreinte temps
présent

Étreintes dangereuses
Paris 2018, Le Passeur

Fülle, die wir trinken
64, Berlin 2004

Halluzination in Konya
75, Berlin 2006

La seconde vie de Mahomet
Paris 2018, CNRS

Sieben Derwische
Frankfurt/M 2008, Insel

Der Sohn des Hauptmanns
Köln 2017, DuMont

Stadt der toten Dichter
107, Berlin 2014

Tod in Bursa
116, Berlin 2017

Turquie libre, j'écris ton nom
Saint-Pourçain-sur-Sioule 2018,
Bleu Autour

De ville en ville
Paris 2007, Seuil

Voyage au cœur de la Turquie
Paris 2013, Empreinte temps
présent

Wein, Rose, Nachtigall
123, Berlin 2018

Künste als kritische Imaginationen
Theorie als nicht-disziplinäre Philosophie
Geschichte als Verunsicherung der Gegenwart

NEUER MASTER KULTURWISSENSCHAFTEN KRITIK DER GEGENWART: KÜNSTE – THEORIE – GESCHICHTE

Ab Wintersemester 2020/21
Bewerbung vom 01.04.–01.06.2020

leuphana.de/master-kdg


LEUPHANA
UNIVERSITÄT LÜNEBURG

**WIE DURCHKREUZEN
DIE KÜNSTE
DIE KONFLIKTLINIE
DER GEGENWART?**



VINCENT VAN GOGH (1853-1890) PORTRÄT DES DR. GACHET, 1890

Nacht, nach der Gauguin ihn verlassen hatte, niemanden mehr, den er „Freund“ nennen konnte.

Es gab weder Frau noch Kind in seinem Leben. Und keinen außer Theo, der etwas von Kunst verstand. Die Boote am Strand würden eines Tages in die offene See aufbrechen, aber er würde hier, Tag für Tag, in der von ihm unverdrossen gemalten Landschaft festgehalten werden, ohne seinen Weg zu finden.

Auf seinen Landschaftsbildern sieht man nicht nur Natur, sondern auch Menschen, aber von Ferne und verschwommen. Sie haben keine Gesichter, keinen Blick. Wenn er sie jedoch aus der Nähe, als konkrete Individuen porträtierte, würden sie durch ihre Gesichtszüge und ihre darin ausgedrückten Gefühle unsterblich werden. So wie bei den Porträts des Briefträgers Joseph Roulin und seines Sohnes Camille, des Zuaven und auf den Selbstporträts, falls ihm keine Modelle zur Verfügung standen.

Wenn er ein Modell fand, porträtierte er es. Er malte keine Herrschenden, Mächtigen oder Berühmten. Es waren gewöhnliche Leute, die er auf die Leinwand bannte. Das aber genügte ihm nicht. Er richtete seinen Blick auf Gegenstände. So entstanden Bilder, die seine alten Schuhe, seine klobigen Stiefel zeigen. In den aus dem Leim gegangenen, staubigen Schuhen scheint eine tiefere

Bedeutung zu liegen. Das Futter und die Schuhriemen dieser groben Schuhe tragen eine dunkelorange Färbung, das Leder außen spielt in ein dunkles Blau hinein. Er plazierte die Schuhe vor einer kastanienfarbenen Mauer, wie zwei verlassene Kätzchen. Der rechte liegt umgedreht da, auf seiner Sohle blitzen silberfarbene Nägel, das abgetragene linke Schuhband windet sich wie eine Schlange. Er wollte ja nicht nur Vasen malen mit sich zitternd öffnenden Blumen, die über den Rand quellen oder dahinwelken, nicht nur Sonnenblumen, Strohstühle und Holzbetten, ins Bild ragende Öfen und Schornsteine! Er mußte seinem Werk die alten Schuhe beifügen, treue Begleiter auf langen Wegen. Theo hatte er geschrieben: „Der Weg, der vor uns liegt, ist schmal.“ Man mußte aufmerksam sein, um das angestrebte Ziel zu erreichen.

Wenn er bei Sturm und Regen malte, wurden seine Pinselstriche noch heftiger, und der Wind, der in den Blättern rauschte, verwandelte sich in seinen Ohren in eine Symphonie. Wenn er der Musik der Natur lauschte, die Farben aufeinander schichtete und die Striche tanzen ließ, ging er an die Grenzen der Malerei und auch an die des Verstandes.

Er lebte lieber fern von großen Städten, der Natur nahe, unter einfachen Menschen, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährten. Sein Weg führte ihn nach Amsterdam, Antwerpen, London und Paris,

Frieden fand er eine Zeitlang in der Provinz, doch auch hier wurde er von der Einsamkeit besiegt.

Wie jeder junge Mensch verliebte er sich und wurde enttäuscht, er stieg in Kohlebergwerke hinab, predigte in Dorfkirchen, und da er keine Familie gegründet hatte, reduzierten sich seine Beziehungen zu Frauen auf das Milieu der Bordelle. Ja, er war einsam. Doch um der Kunst nahe zu sein, der Quintessenz seines Lebens, war Einsamkeit notwendig, unausweichlich.

STURM IM INNEREN

Nachdem er das Irrenhaus verlassen hatte, konnte er nicht in Arles bleiben. Theo hatte zu dem in Auvers-sur-Oise lebenden kunstliebenden Doktor Gachet, der auch selbst malte, eine Beziehung hergestellt und ermöglicht, daß sich sein Bruder in dieser ruhigen Kleinstadt in der Nähe von Paris niederlassen konnte. Theo hatte geheiratet und seinen neugeborenen Sohn auf den Namen Vincent getauft. Mit seiner jungen Frau Jo war er glücklich, doch das Geld war knapp. Er konnte seinen Bruder nicht mehr wie bisher finanziell unterstützen. Ehe Vincent nach Auvers umzog, verbrachte er vier Tage bei dem Paar und genoß es, seinen Neffen in der Wiege zu lieblosen. Doch fühlte er sich ausgegrenzt. Er litt unter der Vorstellung, am frühen Tod seines älteren gleichnamigen Bruders, der vor ihm geboren und gestorben war, schuld zu sein, so als hätte er diesem das Leben geraubt. Der dritte Vincent nun sollte zustande bringen, was sein Onkel nicht erreicht hatte, und nach den Worten seines Vaters „ein richtiger Mann“ werden.

Er selbst hatte nichts erreicht. Wie er im Brief bekannte: „Der Schmerz wird lebenslang andauern.“ Weil er seinem Bruder eine Last war, quälten ihn Schuldgefühle. Wir entschlüsseln diesen komplizierten Seelenzustand, den Zusammenbruch, der sich aus der Erfolglosigkeit ergab, aus den Briefen aus Auvers an Theo, vor allem aus dem allerletzten, den man nach seinem Selbstmord in seiner Tasche fand. „Wenn ich meine Kunst ausübe, gefährde ich mein Leben“, schrieb er, „daher habe ich meinen Verstand schon halbwegs verloren.“

Das intensive, vielleicht eigennützige Interesse Dr. Gachets, der ihn in seinem Haus bewirtete und bei dieser Gelegenheit sowohl sein eigenes Porträt malen ließ als auch das seiner Tochter, reichte nicht aus, diese Empfindung zu lindern. Die Wunde ging viel tiefer. Obwohl er fast 800 Bilder gemalt hatte, war er in den Augen der Welt ein Schmarotzer, schlimmer noch, er galt als „Nichts“. Zuletzt hatte sich sogar der ihm am nächsten stehende Mensch, Theo, von ihm abgewandt.

Auf den in Auvers entstandenen Bildern verspürt man unter der ruhigen Oberfläche das Gefühl der Einsamkeit, die Spuren dieser Verlassenheit. Ein Indiz für diesen Seelenzustand ist der Umstand, daß um das Rathaus herum, das er am französischen Nationalfeiertag, dem 14. Juli, gemalt hat, keine Menschenseele zu sehen ist. Ebenso wie auf den gelb-grünen Feldern, die sich unter einem verschlossenen Himmel erstrecken. Oder die Weizenähren und die Krähen, die er auf der Leinwand ineinanderfügte, ehe er sich eine Kugel in den Leib schoß.

Auvers war anders als die Provence, die van Goghs Kunst zutiefst beeinflusst, seine Welt verändert und ihm die Natur nahegebracht hatte. In der Provence gab es blaue Berghänge, Olivenhaine, und auch wenn sich niemand um ihn kümmerte und er kein Modell fand, blieben ihm Sonnenblumen, die sich wie kleine Sonnen in der Vase wanden. Die Sonne war brütend heiß, der Nachthimmel voller Sterne, die Natur zum Exzeß treibend in Gelb und Blau, letzteres in allen Farbtönen von Preußischblau bis Kobalt, von Grün zu Gelb, dieses Strohgelb, das der Maler so liebte und das alles überzog. „In der Luft regt sich nicht der kleinste Hauch“, schrieb er an Theo, „die Hitze beherrscht alles. Das befördert meine Arbeit überaus. Ich bin

eins mit dem unbeschreiblichen Licht und der Sonne. Ach, das Gelb! Was für ein schönes Gelb!“

Die Farben erscheinen auf den Bildern, wie der Künstler sie wahrnahm. Sie geben nicht die Realität wieder! Sie drücken van Goghs Empfindungen aus, den Sturm in seinem Inneren, sein Elend, sein schmerzvolles Leiden.

In Auvers begegnete ihm ein grüner Fluß und Weidenbäume, doch fehlte hier die lavendelfarbene Erde, die sich unter der glutheißen südlichen Sonne erstreckte. In Auvers gab es weder Zuavensoldaten noch Freudenmädchen, keine Feldarbeiter auf Dreschplätzen, keine blühenden Mandelbäume, keine melancholischen Cafés, keine butterfarbenen Häuser. Hier waren die grasbewachsenen Dächer der Hütten niedrig, die Fenster geschlossen, die Menschen einsam. Und während Feldwege sich ziellos am Horizont verloren, senkten sich Krähen wie schwarze Wolken auf Weizenähren nieder.

Die Tage von Saint-Rémy, wo er, in sich gekehrt, die Natur der Provence aus der Ferne auf seine Leinwand gebracht hatte, waren vorbei. Er versuchte, sich geistig zu sammeln, malte keine Selbstporträts mehr. Unter Bezugnahme auf Monet, der den Anblick der Kathedrale von Rouen zu unterschiedlichen Tageszeiten festgehalten hatte, meinte van Gogh: „Statt Kathedralen male ich lieber Blicke.“ In seinen letzten Lebenstagen aber scheute er sich nicht, die Kirche von Auvers darzustellen. Unter dunkelblauem Himmel mit ihren moosgrünen Mauern und rotblauem Dach erinnert sie an ein großes Haus.

Der Süden mit seinen Menschen ist nun ebenso Vergangenheit wie die vor dem Spiegel verfertigten Selbstporträts.

ERNTEREIFER WEIZEN

In Auvers litt er immerhin nicht länger an Halluzinationen. Unter den Fittichen Doktor Gachets und Theos hätte er endlich in Ruhe arbeiten können. Ein neues Leben lag vor ihm. Er hätte sich ganz und gar der Kunst hingeben, voller Selbstvertrauen seinen Weg gehen können, hätte nicht eine stärkere Krise als je zuvor das Verhältnis zu Theo erschüttert und ihn auch von Dr. Gachet entzweit. Hätte er sich nicht in einem Gasthauszimmer hoffnungslos mit dem beschämenden Gedanken gequält, seinem Bruder ein Leben lang zur Last zu fallen.

Gleich neben dem Friedhof richtete er den Lauf seiner Pistole gegen sich selbst und gab einen Schuß ab. So beendete er ein Leben voll Schmerz, Einsamkeit und Kreativität.

Er hatte schon im Irrenhaus von Saint-Rémy, aus seinem Zimmer auf ein anderes Weizenfeld blickend, den eigenen Tod in seiner Phantasie vorweggenommen. Die Sonne kreisrund in der Mitte eines ins Grünliche spielenden Himmels über blaugelben Bergen. Sie funkelt diesmal nicht wie auf vorangegangenen Bildern, als wollte sie den Menschen in den Wahnsinn treiben. Und während in einer Ecke des Kornfeldes ein Landarbeiter den Weizen mäht und die Ähren vom Wind verweht werden, denkt der Maler bei diesem friedlichen Anblick an den Tod: „Plötzlich sah ich in der Gestalt des mähenden Landmanns das Symbol des Todes, die Menschheit hatte sich in ernterreifen Weizen verwandelt. (...) Doch lag keine Trauer in diesem Bild. Alles lag im Licht, geschah unter einer Sonne, die die Welt erleuchtete“, schrieb er an Theo. Wenig später fand ihn der Tod, in einem anderen Weizenfeld, nördlicher. Wie die Krähen sich auf die Ähren stürzen, so drückte er ihm die Kehle zu.

Bei van Goghs Beerdigung waren sein Bruder anwesend, der ihn immer unterstützt und dem er seine aufrichtigsten Briefe geschrieben hatte, die Kunsthistorikern noch immer den Weg zum Verständnis seiner Kunst eröffnen, zudem sein Vermieter Ravoux und zwei benachbarte junge Maler. Doktor Gachet, der als enger Freund galt, seine Schußwunde jedoch nicht behandelt hatte, war ebensowenig anwesend wie andere Kunstfreunde oder Künstler. Da es sich um einen Selbstmord handelte, fand keine religiöse Zeremonie statt. Nach sechs Monaten starb auch sein Bruder, der den Schmerz dieses Verlustes nicht hatte ertragen können. Er starb in Holland, doch seine Gebeine wurden nach Auvers überführt und neben Vincents Grab beigesetzt. Die beiden Brüder schlafen ihren letzten Schlaf nebeneinander auf dem von Weizenfeldern umgebenen Friedhof, unter jenem blauen Himmel, der so tief ist wie auf den Bildern, von denen zu Lebzeiten des Künstlers nur ein einziges verkauft wurde, heute jedes einzelne Millionen Dollar einbringt. Die Gemälde van Goghs mit ihren in den Strudeln des Lebens treibenden Figuren setzen ihre Reise durch die Sphären fort.

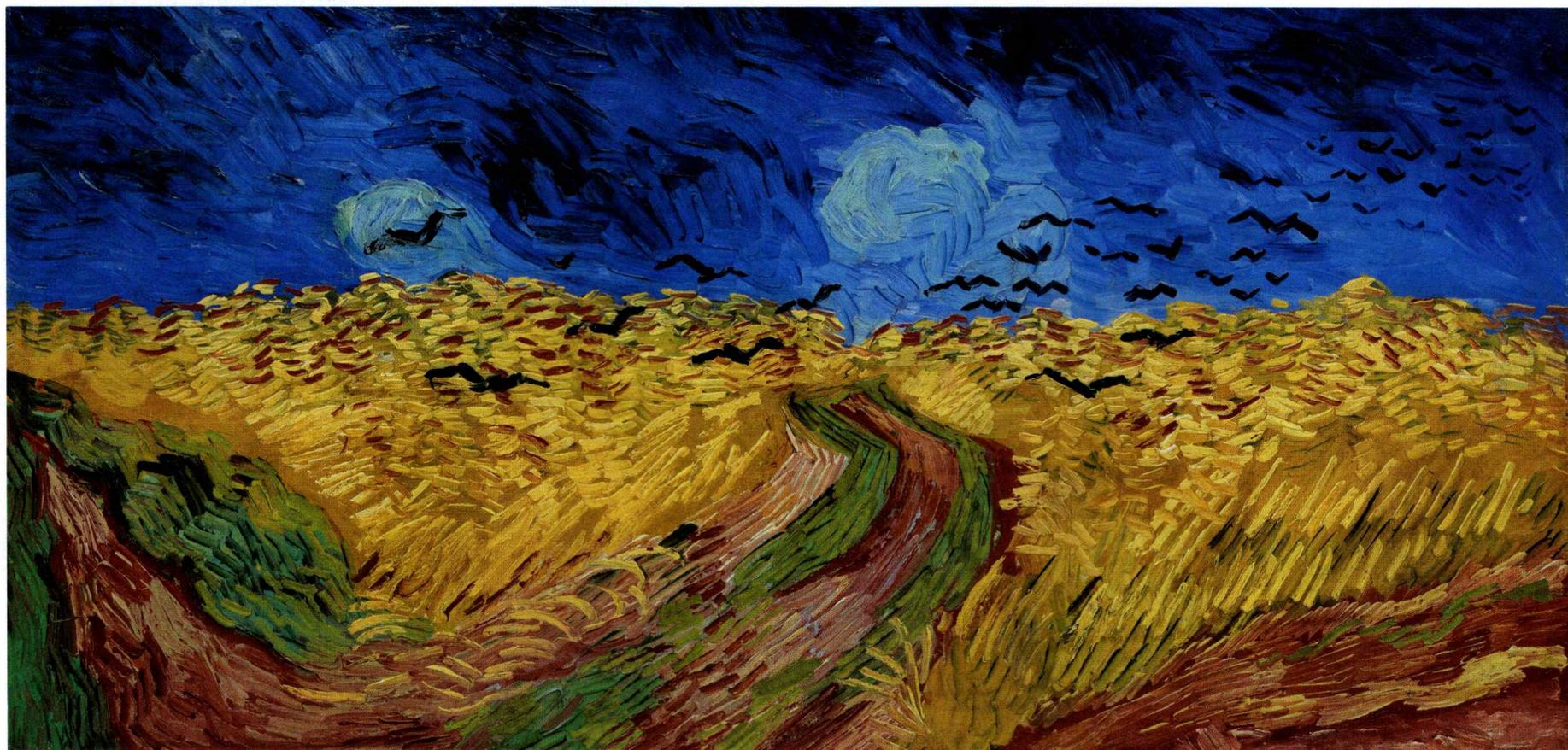
EINE KUGEL IM BAUCH

Ein Animationsfilm (*Loving Vincent*, A. d. Ü.), der die Tage van Goghs in Auvers-sur-Oise schildert, den Zusammenbruch, seine Melancholie, die in Verrücktheit umschlug und die durch Kreativität nicht aufgehalten werden konnte, führte mich zurück in die Welt des Künstlers. Zusammen mit dem Sohn des Postboten Roulin, mit dem Vincent sich anlässlich der fast täglich aus Arles an Theo geschriebenen Briefe befreundet hatte und dessen Porträt er malte, befand ich mich in jener Filmaufführung. Man sieht diesen jungen Mann mit einem Brief von Vincent an Theo, der den Empfänger nicht erreicht hatte, in die kleine Stadt kommen. Und nachdem er mit einigen Zeugen der letzten Tage des Künstlers gesprochen und einige Details aufgeklärt hat, versucht er zu beweisen, daß van Gogh nicht Selbstmord begangen hat, sondern womöglich einem Mord zum Opfer gefallen ist.

Im Verlauf des Films beteiligt sich auch der Betrachter an den Ermittlungen zur Aufklärung des geheimnisumwitterten Todes. Der Künstler soll auf dem Totenbett gesagt haben: „Niemand soll zur Rechenschaft gezogen werden“, doch warum hat er sich die Kugel nicht in den Kopf, ins Herz oder in den Mund geschossen, sondern in den Bauch? Woher hatte er die Pistole? Warum hat der enge Freund und Beschützer Doktor Gachet nicht geholfen, anstatt einzuschreiten und die Kugel zu entfernen, und nur stundenlang an seinem Bett gewartet?

Diese Fragen werden im Rahmen eines Kriminalfilmkonzepts gestellt und sind nicht von tiefergehender Bedeutung. Mir scheint, es ist „ein absurdes Unterfangen“, aus dem Selbstmord van Goghs einen Mord herausdestillieren zu wollen.

Dennoch bereue ich nicht, die englisch-polnische Koproduktion von Hugh Welchman und Dorota Kobiela gesehen zu haben. Sie stellt einem die Zeugen der letzten Tage des Künstlers vor. Doktor Gachet, seine Tochter Marguerite, Vater Tanguy, Theo und der Bootsmann nehmen Gestalt an. Die Oise gerät in meiner Phantasie zum Styx, über den der Maler übersetzte, um in die jenseitige Welt zu gelangen. Ich begann, in van Goghs Bildern umherzuwandern. Ich war zwar keinem Verbrechen auf der Spur, aber durchstreifte die Bilder eines verrückten und genialen Malers, der sein Leben der Kunst geweiht hatte, wobei ich mich bei jedem



VINCENT VAN GOGH (1853-1890) WEIZENFELD MIT RABEN, 1890



VINCENT VAN GOGH (1853-1890) BRIEF AN DEN BRUDER THEO UM 1882

Schritt in seine so farbstarke wie leidvolle Welt hineinzuversetzen versuchte.

Im Geiste sah ich Vincent, den Strohhut auf dem Kopf, in einem weißen, nach Terpentin stinkenden, von Farblecksen gemusterten Hemd, auf dem Rücken eine Tasche, unterm Arm die Staffelei, wie er noch vor Sonnenaufgang am Flußufer seiner Wege geht. Das Wasser strömt träge, düster, unheilvoll. Erneut fallen Weiden ins Auge, die „ihre Haare im Wasser waschen“. Der Maler hat sein bedrückendes Gasthauszimmer verlassen, wo im fahlen Licht des Fensterlochs undeutlich ein schmales Eisenbett, ein Tisch und ein Stuhl auszumachen sind, deren Farbe noch nicht trocken ist, zurückgelassen und schreitet aus mit der Energie der frischen Luft, mit der Spannung einer durch die leere Leinwand erzeugten Imaginationskraft, die ihn alsbald einhüllen wird, und dank der er an nichts anderes mehr denken kann, mit schweren Schritten, tief atmend, als stapfte er einen Abhang hinunter.

Ich stelle mir vor, wie er kurz darauf allein inmitten der Natur auf seiner Palette blaue und grüne Töne mischt, auch mal ein Rot, vor allem aber Gelbtöne. Wie er glücklich ist über das Wispern der Zypressen, die im Sonnenaufgang verblassen, wie er die niedrigen Hütten malt, die mit dem Erdboden verschmelzen.

in einen Abgrund, einen Sturm, der im Geist des Künstlers losbricht. Die Bäume fangen an, sich zu bewegen, die Striche tanzen. Die Häuser schwanke und rutschen ab wie bei einem Erdbeben. Nichts steht mehr fest, Gegenstände stoßen aneinander, verkeilen sich. Die Farben zumeist dunkel, nicht leuchtend und brennend wie auf den Bildern des Südens. Der Maler verwendet in Auvers von allen Farben die dunklere Variante, unterstreicht seinen Pessimismus oder balanciert das Licht aus. Er findet für sein seelisches Chaos Entsprechungen in der Natur, aus dem Inneren brechen Schmerz und tiefe Einsamkeit hervor.

Das Bild hat sich in eine Wirklichkeit des Inneren seines Schöpfers verwandelt, es beginnt in eigener Sprache zu sprechen, eigene Wahrheiten zu erzählen. Das Auge von Vincent nimmt nichts mehr wahr außer dem Bild, das er malt, er konzentriert sich unablässig auf denselben Punkt, läßt sich nicht ablenken. Schon hat er Doktor Gachets neunzehnjährige Tochter Marguerite vergessen, die er im weißen Kleid im Garten mit all den Blumen porträtiert hatte, ebenso wie die Bäuerinnen mit ihren schwierigen Händen, er hat sich ganz seiner Arbeit verschrieben und in seinem Bild aufgelöst.

Kunsthistoriker sagen, daß van Gogh in Auvers-sur-Oise jeden Morgen um fünf Uhr aufstand, so wie in Arles und Saint-Rémy, seiner eigenen Wege ging, seine Staffelei inmitten einer herrlichen Natur aufbaute, bis zu seinem Tod jeden Tag ein Bild malte. Zu dieser getriebenen Arbeitsweise sagt er: „Auch das Leben ist wie das Skizzieren. (...) Manchmal muß man sehr schnell sein, entschlossen sein, mit großer Energie beginnen, die Striche, die das Wesentliche umreißen, mit Blitzgeschwindigkeit aufs Papier bringen.“ (Briefe an Theo) Ich betrachte das Werk des Künstlers ausgehend von eigenen Eindrücken, von meiner Subjektivität her, und wenn ich auch nicht alles sehe, so schaue ich doch genau hin.

Die Leinwand gibt nicht wieder, was er sieht, er begnügt sich auch nicht damit, wie die Impressionisten, Empfindungen zu malen. Mit seinen eigenen Worten: „Sei es bei Menschen oder bei Landschaftsbildern, ich will keine Melancholie, sondern einen echten, tiefen Schmerz ausdrücken.“

Er ist gänzlich in seiner Kunst versunken, doch das bemerken weder die Passanten noch die Erntearbeiter, die auf die Felder eilen. Noch jene stumpf blickende Bauersfrau, deren Hut außen gelb und an den Rändern melonenfarben ist. Vincent ist in Bewegung, erschafft seine eigene Welt. Die Häuser in Auvers-sur Oise mögen vielleicht wirklich grün und aneinander gedrängt sein, und ihre Dächer rot-grün, doch die Wolken am Himmel schaukeln nicht. Der Himmel selbst ist zur Wolke geworden, das Bild wirkt unfertig. Zwischen blauen Pinselschlägen gibt es weiße Stellen, leere Flächen ohne jeden Farbauftrag. Leer und tief wie die innere Welt des Malers. Schrittweise verwandelt sich diese Leere

„cholische“ Porträt Doktor Gachets, der ihn aufnahm, als Gast bewirtete und sich intensiv mit seinen psychischen Problemen befaßte. Gachet sitzt mit seiner weißen, ins Gelbliche spielenden Mütze in einem blauschwarzen Jackett, den Ellbogen auf dem Tisch mit dem roten Tischtuch aufgestützt, mit seinen matten, hellblauen Blicken wie in tiefe Gedanken entrückt. Der Maler bezeichnet das Bild als „traurig, aber weich“. Doch sieht man genau hin, rührt die Melancholie des Arztes nicht daher, daß er früh seine Frau verloren und zu seinen Kindern kein inniges Verhältnis hatte, sondern von der Genialität des Malers, die er gespürt haben muß, und seiner Verzweiflung darüber, niemals an ihn heranreichen zu können.

Ist es möglich, daß dieses Gefühl von Ratlosigkeit und Verglebarkeit oder dieser „Minderwertigkeitskomplex“ dazu führten, daß er Vincent van Gogh beneidete und auf ihn eifersüchtig war, nachdem er ihn zunächst bewundert hatte? Kann man für den Bruch dieser Freundschaft – abgesehen vom schwierigen Charakter Vincents – nicht auch den künstlerischen Ehrgeiz Gachets verantwortlich machen? Was meinte Vincent, wenn er den Doktor als mindestens genauso krank wie sich selbst bezeichnete? Daß zum tragischen Ende des Malers auch Gachet beigetragen hat, läßt sich vermuten. Manche behaupten, Vincent sei gestorben, weil er absichtlich nicht ins Krankenhaus gebracht wurde. Wer weiß ...

DAS BILD UND DIE PISTOLE

Ich lasse mich nicht gerne photographieren, dennoch muß ich feststellen, daß es angesichts meiner etwa fünfzig Bücher mehr als ebenso viele Photos von mir gibt. Einen besonderen Platz nimmt jenes Photo ein, das mich im *Van-Gogh-Museum* zeigt, welches ich vor einigen Jahren auf einer Reise nach Amsterdam besucht habe.

Auf jenem Photo bin ich jung, Haare und Bart sind noch nicht ergraut. An der Wand hinter mir hängt das letzte Bild des Malers. Im von oben herabfallenden, fahlen Licht sind die Weizenähren tiefgelb, der Himmel ist tiefblau, fast schwarz; und die Krähen sind von einem tiefen Schwarz. Ein menschenleerer Weg in Tönen zwischen Braun und Grün schlängelt sich zum Horizont, wo sich Ähren und Himmel vereinen. Mit den unheilverkündenden Krähen senken sich runde schmutzige Wolken auf das Weizenfeld herab. Warum sind die Wolken derart verschwommen, als wären sie in Bewegung, als hätten sie kein Ziel. Es sind nur zwei, und sie gleichen großen Tränen. Der Himmel verfinstert sich stetig. Wind treibt diese Wolken, die Regen oder Schnee bringen. Der im Inneren des Malers tobende Sturm findet seine Entsprechung in der Natur. Doch die Waffe explodiert nicht im Bild, sondern in der Hand des Malers.

Jene Landschaft, in der van Gogh sein Leben beendete, hat schon damals eine Rolle in meinem Leben gespielt. Sie hat sich in meiner Erinnerung eingenistet, um nie wieder zu verschwinden. Jahre sind vergangen. Um an die Oise zu kommen und die Spur van Goghs erneut aufzunehmen, mußte ich die vielfältige Welt der Malerei kennenlernen, die Werke anderer Maler erforschen, mit manchen davon eine Symbiose eingehen. Wenn ich jenes Bild van Goghs heute nüchtern betrachten kann, dann, weil mich sein tragisches Lebensende immer noch beschäftigt.

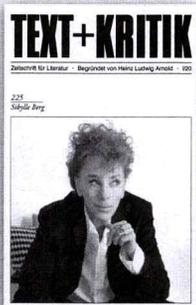
War das, was an der Oise geschah, Selbstmord oder Mord? Wir werden es niemals wissen. Vor kurzem wurde die Pistole, mit der van Gogh seinem Leben ein Ende setzte, bei einer Auktion für 186 Dollar verkauft. Ein Landarbeiter soll sie beim Mähen gefunden haben. Sie war voller Erde und verrostet. Wenn sie uns doch sagen könnte, wer den Abzug betätigt hat. ♦

AUS DEM TÜRKISCHEN VON BARBARA YURTDAS

ANZEIGE

TEXT+KRITIK

Die Reihe über Autoren



Heft 225

Sibylle Berg

Stephanie Catani / Julia Schöll (Hg.)

104 Seiten, € 24,-

ISBN 978-3-96707-064-4

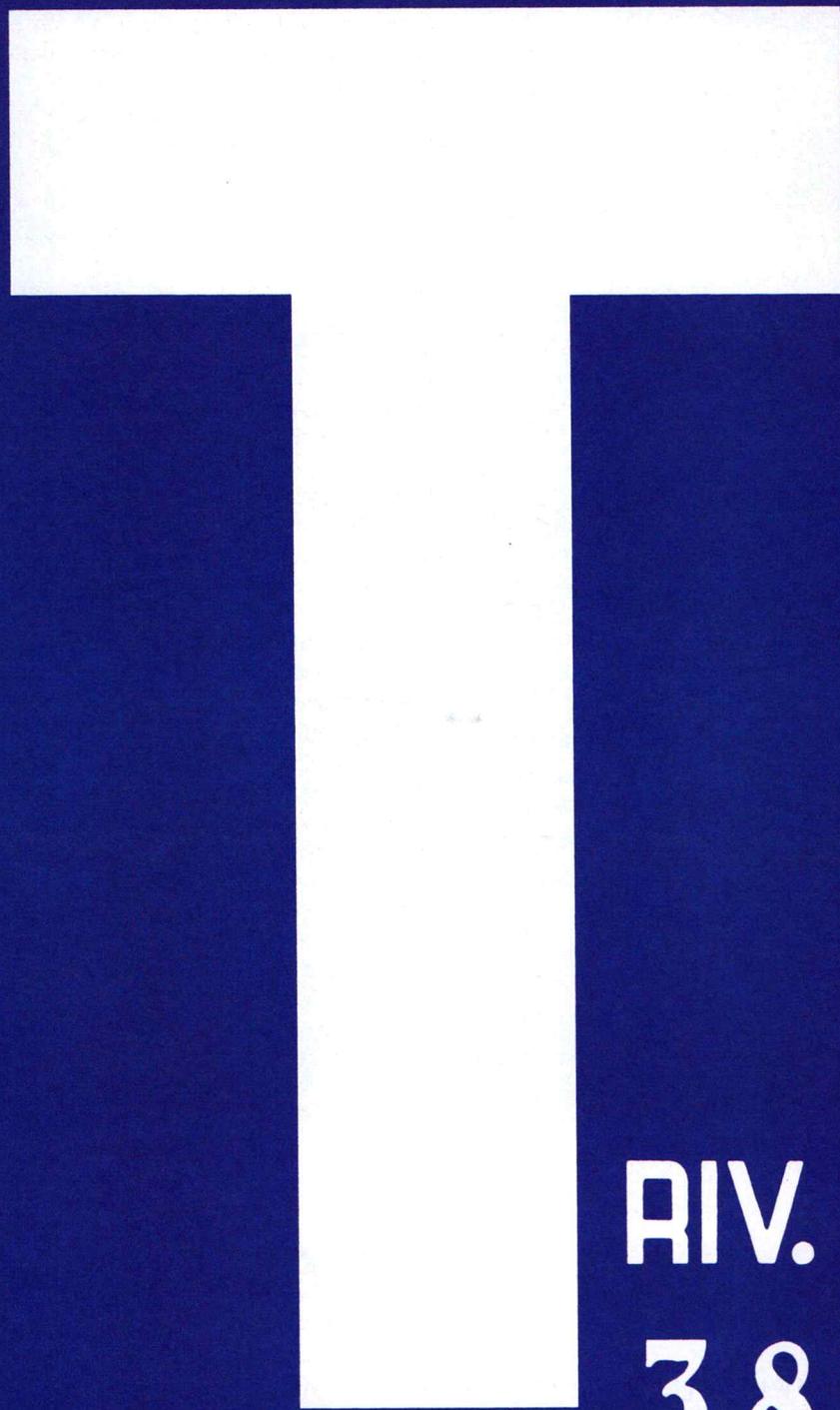
Im Fokus des Heftes stehen neben den Romanen, Erzählungen und Dramentexten auch Sibylle Bergs Glossen und feuilletonistische Texte. Die Beiträge gehen den verschiedenen Aspekten ihres vielschichtigen Werks nach.

auch als
eBook

et+k

edition text+kritik · 81673 München · www.etk-muenchen.de

Das berühmteste Bild jener Zeit in Auvers, abgesehen von dem Krähenbild, ist das „melan-



RIV. N°

38

SALE E
TABACCHI

SALE E TABACCHI

Rudi-Dutschke-Straße 25
(Ex-Kochstr. 18) · 10969 Berlin
Tel. 030 - 252 11 55



GABY SCHÜTZE UNCONDITIONAL LOVE

WRITER IM STYLE-KRIEG

DIE KUNST DER GRAFFITI UND DIE SUCHE NACH RUHM IM ÖFFENTLICHEN RAUM

GEORGE Quiñones ist zwölf, als er eine der größten Kunstbewegungen unserer Zeit mit ins Leben ruft. „Überall tauchten diese Namen und Farben an den Wänden auf“, erinnert er sich. „Die Buchstaben entfernten sich vom herkömmlichen Alphabet. Was dort mit der Schrift geschah, war nicht Teil des Status quo.“

Anfang der siebziger Jahre bemerkt Quiñones in seinem Viertel, der Lower East Side von New York, mit Sprühdosen und Markern hinterlassene, ungefragt angebrachte Zeichen. Bunte Buchstaben, die sich aufbäumen, scheinbar außer Kontrolle geraten, aber doch einer Ästhetik folgen. „Style“ wird man dies nennen.

Quiñones ist Zeuge der Geburt des modernen Graffiti – einer Subkultur, in der sogenannte *Writer* sich eine fiktive zweite Identität erschaffen und ihr Pseudonym im öffentlichen Raum verbreiten.

TAGS UND PIECES

Das eigenmächtige Markieren von Orten durch Zeichen und Bilder begleitet die Menschheit seit Urzeiten. An der Ostküste der USA nahm im 20. Jahrhundert jedoch etwas Form an, das weit mehr war als ein gewöhnliches „Ich war hier“. Als die ersten *Writer* wie Julio 204 und Taki 183 in New York oder Cornbread und Cool Earl in Philadel-

phia sich auf den Wänden einschrieben, entstanden eigene Szenen mit eigenen Regeln, die den Wettbewerb ihrer Protagonisten untereinander befeuerten und in einem viralen Überwältigungsapparat mündeten, der das Erscheinungsbild der Großstädte global umgestaltete.

Am Anfang ging es bei diesen Graffiti um *Tags*, einfach ausgeführte Unterschriften. Als *Writer* wie Quiñones zur Bewegung stießen, wuchs der ästhetische Anspruch: Aus *Tags* wurden *Pieces*, mitunter aufwendig angelegte Schriftgemälde, die in der Frühzeit des Graffiti-Writings an U-Bahn-Waggons prangten und als Leinwände auf Schienen durch die Stadt rollten. Befeuert von der bunten Graffitiwelt malte Quiñones unter dem Pseudonym Lee und wurde zu einem wichtigen Akteur der aufkeimenden Szene.

Das New York der siebziger Jahre steckte in der Krise. Der „Big Apple“ war zum „Rotten Apple“ verkommen: ein urbanes Scheusal, in dem ganze Straßenzüge verwahrlosten und die Kriminalität Rekordwerte erreichte. Wer konnte, floh aus der Lower East Side, Harlem oder der South Bronx. „Diejenigen, die blieben, waren Zurückgelassene in einer Stadt, die durch ihre eigene Bürokratie belagert wurde“, sagt Quiñones. „Als New York vor unseren Augen zusammenbrach, spürten wir, daß der einzige Weg, uns zu behaupten, darin bestand, etwas Perfektes auf den Zügen zu erschaffen.“

Die Zugdepots, in denen die Graffiti entstanden, waren gefährliches Terrain: Einige *Writer* wurden im U-Bahn-Tunnel von Zügen erfaßt oder erlitten tödliche Verbrennungen, wenn sie die stromführende dritte Schiene berührten. Die Jugendlichen machten trotzdem weiter mit einer Kunst, die lebensgefährlich war, unter Strafe stand, kein Honorar abwarf, sich aber in Windeseile um den Globus verbreitete. Quantitativ gesehen, kann es weltweit im öffentlichen Raum keine Form der bildenden Kunst mit dem Graffiti aufnehmen.

Mit dieser neuen Jugendkultur rollten enorme Kosten auf die Kommunen zu, die sich um die Beseitigung der *Tags* und *Pieces* kümmern mußten. Ed Koch, in den siebziger und achtziger Jahren New Yorker Bürgermeister, schlug als Problemlösung vor, Wölfe in die Zugdepots zu lassen, um Graffiti-Sprüher abzuschrecken. Graffiti galten Koch als Symptom außer Kontrolle geratener Städte, in denen sich halbstarke Schmierfinken über Gesetze hinwegsetzen, um Prestige in ihrer Szene zu erlangen. Die *Writer* selbst sahen und sehen dies anders.

„Das war ein innerer Trieb, mich gestalterisch ausdrücken zu müssen“, sagt etwa Rafael Gerlach aus München, der seit den neunziger Jahren unter dem Namen „SatOne“ sprüht. „Diese Energie treibt meinen kreativen Motor bis heute an.“ Es brauchte anfangs auch keine Szene, um mitzumachen. „Ich bin auf dem Land aufgewachsen. In den ersten zwei

Jahren hatte ich keinerlei Kontakt zu anderen Writern. Graffiti hat mich einfach fasziniert und tut es bis heute.“

„Man schafft beim illegalen Sprühen etwas, das finanziell nicht direkt verwertbar ist, weil man das besprühte Objekt nicht verkaufen kann“, sagt er. „Auch wenn es die Gesellschaft nicht wahrnimmt – für einen selbst bedeutet es alles.“

Die Bahngelände wurden zu einem Spielplatz für Heranwachsende. Gerlach erinnert sich noch daran, wie er nachts den Schotter im Gleisbett mied und von Bahnschwelle zu Bahnschwelle schlich, um nicht entdeckt zu werden.

Dieser innere Antrieb hat ihm internationale Bekanntheit beschert. Von Chile bis Indien finden seine großflächigen, immer abstrakteren Wandgemälde Bewunderer. Auch für Quiñones hat sich sein Hobby ausgezahlt. Er stellte mit Keith Haring oder Jean-Michel Basquiat aus, und zu den Käufern seiner Leinwandarbeiten zählt auch Eric Clapton.

Einen kreativen Antrieb machten Beobachter bei den Writern zunächst keineswegs aus. Jean Baudrillard interpretierte die Zeichen des modernen Graffiti 1975 in *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen* als leere Signifikanten, die weder etwas denotieren noch konnotieren. Die Graffiti, schrieb der französische Philosoph, transportierten „keinen Inhalt, keine Botschaft“. Gerade deshalb würden sie eine subversive politische Kraft entfalten. Die Namen der Writer seien „gemacht, um verschenkt, ausgetauscht, übertragen zu werden“. Sie entzögen sich „jedem Bezug, jedem Ursprung“. Ihre Botschaft sei gleich Null.

Baudrillard irrte sich. Für die Eingeweihten – zu denen der Intellektuelle nicht gehörte – strotzten die Zeichen vor Bedeutung, waren sinnübersättigt. Allein hinter den Namen verbarg sich ein reiches Feld von Denotationen und Konnotationen. Für Writer war dies leicht zu entschlüsseln: Seen, der Biker aus der Bronx; Lee, der sich in Lady Pink verliebte; Phase 2, der Erfinder des *Bubble Style*; Dondi, der die *Children of the Grave* malte ... Keiner dieser Sprayer hätte seinen Namen hergegeben. Jeder einzelne war Teil eines kreativen Aufbruchs.

Bei Baudrillard erscheinen die Writer dagegen als Kollektiv. Er spricht von „jungen Schwarzen“, obwohl es sich bei einem großen Teil dieser Jugendlichen nicht um Afroamerikaner handelte. „Sie verteidigen auf Antrieb eine Gemeinschaft“, heißt es in *Kool Killer*. Folgt man diesem Urteil nicht, wird klar, daß die Kunst der Writer im Zeichen der Verteidigung ihrer Persönlichkeit stand – gegen die Anonymität des Monsters Stadt, aber auch gegen den Mainstream des Kunstbetriebs, den die Jugendlichen, wenn auch unbewußt, in der Nacht umschwammen, um ihm die eigene Kreativität entgegenzusetzen.

PERFEKTION

Auf Namen basierende Graffiti gab es, lange bevor sich in New York eine Szene hierfür etablierte. Sie blieben allerdings zumeist auf die Nachbarschaft des Writers beschränkt – so etwa im Gang-Graffiti, das in Kalifornien bereits in den dreißiger Jahren auftaucht. Das moderne Writing, mit dem Ziel, in der ganzen Stadt bekannt zu werden, entstand zunächst Mitte der sechziger Jahre in Philadelphia, doch erst in New York gelangte es zu voller Blüte. Für Joe Austin, der sich als Historiker ausgiebig mit der frühen Szene in New York befaßt hat, liegt das vor allem an der Rolle dieser Metropole als Knotenpunkt der US-amerikanischen Medien- und Werbeindustrie. Zum einen schnappten die Jugendlichen auf, was sie an Schrift und Bildern in ihrem Umfeld sahen; zum anderen konnten international bedeutende Medien aufgreifen, was die Writer taten.

So berichtete die *New York Times* bereits 1971 über den Writer Taki 183, der seine *Tags* überall in der Stadt hinterlassen hatte. Was andere Jugendli-

che dazu inspirierte, selbst loszuziehen. In Illustrierten, Videoclips oder Fernsehserien wie *Welcome Back, Kotter* tauchten jetzt Bilder von Graffiti auf und ermutigten immer mehr Teenager, sich mit der Sprühdose einen Namen zu machen. Sie hatten ihren eigenen Weg gefunden, den Mythos von New York als Zugangstor zum Erfolg zu leben.

„In der Nachkriegszeit“, erklärt Austin, „gab es starke Bestrebungen, sich gegen die Anonymität und entfremdenden Zustände, die in den Städten herrschten, zu richten. Gleichzeitig existierten neue Möglichkeiten, sich auszudrücken.“ Diese Möglichkeiten basierten auch auf technischen Fortschritten. Zwar wurde die Farbsprühdose schon 1949 in den USA entwickelt, doch erst Mitte der sechziger Jahre war sie technisch so ausgereift und günstig, daß sie zum Writing taugte. Wer eine Sprühdose verwendet, ist weder auf (tropfende) Pinsel noch (unhandliche und schwere) Farbeimer angewiesen. Was für einen bildenden Künstler in seinem Atelier keinen großen Unterschied macht, ist für den illegal aktiven Writer ein elementarer Vorteil – auf der Straße können wenige Sekunden den Unterschied zwischen einem gelungenen *Piece* und einer hohen Geldstrafe ausmachen.

Ihr Motiv gewannen die Jugendlichen allerdings nicht aus dem technischen Fortschritt. Als die ersten Writer an der Ostküste zur Sprühdose griffen, florierte die Achtundsechziger-Bewegung. Von Flower-Power war in der South Bronx oder Harlem zwar wenig zu spüren. Trotzdem schaute die dortige Jugend sich von den aufbegehrenden Studenten in San Franciscos Haight-Ashbury oder dem New Yorker East Village eine Haltung ab: den Wunsch, aus der Masse herauszustechen, gerne gegen den gesellschaftlichen Konsens. Im Falle der Writer bedeutete dies, öffentlichen Raum zu reklamieren.

Wenig erschien den Achtundsechzigern verwerflicher als Konformismus. Dieser wurde verantwortlich für einige der größten politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts gemacht. In ihrem Individualismus sprengten die Hippies die Kleiderordnung der fünfziger Jahre, trugen Batik-Shirts und *Peace*-Medaillons, ließen sich die Haare wachsen und verbrannten BHs. Verwundert mußten die Kulturrebellen allerdings feststellen, daß die Insignien ihrer Subversion sich schon bald in den schicksten Boutiquen des Establishments wiederfanden. Um nicht im Mainstream aufzugehen, galt es, neue Gegenkulturen zu erschaffen.

Seit den sechziger Jahren setzten Teenager sich mehr denn je auch kulturell von der Eltern-generation ab. Vor allem der popkulturelle Geschmack wandelte sich in Windeseile: Beatmusik, Folkrock, Heavy Metal, Disco, Punk, Hip-Hop, Techno ... In der Popmusik sind die Genres schon wenige Jahre nach 1968 so zahlreich und verästeln sich so schnell, daß eine vollständige Auflistung kaum noch möglich ist. Nonkonformismus wurde zum wirkmächtigsten Katalysator der Popkultur. Am deutlichsten zeigte sich dies in der Bedeutung, die nun dem zukam, was man heute als „Style“ bezeichnet und damals „groovy“ oder „hip“ nannte. Wer die Graffiti-Kultur verstehen will, muß hier ansetzen.

Das Aufgehen des jeweils gestrigen Styles im aktuellen Mainstream sorgte dafür, daß

beharrlich neue Krisenherde aufblühten, die einen regelrechten Style-Krieg befeuerten. Nicht nur in der Musik, sondern auch im Sport. Was die Jugend ab den sechziger Jahren an neuen Trendsportarten wie Surfen, Skate- oder Snowboarden faszinierte, waren nicht nur Rekorde – was zählte, war der Style des Sportlers. Auch im Kino und Comic ging es immer öfter darum, daß etwas „cool aussah“, sich also durch Stil auszeichnete. *Star Wars* wurde nicht als besonders ausgeklügelte Zukunftsversion zum erfolgreichsten Film der siebziger Jahre, sondern durch seinen bahnbrechenden „Used-Future-Look“. Anstelle einer stromlinienförmigen Spandexjacken-Welt präsentierte George Lucas seinem Publikum eine Galaxie voller Dellen, Dreck und Fehlzündungen.

Im Comic, dessen Einfluß auf die Graffiti-Kultur kaum überschätzt werden kann, fanden Künstler wie Jack Kirby, Robert Crumb oder Jean „Moebius“ Giraud zu einer eigenen Linie und revolutionierten ihr Medium. Besonders angetan hatte es den Writern der Comic-Zeichner Vaughn Bodé, dessen durch den Freigeist der Achtundsechziger-Bewegung inspirierte Fantasy- und Sci-Fi-Figuren bis heute das Graffiti-Universum bevölkern.

„Du mußt Style haben, um einen Style-Krieg führen zu können“, so brachte Graffiti-Pionier Jeff Brown, bekannt als Kase2, die Motivation der Writer, sich ästhetisch zu perfektionieren, auf den Punkt. Style ist dabei nicht so sehr eine Frage handwerklicher Schulen oder Kunstrichtungen, sondern verweist auf den individuellen Stil. Wobei letzterer im Graffiti an für objektiv gehaltenen Kriterien gemessen wurde. Selbst wenn keine Eini-

Jean Baudrillard
Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen
Berlin 1978, Merve

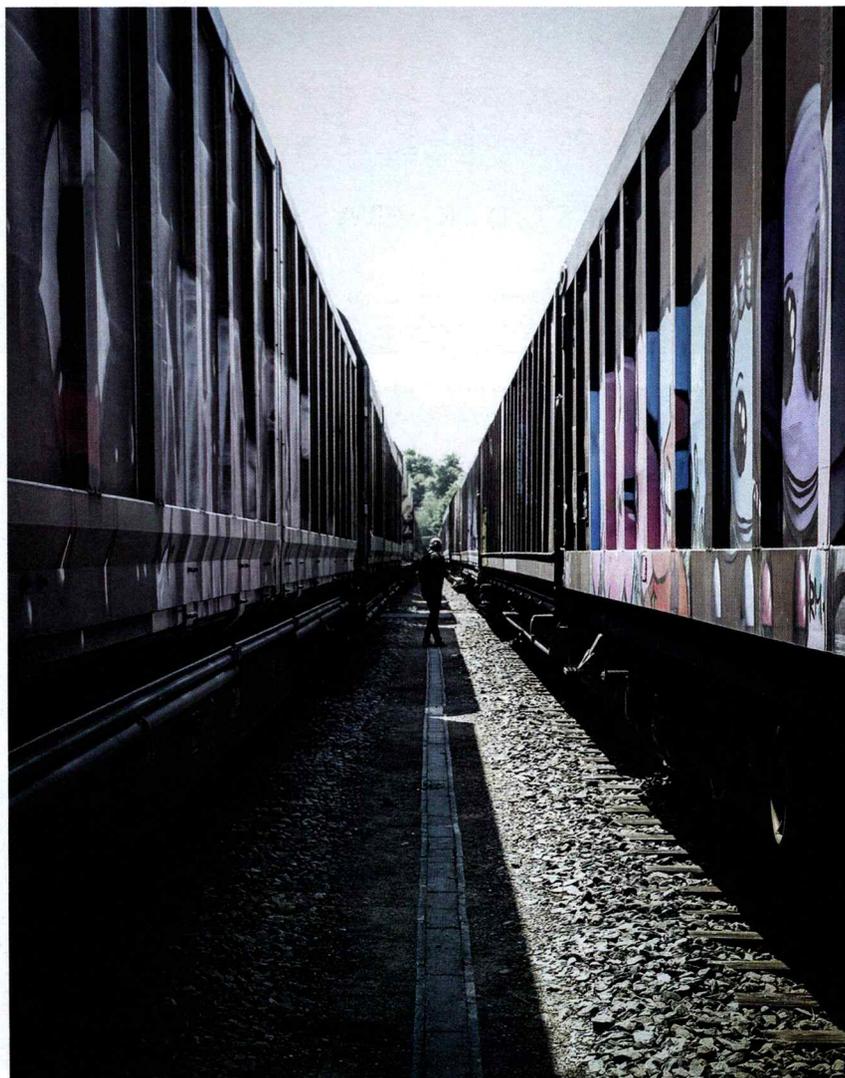
Henry Chalfant, Martha Cooper
Subway Art
London 1984, Thames & Hudson

Roger Gastman (Hg.)
Wall Writers
Graffiti in its Innocence
Berkeley 2016, Gingko Press

Norman Mailer, Jon Naar
The Faith of Graffiti
New York 1974, Praeger

Mirko Reisser et al.
Mirko Reisser (DAIM)
1989–2014
Rom 2014, Drago

Andrew Witten, Michael White
Dondi White
Style Master General
New York 2001, Harper Collins



GABY SCHÜTZE UNCONDITIONAL LOVE



gung darüber bestand, was genau den ultimativen Style ausmachte.

Bei ODEM, einem einflussreichen, früh verstorbenen Writer aus Berlin, klang das so: *„Genau so wie die Menschen unvollkommen sind und nach Vollkommenheit streben, sollten auch die Buchstaben nach Vollkommenheit streben. Sie ist unerreichbar. Aber das Streben danach ist die Motivation.“* Schönheit war für ODEM und viele andere Sprayer keine Frage des Geschmacks. Kunst hatte sich für sie an ästhetischen Gesetzen zu orientieren, auch wenn man diese nicht explizit benennen konnte. Typographie, Komposition, Farbenlehre und ähnliche Felder bargen aber zumindest Hinweise auf einen Pfad zum perfekten Style.

„Verändert man nur eine Note, mindert man die Qualität, verändert man eine Phrase, bricht die gesamte Struktur zusammen“, so beschreibt Peter Shaffer in seinem Bühnenstück *Amadeus* die Musik Mozarts. Etwas Ähnliches mag ODEM im Sinn gehabt haben, als er darüber nachdachte, was den perfekten Style auszeichnet. Anders als bloßer Geschmack ist Schönheit schwer zu variieren. Es ist nicht beliebig, wie die Linie eines Buchstabens im Piece gezogen wird. Nähert sich der Writer dem Ideal, verringert sich die Zahl seiner Optionen. Man weiß zwar nicht im vorhinein, wie die einzelnen Elemente des Styles verknüpft werden müssen. Doch wer die richtige Kombination vor sich sieht, erkennt sie. Style konnte im Graffiti so als geteiltes Ideal fungieren – und war derart wichtig für die Szene, daß bereits einer der ersten Graffiti-Dokumentarfilme ihn im Titel trug (*Style Wars*, 1983).

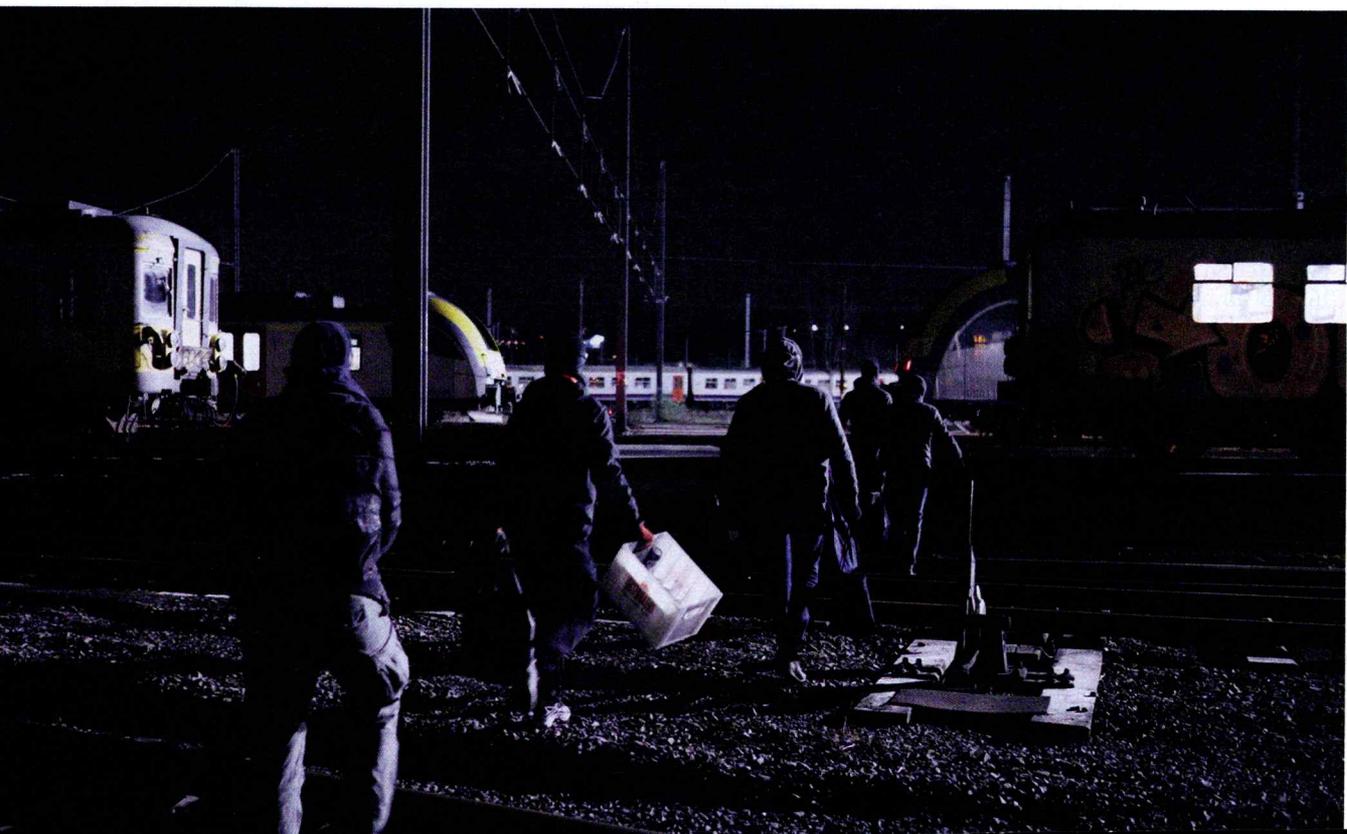
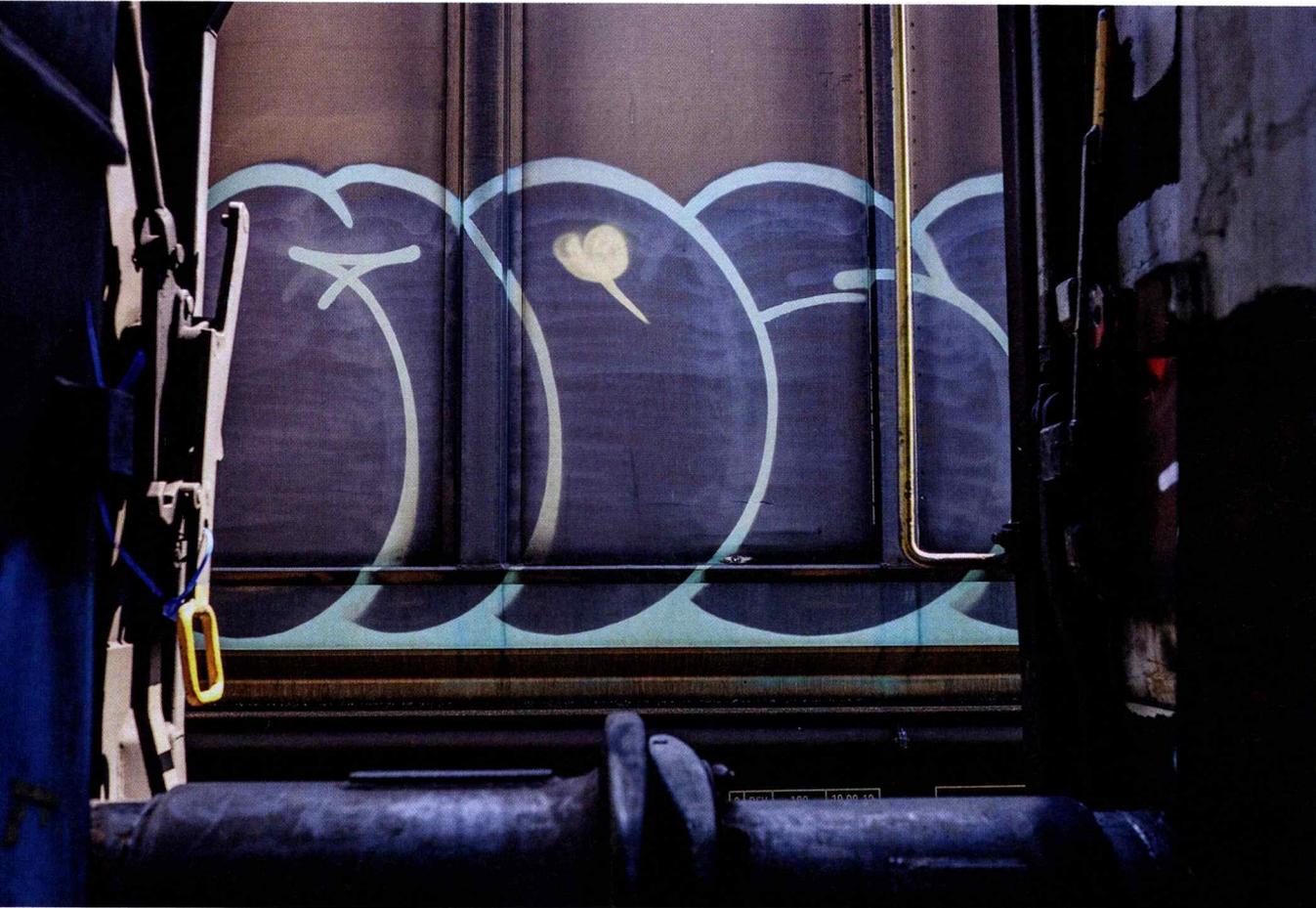
NAMEN AN WÄNDEN

Ein Blick nach Deutschland zeigt, wie das New Yorker Graffiti hätte aussehen können, wäre es den Writern wie den Achtundsechzigern um Politik und nicht um Style und *fame* gegangen. In Hamburg schrieb 1968 Peter-Ernst Eiffe dadaistische Sprüche an die Wände. *„Eiffe, der Bär kommt“* oder *„Eiffe for President, alle Ampeln auf gelb“* las man in der Hansestadt. Den einen galt Eiffe als Durchgeknallter, für die anderen war er ein innovativer Filzstift-Rebell, ein Hofnarr der APO aus wohlhabendem Hause.

Eiffe selbst sah sich klar in der Rolle eines Dissidenten: *„Wenn man sich die Freiheit nimmt“*, schrieb er, *„sein Unbewusstes unzensuriert in Spruchform auf die Wirklichkeit wirken zu lassen, so kann das nur in der Hoffnung geschehen, daß dies als Protest gegen die als absurd erscheinende Welt des manipulierten Verstandes nachempfunden werden kann.“* Ihm lag nichts an Anonymität. Sein „Tag“ bestand aus seinem Vor- und Nachnamen und enthielt manchmal sogar Telefonnummer und Postanschrift. Für Style interessierte er sich nicht. Visuell blieben seine Graffiti einfallslos.

Eiffes Karriere als Graffiti-Aktivist dauerte nur zwei Wochen. Im Mai 1968 fuhr er mit seinem Fiat 600 in die Wandelhalle des Hamburger Hauptbahnhofs und rief die *„Freie Republik Eiffe“* aus. Als er damit begann, die gekachelten Wände des Bahnhofsgebäudes mit *„magischen Dreiecken“* (Rockefeller-Mao-Eiffe) zu bemalen, wurde er verhaftet und in die psychiatrische Klinik Hamburg-Ochsenzoll eingewiesen.

Bei den Achtundsechzigern mögen die New Yorker Writer Illegalität als probates Mittel des kreativen Ausdrucks kennengelernt haben – sie nahmen sich wie Eiffe die Freiheit, öffentlichen Raum für ihre Kunst zu reklamieren. Ohne um Erlaubnis zu fragen. Vom gegenkulturellen Geist der Studentenbewegungen ihrer Zeit setzten sie sich aber dadurch ab, daß sie in ihren Arbeiten unpolitisch blieben. Die Pioniere des New Yorker Graffiti stammten nicht wie Eiffe aus besseren Verhältnissen. Ein Studium oder ein Aufstieg in die Chefetagen von Downtown dürfte den meisten unerreichbar erschienen sein. Was nichts an ihrem Wunsch änderte, *„es zu etwas zu bringen“*. Ihre Kunst war



das Symptom eines politischen Umbruchs, kein politisch motiviertes oder formuliertes Ziel.

PRESTIGE

In der Geschichte gab es immer wieder einzelne Personen, die ein Hobby daraus machten, ihren Namen an Wände zu schreiben. Am bekanntesten ist der Fall des österreichischen Beamten Joseph Kyselak, der zur Zeit des Biedermeier seinen Namen im halben Kaiserreich hinterließ. Damit aus dem Graffiti eine Bewegung werden konnte, bedurfte es jedoch einer neuen Sicht auf den öffentlichen Raum und einer Aufwertung des Nonkonformismus. Beides lieferte die Achtundsechziger-Generation. Soziale Mißstände taten ein übriges.

Die Apartments in den Slums von New York waren eng, und so trieb es die Jugendlichen raus auf die Straße. Ihre Eltern konnten es sich nicht leisten, ihnen Klavierunterricht oder Tennistunden zu bezahlen, also gestalteten die Teenager ihre Freizeit selbst. Oft waren es alleinerziehende Mütter, die sich bemühten, ihre Kinder aus dem Größten herauszuhalten. Weil die Mütter nicht selten zwei Jobs annahmen, um ihre Familie ernähren zu können, fanden die Writer leicht Freiräume für ihr nächtliches Treiben. Im Gegensatz zu Los Angeles etwa ist New York eine begehbbare Stadt mit weitverzweigtem öffentlichen Nahverkehr. Die Zugabstellanlagen waren nahezu unbewacht, niemand beseitigte die Graffiti an den Zügen. Beste Bedingungen für abenteuerlustige Teenager.

„Die außerschulischen Aktivitäten an unserer Highschool wurden gestrichen“, erklärt Steven Ogburn alias Blade, der mehr als 5 000 Züge bemalt haben soll und dessen „Swinging Letters Piece“ zu den ikonischen Arbeiten der Graffiti-Bewegung zählt. „Wir langweilten uns, und weil die U-Bahnen ganz in der Nähe unseres Blocks fahren, fingen wir an, sie zu bemalen.“ An politische Ziele erinnert Ogburn sich nicht. Zunächst versuchte man als Writer schlicht, dem Nichtstun zu entkommen.

Zu alt für den Spielplatz, zu jung, um sich auf den „Ernst des Lebens“ einzulassen, geriet die Freizeit der Jugendlichen zur Warteschleife – zur Eintönigkeit glühender Großstadtsommer, die alles zu einem zähen Lebensbrei verklebte. Sie hielten durch an der Straßenecke bis zum nächsten flachen Witz, zur nächsten Zigarette. Im Zugdepot fand das Warten ein Ende. Hier sahen viele zum ersten Mal eine realistische Option, sich nicht nur in der eigenen Clique, sondern in der ganzen Stadt und vielleicht auch an völlig anderen Orten Prestige zu schaffen.

Schon bald fächerte sich das Writing in eine Vielzahl von Stilen auf. Das Tag wurde zuerst zum Bubble Piece, einem schlichten Schriftzug, der aus blasenartigen Buchstaben besteht und häufig bereits ausgefüllte Flächen kennt. Im Wildstyle sind die Symbole schon komplex verwoben und mit Ornamenten versehen, so daß der Name des Writers für den Laien kaum zu dekodieren ist. Im Blockbuster Style hingegen sind die Buchstaben so riesig und klar gestaltet, daß sie schon aus einigen hundert Metern Distanz entziffert werden können. Mit dem 3D-Style folgte eine Ausdrucksweise, die stark von Europäern wie DAIM oder Delta geprägt wurde.

KÖNNEN

Mit den Umbrüchen, die in den siebziger Jahren die etablierte Kunstszene bestimmten, hatte all dies nichts zu tun. Das Writing entwickelte sich hier von isoliert. Während Andy Warhol oder Joseph Beuys zu dieser Zeit die Bedeutung technisch-handwerklicher Fertigkeiten und intensiver Arbeit am Kunstwerk bereits entwertet hatten, schärften die Writer jede Nacht aufs neue ihre Skills, um ein möglichst perfektes Bild auf den Zug zu bringen. Abseits der Galerien und Museen orientierten sie sich an Qualitäten, die in weiten Teilen des Kunst-

betriebs nichts mehr galten. Während eine eigene künstlerische Handschrift in der modernen Kunst zunehmend vermieden wurde, gab es im Writing – als Style – kein höheres Ziel.

Pop-Art, Readymades und Fluxus waren für die meisten Teenager New Yorks leere Begriffe. Sie begeisterten sich für TV-Cartoons und Superhelden-Comics. Im scheinbar primitiven Kanon der Popkultur fanden sie eine Lust am Schöpferischen, die in der modernen Kunst bereits persifliert wurde. Repliken von Alltagsgegenständen wie Warhols Scheuerschwamm-Kisten (*Brillo Box*, 1964) mußten ihnen absurd erscheinen. Warum einen Alltag aufleben lassen, dem man entfliehen wollte?

Bis ins frühe 20. Jahrhundert orientierten sich Künstler an Werten wie Schönheit, formaler Strenge, Aufrichtigkeit oder handwerklichem Vermögen und erkannten darin allgemeingültige Maßstäbe. Damit waren sie einer Vorstellung vom Style, wie sie Writer pflegen, näher als der Haltung manch zeitgenössischer bildender Künstler. Im (post-)modernen Kunstbegriff, der dem Subjektiven Vorrang gibt, wirken objektive Maßstäbe wie ein Relikt vergangener Jahrhunderte. Sie abzulehnen mag zur Zeit der ersten Writer noch kontrovers gewesen sein. Heute ist diese Position fest verankert. Wer daran zweifelt, den müßte ein Blick auf die Riege der Großverdiener unter den bildenden Künstlern vom Gegenteil überzeugen.

91,1 Millionen Dollar zahlte der Kunsthändler Robert E. Mnuchin kürzlich für Jeff Koons' *Rabbit* und machte diese Skulptur, ein Kaninchen aus poliertem Edelstahl, damit zum teuersten Werk eines lebenden Künstlers. Das Konzept, dem Koons' Arbeit entsprungen ist, läßt sich bis zu Marcel Duchamps Readymade *Fontaine* zurückverfolgen. *Rabbit* stellt, so Alex Rotter vom Auktionshaus Christie's anlässlich des Verkaufs der Skulptur, eine Antithese zu Michelangelos *David* dar. Wo der alte Meister sich im Sinne des Kunstverständnisses der Renaissance um eine Darstellung bemühte, die nach idealen Proportionen strebte und sich nicht nur am Naturvorbild orientierte, sondern dieses noch verbessern wollte, bediente sich Koons eines Kinderspielzeugs als Motiv. Sein Kaninchen kann als Ballon auch an einem Jahrmarktstand zwischen Lebkuchenherzen und Einhorn-T-Shirts erstanden werden.

Koons ließ sein 1,04 Meter hohes, in Stahl gegossenes Kaninchen durch einen Fremdbetrieb anfertigen. Das Werk an sich, aber auch der Schöpfungsprozeß treten hinter die Idee des Künstlers zurück. Weil die Idee des Werks mehr gilt als dessen ästhetische Qualitäten, kann Koons' Produkt überhaupt erst als Kunst gelten.

Zahlreiche Kriterien dafür, was Kunst ist, hatten ab den sechziger Jahren ausgedient. In der Performance- und Pop-Art, in der Konzept- und Aktionskunst wurde nach neuen Wegen des Ausdrucks geforscht. Die Künstler beackerten nun ein fruchtbares Feld, das Jahrhunderte brachgelegen hatte. Es ist verständlich, daß handwerkliches Vermögen oder gar Schönheit im klassischen Sinne angesichts dieser neuen Möglichkeiten das letzte waren, um das man sich jetzt kümmern wollte. Für Konzeptkünstler war es nicht einmal mehr nötig, etwas Mate-

rielles zu hinterlassen. Die Idee allein konnte als Kunstwerk hinreichen.

Daß Kunst weit mehr sein sollte als eine pure Idee, daran bestand im Universum des Graffiti der siebziger und achtziger Jahre kein Zweifel. Das neue Kunstverständnis war noch lange nicht in die Armenviertel der USA vorgedrungen. Comics, Breakdance, Skateboarding und andere Ausdrucksformen taten dies um so nachhaltiger. Formale Stimmigkeit, technisches Können und Eleganz sind hier keine ironischen Gesten, sondern oberste Priorität. In diesen Ausdrucksformen hält man am alten Werkbegriff fest. Mitunter wird dieser noch überhöht, weil man sich – bestärkt durch den individualistischen Aufbruch des Pop der Achtundsechziger – einen Namen macht, indem man zwar auf der Arbeit seiner Vorgänger aufbaut, zugleich aber darauf bedacht ist, etwas Neues und Eigenständiges beizutragen. Wie die Beatles von den Everly Brothers oder Jimi Hendrix von B. B. King, so setzen Seen sich von Billy 167 oder DAIM von Loomit ab. Hier wie dort folgt man einem in den Subkulturen der sechziger Jahre gereiften Individualismus, der das Innovationstempo drastisch erhöht. Daß die Writer dabei vermeintlich überkommenen Prinzipien vertrauten, ist nicht paradox, sondern konsequent. Was sie für Style hielten, mochte anachronistisch sein, erwies sich aber als Innovationsbeschleuniger: Die Sprayer richteten sich nach althergebrachten Maßgaben und hielten wie im 19. Jahrhundert das Schöne und das Gute noch für zwei Seiten derselben Medaille.

Vieles von dem, was die Graffiti-Pioniere ablieferten, sah wie Kitsch aus – simple, infantile Bilder, die im Look unaufrichtiger Gebrauchskunst ähnelten. Obwohl es krude und naive Ergebnisse zeitigte, war das ästhetische Interesse der Writer am handwerklichen und stilistischen Fortschritt ernstgemeint. Als Künstler begriffen sich viele aus der Graffitiszene dennoch nicht.

ANZEIGE

MUSEUM SINCLAIR-HAUS

01.03. – 01.06.2020

JUL KRAIJER

ZWEIHEIT

MUSEUM SINCLAIR-HAUS
Bad Homburg v.d. Höhe | Löwengasse 15
www.museum-sinclair-haus.de
Eine Institution der Stiftung Nantesbuch gGmbH

hr2.kultur
kultur partner

gab FRIZZ

Juul Kraijer, Untitled photograph, 2016–2019 © Juul Kraijer

„Ich wollte kein ‚großer Künstler‘ werden“, sagt der deutsche Writer Mirko Reisser alias DAIM. „Im Gegenteil: ‚Künstler‘ war ein Schimpfwort.“ Die Einstiegsschwelle zur Graffiti-Szene ist niedrig. Um sich als Writer zu etablieren, braucht es kein Kunstverständnis, keine Akademie, keine PR. Wer eine Sprühdose in die Hand nehmen kann, legt los. Für Reisser kam dieser Moment im Sommer 1989. In der Garage seiner Eltern entdeckte er eine Spraydose mit Autolack. „Seitdem habe ich die Sprühdose nie wieder aus der Hand gelegt.“ Als er mit 19 die Schule verließ, konnte er vom Sprühen leben.

„Einen klassischeren Writer als mich gibt es nicht“, sagt er. „Ich schreibe seit dreißig Jahren meinen Namen.“ Seine in 3D-Perspektive angelegten Schriftzüge setzt Reisser mit der Präzision eines Computers an die Wände. Er sprüht ästhetisch bis ins Detail durchgeplante Buchstaben-Explosionen, die im Moment des Knalls eingefroren scheinen. So wie Michelangelo damit rang, seinem David ideale Proportionen zu verleihen, sucht Reisser seit dreißig Jahren nach dem perfekten Schwung der Schrift. Seine Arbeiten sind eine Antithese zu Koons' Kunst.

Dabei faszinieren ihn Buchstaben nicht. Er sieht seine Bilder als Selbstporträts. „Mein Name ist ein Modell, an dem ich mich ausprobieren und weiterentwickle. Man kann über seine Entwicklung als Mensch schreiben oder Bilder malen. Ich male Bilder.“ Und mit denen ist durchaus ein gutes Geschäft zu machen.

GELD

Im Zuge des Street-Art-Booms, den der britische Künstler Banksy ausgelöst hat, wird mit Kunst von klassischen Writern heute viel Geld verdient. Quiñones verkaufte eine Gruppe von zwölf kleinen Arbeiten für 120 000 US-Dollar. Das Gemälde *Solid Formation* des Graffiti-Sprühers Dondi erzielte 2018 240 000 US-Dollar.

Wurde Graffiti lange als bloße Sachbeschädigung wahrgenommen, drängen nunmehr sogar Künstler auf den Markt, die nur vorgeben, illegal gearbeitet zu haben, um ein Stück vom lukrativen Street-Art-Kuchen zu ergattern. Sammler möchten sich Optionen auf die wahrscheinliche Aufwertung dieser Kunstrichtung sichern. Früh erkannt hat das kommerzielle Potential der urbanen Kunst Rik Reinking. Der Kunsthändler und Sammler kaufte Arbeiten von Banksy, als dieser nur wenigen ein Begriff war, sammelt aber auch klassische Writer. „Das Modell am Anfang war, daß die Fans der Graffiti-Künstler irgendwann auch Geld verdienen und sich dann die Bilder von Künstlern aus der Szene leisten können“, sagt Reinking. Mittlerweile unterstützen schon szenefremde Oberstudienräte durch den Kauf von Leinwänden das nächtliche Treiben der Writer und verspüren so womöglich den Kitzel, etwas von der Grenzüberschreitung abzubekommen. Vandalismus aus zweiter Hand, ohne Risiko.

Das neue Geld verlockt Trittbrettfahrer: Schnell läßt sich mit dem Computer etwas herstellen, das aussieht wie Graffiti, welchem aber keine entsprechende existentielle Lebenshaltung zugrunde liegt. Gekauft wird oft dennoch.

Sobald sie für den Kunstmarkt arbeiten, werden auch echte Writer angefochten. Der Vorwurf des Ausverkaufs steht schnell im Raum. Für Reinking ist das inakzeptabel: „Wer in einer Zugabstellanlage Bilder sprüht, riskiert sein Leben. Darf so einer nicht auch ein Bild verkaufen, um ein bißchen den Rücken freizuhaben? Ich kenne nicht viele Künstler, die solch ein Risiko eingehen.“

In einer Kunstwelt, wo die Idee hinter einem Kunstwerk oft mehr bedeutet als das Werk an sich, haben es klassische Writer schwer. Das weiß auch Julien Kolly, der in seiner Galerie ausschließlich abstrakte Arbeiten präsentiert: „Viele Graffiti-Künstler können nicht erklären, was sie tun“, sagt er. Einige würden es vermeiden, sich mit Sammlern zu treffen. Ein Nachteil, denn solche Treffen könnten

den Verkauf ankurbeln. „Das ist aber auch das Interessante“, sagt Kolly. „Als sie anfangen, waren sie sehr jung. Sie wußten nichts über Kunstgeschichte. Trotzdem haben sie etwas Ausdrucksstarkes geschaffen und ihren eigenen Stil entwickelt.“

Ein anderes Problem mag sich auf lange Sicht als noch gravierender erweisen: Graffiti läßt sich nicht eins zu eins in die Galerie übertragen. Der eigentliche Ort für *Tags* und *Pieces* ist die Stadt. Wird Graffiti in einen Raum gezwängt, geht etwas von seiner Authentizität verloren. Es fehlt das illegale Moment, aber auch das Wechselspiel zwischen Werk und Stadt.

Writern, die auf den Kunstmarkt streben, ist das, was auf der Straße und den Bahngeländen passiert, inhaltlich meist zu wenig. Kitschmotive finden sich reichlich: Hier setzt der schwarze Panther zum Sprung an, dort gesellt sich eine drollige Cartoon-Figur zu einer drallen Sexbombe. Von „Volksmusik für die Augen“ spricht etwa Gerlach. Auch die Buchstaben, in tausend Nächten variiert, scheinen sich für manchen Betrachter in den immer gleichen Styles zu drehen.

ABSTRAKTION

Angeödet von dieser Art urbaner Folklore versuchen einige umgekehrt, die Galerie und somit die Konzeptkunst in die Stadt zu tragen. Die Idee tritt damit nun auch im Graffiti vor den Style, ästhetische Kriterien werden dem Kampf gegen den Kitsch untergeordnet. Für Aufsehen sorgte das anonyme Künstlerduo MOSES & TAPS, als es 2015 die Tür eines Hamburger S-Bahn-Waggons zumauerte. Die Medienkampagne wurde gleich mitgeliefert: Ein YouTube-Video dokumentierte die Aktion der Writer und erleichterte es der Presse, das Thema aufzugreifen.

Am *Stylewriting* hat das Künstlerduo wenig Interesse. „Style ist für mich ein Korsett“, sagt MOSES. „Im *Stylewriting* unterliegt man einer ästhetikbasierten Typographie. Die Suche nach dem ideal geformten Buchstaben finde ich aber banal. Denn dann ist schon klar, wo es hingehen soll. Und wenn du weißt, wo du hinwillst, bist du irgendwann angekommen.“

Ihre Suche nach Ausdrucksformen abseits des *Stylewritings* führte MOSES & TAPS in die Abstraktion. Stellenweise verzichten sie vollständig auf das Malen von Schriftzügen und sprühen Farbwolken auf Züge, Gleisbetten und Leinwände oder malen zum Erstaunen der Fahrgäste eine Tür dort auf einen Waggon, wo keine ist. Viele Arbeiten halten sie im Look ihrer „Corporate Identity“ – den Farben Cyan und Gelb. Für sich genommen nichts Neues in der Kunstwelt, aber attraktiv durch den Faktor *urban art*.

Ihre volle Wirkung entfalten die Ausstellungsarbeiten von MOSES & TAPS draußen in der Stadt. Und umgekehrt gilt: Erst durch den konzeptionellen Ansatz, der die Galerie einbindet, wird aus der zugemauerten S-Bahn-Tür mehr als ein Abi-Streich auf Schienen. MOSES & TAPS spielen mit beiden Sphären und beziehen aus dem so entstehenden Zirkel ihre Inspiration. Während andere Graffiti-Künstler nachts nur noch losziehen, um Ausstellungen zu bewerben und Messages für soziale Medien zu generieren, bleibt das illegale Moment für MOSES konstitutiv.

Ob er Kunst mache, scheint ihm indessen nicht ausgemacht. „Kunst ist das, was andere Leute für Kunst halten“, sagt er. „Ich hatte keine künstlerischen Vorbilder. Die Wege liefen parallel, und vielleicht laufen sie mittlerweile auch aufeinander zu, aber inhaltlich hat mich das, was als Kunst bezeichnet wird, nie interessiert.“

Selbst wenn in ihrem Fall das Konzept vor dem Style rangieren mag, schätzen MOSES & TAPS den Wettbewerb. „Man schwimmt sich frei. Jeder sollte den Anspruch haben, besser und vielleicht sogar der Beste zu werden.“ Wer unter Sprayern Eindruck hinterlassen will, ist auf die Hilfe anderer angewiesen. Im Zugdepot braucht es Spähposten, um nicht

vom Security-Dienst oder der Polizei überrascht zu werden. „Das Bild ist nur ein Aspekt“, sagt MOSES. „Viel interessanter finde ich, was dahintersteckt. Die Sozialstruktur, der Ablauf einer Aktion und so weiter. Es ist etwas völlig anderes, als Künstler in der Toskana einsam vor einer Leinwand zu stehen. Sicher, man kann sich alleine bewegen – aber im Kollektiv macht es mehr Spaß.“

Die urbane Konzeptkunst von MOSES & TAPS wird international in Galerien gehandelt, in staatlichen Museen gezeigt und vom Goethe-Institut präsentiert. Das ominöse „System“, gegen das Teile der Szene wettern, hat die Arme weit geöffnet.

WAFFENSTILLSTAND

Es widerfährt dem Writing dasselbe wie fast jeder populären Gegenkultur: Das Establishment holt es ein. Rund tausend Anfragen von Graffiti-Künstlern aus der ganzen Welt erhält der Galerist Kolly jährlich. Früher ging man als Writer ohne Vermarktungsüberlegungen in die Stadt, um Ruhm in der Szene zu ernten, aber auch, um handwerkliche und stilistische Fähigkeiten weiterzuentwickeln. „Sie sprühen noch immer, weil sie das, was sie machen, schön finden“, sagt Kolly. „Aber sie wollen auch schnell davon leben können.“ Das gefällt nicht jedem. Für manchen ist das Ende der Bewegung schon eine ausgemachte Sache. „Gibt es heute noch Graffiti?“ fragt das New Yorker Urgestein Andrew Witten, bekannt als Zephyr. „Ich dachte, die Wände würden jetzt von ‚Street-Art-Kunststudenten‘ gemacht, die draußen malen, während sie um Galerieausstellungen und Auftragsarbeiten buhlen.“ Galt einst unter Writern, daß echten Ruhm nur erntet, wer auch Style hat, rufen Anfänger, aber auch ein Teil der Szene-Prominenz, jetzt einen Waffenstillstand im Style-Krieg aus und versuchen, so ihre Pfründen im Status quo des Kunstbetriebs zu sichern.

Es droht Marktförmigkeit und Privatisierung. Der Kunstbetrieb hat wenig Interesse am öffentlichen *Stylewriting*, und so befürchten einige Writer, ihre Kunst könnte in einem Selektionsprozeß auf den Sammler zugeschnitten, dem öffentlichen Raum entrissen und ins Private überführt werden. Aber auch andersherum ist das Verhängnis denkbar: Der künstlerische Zeitgeist der Galerien könnte die Normen und Werte des Graffitis auf der Straße umkehren.

Hier gewinnt das Writing doch etwas vom politischen Geist der Achtundsechziger. In der Performance-Art, die ein Kind dieser Generation war, drückte sich auch der Impuls aus, die Kunst dem Markt vorzuenthalten. „In den frühen siebziger Jahren“, erinnert sich der Performance-Künstler Chris Burden, „empfanden wir einen Unwillen gegen den aufgeblähten Kunstmarkt der späten sechziger Jahre, als jemand weiße Bilder malte und sie wenige Monate später zehnmal mehr wert waren. Wir hatten das Gefühl, daß die Künstler die Kontrolle darüber verloren hatten, was Kunst sei und wovon Kunst handeln sollte.“ Das flüchtige Phänomen Performance ließ sich nicht verkaufen wie ein Gemälde oder eine Plastik und war damit ökonomisch sperrig. Spekulantenschauten anderswo nach Renditen.

Auch das Graffiti der Straße ist finanziell nicht direkt verwertbar. Die Writer können sich jedoch nicht wie viele Performance-Künstler auf den Schutz eines Museums oder einer Galerie verlassen. Im öffentlichen Raum sind sie hohen Risiken ausgesetzt. Gleichzeitig bringen sie die Kunst zurück in den Alltag.

MARKT

In früheren Jahrhunderten war Kunst selbstverständlich Teil des täglichen Lebens und nicht in Museen und Galerien ausgelagert. Sie war eingebunden in Architektur, fand sich als Mobiliar in Wohnungen und bildete ein Element religiöser Rituale. Künstler verstanden sich häufig als Hand-

werker und waren in Zünften organisiert. Anders als diese konnten Graffiti-Pioniere keinerlei finanziellen Lohn erwarten. Auch mit Zuwendungen durch Mäzene war nicht zu rechnen. Dafür nahmen sie sich die Freiheit, gegen die zeitgenössische On-Demand-Kultur anzumalen, und lieferten, auch wenn nicht bestellt wurde. Ihr Mut zum Risiko machte sie unabhängig.

Ein marktwirtschaftlicher Sog ist dennoch zu verspüren. Besonders gut läßt er sich am Umgang mit den Arbeiten Banksys beobachten, der aus der Graffiti-Szene stammt und dessen Stern über der Street-Art leuchtet. Bei vielen Leinwänden des Briten, die derzeit verkauft werden, handelte es sich ursprünglich um Geschenke an Freunde, die nie einem kommerziellen Zweck zugeführt werden sollten. Daß Banksy sein Bild *Girl with Balloon* 2018 im Rahmen einer Sotheby's-Auktion zur Hälfte schreddern ließ, werteten einige als antikapitalistischen Protest. Diese Aktion könnte aber auch ein wertsteigerndes PR-Spektakel gewesen sein. In Banksys Marketingstrategie würde ein solcher Coup gut passen.

Die Attraktion des Marktes zeigte sich beim Graffiti zwar früh, blieb aber lange wirkungslos. 1972 fiel dem New Yorker Philosophie-Studenten Hugo Martinez auf, daß puertoricanische Teenager in der Nachbarschaft seines Colleges U-Bahn-Wagons bemalten. Martinez nahm Kontakt mit den Jugendlichen auf und gründete das lockere Künstlerkollektiv *United Graffiti Artists*. Writer wie Phase 2, Coco 144 oder Snake-I kamen so zu Sprühdosen und Markern – und malten erstmalig auf Leinwänden. Martinez organisierte Ausstellungen. Erster Auftraggeber war das New Yorker *Joffrey-Ballett*. Während der Vorführung von *Deuce Coupe* sprühten die *United Graffiti Artists* allabendlich ihre Namen ins Bühnenbild. Martinez ließ die Writer auch Apartments wohlhabender New Yorker bemalen und verkaufte Leinwände. Einerseits waren die Sprayer beeindruckt davon, mit ihm auf jemanden gestoßen zu sein, der das, was sie taten, „Kunst“ nannte. Andererseits fühlten sie sich bald finanziell hintergangen. Einige Writer wurden handgreiflich und zerlegten das Atelier, das Martinez ihnen eingerichtet hatte. Straße und Galerie fanden Anfang der Siebziger noch nicht zusammen.

Auch in den achtziger Jahren blieb man weitgehend unter sich. Zwar wird ein Künstler wie Jean-Michel Basquiat gern als ein Vorreiter bezeichnet, der es schon damals verstanden haben soll, die *urban art* in den Kunstbetrieb zu überführen. Selbst manche Writer begreifen Basquiat rückblickend als Akteur aus ihrer Szene. Doch stammte dieser Künstler aus einem völlig anderen Milieu: Basquiat besuchte eine Privatschule und hatte gutsituierte, kunstbegeisterte Eltern, die ihn früh ins Museum mitnahmen. Entsprechend vorgebildet und sozialisiert, achtete er darauf, seine Graffiti genau dort in der Stadt zu hinterlassen, wo sie von einflußreichen Vertretern der Kunstszene wahrgenommen werden konnten. Vor allem grenzte die Ästhetik seiner Schriftzüge ihn von den Writern ab: Mit dem, was Sprayer aus der Szene unter Style verstanden, hatten seine bewußt krude gehaltenen und technisch mangelhaft ausgeführten Graffiti nichts gemein. Basquiat's Kunst war lediglich oberflächlich mit dem Writing verflochten; er verweigerte sich dem Style-Krieg.

Auch in den nächsten Jahren blieben die Ausflüge von echten Writern in die etablierte Kunstwelt nur kurze Zwischenspiele. Weil sie fernab wirtschaftlicher Überlegungen malten, gelang ihnen ein kuriose Bravourstück: Im Untergrund fochten sie einen kreativen Wettbewerb aus, der in fast paradoxer Weise zum einen die Angelegenheit einer kleinen, abgeschotteten Szene blieb, zum anderen öffentlicher nicht hätte sein können. Die Sprayer machten die Stadt in ihrem Style-Krieg zur Kunstgalerie. Ihr Bravourstück gelang, weil sie außerhalb des Statusverstärkers Kunstbetrieb standen und sich so kaum zu rechtfertigen hatten. Ihre Re-

putation entstand in der Stadt. Geld war dort jedoch nicht zu verdienen.

WOMIT MAN DURCHKOMMT

Kunst als Statussymbol wird zu einer privaten Währung für Wohlhabende. Das Interesse vermöglicher Kunstkäufer an bestimmten Werken treibt deren Wert in die Höhe. Wer es vermag, immer wieder Statussymbole zu produzieren, kann als Künstler viel Geld machen. Außer Frage steht, daß Koons es wie kein zweiter versteht, in diesem Währungssystem virtuos zu agieren. Steigt der Wert von Arbeiten aus der Graffiti-Szene, wächst für Writer die Versuchung, ebenfalls Mitspieler dieses lukrativen Systems zu werden. Ein wiedererkennbarer Stil hilft dabei, ist aber nicht zwingend erforderlich. Wo alles Kunst sein kann, ist der Erfolg des Künstlers nicht zuletzt eine Frage des Images. Tabubrüche und Ironie erweisen sich hierbei als nützlich. Hilfreich sind außerdem kleine Stückzahlen, auch wenn sie in direktem Widerspruch zum Graffiti-Ethos stehen, will der Writer doch so sichtbar wie nur möglich sein.

Im sogenannten *Anti-Style* läßt sich erkennen, was mancher aus der Szene bei den Statussymbol-Produzenten des Mainstreams gelernt hat. *Anti-Style* ist eine bewußt naive Form des Graffiti, die mit gewollt dilettantischen Entwürfen und Ausführungen ironisch auf die Anfänge der Bewegung rekurriert. Technisches Vermögen, Schönheit, formale Strenge, Aufrichtigkeit – wie bei Koons haben diese Begriffe hier ausgedient.

Die Wurzeln der Writer liegen nicht im selben Nährboden wie jene der inszeniert unauthentischen Kunst eines Koons, der noch immer sein Loblied auf die handwerkliche und ästhetische Ambitionslosigkeit singt. Ihr Motto lautete: „Das möchte ich auch können!“ Ohne es zu wissen, traten sie damit jemandem wie Koons entgegen, der, etwa wenn er handelsübliche Staubsauger in einer Plexiglasvitrine aufstellte (*The New*, 1980), auf ein „Das kann doch jeder!“ des Publikums regelrecht angewiesen schien.

Zwar gab es von Beginn an Sprayer, deren Bestreben allein darin lag, Ruhm in ihrer Szene zu erlangen, indem sie ihren Namen möglichst oft und prominent in der Stadt plazierten. Sie erlangten Warhols berühmte „15 minutes of fame“ lange vor Reality-TV und sozialen Medien. Hinzu kam eine Lust am Illegalen, die Jugendliche schon immer und in allen Kulturen fasziniert hat. Beides bildete die Keimzelle der späteren Bewegung. Wäre es dabei geblieben, hätten wir es mit einer soziologisch interessanten, aber künstlerisch unerheblichen Subkultur zu tun.

Bedeutend wurde das moderne Graffiti erst, als die New Yorker Teenager ihren Style-Krieg ausriefen und nach – wie auch immer gearteter – ästhetischer Perfektion strebten. Was trieb sie dazu? Möglicherweise eine Ahnung von etwas Absolutem, das sie nicht bezeichnen konnten, nach dem Künstler bis ins 19. Jahrhundert aber noch ganz selbstverständlich suchten. Vielleicht ein Gefühl dafür, daß nur, wer hart genug an seinen künstlerischen Fertigkeiten arbeitet, hoffen darf, zuletzt ästhetischer Wahrheit zu begegnen. Im perfekten Style lag das Versprechen einer Schönheit, die man mit

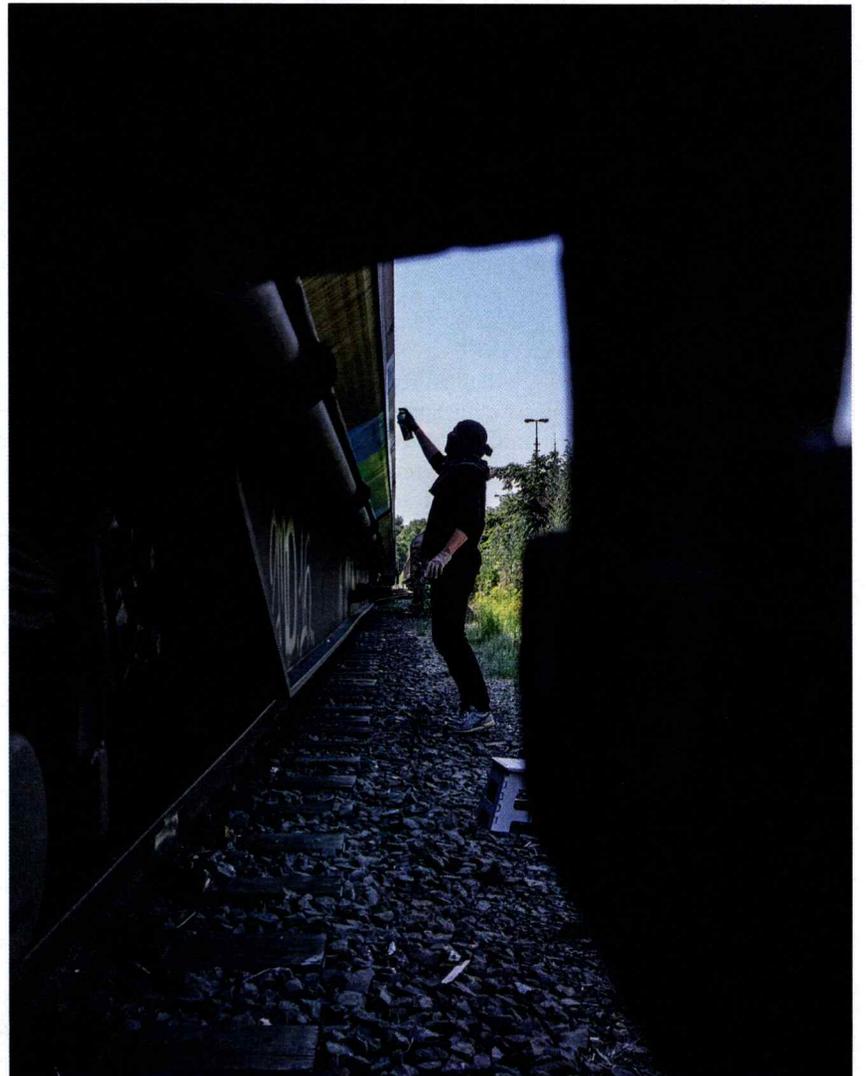
Kant als „interesseloses Wohlgefallen“ auffassen kann. Ist etwas wirklich schön, haben wir es mit einer „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ zu tun. Einen Style zu mögen, weil er von einem Writer mit hoher Reputation stammt oder als Stil einer bestimmten Schule gerade besonders angesagt ist, hat mit dieser Art von Wahrheit nichts zu tun. Die Perfektionierung, derer es bedarf, ist ästhetischer Natur. Als stimmiges Ganzes, dessen Teile schwer zu variieren sind, muß der Style sich selbst genügen.

Die Writer traten das Erbe einer Tradition an, die bis in die Antike zurückreicht. Im 21. Jahrhundert mag das hoffnungslos anachronistisch klingen. Es könnte aber auch daran erinnern, daß mit der neuen Freiheit der Kunst in den sechziger Jahren einiges verlorengegangen sein könnte, das nur noch in Subkulturen wie dem Graffiti überdauert.

Ist das Kunst oder kann das weg? Künstler oder Scharlatane? Ohne gemeinsamen Maßstab fällt eine Antwort schwer. Die Writer schienen mit dem Style einem gemeinsamen Bezugspunkt ziemlich nahegekommen zu sein. Im modernen Kunstbetrieb sind Gewißheiten, wie sie der Style-Begriff impliziert, jedoch nicht zu haben.

Wie bei Koons sind die Arbeiten der neuen Graffiti-Avantgarde doppelbödig. Das macht sie nicht zwingend clever, schön oder gar bedeutend. Sollte die Nachwelt irgendwann befinden, daß Koons' *Rabbit* der Gipsreplik des *David* aus dem Gartencenter doch näherstehe als Michelangelos Original, könnte ähnliches auch für manches gelten, was heute in der Welt des Graffiti hoch gehandelt wird – und droht, die Kunstkriterien der Galerien und Museen in die Stadt zu tragen.

Für Warhol war Kunst das, „womit man durchkommt“. Darum ging es im Graffiti-Writing, buchstäblich, schon immer – ob im Zugdepot oder auf der Straße. Die Frage, an der sich die Bedeutung dieser Kunst einmal bemessen könnte, lautet vielleicht: Welchen Preis zahlt die Bewegung, wenn sie „Durchkommen“ als Erfolgsrezept für die Galerien und Museen entdeckt? ♦



GABY SCHÜTZE UNCONDITIONAL LOVE



ALEXIS AKRITHAKIS HAGIA SOPHIA, 1967 © THE ESTATE OF ALEXIS AKRITHAKIS

TSIKI-TSIKI

EIN KÜNSTLER UND EIN GALERIST

ANFANG der 1990er Jahre beendete Folker Skulima seine Galeristentätigkeit, um sich fortan auf das Kuratieren und die Arbeit an seiner umfangreichen Sammlung zu konzentrieren. Die Galerie in der Berliner Niebuhrstraße wurde von Volker Diehl, einem langjährigen Mitarbeiter, übernommen und an Ort und Stelle weitergeführt. Rückblickend bedeutet das, daß jenes Treffen mit Glenn Lowry schon in diese neue (bis heute anhaltende) Ära fiel, wo der persönliche Kontakt mit führenden Museumsvertretern, das wechselseitige Entwickeln und Aufgreifen von Planiplänen zum Einmaligen des *making of* von Ausstellungen gehört. Richters RAF-Bilder, die offiziell unter dem Titel *18. Oktober 1977* liefen, kehrten – neun Jahre nach ihrem Ankauf durch das MOMA – im Rahmen einer der bestbesuchten und erfolgreichsten Ausstellungen der Berliner Nationalgalerie nach Deutschland zurück: *Das MOMA in Berlin. Meisterwerke aus dem*

Museum of Modern Art, New York (2004). John Elderfield, Chefkurator für Malerei und Skulptur im MOMA, war der Ausstellungsmacher auf amerikanischer Seite; seine deutschen Partner waren unter anderen Mitglieder des Vereins der *Freunde der Nationalgalerie*, unter ihnen Folker Skulima.

Nur ein Jahr zuvor hatte die *Nationalgalerie Berlin FS* zum Kurator für die Ausstellung *Alexis Akritchakis* berufen, einer breit aufgestellten Werkchau des früh verstorbenen griechischen Künstlers. Die große Retrospektive sollte die – nach Janis Kounellis – zweite Stimme Hellas im Ensemble der europäischen Nachkriegskunst noch einmal zusammenhängend zur Geltung bringen. Für Berlin als Standort sprach der künstlerische Lebensweg von Akritchakis. Der machte Anfang der sechziger Jahre seine ersten Schritte als bildender Künstler in Athen; kam dann Ende der Sechziger im Rahmen des Berliner Künstlerprogramms als Stipendiat des DAAD nach Berlin, wo er bis 1984 lebte und (sein Repertoire enorm erweiternd) arbeitete. Zu einem der zentralen Mittelpunkte seines Lebens und zugleich zu einem magischen Anziehungspunkt für Künstler und Intellektuelle entwickelte sich das in der Fasanenstraße gelegene Szenelokal seiner Frau, Fofi's Bar. Fofi und Alexis, der die Bar liebevoll mit

seinen Werken ausstaffierte, wurden rasch zu einem festen Bestandteil, ja, einem pulsierenden Element des Berliner Künstlerlebens. Gleichwohl sahen viele seiner Freunde und Weggefährten in Akritchakis „den Reisenden mit einem Koffer“, denn er pendelte beständig mit seinem VW-Bus zwischen Berlin und Athen, seinen zwei „Heimaten“, hin und her. Und es war der Koffer, dieses Utensil des Ruhelosen, das zu einem sprechenden Signet seiner Kunst avancierte. Man weiß nicht, ob die Ausstellungsmacher bei ihrer Entscheidung den melancholischen Song *Ich hab noch einen Koffer in Berlin* im Ohr hatten, aber was lag näher, als die Koffer des Künstlers in Berlin zu öffnen und dessen künstlerische Hinterlassenschaft hier zu präsentieren.

Für Folker Skulima als Kurator sprach die langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft mit dem nahezu gleichaltrigen Akritchakis. Es verband die beiden die Wertschätzung für die *Arte povera*, jener Kunst, die mit dürftigen formalen Mitteln und „armen“ Materialien die Kraft und Ästhetik einfacher Dinge feiert. Bei Alexis war diesem Rückgriff auf die Dingwelt stets ein heftiger Aktionismus beigemischt, der durch das Beispiel der antiautoritären Protestbewegung sicher noch befeuert wurde. So strich der Freigeist

Franz Maciejewski
100 Jahre Ratlosigkeit
122, Berlin 2018

Echnaton oder Die Erfindung
des Monotheismus
Berlin 2010, Osburg

Der Erinnerungskünstler
Eine literarische Fantasie
um Marcel Proust
Lengwil 2015, Libelle

Fahrt durchs Gebirg
117, Berlin 2017

Freud in Maloja
Berlin 2008, Osburg

Ich, Bertha Pappenheim
Hamburg 2016, Osburg

auf der Suche nach Brauchbarem um die Häuser seines Quartiers, machte im Vorbeigehen den ZWIEBELFISCH unsicher und tauchte für eine Weile ab, um etwa für eine freie Theatergruppe Dekorationen zu entwerfen. Die Folge war, daß er bald bekannt war wie ein bunter Hund, aber in seinem Umfeld nicht mehr als Künstler wahrgenommen wurde. Die finanzielle Seite seines Tuns achtete er gering. Und wer etwas von ihm sehen wollte: Bei Fofi's hingen seine Bilder und Objekte doch! So gut wie ausgestellt!

Es war Folkers Verdienst, den Kern des an den Rändern zunehmend verschwimmenden Künstlerbildes im Blick zu behalten und den Wildfang im Rahmen seiner Galerie einzuhegen, das heißt: ihm angesichts der so fragenden wie anerkennenden Blicke der Besucher und ihrer Bereitschaft, der gebotenen Kunst Tribut zu zollen, zu einem wie immer momentanen Standing zu verhelfen. Diese Einzelausstellung – eine von nur dreien innerhalb der Berliner Periode – fand 1978 statt, nach Ablauf der ersten Dekade in der Wahlheimat. Es war aber auch die Freundschaft zu Fofi Akrihakis, die zu Buche schlug. Fofi hatte ihr Estiatorion 1995 (ein Jahr nach dem Tod ihres Mannes) aufgegeben und war, nach einem kurzen Intermezzo, nach Athen zurückgekehrt. In der Planungsphase der großen Ausstellung in der *Nationalgalerie*, in die die griechische Botschaft in Berlin sowie die *Griechische Kulturstiftung* eingebunden waren, war allen Beteiligten klar, daß das Unternehmen ohne die Bereitschaft und die persönliche Mithilfe der Witwe des

Künstlers kaum gelingen konnte. Als man Fofi um Unterstützung bat und sie erfuhr, daß Folker – der Förderer ihres Mannes, der alte Nachbar aus der Fasanenstraße und Stammgast ihres Lokals – die Ausstellung kuratieren sollte, sagte sie spontan zu. Mit großem Engagement war sie bei der Sache und übernahm quasi die Rolle einer Co-Kuratorin an der Seite von Folker Skulima.

Alexis Akrihakis kam zur Kunst im wesentlichen als Autodidakt, der er im Grunde immer schon war. Als eigensinniger, rebellischer Junge bestand sein Selbstunterricht in der Streunerei auf den Straßen und einer notorischen Nachtschwärmerie. Seine frühen Werke sind dagegen in unerwarteter Weise asketisch, so als folge nun kontrapunktisch der Selbstversuch einer Zähmung des Widerspenstigen. Ein ganzes Jahrzehnt lang hält Akrihakis fast ständig Papier und Bleistift in der Hand, um auf den Blättern ausgedehnte Strichlagen zu zeichnen, Punkte und Linien, Knoten und Kringel, Schleifen und Zungen – kleinteilige, unverständliche Glyphen. Lautmalerisch umschrieben wird man diese Arbeiten nach dem typischen Geräusch, das beim Schaben des Bleistifts auf dem Papier entsteht, *tsiki-tsiki* nennen – und über den in versunkener Hingabe Zeichnenden hinter vorgehaltener Hand so reden: Er spricht nur wenig und konzentriert sich über endlose Stunden hin auf das *tsiki-tsiki*, auch in Gegenwart der anderen.

Ein neuer Stil hat seinen Namen gefunden. Aber was ist hier eigentlich los? Ist Akrihakis einer fixen Idee verfallen? Was sagen die Bilder? Betrachtet man etwa das Werk *Tsiki-Tsiki* (1970), eines von den grünen Bildern, streift das Auge über ein Labyrinth von kleinsten Förmchen in unzähligen Variationen, die miteinander verbunden und verschlungen bis an die Ränder des Blattes wuchern, ohne Abschluß oder Ausweg, den Eindruck einer verspielten, ungeordneten Ornamentik hinterlassend. Dieser erste Eindruck wird in Frage gestellt, sobald man verwandte Bilder in die Hand nimmt, auf denen der Künstler aus dem monotonen Irrgarten der Petitessen größere Formen oder Gestalten, organische wie unorganische, hervortreten läßt (so in den Werken *Briefwaage*, 1970, und *Le Cycliste*, 1970). Waage und Radfahrer sind hier keine Objekte sui generis; sie bestehen vielmehr (und das ist entscheidend) aus dem nämlichen Stoff. Das flächige *tsiki-tsiki* ist also kein Hintergrund, sondern vielmehr der Urgrund elementarer Teilchen und Strukturen, aus denen sich die Dinge und Wesen dieser Welt in je unterschiedlicher Weise zusammensetzen.

Das ist ein aufregender Befund. Es würde bedeuten, in Akrihakis einen späten Nachfahren der Vorsokratiker anzuerkennen, der sich mit seinem *tsiki-tsiki* auf die Suche nach den kleinsten

Der Moses des Sigmund Freud
Göttingen 2006, Vandenhoeck und Ruprecht

Nofretete
Hamburg 2012, Osburg

Paul Celan und Martin Heidegger in Todtnauberg
Heidelberg 2018, Literaturhaus

Psychoanalytisches Archiv und jüdisches Gedächtnis
Wien 2002, Passagen

Die Torheiten des Francisco Goya
Prosagedichte zu den Disparates
Würzburg 2019, Königshausen & Neumann

Tribut für Adorno
125, Berlin 2019

Die Wunder der Gewalt
124, Berlin 2019 ◀



ALEXIS AKRITHAKIS *A PIECE OF A FIVE-DOLLAR BILL*, 1969 © THE ESTATE OF ALEXIS AKRITHAKIS

ANZEIGE

Kunstedition

So leben
wir jetzt!

Ai Weiwei

John Baldessari

Monica Bonvicini

Olafur Eliasson

Leiko Ikemura

Ilja und Emilia
Kabakow

Robert Longo

Tobias Rehberger

Daniel Richter

Rosemarie Trockel

Künstler für
Lettre International

10 Originalgraphiken

50 x 70 cm

Auflage 30, numeriert
signiert, in Leinenmappe

11.000,- €

Broschüre auf Anfrage

T. +49 30 30870462

lettre@lettre.de

www.lettre.de

feinstofflichen Bausteinen der Materie begeben hat – nach dem, was Anaxagoras die „Samen der Dinge“ genannt hat und die heutige Teilchenphysik als „Strings“ (Fäden) und „Loops“ (Schleifen) bezeichnet. Aber anders als die alten Philosophen hat Akrihakis jenes intuitive Wissen in ein anderes Feld des Imaginären, in eine andere Sphäre des Metaphysischen übertragen: in die Bildsprache der Kunst. Seine kindliche Fabulierfreude und sein magischer Surrealismus haben ihn offenbar dazu befähigt. Sein *tsiki-tsiki* aber wäre in den künstlerischen Rang einer einzigartigen Traumfingerfertigkeit zu erheben. Leitet nicht der Bleistift als sechster Finger die Gedanken und Gefühle des Künstlers aus seinem Körper ab, um diesen Strom der Empfindungen auf eine ungewisse Entdeckungsreise zu schicken? Nicht als Philosoph, wohl aber als ein großer Poet bewegt sich Alexis Akrihakis, wie Maria Kotzamani gesehen hat, an der Grenze von Mythos und Logos. Ein Grenzgänger im griechischen Raum, ständig auf der Suche nach Analogien: „*Die poetische Entelechie der Konstruktion, das metrische Sich-Wiederholen des Rhythmus und vor allem der mystische und unsichtbare Sinn für geometrische Strukturen, den die karge und unfruchtbare griechische Landschaft so tief in sich birgt*“.

Unter dieser Perspektive gesehen war es nur folgerichtig, daß Akrihakis' Kunst ihren Anfang bei den kleinteiligen Elementen des Lebens nahm und zu immer größer werdenden Konstruktionen voranschritt. Es ist die Geschichte einer fortwährenden Metamorphose des einen Lebensstoffs, die der alte Sinnspruch des *Hen kai pan* („eins und alles“) einst auf den Begriff brachte. Während die *Briefwaage* noch vollständig aus den Urteilchen besteht und nur durch ein unterlegtes Passepartout von seiner Umgebung absticht, zeigt der farbige Kopf des *Radfahrers* schon einen neuen Zustand an. Es ist, als sei die erste Haut an dieser Stelle wie beim Vorgang der Verpuppung aufgeplatzt, um der neuen Lebensform jenseits des Kokons Raum zu geben. Die Elemente, die zum Vorschein kommen – Vorspiel der späteren Farbbilder –, unterscheiden sich in Kolorierung und Größe von den Originalen, aber nicht der Struktur nach. Im Bild *Good Day, Mrs. Radioactivity* (1970) durchbrechen mehrere scharfzackige, wunderbar leuchtende Formationen die alte *tsiki-tsiki*-Ordnung, so als sei ausgerechnet das spaltbare Material der Atome aus einer anderen Welt. Die Arbeit *Paysage habillé en Dimanche et pourtant c'est Lundi* (1970) zeigt ein stilistisch weiterentwickeltes, rein farblich gehaltenes *tsiki-tsiki*, das an eine Ursuppe erinnert, die zwei Geschöpfe, einen Fisch und eine Schildkröte, an eine blaue Wasseroberfläche entläßt. Schließlich sind im Bild *Die roten Koffer* (1973) die Elementarteilchen des *tsiki-tsiki* in starker Vergrößerung auf eine Wand projiziert, vor der sich fünf Koffer türmen.

Die roten Koffer sind auf dem Sprung und werden in den Kofferreliefs ein Eigenleben führen. Aber ihre Grundform – ein liegendes Rechteck mit einem halbkreisförmigen Henkel an der Oberseite – entstammt dem Gekröse des *tsiki-tsiki*. Schon im Spiegel der zwispältigen, halb sonntäglich, halb montäglich gestimmten „(Unterwasser-)Landschaft“ tummeln sich graphische Symbole und geometrische Figuren, sind Halbkreise und Rechtecke genauso wie pfeilförmige Piktogramme zu erkennen. Aus dem Bilderbogen der polyvalenten Formen haben sich feste und wiederkehrende Bildmetaphern entwickelt, die fortan ein Eigenleben führen. Für Akrihakis, den Künstler, ist der Koffer nicht länger ein Gegenstand des Alltagslebens, sondern ein sachliches Subjekt der Kunst, das banale wie dramatische Ereignisse und Zustände (darunter Seelenstände) anzuzeigen vermag. Koffer können träumerisch in einer mondbeschiedenen *Nachtlandschaft* (1971) stehen; sie können kleineren Koffern Zuflucht gewähren (o.T., 1975) oder umgekehrt andere Dinge einsperren, indem sie sich

vergittern (*Vergitterter Koffer*, 1972). Koffer können brennen wie ein Haus (o.T., 1971) oder sich wahlweise in einen rollenden Waggon oder eine Tropfsteinhöhle verwandeln (*Stalaktiten*, 1975).

Mitte der siebziger Jahre gehen die Kofferreliefs zunehmend in großflächige Holzkonstruktionen über. Akrihakis baut sie aus Brettern und bemalten Stäben, darunter ausgetrocknetes Strandgut, das er häufig von seinen Touren von und nach Athen mitbringt. Teilweise bestreicht er die aufgefundenen Hölzer mit kräftigen Farben, teilweise verbindet und umwickelt er sie mit Wellpappe oder Sackleinen – lauter „arme Materialien“. Ein eindrucksvolles Holzrelief dieser Art ist *Le Bateau* (1975). Auf eine blaßblaue Bretterwand montiert der mediterrane Liebhaber ein Boot, dessen orange leuchtender Korpus durch eine Vielzahl dünner Hölzer gerahmt und zusammengehalten wird. Hölzer, die von ausgedienten Apfelsinenkisten stammen und noch den rot aufgedruckten Namen des Händlers tragen: F. LLI Brunelli, Ferrara. Italia. Der Schiffsaufbau, halb Kajüte, halb Frachtraum, hat den bekannten Grundriß eines Koffers, diesen Anfangsbuchstaben eines neuen, nur ihm gehörenden Alphabets, auf dessen Nennung der besessene Maler-Dichter nicht mehr verzichten kann. Aber wohin geht die Reise dieses auf einer schwarzen Welle treibenden Geisterschiffs? Ist niemand an Bord?

Dieses Boot, eine Spielart des *Bateau ivre* von Rimbaud, steuert sich selbst. Es fährt auf den Schmuggelpfaden der Erinnerung und hat *contrebande* geladen: abgelebte Redensarten, kuriose Versprecher, fremdsprachige Wortfetzen von einer Sprache, die man nur gleichzeitig mit ihren Taten kennenlernt; weiterhin flüchtige Gesten ohne rituelle Dauer, Augenblicke und Umarmungen, Fofis lautes dunkles Lachen – die Habseligkeiten und wahren Kostbarkeiten einer unregelmäßigen Existenz, die jene flüchtigen Spuren von Landschaften und Begegnungen nicht wie Staub aus ihren Kleidern klopft. Für einen geistigen Freibeuter, wie *pauvre Alexis* einer war, zählten die geringgeschätzten Güter zum unverlierbaren seelischen Besitz, zu den kindischen Mitteln des Überlebens. Und so wundert es nicht, wenn sein Schiff unter der zweideutigen Flagge „Nimm dir das Leben“ fährt, ein Sinnspruch über die Kunst, *wie man Wünsche beim Schwanz packt* (Picassos Titel für eine tragische Farce, die im Januar 1941, also im ersten kalten Pariser Besatzungswinter, entstand, getragen vom Mutwillen, in düsterer Zeit zu überleben).

Mit der von Folker Skulima kuratierten Berliner Ausstellung und dem begleitenden, dreisprachigen Katalog wurden die Koffer des Künstlers geöffnet, wieder verschlossen und erneut auf die Reise geschickt, den großen Wanderstraßen des kulturellen Gedächtnisses entlang. Das sollte kein letztes Lebewohl sein, vielmehr eine wiederkehrende Vergegenwärtigung, die Aufladung des Vergangenen mit Jetztzeit. Die Fahrt des „trunkenen Schiffes“ war noch lange nicht an ihr Ende gekommen. War es nicht insgeheim auf einer *never-ending tour* unterwegs mit immer neuen Anlegestellen und Expositionen? So wie es im Rahmen der *documenta XIV* (2017) geschah, als die Mixed-Media-Arbeit *Eight Suitcases with Rubbish from a Beach* im Kasseler *Fridericianum* installiert wurde, und sich zwei Jahre später mit der großen Akrihakis-Ausstellung im *Benaki Museum* von Athen (2019) fortsetzte. Und wie es hier und jetzt mittels dieser Zeilen geschieht, niedergeschrieben und gelesen, um später vielleicht auf das Datum eines Geburtstages hin vorgetragen zu werden, ein Vogelgezwitscher, das in der Geschwindigkeit einer Geraden gehört werden will – ein Kunststück, das er noch geschafft hat: Alexis Akrihakis, der Mann mit dem Koffer, Grieche und Wahlberliner, ein Kind von Europa. ♦



ALEXIS AKRITHAKIS THE TREE, 1968 (OBEN) / UNTITLED, 1967 © THE ESTATE OF ALEXIS AKRITHAKIS



OLIVE AYHENS AMPHIBIAN EMERGENCY COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

— BORA ĆOSIĆ

FRÜHJAHR 2020

DIE VERBANNTEN

ICH habe Probleme mit dem Wasserhahn. Von dem ich erwarte, daß warmes Wasser aus ihm fließt, aber das geschieht nicht. Das Mädchen, das sich um uns kümmert, sagt, ich sei vielleicht nicht geduldig genug. Und solle im Obergeschoß der Villa in aller Ruhe abwarten, bis das Wasser in den Rohren des Badezimmers warm wird. Unser Mädchen behauptet, das Wasser werde gewiß kommen, nur sollten wir unsere diesbezügliche Nervosität ablegen. Doch unsere Ungeduld rührt daher, daß wir in einer Umgebung großgezogen wurden, wo warmes Wasser oftmals nicht ins Badezimmer gelangte, weil irgend etwas das Wasser daran hinderte. Wie sich im Sozialismus überhaupt häufig etwas querstellte. Hier und da blieben ganz einfache Sachen, wie warmes Wasser, aus, manchmal auch das Wasser als solches, auch kaltes. Im Sozialismus gab es verschiedene Einrichtungen, die auch in anderen Umgebungen üblich waren, nur daß dort auch die am weitesten verbreitete Einrichtung etabliert war, die zur Vergällung des Lebens, auf viele Arten. Ich erinnere mich an diese allgemeine Ordnung der Gesellschaft, in der ich aufgewach-

sen bin, und bin vielleicht deshalb auch gegenüber anderen Vorrichtungen mißtrauisch, die gemacht sind, um etwas Nützlichem zu dienen. So sind wir vielleicht ungeduldiger, als wir sein sollten, und mir kommt es wie eine Ewigkeit vor, bis das Wasser aus der Unterwelt unserer Villa ins Badezimmer im Obergeschoß gelangt. Daher komme ich in der Zwischenzeit auf die dumme Idee, es werde heute überhaupt nicht kommen, wer weiß aus welchen Gründen. Und denke, die Regeln aus unserem vorherigen Leben gälten auch hier, aber das ist nicht der Fall.

ICH frage mich, ob man in einem sehr ordentlichen Apartment überhaupt problematische Gedanken haben darf, und ziehe dann den Schluß, daß einem gerade an solch einem Ort solche Gedanken kommen, sonst eher weniger. Weil es in vielen Wohnungen dieses ziemlich alten Kontinents in diesem Augenblick überhaupt kein Wasser gibt, weder warmes noch kaltes, die Leute dort sich aber mit dieser Erscheinung sogar völlig abgefunden haben! Und die wahre Frage ist, ob einem

irgendwelches warmes Wasser, geleitet durch künstliche Rohre, zusteht und womit man einen solchen Vorteil verdient hat.

ALLES in allem hat der Mensch in seiner menschlichen Situation, nur weil er dort hineingeraten ist, nichts verdient, und alles, was er bekommt, ist eine Sache seltsamer Zufälligkeiten und irgendwelcher Übereinstimmungen, die durch nichts begründet sind.

IN unserer Villa wohnt ein Russe, der Dichter ist. Ich nehme das Obergeschoß ein, und er ist im Dachgeschoß. Entweder weil er jünger ist als ich oder weil er Russe ist. So kann ich mit diesem Dichter, dem Russen, meine Erfahrungen hinsichtlich des warmen Wassers austauschen, das in Ländern des Sozialismus manchmal nicht in die oberen Stockwerke gelangt, und sogar das kalte Wasser kommt bisweilen gar nicht in den Rohren an. Deshalb braucht man für das Leben in diesen Staaten viel Geduld, auf die man uns auch hier verweist. Während wir am Ufer eines Sees, eines sehr schön-

nen, wohnen, nur daß darin früher der verrückte bayerische König, Ludwig, ertrunken ist.

DEM NACH belehren sie uns, in allem geduldig zu sein, dann kämen ein paar Dinge von selbst. Ich diskutiere dann mit dem Russen auch über andere Erscheinungen in unserer gemeinsamen Vergangenheit, dem Leben im Sozialismus, und frage ihn offen, ob sie auch mit ihm wie mit mir nicht wüßten, was sie anfangen sollen. Er sagt, es stimme, daß sie auch mit ihm nichts anzufangen wüßten. Während sie uns in dieser Villa halten und sich um alles, was wir brauchen, ziemlich bemühen, wobei sie uns auch auf die geringsten Gefahren hier aufmerksam machen. Sie sagen, wir sollten nicht unvorsichtig den Golfplatz hinuntergehen, wenn wir zum See wollten. Obwohl jetzt, bei diesem Schnee, dort überhaupt keine Spieler sind, aber trotzdem! Weil der Golfball wie eine Kugel töten könne. Wir sollten nur in aller Ruhe dasitzen und warten, alles andere komme von selbst. Das kann ich keineswegs glauben. Sie behaupten, das Schlimmste an der menschlichen Natur sei, daß er unentwegt irgendwohin eile, es aber nicht müßte.

DIE deutsche Nation eilt nirgendwohin, aber wo sie überall hingekommen ist! Während unsere Völker im Süden, in einer jahrhundertlangen Hetzerei, nur die paar Dinge im Haus, die sie schon hatten, der Reihe nach umgeworfen haben. Alles von dieser Hetzerei, die gefährlich ist, sowohl für die Dinge im Haus als auch für die, welche sich in der menschlichen Seele befinden. Ich kann mich allerdings keineswegs an diese Position des Abwartens gewöhnen, in der es nichts gibt außer dem Abwarten selbst. Weil ich meine, daß in jeder beliebigen Position außer dem Grundlegenden, das diese Position bezeichnet, noch etwas vorhanden sein muß und sie nicht, sagen wir, aus einem entspannten menschlichen Körper auf einem Stuhl besteht. Die eine der unnatürlichsten Positionen in der Natur ist. Denn in der Natur existiert dieser Stuhl nicht, obwohl ihn manchmal ein Stein ersetzt. Ich denke, der Russe denkt auch so. In der Literatur seines Landes, besonders in den Stücken, die überall dort gespielt werden, sitzen die russischen Menschen auf diesen Stühlen, angeordnet im Kreis, und schweigen. Besonders wenn sie sich auf eine Reise vorbereiten und davor, einer unverständlichen Gewohnheit entsprechend, ein wenig dasitzen müssen, schweigend. So daß der Russe sehr gut weiß, daß es in diesem Sitzen noch etwas gibt außer dem Sitzen selbst. Wie in allen Dingen und Begebenheiten auf der Welt. Weil die Dinge und Begebenheiten, auf der Welt, ohne dieses „noch etwas“ sehr arm wären. Das spürt der russische Dichter sehr gut, und deshalb schweigt er, während er mir auf dem Stuhl gegenüber sitzt.

DA sind jetzt auch zwei Schweden, ein Literat und eine Literatin. Sie sind sehr feine Menschen, nur überaus melancholisch. Der Schwede beklagt sich bei mir, daß ihm das Schreiben schwerfalle. Er sagt, in seiner Sprache, der schwedischen, sei schon so viel geschrieben worden, daß es ihn entmutige. Die Schweden sind ehrenhalber hierhergekommen, weil sie Schweden sind und weil sie in dieser Sprache schreiben, die in Europa jeder schätzt, obwohl niemand sie versteht. Deswegen betrachten sie uns andere mit Argwohn. Auch ich selbst betrachte mich mit Argwohn, wenn ich begreife, daß man sich hier um mein Schicksal so kümmert, obwohl ich aus dem Land komme, um das man sich, wie viele meinen, nicht zu kümmern braucht. Da es vielleicht ein halbwildes Land mit sehr bösen Menschen ist, die imstande sind, viel Übles anzurichten. Darüber weiß auch ich ziemlich viel. Und wir verschwenden viele Worte daran, ich und unsere Schweden, die sich eine Zeitlang hinter der Wand meines Zimmers aufhalten. Wohin sie aus dem Wunsch gekommen sind, an verschiedenen Orten der Welt zu leben, während ich hier lebe,

weil ich keinen anderen Ort habe. Und hätte ich einen, würde ich diesen Ort wählen, an dem ich bin. Wo die Menschen höflich zu mir sind, sich um mich kümmern, ohne zu fragen, womit ich das verdient habe, worauf ich nicht einmal antworten könnte. Weil ich auch auf die Fragen, die ich mir von Tag zu Tag selbst stelle, nicht antworten kann.

DIESER Schwede hört übrigens, wie ich auf der Maschine tippe, was stark durch unsere Wand hallt, und fragt mich, ob das normal sei. Daß ich, sobald ich mich an diese Höllenmaschine setze, gleich zu hämmern beginne, womöglich ohne irgend etwas zu überlegen. Er fragt sich, ob es eine Eigenheit meines Landes und meiner Sprache sei, daß die Menschen, die diese verwenden, es ohne vorheriges Nachdenken tun. Ich sage, der Mensch, das menschliche Wesen, tue das immer, und wer nachdenke, bevor er etwas sagt, sage das, was er habe sagen wollen, später vielleicht überhaupt nicht! Weil der Mensch ohnehin nicht sage, was er sich vorgenommen hat, sondern etwas ganz anderes. Das erzähle ich dem Schweden, der ein relativ junger Mensch ist, ebenso wie seine Frau, die Schwedin. Die beiden sind eigentlich noch gar keine echten Schweden, sondern werden das erst werden. Obwohl ich ihnen gar nicht wünsche, daß sie solche echten Schweden werden, sondern, daß sie es möglichst lange hinausschieben. Weil auch ich kein echter Sohn meines Volkes bin, obwohl ich schon in ein hohes Alter eingetreten bin. Wobei ich es hinausgeschoben habe, es zu werden, und ich hoffe, daß es niemals geschehen wird.

DIE Tage sind unverhofft länger geworden, was unsere Unschlüssigkeit – was wir mit uns anfangen sollen – wie auch die Unschlüssigkeit derer, die sich, ohne zu wissen, was sie mit uns anfangen sollen, ebenfalls sehr darum kümmern, nur vergrößert hat. Denn wenn man so unentschlossen ist, die Tage aber noch ziemlich kurz sind, besteht weniger Raum zur Sorge, doch wenn das Solstitium ankündigt, daß sich die Zahl der hellen und sichtbaren Stunden noch vergrößern wird, vergrößert sich dadurch auch der Fundus unserer Unschlüssigkeit, und die gewaltige Ware der Zeit häuft sich im Magazin unseres Schicksals nur an. So daß ich heute von meinem eigenen Leben wie von einer Fabrik denke, die vergebens ihre Ware produziert, aber ob es für so etwas irgendwo Käufer gibt, weiß keiner. Dazu ist jedes Volk gewöhnt, vor schönen Wetterverhältnissen auf die Knie zu fallen, während diese mich noch mehr durcheinanderbringen und depressiv machen. Ein Regentag bietet die Umgebung, die meine Seele an ihrem Platz hält, bei Regenwetter bin ich in meinem Element, weil es mich dazu zwingt, mich zu sammeln und mir mein Grübeln umzuhängen, doch dann scheint plötzlich die Sonne, und alles ist dahin, man muß hinaus, ins Feld, aber was ein Leser von Büchern, selbst wenn diese von der Natur handeln, im Feld tun soll, das zu verstehen ist mir noch keineswegs gelungen!

DAHER fragt mich der Russe, wie es komme, daß ich mich oft auf den alten Schriftsteller Hamsun berufe, aber seinen Beschreibungen der Umgebung und überhaupt der Natur keinerlei Beachtung schenke. Er weiß, daß er in seinem letzten Manuskript, das in der Zeit entstanden ist, als man ihn im Irrenhaus festhielt, sehr viel von jener Landschaft Norwegens dargestellt hat, die ihn besonders berührte. Und mehrmals die Ankunft des Frühlings und die Art notiert hat, wie ein Schneeglöckchen auf der Welt, fast aus dem Nichts, direkt aus dem Schnee auftaucht. Ich sage ihm, Hamsun sei ein bißchen Bauer gewesen, habe sich mit vielen Pflanzen seines Landes ausgekannt, was bei mir nicht der Fall sei. Ich habe nie gelernt, zwei Baumarten voneinander zu unterscheiden, und alles andere draußen kommt mir nur vor wie eine Kulisse, im Theater. Außerdem war Hamsun zu der Zeit, als

er als Verräter seines Landes unter Aufsicht stand und man ihn zuerst in einer psychiatrischen Klinik und dann im Altersheim festhielt, ansonsten gesund, nur taub, und wenn man nicht hört, widmet man dem, was das Auge um sich herum sieht, mehr Aufmerksamkeit. Was Hamsun betrifft, war die Taubheit für ihn sehr zuträglich, weil er sich die Vorwürfe seiner Landsleute wegen seiner Ansichten, seiner feindlichen, die er angeblich gegenüber diesem Land gehabt hat, nicht anhören mußte. Als er Deutschland lieber gehabt hatte als sein eigenes Land, Norwegen. Daher der Drang zur Naturbeschreibung in seinem letzten Buch, das ansonsten auch andere wichtige Dinge enthält. Dort kann man entdecken, wie eine siegreiche Demokratie, die Hitlers Faschismus den Garaus gemacht hat, mit einem Greis von über neunzig Jahren umgeht. Der nicht einmal heile Schuhe hat, sondern sie mit Draht zubinden muß. Wie ihm auch eine Brille fehlt und man ihm nur eine Lupe anbietet, derer er sich bedienen soll. Vielleicht deshalb ist dieser halbbarfüßige Greis, Verräter seines Landes, mit der Lupe um jenes Totenhaus gegangen und hat sich die Pflanzen angeschaut wie Timirjasew. Infolgedessen schäme ich mich heute, aus meiner Perspektive, einer ebenfalls abtrünnigen gegenüber dem eigenen Land, ein wenig für unsere europäische Demokratie, die Hitler besiegt hat, weil sie sich gegenüber diesem Greis ohne Schuhe und ohne Brille nicht zu benehmen wußte. All das sage ich beiläufig zu dem Russen, dem Dichter, während wir zusammen im Altersheim unseres Schreibens wohnen, wo wir alles haben, was wir brauchen, ohne zu wissen, womit wir das verdient haben. Weil das Schreiben auch eine Art Verrat am Leben ist, und wenn man nur an sein Schreiben denkt, läuft es darauf hinaus, daß man sich einer fremden Macht, einer gegen das Leben gerichteten, ergeben hat und mit ihr, indem man gegen das eigene Leben wie gegen eine Heimat arbeitet, Verrat begeht, einen ebenso strafbaren.

DAS Mädchen, das sich um unser Leben kümmert, sagt erneut, alles werde gut. Das bereitet mir auch Sorgen. Denn soweit ich die menschliche Natur bereits ziemlich gut kenne, geht aus ihr selbst nicht hervor, daß alles gut für sie wird, im Gegenteil! Nur daß dieses Mädchen einem Volk angehört, das auf eine verallgemeinerte Art genau so denkt, daß alles ausgehen wird, wie es sein soll. Doch mir ist gerade diese Überzeugung, wer immer sie auch vertritt, daß alles an seinem Platz ist, suspekt, und ich habe Einwände dagegen. Weil ich meine, daß alles ist, wie es nicht sein soll, nur bemerkt man das aus einer Fülle von Gründen nicht. Denn der Mensch als solcher ist nicht an seinem Platz und auch alles andere um ihn herum nicht. Er könnte auch sonst irgendwo sein, aber er hat sich partout hingestellt, wo er jetzt ist. Ich habe weiterhin Angst vor der Freundlichkeit, die mich umgibt, weil ich weiß, daß sie durch große schulische Anstrengung und eine bisweilen unmenschliche Disziplin erworben wurde. So erwarte ich jeden Augenblick, daß sie in Unfreundlichkeit umschlägt und es mir dann sehr schlecht ergeht.

JETZT wird ein Teil der Gäste ausgewechselt, es kommen neue, so daß unser Haus einem kleinen Bahnhof in der Provinz ähnelt. Wo eine Familie auf den Bahnsteig gegangen ist, um auf den Lokalzug zu warten, und mit ihm wird die Verwandtschaft eintreffen, wer weiß woher, um eine gewisse Zeit mit uns zu verbringen. Gestern sind jene gegangen, vielleicht die Tante vom anderen Ende des Landes oder der alte Onkel, der zur Kur muß, und heute werden die fröhlichen Mädchen anreisen, die ebenfalls entfernte Verwandte von uns sind. So erlebe ich diesen Wechsel der Gäste in unserem Haus, dem der Verbannten. In dem jeder diesen kleinen Schatten des Verbanntseins an sich hat, dennoch diskutieren wir unter uns nicht immer über schwere Dinge, vielmehr sieht jeder zu, die-

Bora Ćosić

Das Auge von Vanija
124, Berlin 2019**Donabaedeker**
99, Berlin 2012**Ich, Anastasia**
118, Berlin 2017**Immer sind wir überall**
Wien/Bozen 2019, folio**Im Zustand stiller Auflösung**
Frankfurt/M 2018, Schöffling**Italienische Reise**
104, Berlin 2014**Kinder des Paradieses**
114, Berlin 2016**Kölner Karneval**
107, Berlin 2014**Konsul von Belgrad**
Wien/Bozen 2016, folio**Die Malkunst**
92, Berlin 2011

ses Ungemach, das eigene und das fremde, bisweilen außer acht zu lassen. Weil auch unser Leben verschiedener Umstände halber schon lange vernachlässigt ist, und dem ist das Wichtigste hinzuzufügen, daß wir unsere Qualen manchmal vernachlässigen, als gäbe es sie nicht.

GEKOMMEN ist die Dame, von der es heißt, sie schreibe die schönsten Gedichte Rußlands, sie öffnet vor uns ihren Koffer, um ein Buch herauszuholen, das sie mir schenken möchte, und bei der ganzen Handlung, der etwas feierlichen, fällt mir auf, daß der Koffer fast leer ist. Daß in ihm außer den paar Büchern und zwei, drei unverständlichen Bündeln nichts ist.

Wenn sie ihn bewegt, hört man, wie die paar Gegenstände in ihm durcheinanderfallen und sich überschlagen, weil es drinnen, im Dunkel des Koffers, kaum etwas gibt. Als wollte sich damit das Land darstellen, aus dem diese Ladung zusammen mit ihrer Besitzerin, der Dichterin, kommt. Dann stelle ich mir ihre Heimat wie einen riesigen Koffer vor, dunkel wegen seiner Verslossenheit, in dem Erscheinungen, Menschen und Dinge durcheinanderfallen, ohne sich übereinander zu legen, sondern kullern, wie es gerade kommt, wie in einem kosmischen Chaos. Wo die einzelnen Planetenstücke, der Sternenstaub und noch etwas Ungeklärtes – was sich im All bewegt, von dem wir aber nicht wissen, was es ist –, wie all das im Dunkel dieses russischen Bündels, das leicht zu tragen, aber schwer zu verstehen ist, umherirrt. Das ist womöglich das erste Ding dieser Art, das man leichter mit der Hand hochheben als bis ins letzte verstehen kann. Dann wende ich meinen Blick ab, weil die russische Poetin begreift, daß ich im Zusammenhang mit ihrem Koffer etwas argwöhne. Als hätte sie Angst, die Fracht ihres Lebens sei nicht ansehnlich genug und ich hätte an ihr so, von der Seite, etwas auszusetzen. Aber eigentlich finde ich, daß es ein sehr ansehnlicher Koffer von schöner Fertigung ist, nur daß die Dinge darin durcheinanderfallen und man dieses Durcheinanderfallen hört. Wie die ganze Erscheinung Rußlands in unserer Phantasie etwas ziemlich Ansehnliches und schön Gefertigtes ist, aber wenn jemand beschließt, ins Innere zu lugen und zu raten, was sich dort als russisches Leben heute befindet, kommt es zu dem Gefühl der Leere, wie man es an diesem Koffer erfährt.

DAS Fenster meines Zimmers hält an der alten europäischen Tradition fest, zwischen zwei Scheiben einen geheimnisvollen Raum unbekanntem Inhalts zu bergen. Dieser hat allerdings etwas Paradigmatisches in sich, weil es scheint, als hätte ihn jemand in der Mitte nach außen gewölbt, so daß man einen Schnabel erhält, eine kleine Kabine wie in der Nase eines Flugzeugs. Das könnte bedeuten, daß mein Zimmer irgendwohin fliegen muß, obwohl sich unmittelbar vor diesen Scheiben ein hoher und mächtiger Baum befindet, womöglich ebenfalls Teil einer Flughafenausrüstung. Dann verliere ich mehrere Tage mit dem Betrachter dieser Glasscheiben, von denen ich umgeben bin und vor deren komplizierter Struktur ich mich wie ein Pilot fühle. Allmählich verliere ich das Interesse an den Menschen, die in diesem Haus herumlungern, und versuche die ganze Zeit, eine Skizze dieser Vorrichtung, die ich vor mir habe, anzufertigen. Vielleicht sollte ich die ständige Sorge um die menschliche Spezies, um ihr Ungemach und ihre Geschichte, die aus diesem Ungemach hervorgeht, den anderen überlassen, und mir sei erlaubt, die Dinge, Gegenstände und Teile des Gebäudes,

die mich umgeben, zu beschreiben. So liegt mir heute mehr daran herauszubekommen, wem es eingefallen ist, mein Fenster nach außen zu wölben und dadurch zu erreichen, daß ich stattdessen den Schnabel eines Luftfahrzeugs oder die Nase eines Wasserfahrzeugs zur Erforschung des Meeresgrundes habe. Und für einen Moment unsere Russin, den Ungarn und den Iren aufzugeben, sollen sie ihren Tee ohne mich trinken, unten, im Erdgeschloß.

ICH male mir manches über den Baumeister aus und erfinde allerhand Dinge über ihn. Wie er sein Gebäude gezeichnet hat, später geschwankt hat und ihm neue Gedanken kamen. So verleitet mich das Fenster zu allen möglichen Phantasien. Nur weil sein mittlerer Teil auf diese ungewöhnliche Weise hervorspringt, wie wenn Sie jemanden am Hemd packen, der aber nicht in diese Richtung will. Ich stelle mir vor, daß unser Baumeister beabsichtigt hat, sein Gebäude etwas an die Seite zu versetzen, zum Waldrand hin, so daß an meinem Fenster lediglich eine Spur dieser Idee haftet. Vielleicht ist ihm der Gedanke gekommen, daß dem ursprünglich für das Haus bestimmten Boden ein Übel zu eigen ist, das nicht gut für die Bewohner wäre, wenn sie hierherkommen. Und man das Ganze nur etwas auf eine Seite verschieben muß, um dieses Unheil zu vermeiden. Das alles kommt mir möglicherweise in den Sinn, weil ich selbst überlege, ob ich mich am richtigen Ort befinde oder ob es gut wäre, mich, wenn auch nur eine Idee, zur Seite zu bewegen. Weil auch auf mich vielleicht eine unterirdische Ader mit ungesundem Wasser wirkt oder die negative Lehre des heimtückischen Zwergs in der Tiefe. Außer daß der Wind an diesem Ort ungewöhnlich stark ist. Der ganze Berg ist eigentlich von allen Seiten Wind und Wetter ausgesetzt, daher ist es in dieser Höhe schwer, jeglichem Sturm auszuweichen. Wir sind ohnehin an dem Punkt unseres Seins, der windig ist und wo es keinen speziellen Schutz dagegen gibt. So ist es dann besser, wenn wir uns an das neue Klima gewöhnen und ihm nicht aus dem Weg gehen, ins Endlose. Denn je weiter wir auf die Seite gehen, desto stärker verfolgt uns der Sturm, so daß dieses ganze Wegrücken sinnlos ist. Dorthin führen mich meine Träumereien, in unsere schicksalhafte Phantasmagorie und in die Verhältnisse, in denen wir wohnen.

DAS Haus muß sich, wie auch jeder Mensch, vor Triumphalismus hüten. Denn daß dieser Teil seines Fensters vor mir irgendwo nach außen strebt, heißt noch lange nicht, daß seine Zukunft durch irgendeinen Marsch gewährleistet ist. Ich denke, das Bild, von dem ich besessen bin, ist eher ein Zeichen für einen inneren Alp und einen Druck, der von dort, aus dem Innern, wie aus einem Organismus, kommt. Und das Haus bedarf keiner Vergrößerung aus Eitelkeit, wo es doch schon den Schnee um sich herum hat, als seine Linse, seine Lupe, durch die sich seine Schönheit verdreifacht.

ICH stelle mir vor, daß die paar neuen Gäste des Hauses, daß wir alle seine inneren Organe darstellen, vielleicht. Dann teile ich langsam ein, wer in welcher Funktion agiert, und meine, die russische Dichterin sei das Herz unseres Hauses und wir anderen je nachdem. Ich gehe auf den Treppen umher, die mit alten Teppichen bedeckt sind, und betrachte mich selbst als die Wanderniere des Gebäudes oder als irgend etwas in der Art. Weil nicht bekannt ist, wo was im Körper dieses Heims ist, außer in Grundzügen. Denn auch wir anderen, die Menschen in diesem Zufluchtsort, sind irgendwie in Grundzügen durch unser vorheriges Leben gekennzeichnet, das heute langsam in einem neuen Organismus untergeht. Als wären wir in einen neuen Körper transplantiert worden, einen ziemlich bejahrten, der diesen oder jenen Teil gebraucht hat. Da der Körper unseres

Sozialismus zugrunde gegangen ist, wurden diese noch brauchbaren Materiestückchen, ungeachtet der medizinischen Gepflogenheiten, in den neuen Korpus implantiert. Nur ist auch weiterhin nicht sicher, ob wir in der neuen Form genug gebraucht werden oder ob uns der schöne Körperbau unseres Hauses wie eine schlecht gewählte Leber abstoßen wird.

DAS wäre meine Fabel, keine besonders reiche, aber eine, die doch allerhand verspricht. Vor allem wenn es um meine Nachbarin, die Dichterin Rußlands, geht. Deren Erinnerung sicher etwas von der Vergangenheit ihres Landes behalten hat, ebenso wie von der Arbeit, der dichterischen, die dort verrichtet wird. Manchmal denke ich, es wäre wohl genug, wenn nur diese eine Arbeit, die dichterische, verrichtet würde, in Anbetracht der Tatsache, daß die übrigen Menschen Rußlands sehr viel trinken und infolgedessen weinen. Bei den anderen Völkern stehen diese zwei Erscheinungen nicht in einem solch unumgänglichen Zusammenhang, aber bei den Russen ist es fast unvermeidlich, daß sie sich zuerst betrinken wie das Vieh und später wie sanfte Engel weinen. Ich weiß eigentlich gar nicht, ob die Engel im Dienst überhaupt weinen, und sage das nur so, weil mir viel daran liegt, diese Menschen, die russischen, in einem möglichst schönen Licht zu zeigen. Besonders heute, wo ohnehin alles mit ihrem kämpferischen Weg in die Zukunft zu Ende ist und sie jetzt allmählich in die Vergangenheit zurückkehren und infolgedessen viel trinken. Das ist noch immer besser als das, was mein Volk tut, weil es nichts tut. Deshalb erkundige ich mich bei der russischen Poetin, wie dieser Weg Rußlands zurück heute vonstatten geht und bis wann es dauern wird. Wobei ich mich frage, ob diese ganze Menschenmasse in großer Trunkenheit von der Trauer darüber, daß sie sich dorthin aufgemacht hat, ob diese Leute bis zu Iwan dem Schrecklichen und seinen Bojaren stürmen werden oder ob sie irgendwo in der Petersburger Zeit, bei den Helden Gogols, verweilen werden, was mir lieber wäre.

DAS Haus hört nicht auf, mich zu belehren. Dann schließe ich einmal eine Tür, die in den Nachbarraum führt, und entdecke erst da, daß ihr kleiner Rahmen ein Gebäude für sich bildet, ein inneres, harmonisches und durch seine Formen reiches, fast als wäre es ein abgetrenntes Bauwerk oder nur ein spezieller Teil des Mobiliars, ein feiner Schrank, vielleicht ein winziges Heiligtum. Anschließend sehe ich, daß der Baumeister sich ausdrücklich bemüht hat, gerade diesen Ort, der in weniger wichtige Räume führt, besonders zu schmücken, vielleicht zum Trost. Weil das Nachbarzimmerchen, fast ein Kämmerchen, nicht die große Schönheit der anderen Teile der Wohnung aufweist und man demzufolge etwas für es tun muß, als Gegenleistung. Ich denke später, welcher Nebenraum im meinem Schicksal das wäre, der wiederum einen wichtigeren und bedeutenderen Platz einnehmen würde. Weil ich finde, daß mein ganzes Leben in den kleineren Zimmern, fast Kämmerchen, vergangen ist, und was das Schönste ist, ich habe nichts daran auszusetzen. Vielleicht würde ich mich auch jetzt am liebsten in den kleinen Raum hinter der schön gestalteten Tür zurückziehen, wenn sich dort nur ein ausreichend fester Tisch fände, an dem ich allerhand schreiben könnte. Möglicherweise stellen sich nur Menschen, die sehr von sich eingenommen sind, ihr Schicksal als Kirche vor, während die anderen, bescheideneren, über das eigene Sein wie über ein paar Zimmerchen nachdenken, die durch zahlreiche Türen unterteilt sind. Das menschliche Wesen ist ohnehin nicht immer in allen zu Hause, sondern nur in einem Teil davon, während die anderen gähnend leer sind und seinem Leben zuwiderlaufen, als ob nichts in ihnen geschähe.

DENNOCH will ich den Gedanken an ein Schlüsselzimmer meines Lebens nicht abschütteln, wo sich alles abspielen konnte, was für dieses Leben wichtig war, ohne daß ich es je verlassen hätte. Denn auch das draußen kam mir manchmal so vor, als gehörte es zum selben Zimmer, nur sehr vergrößert und verbreitert. Wo dann auch Gras, Bäume und der eine oder andere Vogel zum Vorschein gekommen sind, und manchmal denke ich, daß es auch ohne all das sehr leicht auskommen konnte.

IN einem Land, wo die Diktatur gestürzt wurde, kam es zu nie gesehenen Diebstählen in der Stadt, weil die Leute meinten, die Regierung habe sie jahrzehntelang ausgebeutet, ihnen alles genommen, was sie hatten, und nun müsse das ausgeglichen werden. Nur daß die öffentlichen Institutionen, die nacheinander aufgebrochen wurden, lediglich Büromöbel und Beamtenbedarf enthielten. Und das Volk seine ärmlichen Häuser mit sperrigen Tischen aus Konferenzsälen und unpraktischen Rollsesseln erneuerte. Das kommt einem posthumen Racheakt des gestürzten Regimes gleich, daß es das ganze menschliche Leben auf ein System offizieller Institutionen reduziert, in dem man nicht leben kann, es aber auch nichts gibt, wo man Konferenzen abhalten kann.

JETZT kommt mir diese Episode in den Sinn, während ich meine Nachbarn in diesem Haus beobachte, die gemeinsam mit mir versuchen, ihr vorheriges Leben zusammenzufügen, den Raum ihrer Vergangenheit zu erneuern, und es scheint ihnen ganz so, als wären die Gegenstände, die dorthin kämen, nicht ihre, sondern irgendwie allgemeine und wer weiß wessen. Wie wenn ein Rebell seine Wohnung mit Bürosesseln und Regalen für offizielle Papiere einrichtet. Das ist ein Prozeß, bei dem unser persönliches Wohnen in eine Büroordnung verwandelt wird. Wo alles strengen Regeln unterworfen ist und nicht, daß ich in dem Zimmer, das ich für eine Weile habe, umhergehe, wie es mir einfällt. Wir sind nicht mehr imstande, etwas auszuführen, wie es uns in den Sinn kommt, und zwar nicht, weil es uns jemand verbietet, sondern weil uns nichts Besonderes einfällt. Das ist eine Phase ohne jeden Einfall, selbst ohne eine winzige Idee, vielmehr reduziert sich alles auf das Warten neben der Wand, wie im Raum eines Büros.

MANCHMAL glaube ich nicht an dieses Haus. Überzeugt davon, daß ich überhaupt nicht darin wohne, sondern in einem ehemaligen, von früher. Und daß dies jetzt nur eine Wiederholung darstellt, eine Replik. Im Alter lebt man vielleicht einzig auf die Art, daß du nur manches von früher wiederholst und so tust, als käme es dir neu vor. Weil sich die gewaltigen Zimmer meines Lebens in meinem Bewußtsein abgelagert haben und ich nicht mehr weiß, welchen Raum ich betreten werde, wenn ich im aktuellen Heim meines Schicksals dort hingehe. Den ganzen Morgen stelle ich mir vor, ich sei im kleinen Gemach meiner Kindheit erwacht, in einer grauen Stadt, im Süden. Wo die Zimmer einst ebenfalls auf diese Art, diese deutsche, groß und geräumig waren, nur hat man sie später abgeteilt. Wie auch unser Leben in der Zwischenzeit in viele kleine Einheiten abgeteilt wurde. Denn wenn ein Zimmer des ehemaligen Bürgerturns abgeteilt wird, tut man das, damit eine mehrköpfige Proletarier- oder Flüchtlingsfamilie dort unterkommen kann, und wenn ich in meiner Erinnerung etwas abteile, geschieht das ebenfalls wegen einer Flüchtlingsfamilie meines Gedächtnisses, die auch irgendwo untergebracht werden muß.

VIELLEICHT bin ich nicht ganz klar im Kopf, wenn ich beim Umhergehen in diesem Haus versuche, ein anderes zu finden, eins von früher. Weil ich meine, das Heim unseres jetzigen Aufenthalts müsse die ganze Vergangenheit des Wohnens ent-

halten und meine ganze menschliche Geschichte im kleinen. Dann überlege ich, wie ich mich des Balkons im Haus meines Großvaters bemächtigen werde, der früher, in der kleinen Stadt, auf den Park hinausging, so wie mein jetziges Heim zum See liegt. Um den Balkon hat sich niemand gekümmert, und das war die Quelle meines kindlichen Zweifels, als hätte dieses Stückchen unseres Territoriums gar nicht uns gehört, weil wir es nicht nutzten. Meine Idee war, Stühle aus dem Eßzimmer auf den Balkon zu stellen, damit wir alle, so viele wir in der Familie waren, gemeinsam dort hingingen. Und jemand, der unten steht, am Rand des Parks, ein Gruppenfoto von diesem Ereignis macht. Weil ich dachte, eine Familie, die auf viele Zimmer und auf viele einzelne Arbeiten verstreut ist, bildet keine richtige Ganzheit, sondern wird dazu erst da, auf dem Balkon, vor der Kamera des Photographen von der Straße. Nur daß meine Idee als ordinär abgelehnt wurde, so daß der Balkon weiterhin leer blieb und sogar die Stühle, die ich dort hatte hinstellen wollen, weggelassen wurden.

JETZT scheine ich dieses Bild nachholen zu wollen. Und suche im Haus einen geeigneten Balkon, obwohl ich nur Gespenster, meine toten Familienmitglieder, dort hinstellen könnte. Die ich aus verschiedenen Gräbern und aus der fernen Vergangenheit herausziehen müßte, nur für einen Moment. Aber später würde ich sie erneut beerdigen, wie es sich gehört. Das sind meine Arbeiten in diesem Haus, die eines Totengräbers. Wobei ich denke, daß es überhaupt kein häßliches Bild gewesen wäre, wenn es mir in jener fernen Zeit gelungen wäre, es zu verwirklichen. Es würde mich auch nicht stören, wenn jeder in dieser Szene in eine andere Richtung gucken würde, weil sie auch so einen gemeinsamen Zug und den kollektiven Glanz an sich hätten, durch den eine Familie hervortritt. Was es vielleicht gar nicht gibt, solange sie nicht jemand, mir ähnlich, auf einem solchen Balkon mit einer Eisenbrüstung wie an Deck eines Schiffes versammelt. Dieses soll auslaufen, alle anderen sind am Ufer, um uns zu verabschieden, während wir, die wir uns dort, oben, befinden, ihnen mit Tüchern winken und die eine oder andere meiner Tanten leise weint.

ICH denke, eine solche Szene vermittelt, daß jede Familie eine Gruppe von Menschen auf einem Schiff, an Deck, darstellt, bevor das Schiff in See sticht. Wohin es geht, das ist bei diesem Anlaß völlig ungewiß, klar ist nur, daß es sich um eine Abreise in eine ferne Gegend handelt, aus der es womöglich keine Rückkehr gibt. Dadurch wird in einem verallgemeinerten Sinn die Tätigkeit einer Familie gekennzeichnet: eine Seefahrt in unbekannte Richtung und aus unbekanntem Gründen. Jetzt scheint mir, ich verstehe, weshalb meine Verwandten nicht dorthin, auf jenen Balkon, wollten. Und dieses Ereignis, ähnlich der Szene, wenn das Schiff die Leinen losmacht und sich seinem Schicksal, dem auf dem Meer, ergibt, gemieden haben. Denn wenn sie in ihren Zimmern bleiben, wird ihnen nichts Ähnliches passieren, und niemand wird sie auf eine weite Reise jagen! Trotzdem suche ich nach dem Balkon wie nach

einem Deck aus meinen Gedanken. Um wenigstens selbst für einen Moment dort stehen-zubleiben, in der Meinung, ich würde in der Ferne ein Festland sichten, ein magellanisches.

WAHRSCHEINLICH ist dieses Haus das Schiff unserer Familie und des ganzen Bürgerturns überhaupt. Das, im kleinen, die Seefahrt unseres Lebens und den Weg, den wir gegangen sind, erneuern soll. Vielleicht handelt es sich nur um eine alte Fähre, die uns schon jahrzehntelang mit sich schleppt und sich jetzt wie eine Holzhütte, eine bayerische, auf dem Berg versteckt. Und nirgendwohin fährt und sich in keine Richtung bewegt, sondern nur steht wie in einem maritimen Museum und in Form einer Maquette. Daß sie durch viele Unwetter hindurchgegangen ist, soll man lediglich metaphorisch verstehen. Wie ein Wasserfahrzeug, das unter großen Mühen dorthin gelangt ist, wo es jetzt ist, auf den Ararat unseres Schicksals, verirrt in die Berge. Es knarrt das alte Parkett in unseren Zimmern, wie ein uralter Pott auf dem Ozean bei Unwetter knarrt. Wenn nötig, werden die Leute etwas von der Fracht in die Wellen werfen, nur um die Richtung, die grundsätzliche, irgendwie zu halten.

DESWEGEN glaube ich wohl auch zu bemerken, wie im Schnee um das Haus ein Stuhl oder Spiegel oder irgendein Buch zum Licht hinblicken, solange sie noch nicht ganz in der Vergangenheit versunken sind. Wie auch unser Leben sich von unnötiger Last getrennt hat, um irgend-

Mein Nachkomme
125, Berlin 2019

Odessa
120, Berlin 2018

Ordnung des Umzugs
110, Berlin 2015

Pygmalionscher Essay
116, Berlin 2017

Das Schweigen des Meeres
117, Berlin 2017

Die Tutoren
Frankfurt/M 2015, Schöffling

Verlorene Illusionen
115, Berlin 2016

Der Wiener Jubilar
87, Berlin 2009

Zeitschriften
121, Berlin 2018

Zirkus Praxis
127, Berlin 2019

ANZEIGE

www.skd.museum

Raffael

Macht der Bilder

Gemäldegalerie Alte Meister Dresden
3. April bis 19. Juli 2020

wie vorwärts zu kommen. Das ist die allgemeine Ordnung der bürgerlichen Geschichte, die Trennung von vielen Einzelheiten, um das Grundsätzliche zu bewahren. Ihr Grundzug ist die Tendenz zum Verfallen, nach und nach, für das als Ersatz nebelhafte Erinnerungen und Andenken bleiben. So schaue ich von meinem Schiff, das ein wenig auf die ringsum tobende Welle der Zeit aufgelaufen ist, und die Möbelstücke aus meiner Kindheit, vielleicht aus meinem eigenen Zimmer, scheinen im Schneematsch zu schwimmen und in der Sonne zu schimmern. Denn wir sind ein Stamm von Schiffbrüchigen, nur daß man uns irgendwie herausgezogen hat, auf diese Höhe, damit wir unsere durchnässte Wäsche trocknen und uns am Ufer kräftigen. Und wenn wir wieder ein wenig zu Atem gekommen sind, sollen wir erzählen, was wir in jenem Strudel, dem der europäischen Geschichte, gesehen haben. Wir sind Kinder des Malstroms und des pazifischen Sturms, die zufällig überlebt haben, obwohl es für so etwas weder viel Schutz noch Gelegenheit gab.

SO wirft das Schiff unseres Schicksals alles Unnötige auf dieser Reise über Bord, bringt dem Raum unserer Zeit immer mehr Leere, die weggeworfenen Dinge schwimmen um uns herum, aber das, worin wir bleiben, wird zusehends öder. So zeigen die Zimmer meines Lebens mit immer weniger Gegenständen, aber mit viel mehr von der mit nichts erfüllten Luft, was sich alles von uns trennen mußte, damit wir überlebten. Etwas haben irgendwelche Soldaten mitgenommen, etwas haben die Nachbarn fortgetragen, die dachten, wir würden dorthin, in jenen Raum, nicht mehr zurückkehren, und den Rest haben wir selbst von unserem Schiff geworfen, damit es leichter durch den Sturm in der Umgebung bricht.

SO kommt es mir dann vor, als spielte sich jene Szene mit meinem Vater in einer Halle ab, die für unbekannte Arbeiten, die bevorstehen, leer geräumt wurde. Was in meiner Erinnerung, meiner vielleicht deformierten, zurückblieb, ist das Mädchen, das die Halle meiner Kindheit fast unbekleidet betritt, und daß sie in der Hand ein Stück Papier und einen Stift hält, soll vorspiegeln, daß sie als Sekretärin bei meinem Vater arbeitet. Allerdings geht sie gleich zum Fenster, wo sie ihren Rock hebt, während mein Vater sie, nachdem er seine Hose aufgekнопft hat, in einer Stellung besteigt, wie man sie in Ställen sieht. So greift die schwermütige Sekretärin nach dem Fenstergriff und beginnt, wie ein Fohlen zu wiehern, während mein Vater nur leicht stöhnt und auf das Mädchen losgeht wie ein Eber. In einer anderen Ecke steht meine Mutter, die ihre Hand vor den Mund hält, wahrscheinlich um nicht zu schreien, und ich, der ich in diesem Moment ins Zimmer komme, bleibe kurz stehen. Dann möchte mich meine Mutter zuerst von diesem Ort wegbringen, zieht mich hinter sich her, während das wahnsinnige Wiehern weitergeht, doch darauf packt sie mich, als hätte sie es sich anders überlegt, am Arm und stößt mich mitten in den leeren Raum, damit ich den Vorfall möglichst gut sehe. Mich interessiert von allem am meisten, was das Mädchen mit dem Fenstergriff macht, als hätte sie in ihrer Qual beschlossen, dieses Stück Eisen herauszureißen, wie schwer es für sie auch immer auszuführen wäre. Alles kommt darauf an, was wer im Einzelfall für das Wichtigste hält, und für mich ist der Griff, der am Fenster, am interessantesten, während er es für meine Mutter scheinbar nicht ist.

ICH weiß nicht, wie lange dieser Vorfall dauert, auch nicht, ob er sich überhaupt zugetragen hat,

obwohl alles, was in der Entwicklung der Ereignisse in meiner Familie folgte, auf diese Szene hinausläuft. Daß mein Vater seine erfundene Sekretärin mitbringt, die nichts zu schreiben hat, weil er keinerlei Firma besitzt, und sie später gleich in ihr Wiehern und das Zerren an der Klinke, am Fenstergriff, übergeht.

NACH allem wird mir angst und bange, daß meine heutigen Mitbewohner, die russische Dichterin, der irische Schriftsteller und der scharfe Publizist aus dem Ungarland, sich schon damals in den Nachbarräumen aufgehalten haben. Und mir kommt in den Sinn, jemand von ihnen könnte ebenfalls in diese Szene hineinplatzen und sich dort ebenfalls an den Kopf fassen, wie es meine Mutter einst getan hat. Ich glaube, meine ganze Verbannung, die jetzt dauerhaft und bestimmt ist, beginnt dort, in dem großen Zimmer, dem, wie mir später scheint, leer geräumten. Weil ich jeden einzelnen Gegenstand dieses Zimmers aus meiner Erinnerung werfe und der jungen Frau nur die Fensterklinke lasse, an der sie sich festhalten kann. Schließlich erinnere ich mich, wieviel Raum unser Bürgertum besessen hat, früher einmal. Zu den Gemächern zählten auch das Kinderzimmer, das für die alte Tante, für den taub gewordenen Großvater, und einer der Räume diente vielleicht gerade dem, als Gemach der Schande. In dem immer etwas Unerwartetes und Schreckliches passieren konnte, aber vielleicht auch nicht. So daß manche Familien ihr Leben ohne derartige Ereignisse verbracht haben, und dennoch stand jenes Zimmer, jenes fast leere, bereit für so etwas.

WAHRSCHEINLICH beginnt die Verbannung eines jeden irgendwann gegen Ende der Kindheit, wenn das menschliche Geschöpf versteht, daß es irgendwohin muß, nur nicht weiß, wohin. Dann kommen ihm verschiedene Gedanken, wie mir, mit neun oder zehn Jahren, ganz unklare, aber widerwärtige Ideen gekommen sind. Daß in meinem bisherigen Leben unerhörte Veränderungen geschähen, daß der ganze bisherige Lauf des Seins durcheinandergeriet und ich als Waisenkind des Lebens auf der Straße stünde, arm und allein. Dann habe ich freiwillig versucht, mir diese Ideen als wirklich vorzustellen, indem ich mich den ganzen Tag vor den anderen in den dunklen Löchern eines ungeahnten Schicksals versteckte. So erinnere ich mich, wie ich mich einmal in ein Seitenzimmer von Großvaters Haus zurückgezogen und dort, im Dunkeln, viele Stunden verbracht habe. Als hätte ich begriffen, daß sich der Mensch in eine Tiefe verkriechen kann, ohne daß ihn im ersten Moment jemand sucht. Heute verstehe ich das sehr gut, wenn die Monate vergehen und sich niemand fragt, wo sich meine Gestalt befindet und warum. Denn ich frage mich das auch selbst nicht mehr, nur reduziert. Weil alles aus unserem Leben auf diese Art verläuft, auf die der Reduzierung. Die ganze Umgebung, die uns zur vorübergehenden Verwaltung gegeben ist, hat diese Eigenschaft der Reduziertheit; da geschieht nichts Besonderes, und das, was ständig da zu sein hätte, will sagen: die Natur, betrachten wir selbst auf diese reduzierte Art. Als wäre sie nicht die ganze Zeit um uns, sondern käme in Wellen auf uns zu. Und so ist es auch. Die Menschen und das, was sie umgibt, stehen nicht dort, wo wir uns vorstellen, daß sie sind, vielmehr erhebt sich ihre Epiphanie nur dann aus dem Nirgendwo, wenn wir den Blick dorthin, auf diese Seite, richten. So blicken wir paar wenige meistens vor uns hin, auf den Boden, während wir das, was in Prospekten und Reiseführern über die Schönheiten Bayerns notiert ist, nicht im Blick haben.

KANN ich mich noch einmal fragen, was wir auf diesem Berg machen? Vielleicht müssen wir hier eine gewisse Zeit verbringen, und während wir hier sind, doch manches über unsere Vergangenheit be-

ANZEIGE



Der Futurologische Kongress III

Was kommt nach der Digitalisierung?

mit Sascha Lobo, Harald Lesch, Armin Grunwald

15. & 16. Mai 2020

www.futurologischer-kongress.de

Stadttheater Ingolstadt

kennen. Und später können wir irgendwo anders hingehen. Oder dies ist ein Aufenthalt in einem Sanatorium, zur Erholung, nach länger Krankheit. Die die Krankheit unserer Verbannung war, obwohl die Beschwerden überhaupt nicht abgeklungen sind. Als wäre unser Lungeninfiltrat, das historische, geheilt, steckte aber immer noch in uns. Dann können wir unser Leben irgendwie fortsetzen, aber unter großer Vorsicht. Weil man das Hauptgebrecchen in meinem Organismus immer noch bemerken kann, sowohl auf einer Lungenaufnahme als auch sonst. In erster Linie daran, daß die Verbannten niemals mit vollen Lungen atmen, sondern nur halb. In der Meinung, ihnen werde bei einer Gelegenheit, einer viel nötigeren, die Luft ausgehen, so daß man sparen müsse. Luft ist in der Vorstellung einer solchen Person etwas wie ein Vorrat an unumgänglichen Lebensmitteln, Mehl oder Zucker oder Salz in der Speisekammer unserer Seele. Denn wer weiß, was morgen geschieht und wie wir dann die kleine Öffnung befeuchten, die unsere innere Maschinerie füllen soll. Obwohl ich finde, daß wir hier mit vollen Lungen atmen sollten, ohne Sorge um eine folgende Periode. Weil es in ihr vielleicht gar kein Atmen gibt, daher ist es besser, wenn wir ausgiebig atmen, solange wir noch etwas zum Atmen haben. Deshalb beobachte ich den Iren und die Art, wie er in unserer Bergluft atmet, und dann, wie es die edle Dichterin Rußlands tut. Die bei jedem Atemzug einen Laut, vor allem einen russischen, auszustoßen scheint. Als spräche sie zu jedem Schluck Luft ein „uoch“ aus und lächelte irgendwie kindisch. Während der Ungar seine Atmung auf eine stöhnende Art ausführt. So nimmt er den Austausch von Sauerstoff und Kohlendioxid seiner eigenen Seele vor, indem er sich an die Zeit erinnert, als er eingesperrt war, in der Zeit der Diktatur. Wo die meisten Menschen atmeten, als würden sie seufzen und fast jammern, was ihnen später als Gewohnheit geblieben ist. Wenn ich ihn frage, warum er überhaupt diese langen fünf Jahre hinter Gittern verbracht hat, vermag er es mir nicht zu erklären. Sondern würde am liebsten sagen, es sei wegen ebendieses Atmens gewesen. Weil es in jener Zeit für das Regime am leichtesten gewesen wäre, sein Volk hätte überhaupt nicht geatmet, wenn dazu schon das Seufzen und fast Jammern kam, das jedem auf die Nerven fiel.

DIESER ungarische Schriftsteller verkehrte in jungen Jahren mit dem großen Philosophen Budapests. Der seinem Land sehr ergeben war, sogar dessen Regime, aber der elementare Drang, der metaphysische, den er in sich hatte, führte unentwegt zu Mißverständnissen zwischen diesem Land und ihm. Das hat er später auch auf „unseren“ Ungarn übertragen, indem er ihm riet, vor allem die Vorgänge in sich selbst zu beschreiben. Dabei kam heraus, daß er sehr sorgfältig beschrieb, wie er in seine junge Lunge die Luft seiner Heimat aufnahm. Dann begann unverhofft seine Gefängnisstrafe aus unbekanntem Gründen, wenn diese nicht sogar in dem unglücklichen Text über das Atmen des jungen Dichters, des ungarischen, zu jener Zeit, lagen.

ICH beobachte unseren Nachbarn, den Ungarn, und seine Melancholie, die ebenfalls ungarisch ist. Die, wie ich meine, von der weiten Puszta kommt, wo die Großväter all dieser Ungarn seit jeher stille Gespräche mit ihren Pferden führen, und von ihnen lernen sie eine Art Beständigkeit und dann auch eine große Wut, bisweilen. Und manchmal sprießt aus dem Staub vom Pferdegetrappel ein ungarisches Leid, in dieser europäischen Gegend, die für viele Selbstmorde bekannt ist. Alle Augenblicke erhängt sich ein sehr gutgebauter Ungar an einem Balken in seinem Stall, während die Pferde, die ihm gehören, unter ihm nur traurig wiehern und nicht wissen, was sie anfangen sollen. Als kämen auch die Pferdegehirne, dort in Ungarn, auf diese Idee, diese selbstmörderische, nur daß sie

nicht wissen, wie sie dieses eigene Erhängen, dieses pferdische, bewerkstelligen sollen. Kein Pferd ist imstande, sich selbst zu erhängen, wie schwer sein Leben auch immer gewesen ist, besonders wenn das schon sein Reiter getan hat.

SO viele Dinge hätte ich in diesem Haus zu erledigen, unzählige. Auszuprobieren, wie sich jedes Fenster und jede Tür öffnen lassen. Weil bei den schönen Vorrichtungen, die in diesem Haus ausgesät sind, immer eine Besonderheit besteht und die einen solche Schlösser und die übrigen ganz andere haben. Bei den einen geht der Flügel nach innen ins Zimmer, für die anderen ist vorgesehen, daß sie nach außen fliegen, als wären es Lebewesen, Kraniche oder so etwas. Besonders studiere ich die Schrauben, Schraubenmutter, Kerben und Griffe, die natürlich für diesen Zweck, den des Hauses, gemacht worden sind und nicht für irgendeinen anderen. Dann überlege ich, wie viele Kriege durch diese Gegend, Bestandteil unseres nervösen Kontinents, gezogen sind, aber all die kleinen Vorrichtungen sind an ihrem Platz geblieben, obwohl wahrscheinlich manchmal eine einzelne Scheibe von einer Detonation gesprungen ist, doch später wurde sie wieder erneuert, damit man nichts bemerkt. Ich wundere mich, daß kein Soldat, von welcher Armee auch immer, die Klinke von meinem Fenster abmachen wollte, und bin ihm sehr dankbar dafür. Denn wenn man alles zusammennimmt, hat sich unsere bürgerliche Zivilisation nur in diesen kleinen Gegenständen erhalten, die sich fast verlieren in unserem Leben, so wie man die kleinen Klinken und die winzigen Riegel im Körper meines Fensters fast nicht bemerkt.

WAS bleibt alles von diesem Haus zu beschreiben! So fällt mir in einigen Zimmern eine kleine Lade unter dem Fenster auf, in die man früher warmes Wasser gegossen hat, das den Raum zwischen den Glasscheiben durch eine winzige, fast unsichtbare Öffnung erwärmte. Damit hat der Erbauer neben vielen anderen Organen des Hauses auch diese mir bisher unbekanntes Vorrichtung eingeführt, und mir scheint, ich hätte ein bis dahin unbeachtetes Röhrchen in diesem schönen Körper entdeckt. Die Gewohnheit der einstigen Herrschaften, immer in alle Laden unter dem Fenster warmes Wasser zu gießen, damit die Scheiben nicht einfrieren und durchsichtig bleiben – diese kleinen, im ganzen Haus wie ein Relikt verstreuten Fächer überdauern –, entspricht heute dem Wirbel am Ende unserer Wirbelsäule, der einstmals ein Schwanz war. Daher betrachte ich auch das Schicksal dieses Hauses, als besähe ich mir das Skelett eines urgeschichtlichen Tiers in einem paläontologischen Museum. Obwohl auch wir selbst, die Gäste des Hauses, in einer ähnlichen Institution ausgestellt sind, so haben wir unsere früheren Organe noch immer nicht aus uns entfernt, wie wir auch unsere Gewohnheiten von früher beibehalten.

MANCHMAL denke ich, daß ich die Rolle eines Vogelbeobachters, *birdwatcher*, einnehme. Denn ich verfolge das tägliche Tun meiner Mitbewohner, als spionierte ich das Picken einer Amsel und das Fliegen des Stars von Ast zu Ast aus. Nur daß ich glaube, daß man jeden einzelnen Vogel ohne jede Verallgemeinerung betrachten und ihn als reales Subjekt verstehen muß. Deshalb lasse ich auch die Mitbürger dieses Hauses machen, was sie wollen, jeder für sich. Als handelte es sich um einzigartige Exemplare des Vogelgeschlechts und nicht um irgendwelche anonymen Teile ihrer unendlichen und unzählbaren Art.

ERNEUT kommt es mir vor, als wäre dies kein Heim für Schriftsteller, sondern ein kleines Krankenhaus mit nur wenigen Patienten. Von denen einer das Bein gebrochen hat, der andere an schwachen Nieren leidet und irgendwer von uns nur recht nervös ist. Dann können wir bei so vie-

len verschiedenen Beschwerden alle unter demselben Dach bleiben, weil keine davon ansteckend ist. Das, womit wir angesteckt sind, ist die Krankheit der Verbannung, die nicht heilt. Und die in unterschiedlichen Graden in jedem von uns schwelt, aber ob bei mir oder einem anderen gelegentlich eine kurze Krise ausbrechen wird, das weiß von unseren „Ärzten“ keiner mit Sicherheit.

MIR ist aufgefallen, daß unsere Leute hier beim Spaziergehen viel auf die Erde schauen. So scheinen die Russin und der Ire und der Ungar unentwegt etwas auf dem Weg zu suchen und deshalb wenig von den Naturschönheiten dieses Berges wahrzunehmen. Als wäre auf der Straße und auf den übrigen Pfaden die Landkarte dieser Gegend ausgebreitet, die jeder von uns gut studieren muß, bevor er sich umsieht und feststellt, ob diese ganze Landschaft Gottes richtig auf der Karte dargestellt ist oder alles nur das Phantasieprodukt eines unbekanntes Kartographen ist.

VIELLEICHT würde jemand, der uns von der Seite anschaut, denken, wir seien eine untröstliche Gruppe, eine trauernde Familie, die von einer Beisetzung zurückkehrt. Eigentlich ist es ja auch so, weil jeder von uns auf irgendeine Art seine Heimat begraben hat, südlich oder nördlich von hier, und jetzt, nachdem der letzte Erdklumpen auf die Heimat geworfen worden ist, kehren wir heim, bedrückt, denn wenn wir dort ankommen, wird die Heimat nicht mehr an ihrem Platz sein, sondern von ihr wird nur eine mehr oder weniger gelungene Photographie bleiben. Da unser gemeinsames Haus in diesen Monaten das kleine Palais über dem See ist, gehen wir hinein, wohl wissend, daß unser liebes Land, begraben auf diesem Friedhof, neben der Kirche, auf dem Berg, nicht mehr dort sein wird. Wo bis jetzt nur die geschätzten Leute dieses Dorfs begraben sind, doch dann ist die Erlaubnis erteilt worden, dort die Reste des Landes Serbiens, dessen, was Ungarn gewesen ist, sowie einen, wenn auch kleinen, Teil der großen Heimat Rußland zu beerdigen. All das ist jetzt ordnungsgemäß erledigt, und wir, die wir die Erben dieser Verstorbenen sein müßten, scheinen im Testament ganz übergegangen worden zu sein, und so gehen wir nur auf dieser vom Regen am Morgen etwas glatten Straße und starren dorthin, auf den glatten Grund unseres Schicksals.

ICH erwische mich und meine Mitbrüder oft dabei, wie wir die Häuser in der Nachbarschaft, auf der anderen Seite des Parks, betrachten. Die Fenster dort zählen und ausrechnen, wie viele Zimmer es sind. Dann halten wir uns ausgerechnet mit den Zusatzhäuschen auf, wo die Wächter, Gärtner und das andere Personal der Herrschaften leben. Als hätte jeder von uns eine der Hilfsunterkünfte und Diensthöfenwohnungen in der Umgebung für sich ausersehen, als hätten wir alle zusammen, ohne besondere Absprache, beschlossen, aus dem Haus unseres Aufenthalts ein kollektives Hausmeisterhaus, ein Wächterhaus unserer Zukunft zu machen. Diese Idee läuft auf etwas Phantastisches und Verrücktes hinaus, weil wir eigentlich nichts zum Bewachen haben, außer den paar Manuskripten in unseren Koffern und dem einen oder anderen sauberen Hemd. Dann geht unsere gemeinsame, aber unausgesprochene Idee vom Dienst, dem eines Hausmeisters, in dem wir uns vielleicht wohl fühlen würden, allmählich unter, weil niemand Diensthöfen halten wird, die keine Dienste zu verrichten haben, noch wird jemand Wächtern ein Gehalt zahlen, die nichts zu bewachen haben.

UNSER Haus ist in Zwei-Zimmer-Apartments aufgeteilt, weil das eine Art Standard ist, der der europäischen Literatur zusteht – zwei Zimmer und etwas Nebenraum. Wenn man alles ausrechnet, bekommt ein europäischer Literat in bestem Zustand, nach allen Hausdurchsuchungen, Delo-

gierungen, Konfiszierungen und Fluchten, diese gleichbleibende Summe an Raum, zwei Zimmer, zur Verfügung, und sei es auch in einer ehemals viel größeren, nur später umgebauten Wohnung. Und wenn man gründlicher nachdenkt, kommt heraus, daß auch die zwei Zimmer ein Pleonasmus des Wohnens und etwas wie ein unnatürliches Naturprodukt sind, ähnlich wie Zwillinge. Die Leute, die die Zahl ihrer Räume gar nicht zählen, haben keine Vorstellung davon, aber wir, die wir mit einem Koffer voller Manuskripte von Stadt zu Stadt und von Land zu Land ziehen, haben diese Konstante gezwungenermaßen schon bemerkt, diese zwei Zimmer in einem alten Gebäude, das zum Abbruch verurteilt ist, nur daß man das vorerst verschoben hat. So denke ich, man muß am Ende über das Fatum des Zwei-Zimmer-Zustands diskutieren, wobei es zuerst zu schauen gilt, was sich im anderen Zimmer überhaupt abspielen kann. Weil alles, was sich im Leben eines europäischen Literaten zuträgt – besonders eines, der sich auf der Flucht und in der Verbannung befindet –, in dem einzigen Zimmer des menschlichen Lebens zu geschehen hat, und das andere scheint nur wie etwas Angeklebtes und wie ein Monster-Zusatz, eine Form, die nur im Spiegel existiert. Dieser Zwei-Zimmer-Zustand erweist sich eher als Anlaß, einer solchen, nichtsdestoweniger unrespektablen Person Respekt und Ansehen zu verschaffen. Die sich aus reiner Verstocktheit in der Fremde herumschleppt, weil man unter „dem“ Regime nicht leben könne, doch wir wissen gut, daß man unter „so einem“ Regime in vielen Ländern und in einer großen Anzahl von dortigen Bewohnern lebt. Die leider manchmal viel beengter leben, nur rechnet man das in dieser Geschichte nicht. Sondern hebt den tief verwurzelten Zwei-Zimmer-Zustand im Leben des Literaten, auf der Flucht, hervor, der außer sich selbst diesen Koffer mit Manuskripten besitzt, so daß alles zusammen in das einzige Zimmer passen würde, während er das andere, als Produkt des Betrachtens im Spiegel und von nichts anderem, vergessen muß.

DARÜBER versuche ich, mit meinen Stammesbrüdern zu sprechen, den Teilhabern an einer Zivilisation, der Zwei-Zimmer-Zivilisation, in unserer Zeit. Die einst durch den Umbau vieler Luxuswohnungen entstanden ist, manchmal dagegen aber auch durch die Zusammenlegung zweier reiner Einzimmerwohnungen, weil die Herrschaften nach dem großen Krieg die Angewohnheit aufgegeben haben, sich spezielle Nester für ihre Liebesunternehmungen zu halten.

EINMAL war hier der Stab der amerikanischen Armee untergebracht, und von unserem Berg haben stramme Offiziere die Gegend um den See beobachtet sowie die Alpen, die es auf napoleonische Art zu überqueren galt. Nun hat sich unsere kleine Gesellschaft demnach in der Rolle dieses Stabs wiedergefunden und denkt nach, wie wir die kleine Armee unseres Lebens voranbringen, in den künftigen Kämpfen.

DANN war dasselbe Haus irgendwann einmal für verlassene Kinder aus der Umgegend, der bayerischen, ohne alle Angehörigen bestimmt. Aus diesem Grund befinden auch wir uns heute hier, als Kinder, enterbt von ihren Ländern, die aufgehört haben, sich um uns zu kümmern, weil diese Mütter-Länder inzwischen wieder geheiratet haben. Sie haben inzestuöse Beziehungen zu verschiedenen Diktatoren unterhalten, die ausschweifenden Bettorgien mit den Verbrechern haben ihnen gefallen, und als diese auf einmal vertrieben wurden, haben unsere heimatlichen Mütter andere Begleiter gefunden und wiederum ihren eigenen Nachwuchs vernachlässigt. Das ist vielleicht das treffendste Bild von uns paar Leuten, im Kinderheim des mitteleuropäischen Geistes, um die sich diese Damen kümmern, die sagen, alles werde einmal gut.

MANCHE von uns sind nicht unbedingt sicher, daß das warme Wasser aus dem Erdgeschoß in unser Geschoß gelangt, die Damen sagen, das werde dennoch geschehen, ganz gewiß. Später sprechen sie auch über andere Dinge, die uns, in unserer Ungeduld, die kindlich ist, unerreichbar scheinen. Die Mädchen versichern uns, daß es immer noch alles gibt, wenn auch in kleinen Mengen. Das ist die Fürsorge für diese Kinderorganisation, die aus einigen Ländern, europäischen, zusammengeklaut ist. Weil nicht alle, die es brauchten, hierher gelangen konnten, sondern wir das Resultat einer Auswahl sind, das Ergebnis glücklicher Umstände, die aus uns den einen Sohn gemacht haben, der auf die Schule geschickt wurde, während die anderen bei ihren Schafen blieben. Wir sind eine kleine Abteilung auserwählter Kinder, die das Glück hatten, sich von den Schafen ihres Landes trennen zu können, ungewiß wie. Dann spielen wir auf dieser Anhöhe auf unserer Sackpfeife, obwohl wir nichts zu hüten haben, außer uns selbst und unseren beunruhigten Herzen, ebenfalls Schafsherzen. So zerstreuen wir uns mit diesen Verkleidungen, die alltäglich sind. Dem irischen Literaten hat das Bild mit dem Offiziersstab viel besser gefallen, während die Dichterin Rußlands eher zu der kleinen Szene neigt, in der unsere Seelen, die von Verbannten, unverhofft zu Kinderseelen werden.

JETZT sehe ich, daß auch der ungarische Schriftsteller endlich begreift, daß seine Zelle von vor mehreren Jahrzehnten sich sehr ausgedehnt hat. Er wirkt, als wollte er jede ihrer Ecken in allen Einzelheiten erforschen. So geht er im Park vor dem Haus umher, und später steigt er die Treppen hinauf und lugt in viele Zimmer dort. Daher denke ich, er werde in einem Saal, der sich über den ganzen Dachboden erstreckt, die Geschichte unserer Nachbarin, der russischen Dichterin, erblicken. Die im Alter von drei Jahren auf der Tribüne des Leninmausoleums zwischen den Führern der Sowjetmacht durchschlüpfte, worauf Stalin sie bis in die Höhe der Brüstung hob und sie dort eine Zeitlang festhielt, während unten die gewaltige Parade weiterging. Diese Geschichte hat die russische Dichterin einmal zufällig erwähnt, wobei es mir vorkam, als erzählte sie eine Kinozeitschrift nach und kein eigenes Kindheitserlebnis. Jedenfalls beobachte ich, wie sie auf den höchsten Balkon unseres Hauses hinaufgeht und eine Zeitlang den See und die Thurn-und-Taxis-Straße betrachtet, als schaute sie auf den Roten Platz, übervoll von Soldaten. Und als fühlte sie die Hand, die des Volksführers, die sie dorthin, auf die Brüstung aus rotem Marmor, gehoben hat, noch immer um ihrem heutigen, sehr stämmigen Körper. In jener fernen Zeit, vor über einem halben Jahrhundert, ein Jahr vor dem Tod von Rußlands Diktator, schien es ihr, als höbe sie jemand in himmlische Höhen. So kam es natürlich ihrer Mutter vor, aber in gewisser Weise auch ihrem Vater, obwohl er ein Dichter war. Alle dachten, es sei ein Zeichen, des Himmels, als das kleine Mädchen in seinem hellen Kleid plötzlich in die Höhe flog, als befände es sich auf einem Bild eines russischen Malers, der solche Szenen geliebt hat. So sehen wir, daß dieses Schweben ein Ereignis war, das oft auf Gemälden in Rußland vorkam, und dann auch in der Praxis des Volksführers, dem mitunter der verrückte Gedanke in den Sinn kam, ein sehr kleines Kind, ein etwas verängstigtes, einen Moment lang in die Höhe zu heben. Während alle um ihn herum bängen, ob er es fallen läßt, aber später endet alles mit einem lang anhaltenden Applaus. Als wäre dieses Kind einer offensichtlichen Gefahr beim Herumklettern in den Höhen der Alpen ausgesetzt gewesen, aber dann kommt der Augenblick, wo jemand es aus dieser Notlage befreit und unverletzt auf den Boden hinunterläßt.

AUF dem Platz unter dem Mausoleum dröhnt die Militärparade, während oben, an den Offiziellen,

die den Volksführer umgeben, zwei, drei Mädchen, Kinder wichtiger Personen, vorbeirennen. Der einen, die durch Kreuzung ein Kalb mit zwei Köpfen hervorgebracht hat, der anderen, die eine Tragödie über den Großen Vaterländischen Krieg geschrieben hat, sowie der damals wichtigsten, die eine Arznei gegen Schmerzen entwickelt hat. Das Kalb mit den zwei Köpfen erheiterte die Sowjetmenschen eher, aber was die Arznei gegen Schmerzen betrifft, so verzichtete man sehr bald auf sie, weil es des menschlichen Wesens unwürdig ist, auf der Welt zu leben, ohne jemals Schmerzen zu spüren! So tummeln sich diese Kinder hinter dem Rücken des Generalissimus, und wenn der richtige Moment dafür gekommen ist, stürzen sich zwei Offiziere auf sie, um nach dem Zufallsprinzip das Kind auszusuchen, das der Führer, ungeachtet seines fortgeschrittenen Alters, über seinen Kopf heben wird. So scheint die Ehrentribüne einem Bauernhof zu ähneln, wo die Hausfrau ein Huhn fangen muß. Gäste sind eingetroffen, das Huhn wird bald im Topf landen, und das, welches das Pech hat, daß jene Tante sich auf es stürzt, wird bezahlen.

DIE Szene mit den Offizieren in den langen Mänteln beeindruckt mich sehr, ein bißchen zerreißt es mir auch das Herz, weil das gleichzeitig eine Szene ist, eine bethlehemsche, aus dem *Neuen Testament*, der *Bibel*. So wird die russische Dichterin vor einem halben Jahrhundert zufällig gepackt, und schon im nächsten Moment hält sie der Sieger über den europäischen Faschismus in die Höhe, während die Szene der ganzen Welt den Atem benimmt. Alle arbeitenden Menschen auf dem Planeten, die Mitglieder der großen Partei, die sich über alle Kontinente erstreckt, die fortschrittlichen Gelehrten und proletarischen Dichter, die linken Kräfte des Kosmos, alle bängen in diesem Augenblick, ob ihr allgemeiner Führer, der Mann aus Stahl, das kleine Mädchen im rosaroten Kleid nicht auf das harte Pflaster des Roten Platzes knallt. Später können die Völker der Menschheit aufatmen und das Kind des bekannten Literaten steht wieder auf festem Boden. Infolgedessen unterhalten wir uns heute mit dieser Dame, dieser sehr stämmigen, von der man nicht annehmen würde, daß sie jemals auch nur die kürzeste Zeit im Schwebezustand zugebracht hat. Dennoch scheint sie in vielem ihr Dasein auch weiterhin hoch über den Köpfen der Menschen zu verbringen, in einem Schwindel des Schwebens und in einem Zustand, der schwerelos ist.

SO hört man ihren Gang in unserem Treppenhause kaum, und ihre martialische Figur scheint sich ein Stück über dem Boden zu bewegen. Ich frage sie, ob das mit jener Szene auf der Tribüne des Mausoleums zu tun habe, doch sie führt nur schweigend vor allen ihr Ballett des Treppenhinuntergehens auf, als hätte sie sich in den letzten Akt von *Schwanensee* verirrt. Das ist mir schon früher bei russischen Frauen aufgefallen, daß die meisten von ihnen sich vorstellen, sie befänden sich an jenem See und bewegten sich dort im Takt des großen Komponisten. Er war ein weicher Mann, zart, und hat Jungen geliebt, aber seine ganze Musik war dazu angetan, riesigen russischen Frauen, mit starken Beinen und kräftig um die Hüften, das Gefühl zu geben, sie seien wie die Schwänchen, am See, aus dem Ballett. Dann kommt noch ein zusätzlicher Grund dazu, das Schweben in den Händen des Volksführers, in jener fernen Zeit von vor fünfzig Jahren.

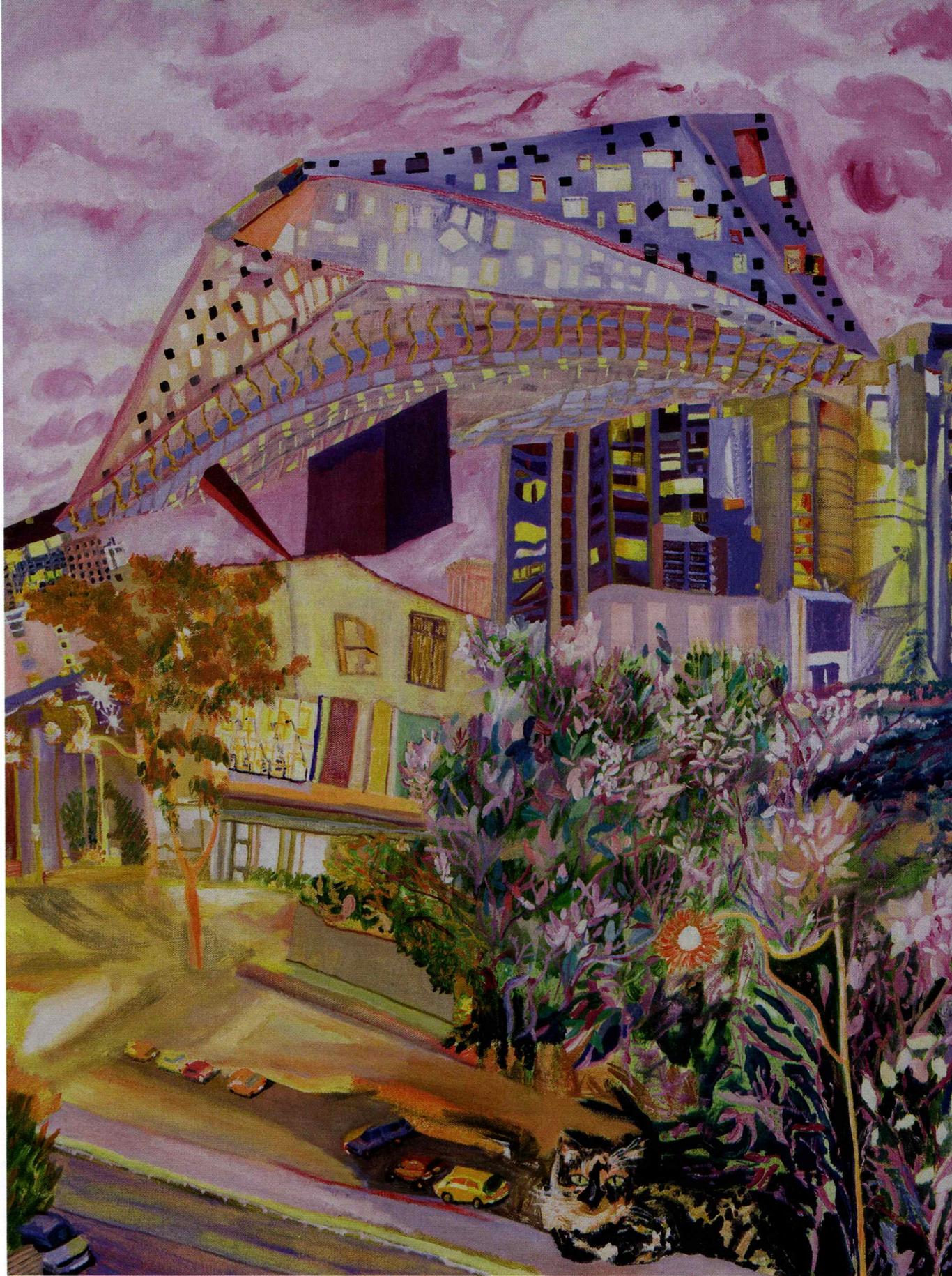
UNSERE Zimmer, vielleicht Hausmeisterzimmer, in denen wir das Heim unserer eigenen Vergangenheit hüten, haben ihre Besonderheiten, ich denke an das, womit sie aus dem Leben, dem von früher, eingerichtet sind. Da ist also der Koffer, manchmal halbleer, ein paar auf dem Tisch verstreute Bücher, aber in diesen Zimmern stehen auch wie eine Art Mobiliar viele dramatische Er-

eignisse der vergangenen Zeit. Deshalb befürchte ich manchmal, diese schicksalhaften Vorkommnisse könnten sich bei den offenen Türen, wie wir sie gewöhnlich haben, wie in einem Film des Expressionismus vermischen. Dann phantasie ich, wie der große Diktator aus der Erzählung der russischen Dichterin in meine Träume einbricht und in dem Raum – wo ich noch immer meinen Vater die erhitzte Blondine besteigen sehe –, daß dort in seiner groben Kleidung Josef Stalin erscheint, um auf demselben Mädchen mit den blonden Haaren die Reste seiner eigenen Männlichkeit zu erproben. Wenn ihre Liebesschreie bis zu den oberen Stockwerken durchdringen, kommt das vom großen und unverhofft erwachten Eros des blatternarbigigen Georgiers. Und da die Begierde, die bisweilen die männliche Seele packt, keine vernünftigen Grenzen kennt, schaue ich, wo in diesem Raum, diesem leergeräumten, damit sich dort ein Sexdrama abspielen kann, der gefährliche Diktator meine Mutter jagt, um mit ihr zu machen, was er mit der falschen Sekretärin meines Vaters schon gemacht hat. Eigentlich denke ich, er jagt die uns nahestehende russische Dichterin, die er in ihrer Kindheit etwa eine Minute in seinen Händen gehalten hat, und diese Erinnerung verfolgt ihn über den Tod hinaus.

WIR verhalten uns wirklich so, als wären wir in einem allzu großen Zimmer mit nackten Wänden und ohne jedes Mobiliar, ohne jedes Bild an der Wand, ohne Spiegel und Tür, ohne Fenster zu einer anderen Gegend, einer außerhalb des Zimmers gelegenen; sogar der Park um den kleinen Palast, das ist unser Saal, in dem wir umhergehen wie in einem Gefängnishof. Daran, daß wir ihn dazu machen, sind unsere Blicke schuld und nicht er selbst, der erfundene Raum des Gefängnisparadises, der in Wirklichkeit ein Paradiesgarten ist. Vielleicht gibt es das auch in den Seelen anderer Menschen, die von der Arbeit und den alltäglichen Sorgen beherrscht werden, daß sie die paradiesische Kulisse ihres Schicksals nicht wahrnehmen, auf die manchmal ruhige Täler, manchmal die Gipfel der Alpen gezeichnet sind. Dort bleibt nur ein verirrter Wanderer ohne Worte, wo er hingeraten ist, stehen, während der pflügende Bauer den Vorbeikommenden wie ein Wunder angafft. Weil der Pflüger die Schönheit seines Ackers nicht versteht, wie auch wir, die wir ebenfalls unsere eigenen Schicksale pflügen, nicht erkennen, wie das schöne Brachfeld unseres Seins aussieht.

ALLES, was sich um uns herum befindet, begreifen wir in einem Mischzustand. So denke ich, was da vor mir steht, sei der Stuhl aus meiner Kindheit, was er natürlich nicht ist. Es scheint mir nur, ich hätte den Sitz aus der Zeit, als ich fünf Jahre alt war, entdeckt, und als meine Beine im Leeren baumelten, wenn ich auf ihm hin und her rutschte, als hätte ich mich über einem Abgrund befunden. Weil jedes Geschöpf von fünf Jahren, das auf einem Stuhl für Erwachsene sitzt, ein über den Abgrund gesetztes Wesen ist, als wäre es an den Rand eines Wolkenkratzergerätes geraten. Und die ferne Oberfläche des Teppichs, die sich bis unter den Tisch verlängerte, war die Fifth Avenue meiner Kindheit, in die ich aus der Höhe meines sonntäglichen Mittagessens hinabsah wie von einem vierzigsten Stock, einem amerikanischen. Deshalb kam es mir so vor, als hätte ich im Zimmer der russischen Dichterin den Stuhl meiner Vergangenheit gefunden, dann versuche ich, während ich bei ihr sitze, meine Ängste von damals wiederaufleben zu lassen. Oh wertvolle Angst, schwere Müdigkeit vom Bangen, wie sehr brauchen wir dich heute hier!

DER Ire hat seine Geschichte der russischen Dichterin erzählt und diese, ein wenig durch die Zähne murmelnd, uns anderen. Weil sie auch selbst meinte, das, was sie gehört hat, sei nicht für jedes Ohr bestimmt, soll es eine Weile nur in



OLIVE AYHENS CINNAMON ROSE COURTESY OF THE ARTIST AND BOOKSTEIN PROJECTS, NEW YORK

ihr ruhen, wie in einem Grab. Dann fällt mehrere Tage lang die Schweigsamkeit des Iren auf und sein Blick in die Landschaft, der von dieser Landschaft nichts sieht. Wir sind vielleicht ohnehin nicht an unserem Platz, deshalb wirkt das, was wir um uns herum haben, nicht auf unsere Seelen, aber sie wirken sich selbst, der Blick unserer Seelen auf das, was sie zu Seelen macht. So gehen wir manchmal zusammen umher, mitunter einzeln, während der Ire sein blaues Auge nur in die Ferne richtet, ohne etwas von dieser Ferne in den eigenen Kopf aufzunehmen.

ES ist also sein Großvater gewesen, der in den fernen zwanziger Jahren für die irische Freiheit gekämpft hat, aber dann kam er eines Abends in Kontakt mit Leuten von der britischen Polizei und verriet seine ganze Gruppe für eine ganz kleine Belohnung. Daraufhin wurden die Leute verhaftet, und der bei seinem ganzen Volk verhaßte Großvater erhängte sich in einem Schuppen. Das ist die Geschichte, die mir die Russin erzählt hat, als gäbe sie eine Erzählung von Dostojewski wieder, während es mir vorkam, als hätte ich das im Kino

gesehen, als Film. In dem der Riese, der diesen armen Kerl spielt, von der Polizei bestochen wird, damit er das Versteck der jungen Menschen von Belfast preisgibt, die mit einigen auf dem Tisch angeordneten Pistolen angetroffen werden. Noch immer erinnere ich mich an das Aussehen des großen Schauspielers, der, seine Gewissensqualen darstellend, stark schwitzt, die Schirmmütze vom Kopf nimmt und damit das benetzte Gesicht abwischt. Alles geschieht in den Stunden der Dämmerung, wie alle alten Filme in diesen Stunden spielen, weil es damals kein besseres Licht für die einzelnen Szenen gab. So enthüllen die Filme aus den Jahren um die Dreißiger treffend das Leben der Menschen im 20. Jahrhundert, das in vielen Städten grau war und sich komplett um acht Uhr abends abzuspielden schien. Bei einer Straßenbeleuchtung zu jener Zeit, reduziert auf die eine oder andere Gaslampe, die alle Augenblicke flackert, um später ganz auszugehen. Was ebenfalls ein biographischer Zug jener Zeit ist, dieses Flackern des menschlichen Seins, das sich sehr ängstlich hält, bis zum letzten Aufblitzen, um dann doch zu erlöschen. Ich denke, von manchem Film, auch vom wichtigsten, bleibt

nur ein kleines Stück in unserer Erinnerung, wie es auch mit den Menschen, den verschwundenen, aus unserer Vergangenheit, geschieht. Und vom ganzen schweren Drama über den Denunzianten bleibt nur dessen grobes Gesicht unter dem Schweiß und die Art, wie er den Schweiß mit seiner Schirmmütze abwischt. Und dies spielt sich unter der Straßenlampe ab, deren Licht das ganze Leben in den Jahren gegen Ende der Zwanziger, in vielen Städten Europas, beleuchtet.

DIESE Schirmmütze scheint ein Emblem der von den Nachbarn, Bekannten und den entfernten Verwandten gemiedenen Familie gewesen zu sein, wo nur eine alte Frau, wahrscheinlich die Schwester des Großvaters, ein Bild des Verbrechers mit der Schirmmütze, irgendwo unter dem Kissen, aufbewahrt. Dieses Bild muß der irische Literat schon in seiner Kindheit gesehen haben, und das ersetzt ihm das Anschauen des berühmten Films in einer fernen Zeit. Aber auch ich selbst weiß nicht mehr genau, was wirklich geschehen ist, früher, und was nur Teil eines Films war, den ich damals, in der Kindheit, gesehen habe.

AUF einmal fragt mich die russische Dichterin, was ich davon halte, wenn sie überhaupt nicht mehr dorthin, nach Rußland, zurückkehrt, sondern hier weiterlebt. Ich sage, ihr selbst sei das in den Sinn gekommen, also müsse sie auch selbst entscheiden, aber ich dachte, daß jeder Russe aus Rußland weggehen solle. Sie glaubt, ich scherze, und ist später doch bestürzt, als sie sich die Szene einer allgemeinen Wanderung einer Nation vorstellt, die als Ganzes ihr eigenes Land verläßt. Ich treibe es weiter und sage, jedes Volk solle, bisweilen, seine Scholle verlassen, damit sich diese vom Volk erholt, und später können andere Stämme kommen, damit alles von neuem beginnt. Weil ich denke, der heutige Boden Rußlands ist

zu müde von diesem Volk, dem russischen, das so auf ihm herumtritt, daß es unerträglich ist. Die Russin schaut mich dann an, fast mit Tränen in den Augen, und fragt sich, ob das möglich ist, eine so monströse Sache, daß ein ganzes Volk den Anker lichtet und irgendwo anders hingehet, vor allem, wenn vom russischen Volk die Rede ist. Das schwer seine Gewohnheiten und sein Gemüt, sein russisches, ändert. An diesem liegt es, meistens, daß es sich von diesem unglücklichen Boden nirgendwohin bewegt, denn wohin es sich auch immer aufmacht, dort, anderswo, wird es noch unglücklicher sein.

DANACH fragt mich die russische Poetin, was ich über die Frauen Ungarns weiß. Wie sie ihre Männer sehen, die Ungarn sind, und vielleicht auch andere. Sie sagt, sie weiß ein wenig, sicher nicht genug, aus irgendwelchen Büchern, hauptsächlich sentimental, zu diesem Thema. Der Beziehung zwischen dem ungarischen Mann und der ungarischen Frau. Ich schaue sie lange an und verstehe, worauf sie hinauswill. Und sage ihr, daß der hier anwesende Schriftsteller so von allem möglichen anderen in Anspruch genommen ist, daß er weiblichen Wesen, fürchte ich, gar keine Beachtung schenkt. Das sieht man an seiner Unrasiertheit und an noch manch anderem. Daß er eine Brille trägt, läßt sich nicht vermeiden, aber alles andere an ihm, durch und durch unordentlich, ist bereits Teil seiner Eigenart. Daher denke ich, das Thema Frauen ist hier fehl am Platze, wenn von ihm die Rede ist. Nur daß ich auch die Eigenheit der weiblichen Seele kenne, sich gerade mit solchen Subjekten, ein wenig vernachlässigten, ohne besonderen Glanz, zu befassen. Weil jedes weibliche Wesen hofft, daß eine zarte Hand (natürlich seine eigene) an einer solchen Person etwas verbessern kann. Das ist besonders stark bei russischen Frauen ausgeprägt, stärker als bei anderen. Daher

bin ich auch nicht imstande, über diese kleine Episode, zwischen uns, auf dem Berg, zu der es fast unverhofft gekommen ist, zu urteilen. Daß jemand einem Mann Beachtung schenkt, ohne sich um sein Äußeres, sein ziemlich unordentliches, und um sein Gesicht, unrasiert und irgendwie grau, zu kümmern. Ach, hätte ich doch Zeit für Romane, Liebesromane, in meinem Schriftstellerleben! Was würde sich ein russischer Schriftsteller alles dazu ausdenken! Vielleicht könnte ich auch selbst etwas zu diesem Fall beisteuern, der unerwartet vor meinen Augen eingetreten ist. Denn auch in der Seele des unrasierten Ungarn muß es ein winziges Flämmchen geben, das für eine Dame brennt, nur ist diese im Augenblick nicht da. Aber auch wenn sie käme, würde sich das nicht im selben Moment herausstellen, sondern erst später. In der Zwischenzeit hätte die andere viel zu leiden. Infolgedessen versuche ich, die aufgeregte Dichterin Rußlands zur Besinnung zu bringen, damit sie selbst von dieser Sache absieht, möglichst bald.

BEI allem fällt mir auf, daß unser gemütliches Gebäude langsam altert, das sieht man dort, wo das Holz ausgetrocknet ist und der Mörtel stellenweise abbröckelt. Daher meine ich, daß man auch dem Dach über unseren Köpfen eine Stütze bieten

sollte. Es gibt viele Fälle auf der Welt, wo eine große Menschenmenge sich versammelt und auf den Asphalt setzt zum Zeichen eines Protests oder um den verfolgten Inder, eine verfeimte Lesbierin, einen Dichter, der Russe ist, den man aber in Rußland nicht mag, zu unterstützen. Dann wäre es genug, wenn wir, so viele wir hier sind, uns auf das Parkett, das sehr knarrende, setzten und unsere Solidarität und unser Mitgefühl mit dem Haus, in dem wir sind, ausdrückten. Altern denn auch nicht wir selbst, beinahe beschleunigt, seit wir uns hier befinden? Dann scheinen die paar Monate einen ganzen Zyklus, Lebenszyklus, von uns darzustellen. Als wären wir bei unserer Ankunft heranwachsende und fröhliche junge Leute gewesen, wären im Laufe eines Monats oder zwei, vermutlich beim Überprüfen unserer Vergangenheit, beschleunigt gereift, und nun, da sich das Ende unseres Aufenthalts hier nähert, scheinen wir uns kaum auf den Treppen bewegen zu können, wacklig wie hingefällige Greise. Weil die Verbannung, unsere Hauptkrankheit, eine Art des beschleunigten Alterns ist, des Verfalls menschlicher Kräfte, in einem gesteigerten Tempo.

WIR haben gute Nachbarn. Südlich von uns liegt ein kleiner Besitz, ganz ländlich. So hört man von dort die Gänse, Kühe und Pferde. Manchmal dringt von dort der aus der Natur bekannte Geruch zu uns, was gewissermaßen eine Korrektur in unserem „aristokratischen“ Leben hier bewirkt. Wenn ich auf diesem Teil des Wegs gehe, der zwischen den Ställen des Nachbarn zu unserem Heim ansteigt, denke ich, eine Arche Noah werde hier für eine Seefahrt bereitgemacht: Hasen, Hühner und wohlgenährte bayerische Pferde warten darauf, an Bord einer lichten Tierzukunft zu gehen. Eine Fliege, eigentlich eine Pferdefliege, begleitet mich auf meinem Spaziergang. Es summt um meinen Kopf, dieses Gottesgeschöpf, das nicht für die rettende Seefahrt vorgesehen ist, was es wahrscheinlich auch beunruhigt. Weil auch im Buch Gottes nicht unbedingt alle kleinen Raubtiere und jeder Floh dazu bestimmt sind, in die klassenlose Gesellschaft der Natur aufgenommen zu werden, manches Tier bleibt zurück, um auf die Sintflut zu warten und in ihr unterzugehen. Eine Zeitlang verfolge ich das Tun der Fliege um meinen Kopf herum wie eine Art Musik, einer von Rimski-Korsakow, danach begreife ich, daß sich das Insekt geirrt hat, weil es mich für ein Pferd hält. Die Sache der Fliege ist, um den Pferdekopf zu schwirren und dieses schwerfällige Wesen zu malträtiertieren, und daran, daß ich auf diesen Pferdeweg geraten bin, bin ich selber schuld. Eigentlich halte ich mich ebenfalls für eine Art Pferd, denn durch Jahrzehnte hindurch ziehe ich irgendwelche Ideen von mir hinter mir her, die nur ein solch ausdauerndes Tier in der Lage ist, den Berg seiner täglichen Arbeit hinaufzuschaffen. Meine literarischen Stammesbrüder hier sind manchmal zarte Hirsche, manchmal Hasen, zeitweise ist auch ein Bock unter uns, und ich bin ein Pferd.

BEI uns gibt es auch einige andere tierische Angewohnheiten, so schnuppern wir alle, die Russin, der Ungar, der Ire und ich selbst, in unseren Apartments herum, wie vorsichtige Tiere es tun, das heißt eigentlich, daß jeder dem Geruch seiner eigenen Vergangenheit und dem Duft des vergangenen Lebens nachjagt. Weil die Vergangenheit keinen allgemeinen Geruch hat, sondern nur einen, der ein einzelnes Geschöpf und dessen Erinnerung betrifft.

UNSER Sein heute scheint keine ständige Erscheinung zu sein, sondern sich nur zeitweise zu äußern. Wie die Museen in der Provinz, die nicht ununterbrochen geöffnet haben, sondern sich die Interessierten vorher anmelden müssen. Weil es ohne Voranmeldung unsere Existenz dort nicht gibt, aufbewahrt wie in einem Depot.

ANZEIGE

Sportverletzungen? Osteoporose? Gelenk- und Rückenschmerzen? Bandscheiben? Arthrose? Einschränkungen im Alltag?



Die innovative und schonende
MBST Kernspinresonanz-Therapie
kann vielleicht auch Ihnen helfen.

TÜV-geprüfte Medizintechnik. Mehrfach ausgezeichnet.

Ohne operative Eingriffe
Ohne Nebenwirkungen
Ohne Medikamente
Ohne Spritzen

Orthopädische Praxis
am Oberlinhaus



Dr. med. Petra Höfert

Rudolf-Breitscheid-Str. 24, 14482 Potsdam

▶ nur 350m vom Babelsberg entfernt

Tel. 0331. 704 40 90 ▶ www.dr-hoefert.de



WIR sind eine Ausstellung, eine provinzielle, zum Thema Verbannung. Ausgestellt sind unsere Leben und ein paar Kleinigkeiten, die zusammenzutragen den Kustoden gelungen ist. Ein paar Briefe, schon vergilbt, und die ihre Aktualität völlig eingebüßt haben, vielleicht ein Hemdchen aus der Kindheit, genauso vergilbt, das einem Fremden ein Stück Lumpen bedeuten würde, schön gearbeitet, nur unbegreiflich, wozu es gedient hat. Weil die Ärmelchen so klein sind, daß man sich in ihnen unmöglich die winzigen Arme, die menschlich wären, vorstellen kann. Unser Sein war so klein, und man nimmt es in der riesigen Welt kaum wahr. Daher kommt es, daß unser Weggang nicht als Verbannung erwachsener Menschen dokumentiert ist, sondern eher als die Flucht irgendwelcher Kinder und ihrer Spielsachen von zu Hause. Das, was jedes der Kleinen in der Hand oder der Tasche mitgenommen hat. Wir stellen so keinerlei menschliche Spezies von Geflohenen dar, sondern eine Kolonne von Kindern, die von zu Hause aus unbekanntem Gründen fortgejagt worden sind. Deshalb gelingt es uns in der großen Welt und unter erwachsenen Personen so schwer, unsere Besonderheiten nachzuweisen, ungeachtet der Papiere, die wir in der Hand haben. Weil Dokumente ohnehin nichts über die Menschen aussagen, denen sie gehören, sondern über sich selbst als Dokumente. Dokumente, die jemand als Bescheinigung des Selbst hat, bescheinigen nur ein System von Regeln, dertwegen solche Papiere überhaupt produziert werden, ohne auch nur die kleinste Einzelheit, wichtig für die Person, der sie gehören, mitzuteilen. Dokumente weisen sich selbst in einer speziellen Welt aus, einer papierenen, als müßten wir in einem Zeugnis oder einer Bescheinigung irgendwelche Organe dieses Papiers erkennen und fast seine inneren Eigenheiten.

SEIT einiger Zeit beschleicht uns eine Wut, ungewiß woher. Dann geht der Ire über meinem Kopf, als bewegte er sich auf eine spezielle Art, eine militärische, wovon die Wände hallen. Ich beabsichtige, ihn zu fragen, in welchem schwerem Schuhwerk er im Geschoß über mir umhergeht, aber dann denke ich, das könnte ihn ärgern. Anstatt mich von diesem Lärm irgendwie drangsaliert zu fühlen, bemühe ich mich deshalb, ihm nichts zu sagen, um ihn nicht zu beleidigen. So denkt auch die russische Dichterin, daß ich über diesen Lärm, so gut ich kann, stillschweigend hinweggehen muß. Das ist mir ebenfalls verständlich, diese ihre russische Vorsicht und Empfindsamkeit statt Wut, die genauso natürlich, wenn auch viel weniger russisch wäre. Seit langem weiß ich, daß von den Russen, ganz gleich, wieviel jemand über ihrem Kopf herumginge, sich kaum einer gegen diese Sache auflehnen, sondern sich noch bemühen würde, den oben nicht spüren zu lassen, daß wir unten etwas gegen seinen derartigen Gang haben. Ihm eigens zu versichern, das sei gar nichts und es tue uns vielmehr leid, daß wir nicht wie er solche glänzenden, schweren Schuhe oder Stiefel zum Gehen in den höchsten Stockwerken wie auf den Gipfeln der Alpen haben! Jetzt finde ich auch selbst, daß man sich gar nicht anders in den bayerischen Villen bewegen kann als in derart schwerem Schuhwerk. Außerdem fällt mir auf, daß sich das Klima unseres Lebens gewissermaßen geändert hat, seit diese Gewohnheit, die des irischen Marches oben im Haus, aufgetreten ist. Bis dahin hat in unserem Haus schon eine frühlinghafte Atmosphäre, eine meteorologische, geherrscht, doch dann ist es plötzlich wieder Winter geworden, als hätte sich die Eishülle über dem Haus über Nacht verdoppelt. Und ein Wind neuer Art bliese die Treppen hinunter und hüllte uns andere in eine unverhoffte Frösteligkeit.

DAS, wie der Ire geht, als spazierte er in seinen Bergen umher, kann einem auf die Nerven fallen, aber was, wenn dieser Gang auf einmal aufhört

und alles still wird? Und aus heiterem Himmel reine Stille herrscht, eine nicht weniger beunruhigende! Warum dröhnt sein Schritt nicht mehr über meinem Kopf, wo ich schon angefangen habe, mich daran zu gewöhnen, und bringt eine alptraumhafte Stille, die womöglich schlimmer ist als jeder Lärm? Dessen Fehlen möglicherweise einen noch größeren Lärm verursacht, tief drinnen, in meinem Kopf. Es kommt mich an, mit etwas an die Decke zu klopfen, um meinen irischen Gänger aus seinem Finneganschen Schlaf aufzuwecken. Weil ich spüre, daß seine ganze Geschichte ihre Fracht im Stockwerk über mir abgeladen hat, dann in einen kataleptischen Zustand und in einen richtigen Halbschlaf verfallen ist, der dauern kann. Warum hat er ausgerechnet unser gemeinsames Heim gefunden, um darin das Nest seines Elends, die Erdhütte seiner Qual zu bauen! So spüre ich, wie dieser riesige irische Vogel auf dieses Haus drückt, als werde sein schwerer Flügel und sein ganzer Körper durch das Gewölbe über meinem Kopf brechen und, dunkel und ungestüm, in meinen Armen landen.

VIELLEICHT hat sich der damalige Erbauer des Hauses mit den dünnen Decken das Leben der Menschen darin still und ohne Eile vorgestellt, deren Schritte keine Hast und Nervosität verraten. Als hätte man einen Menschenschlag erwartet, dessen Bewegungen durch nichts Äußeres bedingt sind, sondern nur durch das, was aus dem Inneren ihrer Seelen kommt. Und größtenteils in der gemäßigten Zone des Verhaltens verharren, ohne die Grobheit eisiger Gefühllosigkeit und ohne das Aufgescuechtsein, welche die neapolitanische Hysterie mit sich bringt. Irgendwann vor hundert Jahren dachte man, der Aufenthalt in diesem Haus werde ohne die Hast verlaufen, die wir alle, die späteren Bewohner, dabei haben. Weil wir zu allem Unglück versuchen, heute das ganze Ungestüm, das irgendwo unterdrückte, und den Trab, an dem uns jemand gehindert hat, nachzuholen.

IN letzter Zeit beunruhigt mich die stille Erkenntnis, daß wir auf diesem Berg womöglich irrtümlich versammelt sind. Denn ich meine, das Versammeln ist keine heilsame Lösung für Personen unserer Art, weil Verbannung ein subjektiver und persönlicher Fall ist, und alles, was daran zum Kollektivismus tendiert, einem Zufluchtsort und der Unterbringung in einem Lager gleicht. Wir befinden uns doch jeder einzeln auf einem Weg der Abtrünnigkeit von wer weiß was, von der Familie, der Heimat und der Welt. Dabei kann es dann keinerlei Gemeinschaftlichkeit geben, weil eine Gemeinschaft eine Gruppe von Menschen ausmacht, die mit dem Stand der Dinge in der Hauptsache versöhnt ist, eine Gemeinschaft ist ein Beweis für das Verhängnis oberflächlicher Gleichgesinntheit, diese Hölle der Einförmigkeit. In einem Verbannten, besonders einem, der diesen Schritt freiwillig und ohne Druck gegangen ist, muß jedoch eine erkennbare Autorschaft, eine dichterische, stecken.

WENN mich jemand am Ende von allem bitten würde, eine Szene aus der Vergangenheit auszuwählen, die mir besonders wichtig erscheint, und alle anderen auszulassen, würde ich, scheint mir, einen kleinen Vorfall erzählen, bei dem ich ein sauberes Hemd anziehe. Ich weiß nicht, wo sich dies abspielt, noch aus welchem Anlaß es mir in den Sinn kommt, aber wenn ich verschiedene Begebenheiten, persönliche, zusammenfassen würde, fiel meine Wahl auf die mit dem Hemd. Das mir immer wichtig war, wenn ich es, sauber und weiß, anzog, ohne alles andere zu beachten, an der Seite. So gehe ich schon längere Zeit in unserem momentanen Heim auf diesem Berg umher und habe, wie früher, jenes Hemd an, nicht besonders edel, nur sehr sauber, aus meiner Jugend. Weil diese Jugend im sauberen Hemd meiner Ide-

en vergangen ist, und so ist es, hoffe ich, bis heute geblieben. Wie schwierig die Verhältnisse auch waren und welche Unannehmlichkeiten es auch gegeben hat, Hauptsache, dieses Stück Stoff auf mir war eine Art Panzer gegen alles andere. So bin ich auch heute mit jener Frische, der von damals, gepanzert, der auch mein aktuelles Alter nichts anhaben kann.

AUS vielen Gründen muß ich meinen Verbanntenroman allein realisieren und darf nicht irgendwelche Hilfspersonen in ihn einführen, die nur alles verderben können. Ich bedauere jede Nebenfigur in jeglichem Roman, die auf das Recht hofft, sich in den wichtigsten Lauf der Erzählung einzumischen, aber das geht sehr schwer. Nebenfiguren haben kein Recht zu irgend etwas, sondern müssen zufrieden sein, daß sie überhaupt da sind, wo sie sind. Das weiß ich daher, weil wir alle heute nur Nebenfiguren sind, eines historischen Romans. Wo Bolkonski und die Rostows bestimmen, wo und wie die Geschichte enden wird, während ich, der Pierre Besuchow des eigenen Lebens, nur wie ein unerwünschter Zeuge auf dem Schlachtfeld umhergehe. Als müßte ich vergessen, was ich in dieser Schlacht gesehen habe, und noch beiläufiger aus meinem Leben gehen und dort bleiben. Obwohl ich eigentlich nicht weiß, wo diese Nebenseite unseres Schicksals ist, jetzt, wo wir schon zur Genüge außerhalb von allem stehen.

DANN ist es passiert, der Ire ist über Nacht verschwunden. Er hat nicht den kleinsten Zettel hinterlassen noch irgendein Zeichen, daß er unter uns gelebt hat, und die Zimmer, in denen er sich aufgehalten hat, waren gereinigt von jedem Gedanken an jemandes Sein. Jetzt weiß ich, daß es die Schlüsselszene auf dem Berg war, ein spurloses Verschwinden. Weil sein Verbanntsein tiefer ging als das von sonst jemandem, er hat sich sogar von uns verbannt gefühlt, für immer. Unentwegt müssen wir lernen, wie wir leben sollen und wie wir uns aus diesem Leben, im Fall einer Verbannung, auf würdige Weise zurückziehen! Ich ertappe mich dabei, von unserem Gefährten wie von einem Toten zu sprechen. Weil Verbannung ein kleiner Tod ist, ein Verschwinden, das vielleicht befristet, vorübergehend ist, aber vielleicht auch nicht. Ich meine, der Ire hat getan, was jeder von uns hätte tun sollen, sich spurlos zurückzuziehen. Weil dieser anmutige Ort wie eine Täuschung war, vielleicht, und nur wie ein Phantasma. Zumeist ideale Erscheinungen nicht gibt, außer in den Gedanken von Utopisten und bei den momentanen Gewohnheiten der Donatoren. Die irgendwann beschließen, eine Gruppe bedrohter Personen als Gäste aufzunehmen, sie zu hegen und zu pflegen, aber dann endet sofort alles, wenn die Frist des paradiesischen Aufenthaltes abgelaufen ist. Als wäre der Engel mit dem brennenden Schwert, der aus der *Bibel*, an unserer Tür aufgetaucht, um uns aus diesen Gärten zu vertreiben.

WIR haben sehr wenig Besitz, aber das Wenige, besonders Wertvolle, scheint sich, eingewickelt in ein Papierchen, irgendwo in der tiefsten Tasche zu befinden. Denn ich denke, Verbanntsein ist wie Salz, so scharf, aber wertvoll.

DESHALB schätze ich den Schritt des Literaten aus Irland so sehr, der sein Salz ebenfalls in ein Papierchen gewickelt und mitgenommen hat. Der an seinem Beispiel das Wesen des Verschwindens dargelegt hat. Jenen Akt, der die Einzigartigkeit des Menschen und seine selbständige Stellung unter den Sternen beweist. Weil man Salz nicht in Riesenmengen aufbewahren soll, sondern in speziellen Körnchen, voller Selbständigkeit. Die Menschen müssen sich vor den anderen Menschen hüten, wie wir uns auch vor uns selbst hüten müssen. ◆

CABINET D'AMATEUR

EIN SCHRÄGER ROMAN

WIE OFT bin ich schon durch Gemäldegalerien gehetzt, in irrem Tempo wie die Protagonisten in Jean-Luc Godards Film *Aufseiterbande*, doch am meisten fasziniert haben mich seit jeher die Porträts. Der Hintergrund, stets minimal und stark kodiert, läßt dem Maler wenig Gestaltungsspielraum, und dennoch gelingt es einem wirklich großen Künstler immer, daß sich auf dem Bild dieses große Wunder von echter Präsenz einstellt. So etwa auch bei Manets gespenstischen Porträts.

Nicht immer blickt der Welt indes diese *echte Präsenz* aus einem Gemälde oder auch aus dem gewöhnlichen Alltagsleben entgegen, und worauf wir dann stoßen, sind geisterhafte Erscheinungen, von denen Dominique Gonzalez-Foerster eine Menge versteht, nachdem sie jahrzehntlang voller Leidenschaft an derlei Erscheinungen gearbeitet und sie in unterschiedlichsten Szenarien selbst verkörpert hat. DGF war schon Fitzcarraldo, Lola Montez, Edgar Allan Poe, Marlene Dietrich, Franz Kafka ... Vermutlich ist ihr Hang zu diesen „plötzlichen“ Erscheinungen auf ihre Rauminstallation *Petite* von 2001 zurückzuführen. Ein gläsernes Zimmer, in dem ein Mädchen sitzt und zusieht, wie eine Figur auf der hinter ihm liegenden Wand auftaucht und wieder verschwindet und so den Raum vereinnahmt und verwandelt. DGF erzählt, im Alter des Mädchens *Petite* habe sie viel Zeit damit verbracht, sich zwischen dem gemauerten und dem gedachten oder imaginierten Raum zu bewegen. Neulich, als ich sie fragte, wie sie *Petite* heute sehe, sagte sie mir, inzwischen bedeute dieses Werk für sie nicht nur eine Rückkehr in diesen kindlichen Zustand, sondern auch eine Rückbesinnung auf den Pioniergeist ihrer ersten „Erscheinung“, die in Yokohama, in Japan, stattgefunden habe, einem Land voller Geister und geschlossener Räume, allesamt immer überaus inspirierend.

2

„Und natürlich wollte ich mir diesen ersten Schock, diese Wirkung einer überwältigenden menschlichen Präsenz gepaart mit der höchsten Form der Kunst, dem Porträt, auch in der Literatur zunutzen machen. Ich wollte Menschen mit demselben gewaltigen, nahezu halluzinatorischen Effekt evozieren, wie es wahrhaft große Porträts vermögen. Wonach ich strebe, ist eine Kunst der Evokation, eine Kunst der Erscheinung. Genau wie ein Maler will ich erreichen, daß ein Bild erscheint, das Bild einer Frau oder eines Mannes. Eine Kunst der Erscheinung. Nichts leichter als das, und doch denke ich, es wäre unglaublich schwer zu sagen wie einst da Vinci: 'Meine Herren, ich habe ein wahrhaft phantastisches Porträt einer Frau gemalt.'“ (Pierre Michon)¹

3

Authentizität entsteht durch Gewissenhaftigkeit in einem einzigen Punkt, wenn man nur diesem einzigen Punkt treu bleibt: der Ambiguität der Erfahrung. Eben diese extreme Treue, die Gerhard Richter hinsichtlich der Ambiguität der Erfahrung wahr ist, es, was I.G., sein Porträt, zu einem Meisterwerk macht. Ich kann dieses Gemälde schwerlich anders sehen. In der Tat glaube ich, falls jemand eines Tages in der Erinnerung meine Ausstellung *Cabinet d'amateur* rekonstruieren will, sollte er die sechs Werke, die ich Anfang 2019 für die hundert Quadratmeter der *Whitechapel Gallery* zusammengestellt habe, getrost nach Lust und Laune anordnen, immer vorausgesetzt, der Rundgang des Besuchers startet – gleich beim Betreten des

Cabinet – mit Richters Ölgemälde, einer Art großer Rückansicht eines weiblichen Porträts.

Tatsächlich fungierte während der Monate, in denen *Cabinet d'amateur* in London zu sehen war, I.G. als der geheime Dreh- und Angelpunkt, um den sich die gesamte Ausstellung gruppierte, eine Zusammenstellung von Werken, die im inneren Bereich meiner ganz persönlichen Assoziationen alle mit meiner *literarischen Biographie* zu tun hatten.

Was mein *Cabinet d'amateur* zeigte, war sozusagen das Skelett dieser *literarischen Biographie*. In Form eines bruchstückhaften Plots schilderten die sechs dort versammelten Werke in schräger Form meinen literarischen Werdegang. Gerade so, als sei die Geschichte meines Stils mühelos mit diesen dort ausgestellten sechs Werken erzählbar, ohne daß weitere Ausführungen hierzu erforderlich wären. Möglicherweise kündigte diese Ausstellung eine neue Art von Romanen an, die künftig aus verschiedenen, sich überlagernden Stilen bestehen werden, so wie Rem Koolhaas beim Bau der Bibliothek von Seattle vorging, womit er eine große architektonische Parodie des chaotischen Wegs der Bebauung Manhattans schuf.

Ich präsentierte also das Skelett eines Romans, das sich mit der Zeit in die Reihe der besten innovativen Romane eingliedern könnte. Und ich präsentierte es in Form einer Ausstellung: in einer Art knappster, chiffrierter Poetik meines Werks, wo die Form der Inhalt und der Inhalt die Form waren (so wie einst in *Finnegans Wake* und, wie ich vermute, in einigen schrägen Romanen der Zukunft). Dieses temporäre *Cabinet* – das reale und geisterhafte Erscheinungen sowie das Negativ bestimmter Bilder und eine Menge Intertextualität umfaßte – war überdies eine minimalistische Hommage an Georges Perec vierzig Jahre nach Erscheinen seines Buchs *Un Cabinet d'amateur* im Jahr 1975.²

4

Jemand hat einmal gesagt, die Geschichte meines Stils, meine *literarische Biographie* (um mit Coleridge zu sprechen), sei wie die Beschaffenheit meines Werks: eine schwindelerregende Rampe, von der aus wir an die Literatur denken und sie gleichzeitig uns umkreisen sehen können. Ich habe nie recht verstanden, was der Betreffende damit meinte, aber dank seiner glaube ich zu sehen, daß dort, in dem in der *Whitechapel Gallery* ausgestellten *Cabinet*, die rätselhafte Vorstellung von dieser Rampe in Szene gesetzt wurde und der Zugang zu derselben, Richters Ölgemälde auf Leinwand, als geheimer Dreh- und Angelpunkt den Zustrom nach rechts und links verteilte, um so die Literatur vorbeifilieren zu lassen, eine Disziplin, der ohne diesen zentralen Punkt, dieses großartige Porträt in Öl, definitiv die Luft ausgegangen wäre.

Nicht umsonst diente I.G. als Ausgangspunkt. Auf dem Ölgemälde läßt uns der Künstler dazu ein, über die Natur der Malerei nachzudenken, etwas, das in einem engen Bezug zu den Themen und Obsessionen zu stehen scheint, um die sich mein eigenes Schreiben dreht, das im wesentlichen eine Reihe von Reflexionen über den Akt des Schreibens selbst ist.

5

Ich weiß noch, wie ich Richters Porträt zum ersten Mal sah. Als erstes dachte ich, wir bräuchten alle Zeit der Welt, um herauszufinden, aus welchen unerfindlichen Gründen manche Bilder uns so un-

ausrottbar in Erinnerung bleiben – zum Beispiel ein Blick über einen See oder eben eine Frau, die uns den Rücken kehrt. Warum bleibt dieses geheimnisumhüllte Bild mit seinen Fragen uns so fest im Gedächtnis haften? Woher kam es, und warum fühlten wir uns einen Moment lang von ihm an etwas Vergessenes erinnert? Alles scheint darauf hinzudeuten, daß ein geheimer Faden hinter diesem Bild, das uns derart frappiert, es mit der Vergangenheit verbindet.

Das war es, was mir durch den Kopf ging, als ich dieses Gemälde zum ersten Mal sah, als ahnte ich bereits, daß ich dieses Ölgemälde nie mehr vergessen würde. Danach betrachtete ich mir das Bild eingehender. Und ich sah die Welt, oder, besser gesagt, ich sah diesen schwarzen Hintergrund, das Negativ oder die Rückansicht eines gängigen Photos von der Welt.

Die Tatsache schließlich, daß die Porträtierte mir den Rücken kehrte, rief in mir ein Bild aus meiner Vergangenheit wach, ein Bild im Zusammenhang mit einer Jazz-Session, die ich in meiner Jugend erlebt hatte. Ich glaube, dort muß meine latente Leidenschaft für die Negative von Bildern – mein Hang, an der langsamen Entzifferung dessen, was man nicht sieht, an der Rückseite von allem zu arbeiten – in Verbindung mit dieser aufwühlenden Figur, die mir den Rücken kehrte, tief in meinem Unbewußten ein Echo gefunden und mich wieder an die Anfänge meiner Poetik erinnert haben, das heißt an „Die illustrierte Mörderin“, ein Buch, das dem Leser so entschlossen den Rücken kehrt, daß es fast wie ein Versuch wirkt, ihm den Garaus zu machen. Denn ich wollte alle eventuellen Leser meines ersten Buches ermorden.

6

Viele Jahre später sollte ich auf ein Resümee der Aufgabe stoßen, die ich mir, ohne mir dessen damals recht bewußt zu sein, mit diesem ersten mörderischen Text gestellt hatte. Und zwar in dem Aphorismus, den Kafka in Zürau schrieb und der, wie mir mit der Zeit klar werden sollte, fundamental war für alles, was ich geschrieben habe. Tatsächlich nennt er den zentralen Punkt meiner *literarischen Biographie*: „Das Negative zu tun, ist uns noch auferlegt; das Positive ist uns schon gegeben.“

7

Viele Jahre später sollte ich einem Freund, der mich nach meinem Hang fragte, Kehrseiten der Wirklichkeit in meinem Werk zu kreieren, wenn ich mich recht erinnere, erwidern, bereits seit „Die illustrierte Mörderin“ und sehr ausgeprägt auch in *Vorbildliche Selbstmorde*, in „Kinderlose Kinder“ und *Bartleby & Co.*, um nur einige meiner Bücher der ersten Etappe zu nennen, hätte ich das gesucht, was gegen den Strich geht (*À rebours*, wie Huysmans sagte), das Negativ dessen, was das Licht uns gegeben, was die Literaturgeschichte uns mit wenigen Ausnahmen dann über die Jahre hinweg geboten habe.

8

Eben weil es uns schon gegeben ist und wir es auch bis zum Überdruß gesehen und erlebt haben, kennen wir die voll entwickelte Photographie der Welt auswendig. Daher sollten wir es uns zur Aufgabe machen, die kompliziertesten Wege des Negativs aufzuspüren. Eine höchst spannende Aufgabe, denn es ist nicht eben ein oft beschrittenes Terrain und

könnte die einzig möglichen Überraschungen bergen – woran ich nicht zweifle –, die, von denen wir wissen, daß wir sie niemals im längst völlig abgedroschenen Positiven finden werden.

Das Negative zu tun schien mir in letzter Zeit zudem eine dringend notwendige Pflicht, vielleicht, weil es ernsthaft Gefahr läuft zu verschwinden, wie die Literatur, wie das Kino. Das hatte bereits Jean-Luc Godard begriffen, ein guter Kenner des Züräuer Aphorismus, über den er sagte: „*Man darf nicht vergessen, daß die Kinobilder auf Negativen beruhen, daß es das Negativ heutzutage mit den Videos und der Informatik nicht mehr gibt; wir haben nur noch das Positiv. Doch das Positive ist uns seit der Geburt gegeben. Aber wenn wir keine Widersprüche mehr haben, was machen wir dann, um voranzuschreiten?*“

9

Wenn es heißt, das Negative sei noch zu tun, geht es vielleicht eigentlich darum, Gräben auszuheben, mühevollen Arbeiten und Nachforschungen in dunklen, unterirdischen Territorien anzustrengen, die dem Blick der Mehrheit häufig verschlossen bleiben. Wie Kafka in einem Brief an Max Brod bezüglich der großen Themen und anderer dergleichen Nichtigkeiten schrieb, zu denen Brod ihn etwas derb drängte: „*Was baue ich? – Ich will einen Gang graben. Es muß ein Fortschritt geschehn. Zu hoch oben ist mein Standort. Wir graben den Schacht von Babel.*“

10

In gewisser Weise bildete *Le Cabinet d'amateur* mit seinem Ziel, das Skelett einer schrägen Version meiner *literarischen Biographie* zu sein, meine Neigung als Schriftsteller ab, die Rückseite der realistischen Einzelaufnahme zu suchen und zu ergründen; meinen Hang zu den Aufgaben im Schatten, immer auf der Suche nach den unsichtbaren Emotionen, die irgendwo im Verborgenen lauern; meine Hoffnung, nach und nach eine „Kunst des Negativen“ zu erschaffen, indem ich mich auf die waghalsige Erforschung der Kehrseite der Dinge einlasse.

Unlängst erzählte mir meine Freundin Liz Themerson, im Krankenhaus sei es im Moment der äußersten Ungewißheit, als sie nicht wußte, ob sie leben oder sterben würde, weniger Angst gewesen, was sie verspürt habe, als vielmehr eine ungeheure Leere. Nachts konnte sie nicht schlafen und sehnte den Morgen herbei. Als bräuchte der Morgen ihre Rettung. Ganze Nächte lang schaute sie aus dem Fenster in Erwartung des ersten Morgendämmerers. Diese Erfahrung der Leere und des Wartens auf das erste Dämmerlicht – etwas, das auch ich aus eigener Erfahrung kenne – ist ein Gefühl, das aufkommt, wenn der Realismus an Boden verliert und an seiner Stelle der harte Kern des Wesentlichen erscheint, der Dunstschleier der wahren Existenz, der tiefen Identität, die immer fremd und befremdlich ist und über die Raymond Queneau in seiner üblichen Meisterhaftigkeit sagte: „*Wie diesem sinnlosen Nebel voller Schatten einen Sinn geben?*“

In dieser Erfahrung der Leere steckt, glaube ich, auch so etwas wie das Gefühl, es versäumt zu haben, irgend jemandem das Beste von uns zu geben oder auch nur intensiv genug zu leben. Sicherlich sehnte Liz Themerson den Morgen herbei in der Hoffnung, er werde ihr helfen, die Fesseln der Leere zu sprengen und Wege aufzuspüren, vielleicht sogar Abkürzungen zu finden, die zum nicht kommunizierbaren Kern führen, das heißt, sich auf den Pfad zu begeben, für den jeder andere Namen hat und was ich manchmal „die Kunst, das Negative zu tun“ nenne.

Es ist eine Kunst, die wahrscheinlich zu Anfang des letzten Jahrhunderts mit einem sprachkritischen Brief begann, in dem Hofmannsthal auf das Schreiben verzichtete, im Grunde genommen, um weiter schreiben zu können. Es war ein falscher

Abschied, doch mit einem wahren Kern – wie ein Bild mit seinem Positiv und seinem Negativ –, der den Beispielen verschiedener europäischer Dichter vorausging, die bald erkannten, daß Wörter nie ganz transparent sein können, und sich in diesem Wissen selbst in eine Reihe von heteronymen Personen aufspalteten: eine Strategie, die der Unmöglichkeit, sich als kompakte, klar umrissene Individuen zu begreifen, Rechnung tragen sollte. Bereits Montaigne hatte diese Unmöglichkeit bemerkt, als er in seinen *Essais* über seine täglichen Stimmungsschwankungen schrieb. Eben diese Unmöglichkeit ist es, die uns heute erlaubt, dem zu vertrauen, was wir erzählen, obwohl dieses Vertrauen uns hinsichtlich unseres Platzes in der Welt gänzlich abgeht.

11

„Das Negative zu tun“ – ein Motto, das ich vom ersten Moment an unterschwellig auch in *I.G.* sah – war das Ziel, das ich in mörderischer Absicht in „Die illustrierte Mörderin“ in Angriff nahm, wo die Figur des Schriftstellers, der dem Publikum den Rücken kehrt und in dunkle moralische Tiefen abtaucht, von dem Eindruck inspiriert war, den in den sechziger Jahren der kurze Auftritt des Trompeters Miles Davis in meiner Heimatstadt auf mich gemacht hatte. Ich mag etwa 16 Jahre alt gewesen sein, als ich ihn im Palau de la Música Catalana spielen sah, damals ein Jazzpalast der spanischen Provinz. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, löste sein Auftritt einen Riesenskandal aus.

Daß ich mich noch so genau erinnern kann, liegt daran, daß ich noch nie ein Publikum derart vehement hatte schreien und protestieren hören. Der schwarze Musiker – urteilten die meisten Jazzfans von Barcelona, allesamt sehr orthodox in jenen Tagen unter Franco – hatte ihm den Rücken gekehrt und gespielt, als wollte er sich vor ihnen verstecken. Damals zog ich es vor zu denken, in Wirklichkeit habe Miles Davis sich nicht vom Publikum abgewandt, sondern sich einfach nur umgedreht, um mit sich allein zu sein und so besser, da freier, zu spielen; sicherlich hatte er die ausgezeichnete Akustik in jenem Saal erkannt und geahnt, daß er sich, wenn er nach hinten in die Tiefe der Bühne spielte – vielleicht auch mit Blick auf einen Punkt darunter (ich denke an einen anderen respektlosen Musiker, den großen Thelonious Monk, der manchmal unter seinem Klavier einschlieft) –, besser auf seine Musik würde konzentrieren können; letztlich sehnten sich große Künstler immer nach dem einsamen Ruhm.

Tatsache ist, diese vermeintlich verächtliche Geste gegenüber dem Publikum nebst meiner Erinnerung an das skandalöse Geschrei des franquistischen Publikums und mein damals noch unbewußter Drang, Gräben auszuheben und Anstrengungen und Nachforschungen auf dunklerem, unterirdischerem Terrain anzustrengen als die Gräber, in denen meine Freunde ruhten (wie Malcolm Lowry sagen würde), dunkler selbst als die Negative der Photos, die alles einfinden, was es unter Monks Klavier gab, blieb mir als unvergeßlich in Erinnerung. Jene Jazz-Session trug entschieden dazu bei, daß ich begann, eine Literatur zu schreiben, die dem Leser den Rücken kehrte, und ich die ersten Gräben eines Negativs des Positivs der Welt aushob, das diese Literatur mit der Zeit so freundlich sein würde mitzugestalten.

12

In meiner Erinnerung an jene Vorstellung von Miles Davis,

die ich in sehr jungen Jahren besuchte, stach immer eine Frau in einem schwarzen Kleid mit tiefem Rückenausschnitt hervor; eine Frau, die von der ersten Reihe des Palau de la Música aus alles eingehend von unten beobachtete mit ihrem eleganten Glasauge und einem unvergeßlichen Ausdruck stillen Mysteriums, was mich erschauern ließ beim bloßen Gedanken, daß ich sie nie mehr wie an diesem Tag, in diesem unvergeßlichen Licht zu sehen bekommen würde.

Diese Frau sollte schließlich als Figur in meinen Büchern wieder auftauchen, etwa als Delia Dumarchey, die Ehefrau von Forest-Meyer, dem Seiltänzer aus „Erforscher des Abgrunds“. Dann legte sie einen weiten Weg zurück bis zu dem Tag, als ich *I.G.* entdeckte – das Ölgemälde, zu dem ich so oft zurückkehren sollte –, wo sie mir auf diesem Gemälde erneut erschien wie eine reale Präsenz, in dieses tiefe Schwarz blickend, reine Malerei.

„*Delia, stilles Mysterium*“, notierte ich an jenem Tag.

13

Jemand hat einmal gesagt, der Jazz sei als rätselhafte blaue Flamme in der Stadt New Orleans zum Leben erwacht. Und es scheint, als habe Miles Davis seine erste Erinnerung an Furcht nie vergessen, daran, wie panisch und zugleich verzaubert er beim Anblick der auflodernden blauen Flammen eines Gasherds gewesen war, den jemand in seinem Elternhaus in East St. Louis, Illinois, angezündet hatte.

Damals war Davis vier Jahre alt gewesen, als ihm die Plötzlichkeit dieses Phänomens, dieser ausströmenden Gaswolke, einen derartigen Schrecken eingejagt hatte. „*Ich glaube, dieses urplötzliche Erlebnis brachte mich an eine Stelle meines Hirns, wo ich vorher noch nie gewesen war. An irgend-eine Grenze, vielleicht an den Rand all dessen, was möglich ist. Diese Panik war fast wie eine Einladung, eine Herausforderung, in eine Welt einzutreten, von der ich nichts wußte, die im Grunde genommen die Kehrseite all dessen war, was ich bisher kannte.*“

Der Jazz war für ihn immer eine Herausforderung. Jenes plötzliche Ausströmen, diese hybride Musik, die Georges Perec „*la chose*“ nannte, war von Beginn an eine Herausforderung, das Abenteuer, in eine Welt der unentwegten Suche nach den allerpersönlichsten künstlerischen Stilen vorzudringen: ein Universum ständiger persönlicher Suche an der äußersten Grenze des Möglichen. Letztlich war echter Jazz immer eine Musik, die für Innovation stand, eine blaue Flamme. Treffender als Bill Evans hätte man es nicht auf den Punkt bringen können: „*Als Charlie Parker, Miles Davis und Fats Navarro Bebop spielten, galten sie als Sonderlinge, und jetzt ist es die Musik, die alle spielen. Für mich bedeutet Jazz originell sein und Risiken eingehen; sonst wächst die Musik nicht, und wenn sie nicht wächst, stirbt sie.*“

ANZEIGE

MUSEUM TINGUELY
EIN KULTURENGAGEMENT VON ROCHE

AMUSE-BOUCHE. DER GESCHMACK DER KUNST

19.02. – 17.05.2020

14

Apropos wachsen und nicht wachsen (ausgehend von Kafkas „das Negative tun“ war es für mich immer eine Herausforderung, in die Realität der Kehrseite der Welt vorzudringen, was keineswegs leicht ist, gerade weil es kaum Spuren früherer Erkundungen des Negativen gibt) ist es vielleicht hilfreich, sich daran zu erinnern, was Charlie Parker sagte: „Ja, heute abend habe ich lange über Cherokee improvisiert. Ich fand, wenn ich die höheren Intervalle der Akkorde als Melodielinie benutzte und mit neuen, mehr oder weniger verwandten Harmonien unterlegte, konnte ich das spielen, was ich in meinem Inneren hörte. Ich wuchs. Ich füllte mich mit Leben.“

15

In meiner Erinnerung war die Musik von *Cabinet d'amateur* einerseits jene, die ich lange Zeit in meinem Inneren gehört hatte – die Musik der Kehrseite, die sich kurz nach dem Tag einstellte, als ich Miles Davis gesehen und gehört hatte, die Hintergrundmusik meines künftigen Romans –, und andererseits die, von der ich wußte, daß wir sie mit Voyager I und II in den Weltraum geschickt hatten, und die, wenn meine Berechnungen korrekt waren, sich inzwischen längst jenseits der Grenzen des Sonnensystems befinden mußten.

Eines der von der Erde ins All geschossenen Artefakte war die Aufnahme eines kurzen Präludiums von Bach, gespielt von Glenn Gould. Und irgend jemand hatte auch einen Text mitgeschickt, der perfekt zusammenfaßte, was wir zu sein glauben:

„Wir sind vernunftbegabte Wesen, versiert in Mathematik und befähigt, eine kohärente zeitliche Abfolge von Tönen so zu arrangieren, daß sie eine in sich geschlossene Komposition namens Musik bilden, eine Kunstform, deren Wahrheit, Originalität,

Kunstfertigkeit und weitere undefinierbare Eigenschaften dem Geist und den Sinnen dessen, der sie hört, eine Art transzendentes Vergnügen namens Schönheit bereiten.“

Manchmal amüsierte ich mich, während ich durchs *Cabinet d'amateur* streifte, bei der Vorstellung, daß neben der Gould-Aufnahme und dieser Botschaft – in die Form einer realen Erscheinung verkehrt – eben jene Delia Dumarchey mitreiste, die ich immer nur von hinten sehen konnte, in einem schwarzen Himmel blickend, bis in alle Ewigkeit mit dem Rücken zu mir, vielleicht war es aber auch nur eine kalkulierte Abstraktion, die suggerieren sollte, daß die Seele des Bildes nicht ganz gegenwärtig war. Nicht, daß es nötig gewesen wäre. Ich dachte nur seit jeher, große Literatur etwa, wie große Malerei, sei eigentlich irgendwo anders, da sie von ihrer eigenen gegenwärtigen Welt spricht, ohne wirklich von ihr zu sprechen. Denn ist Gegenwartigkeit nicht eine Art, uns zu unserer eigenen Zeit zu bekennen und zugleich Abstand von ihr zu nehmen?

16

Giorgio Agamben sagte einmal, jene, die völlig eins seien mit ihrer Epoche und in jedem Punkt mit ihr konform gingen, seien nicht wirklich zeitgenössisch, denn gerade sie könnten den Blick nicht auf ihre Zeit richten, um sie zu betrachten.

17

Da *Cabinet d'amateur* insgesamt auf meine literarische Biographie verweist, ist es notgedrungen auch mit dem inneren Bereich meiner ganz persönlichen Wahnvorstellungen verbunden – die schon Namen hatten wie Walser, Beckett, Blanchot, Duras, Lispector, Borges, Harry Mathews und andere Schriftsteller der europäischen Moderne des letzten Jahrhunderts –, Autoren, die ich unter anderem bewunderte, weil sie es verstanden haben, sich mit ihrer eigenen Zeit zu verbinden, indem sie immer zu allem einen wohlüberlegten Abstand wahrten, einschließlich zur eigenen Zeit.

Autoren, die mir seit vielen Jahren auf meinem Weg mehr oder weniger als Leitfiguren galten, unter anderem weil ich sie bewunderte, da sie nie vergaßen, daß die Schriftstellerei einer der wenigen Orte ist, an denen man es sich jederzeit erlauben kann, nicht ganz zeitgenössisch zu sein oder wenn doch, dann nur mit den Menschen. Schriftsteller wie Walser, Duras, Lispector. Sie alle waren eng verbunden mit meiner literarischen Biographie und irgendwie reale Erscheinungen im *Cabinet*. Robert Walser etwa war dort durch die Gegenwart von Dora García, deren Werke einen so engen Bezug zur Literatur haben, daß sie manchmal, wie Antonio Pomet sagte, „eher wie eine Schriftstellerin wirkt, die die Nachtstellen ihres work in progress zeigt“.

Dora war es zu verdanken, daß ich in einem Buch über ihre Ausstellung *Continuarrión. Sobre sueños y crímenes*³ auf etwas stieß, wonach ich seit Jahren suchte: die Definition von Kunst, die Samuel Beckett ins Spiel brachte, als er über *Finnegans Wake* sprach: „Hier ist die Form der Inhalt, und der Inhalt ist die Form. Sie beklagen, daß der Stoff nicht auf englisch geschrieben ist. Aber er ist überhaupt nicht geschrieben. Er ist nicht zur Lektüre gedacht – oder, besser gesagt, er ist nicht nur zur Lektüre gedacht. Er soll auch betrachtet und gehört werden. Hier wird nicht über etwas geschrieben; es ist selbst dieses etwas. Wenn schlafen gemeint ist, gehen die Wörter schlafen. Wenn tanzen gemeint ist, tanzen die Wörter. Die Sprache ist trunken, die Wörter schwanken“.

Und Dora war es auch zu verdanken, daß ich auf einer öffentlichen Veranstaltung in Barcelona das wunderbare Mikrogramm entdeckte, das Robert Walser 1926 unter dem Titel *Der heiße Brei* schrieb. Diese Kurzgeschichte – die wie alle Mikrogramme Walsers exakt die Länge hatte, die nahezu

auf den Millimeter genau das Blatt Papier füllte, das er an dem Tag zum Schreiben gefunden hatte – spielte auf diese Angewohnheit an, die wir haben, bei einem zu heißen Brei den Löffel vom Rand der Masse her zu füllen, und so wird der ganze Brei nach und nach zum Rand, bis wir zur Mitte vordringen, aber erst, wenn sie auch zum Rand geworden ist. Walser scheint sich in *Der heiße Brei* zu fragen, ob nicht Schriftstellern vielleicht vorwiegend darin besteht, wie um eine Art heißen Brei um das Hauptsächliche, das, was wir eigentlich sagen wollen, herum zu schreiben. Das scheint Walser sich zu fragen und dabei zu beobachten, daß wir, wenn wir schreiben, das Wichtige, das, was wir unbedingt betonen wollen, immer weiter hinauschieben.

In diesem Mikrogramm zerstört Walser das Bild des Schriftstellers von Ruf. Das Komische ist, daß er in dieser Erzählung ausgerechnet zu Hause von einem dieser Schriftsteller von Ruf besucht wurde und er ihm sein Haus zeigte, insbesondere die Stube, die er „das eigentliche Zimmer“ nennt. Er zeigte es ihm, doch keiner der beiden Schriftsteller betrat dieses Zimmer, da es von einem zweiten Zimmer umschlossen war. Was sehr hübsch und anmutig aussah. „War er (der Schriftsteller von Ruf) für mich der heiße Brei, oder war ich er für ihn? Hatte er mir, oder hatte ich ihm etwas von Belang zu sagen?“

An dieser Stelle der Erzählung erwachte Walser. Welcher der beiden Schriftsteller mußte fürchten, daß der andere ihn verbrennen würde? Irgendein Erforscher des Abgrunds konnte leicht durch die Lücke schlüpfen, die diese Frage aufriß, und wie jener abenteuerliche Forscher in einem Roman von Jules Verne in einem Vulkankrater die Öffnung finden, die ihm den komplizierten Abstieg ins Negative der Erde ermöglichte, eigentlich zum zentralen Kern der verborgenen Weltachse und der Achse aller Leidenschaften sowie der Kehrseite derselben.

18

„Ich schreibe, weil ich mit mir selbst nichts anzufangen weiß. Nein, besser gesagt: weil ich nichts mit mir anzufangen weiß, wenn ich nicht das Negative des Photos von meinem Leben finde.“ (Clarice Lispector)

19

Ich weiß noch, wie eine Freundin einmal zu mir sagte: „Dein gesamtes *Cabinet* ist eine Expedition zur verborgenen Achse der Welt.“ Sie wollte mich überraschen, und das ist ihr reichlich gelungen. Diese Freundin war Anfang Februar 2019 mit dem geballten Gewicht ihrer realen Präsenz in der *Whitechapel* erschienen, nur um mir das zu sagen. Wir fragten sie, von wem sie komme. Delia Dumarchey habe sie geschickt, war alles, was sie sagte. Und dann stellte sie sich neben *Milonga*, die Photographie von Carlos Pazos aus dem Jahr 1980: ein Selbstporträt im Profil dieses großen Künstlers, auf die Theke des legendären Tanzsaals Cibeles in Barcelona gestützt; ein Porträt, das eigentlich eine Fiktion der Krise ist, die der Künstler angeblich mit Vollendung seines dreißigsten Lebensjahrs durchlitt.

Es ist kurios, aber seine Pose eines von der Melancholie niedergedrückten Mannes war exakt die Figur, die ich zwei Jahrzehnte lang – zwei ganze Jahrzehnte! – in Barcelona zu perfektionieren versucht hatte, jedes Mal wenn ich mich auf eine der nächtlichen Barthecken der Stadt stützte. Das war es, wie ich gesehen werden wollte, so wie Pazos in seiner Photo-Fiktion, ich denke, damit man mich für einen bereits in jungen Jahren ausgebrannten romantischen Künstler hielt, wenn auch nicht ganz so jung verglichen mit der extremen Jugend des unschlagbar jungen Rimbaud.

Heute finde ich es schon sehr fragwürdig, daß ich so eifrig bemüht war, derart heldenhaft und zugleich verzweifelt zu wirken. Und ich denke, das läßt sich mit der Sehnsucht nach dem Rimbaud-

ANZEIGE



Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Morgiane.de
Olivenölkampagne
Versand oder Laden
Klarastr. 57 79106 Freiburg Callfree: 0800 1733450

STEINER STUDIES

Internationale Zeitschrift für kritische Steiner-Forschung

Das neue Online-Journal widmet sich der Verbreitung originärer wissenschaftlicher Forschung zum Werk Rudolf Steiners (1861–1925) sowie damit zusammenhängenden Strömungen aus den Bereichen Philosophie, Kunst, Spiritualität, Religion und den Natur-, Geschichts- und Geisteswissenschaften.

unabhängig | wissenschaftlich | peer-reviewed
Open Access unter www.steiner-studies.org

Mythos erklären, an der die Elite meiner Generation krankte. Wenn ich „Elite“ sage, denke ich an jenen Spruch, den Dora García in ihrer Ausstellung *Continuarración* vom Oktober 2013 an eine Wand im *Centro Guerrero* schrieb: „Kunst ist für jedermann da. Doch nur eine Elite weiß das.“

Aber ich habe, warum auch immer, seit jeher dieses *Die-Party-ist-vorbei*-Gefühl an Pazos' Selbstporträt bewundert, eines der vielen großen Künstler Barcelonas meiner Generation, der von einer zutiefst mit sich selbst beschäftigten katalanischen Gesellschaft nie verstanden wurde.

Ich habe es immer bewundert, dieses Bild einer Party, die vorbei ist – zufälligerweise in einem Tanzsaal nur wenige Schritte vom Haus meiner Kindheit entfernt, meinem Elternhaus auf dem Paseo de Sant Joan, ein Bild, das heute von der schlechten Laune des Künstlers zeugt, wenn er über sich selbst und seine eigenen Einfälle stolpert, und von der Freude am Scheitern, wohl wissend, daß es überhaupt der allergrößte Erfolg ist. Es ist ein denkwürdiges Bild, gerade weil es diese brutale Melancholie eines Künstlers meiner Generation zeigt, der wie Bartleby, die Figur von Melville, und wie ich selbst immer die Kehrseite seiner Kunst suchte und es eigentlich lieber nicht tun mochte, obwohl er gerade deshalb seit so vielen Jahren versuchte, alles zu tun.⁴

20

La lección respiratoria (Die Atemlektion) könnte mit ihrer scharfsinnigen Reflexion über die Kehrseite der Dinge eine Episode aus Robert Walsers *Jakob von Gunten* sein. Dora García scheint dort zu suggerieren, wenn es möglich ist, mit jemandem das Atmen zu trainieren (so wie man die Mobilität trainieren kann oder das Denken), muß auch ein Training des Nicht-Atmens möglich sein (wie der Nicht-Mobilität oder des Nicht-Denkens). Wenn man mit jemandem trainieren kann, immer schneller zu atmen, muß es auch möglich sein, es sich bis zur absoluten Atempause abzutrainieren.

21

Für *Cabinet d'amateur* hatte ich an eine solche Pause gedacht, eine Art Nicht-Bewegung, die es dem Besucher ermöglichen sollte, sich nur dem Gedanken an einen Satz zu widmen, den der – so sehr vom Jazz bewegte – Argentinier Néstor Sánchez in *Nosotros dos* („Wir beide“) schrieb: „Zu spüren, daß Leben nur ein Hauch ist, daß alles dazu bestimmt scheint, Literatur zu sein.“ Ich kenne keinen metaliterarischeren Satz; es ist ganz offensichtlich, daß es immer jemanden gibt, der mich überbietet.

22

Das Schreiben geht nur wirklich in uns ein, wenn es uns bei der Lektüre die Information über uns selbst bietet, die wir benötigen. Ist mir das zum Beispiel nicht schon einmal passiert, als ich Tom McCarthy las? In einem Interview betonte er, das digitale Zeitalter sei gar nicht so neu, es beschleunige nur einige Impulse der literarischen Moderne:

Das Schreiben scheint dafür da zu sein, sein eigenes Verschwinden zu vertagen;

die Sprache bildet nicht die Realität ab, sondern erschafft sie;

der Roman ist eine Gattung, der es schwerfällt, die Realität darzustellen, aber die Reflexion, die er selbst über diesen Defekt anstellt – das Bewußtsein seiner Unvollkommenheit –, macht ihn zu einem äußerst attraktiven Zeitvertreib.

23

Der dritte Impuls, die Idee dieser defekten Software der Romane, von der McCarthy sprach, brachte mich schließlich auf den Gedanken, wie gut sie zum Gödelschen Unvollständigkeitssatz

paßt. Und ich erinnere mich noch genau, wie ich an dem Vormittag in Barcelona, als ich mich mental aufs *Cabinet* vorbereitete, die defekte Software zunächst noch nicht mit Gödels Satz in Verbindung bringen wollte, da mir klar war, daß dieser Leitsatz selbst die Grenzen möglicher Beweisbarkeit aufzeigt. Doch schließlich brachte ich den Mut auf, einen Schritt weiterzugehen und den architektonischen Stil, den Gödels Satz suggeriert, mit der Struktur einer öffentlichen Bibliothek zu verbinden, nämlich der von Seattle nach dem Entwurf von Rem Koolhaas mit seinen verschiedenen, sich überlagernden architektonischen Stilen, die in gewisser Weise die urbanen Delirien von Manhattan zusammenfassen, wie von Koolhaas selbst bereits in *Delirious New York*⁵ analysiert.

Bei der mentalen Vorbereitung des *Cabinet* an jenem Vormittag begriff ich schlagartig, daß der schräge Roman der Zukunft entweder der Roman der Delirien sein oder gar nicht mehr existieren und immer aus der imaginativen Ausbeute der defekten Software hervorgehen würde. Und er würde stets irgendwo zwischen Walser und Koolhaas liegen, mit Unterstützung von Maurice Blanchot.⁶

24

Und mir wurde auch klar, daß man, wenn man diese Bibliothek von Seattle genau betrachtete, sehen konnte, daß sie die merkwürdige, komplexe Struktur der Romane der Zukunft bereits anzukündigen schien, denn dieses erstaunliche Gebäude basiert auf vagen, zusammenhanglosen und unfertigen Formen, denen jegliche Harmonie, jegliche visuelle Logik abgeht ...

In dem Moment beschloß ich, diese Struktur sollte auch das von mir geplante *Cabinet* haben. Denn genau wie die Bibliothek von Seattle schien mein persönliches *Cabinet* von Schichten geisterhafter Erscheinungen in Form von früheren Bewohnern überlagert, von abgebrochenen Projekten und populären Phantasien, umgewandelt in eine Apotheose der Abwesenheit jeglicher Form von Eleganz oder sonstigen entmutigenden Konzepten der Welt der Kunst, der Architektur, der Mathematik und der Literatur.

Ich frage mich, ob ich hier noch ergänzen muß, daß das *Cabinet* noch viel mehr war als das, was dort zu sehen war. Doch um auszuschließen, daß irgend jemand am Ende nur behielt, was man auf den ersten Blick sah, umfaßte es noch einen tiefen Abstieg ins Innere der Erde – und zwar buchstäblich auf Miquel Barcelós Gemälde *Une poignée de terre* („Eine Handvoll Erde“) –, was alle denkbaren geistigen Höhenflüge verzerrte, selbst die rasantesten Phantasien mit der hochfliegenden Ambition, allzu weit aufzusteigen, anstatt sich mit dem Zufriedenheitsgefühl abzugeben, was zu sehen war.

An einer Stelle der *Whitechapel* wurde der Besucher – unangekündigt, versteht sich – gezwungen, herunterzukommen und mit den Füßen fest auf dem Boden zu landen. Um diese nahezu unmerkliche Landung einzuleiten, mußte man natürlich den von *La lección respiratoria* beherrschten Bereich hinter sich lassen und damit den Dora García gewidmeten Raum, deren Werk stets verbunden ist mit dem faszinierenden und komplexen Netzwerk intellektueller Bezüge, die schon seit langem ihre Fiktionen und Darstellungen inspirieren.

25

Bei Territorien denke ich auch an die Erde aus der Nähe gesehen, die katalanische Erde, wo ich geboren bin, sowie an die Erde vom All aus gesehen, dieselbe, die ich, so glaube ich, einmal von nahem und zugleich von hoch oben aus gesehen habe, als hätte ich das Riesenrad im Wiener Prater bestiegen und die Menschen dort unten gesehen wie Orson Welles in *Der dritte Mann*: „Wenn eines dieser Pünktchen sich nicht mehr bewegen würde, hättest du wirklich Mitleid?“

Mich treibt eine extreme Berührung gepaart mit einer großen Entschlossenheit, immer das Negative zu tun, mich mit den unerschöpflichen Mächten der Abweichter zu verbünden. Hin und wieder habe ich versucht, es meinen Freunden zu erklären. Ich habe ihnen gesagt, wenn wir sagen, eine Uhr macht „tick tack“, geben wir diesem Geräusch eine fiktionale Struktur, die zwischen zwei physikalisch identischen Tönen unterscheidet, so daß „tick“ den Anfang und „tack“ das Ende bedeutet. In Wirklichkeit hören wir „tick tick“, das heißt, dieses „tick tick“ der Uhr wäre das Modell dessen, was wir die Handlung nennen, eine Struktur, die der Zeit eine Form gibt und sie vermenschlicht. Andererseits wäre „tack tick“ etwa die Handlung von James Joyce' *Ulysses*, und so war, wie man sich allmählich denken kann, zweifellos der Plot meines *Cabinet*.

Tack tick. Die Arbeit von Barceló war die erste in der Ausstellung, die Materialität über Bild/Figur stellte. Das war buchstäblich ein Abstieg in die katalanische Erde, die Erde, von der ich herkomme. Die Photographie des großen Andreas Gursky war die Kehrseite der warmen und innigen Vision, die ich von meiner Heimatregion hatte, denn es war ein Bild der Erde von hoch oben aufgenommen, aus der Sicht der Engel. In gewisser Weise erinnerte uns Gursky, indem er den Blick aus der Vogelperspektive auf die Ruinen von Theben richtete – das, was man auf seinem Photo sah – an das Relative dieses manchmal bewegenden Gefühls, wenn wir uns unserer eigenen Heimat nahe oder in ihr wähen. Und es erinnerte uns auch daran, daß nach der Tradition der Indianer, die New York vor den New Yorkern bewohnten, die Erde niemandem gehörte und es die Vorstellung von Besitz nicht gab: Die Erde war ein Geschenk der Götter. ♦

AUS DEM SPANISCHEN VON PETRA STRIEN
CABINET D'AMATEUR, UNA NOVELA OBLÍQUA © 2019 BY
ENRIQUE VILA-MATAS, C/O MB AGENCIA LITERARIA S.L.

- 1 Pierre Michon, *Le roi vient quand il veut*, Paris 2016, Albin Michel
- 2 *A Gallery Portrait in Three* by Perec, London 1996, Harvill
- 3 Dora García, *Continuarración. Sobre sueños y crímenes* („Continuarración: Von Träumen und Verbrechen“), Granada 2013, Centro José Guerrero
- 4 Martí Peran schrieb über Carlos Pazos: „Das Werk dieses Künstlers ist das Produkt von Duchamp und des Neo-Dadaismus mit Bezügen zu Warhol, Rauschenberg und der französischen Nouveau-réalisme-Bewegung: Auf diese frühe Faszination für diese Bezüge wird explizit hingewiesen in Ponga un Warhol en su vida („Bringen Sie einen Warhol in Ihr Leben“), eine kleine Arbeit von 1973 ganz im Einklang mit den Prinzipien der zweiten Pop-art-Generation, die dennoch kaum den unmittelbar nachfolgenden Arbeiten von Carlos Pazos voranzugehen scheint, die auf Aktion basierten und sich auf den eigenen Körper und das eigene Erscheinungsbild konzentrierten. Diese wenigen Fakten reichen unserer Ansicht nach, um die Beziehung von Pazos' Werk und den Arbeiten von Richard Hamilton sowie der englischen Pop-Art, die dank der Initiativen von Leuten wie Lanfranco Bombelli in der Galerie Cadaqués in Katalonien bekannt wurde, zu relativieren. Tatsächlich schwankt Carlos Pazos zwischen einer Konstellation diffuser Vorbilder, teils auch aufgrund der Schwierigkeiten, sich umfassend über die Entwicklungen außerhalb Spaniens zu informieren, aber auch aufgrund eines bewußten persönlichen Unbehagens bezüglich der theoretischen und politischen Offenbarungen des Augenblicks. Seine Interessen gehen in eine andere Richtung. Der Schatten von Warhol und Duchamp ist immer gegenwärtig.“ Martí Peran in Carlos Pazos: *No me digas nada* („Erzähl mir nichts“), Barcelona 2007, MACBA
- 5 Rem Koolhaas, *Delirious New York*, Oxford 1978, Oxford UP
- 6 „Wenn in diesem imaginären Tibet, wo die geheimen Zeichen sich niemandem offenbaren, jegliche Literatur aufhören würde zu sprechen, würde das Schweigen fehlen, und dieses Fehlen des Schweigens würde dann vielleicht das Verschwinden des literarischen Wortes aufdecken.“ Maurice Blanchot, *Le livre à venir*, Paris 1959, Gallimard

Enrique Vila-Matas
Bastian Schneider
118, Berlin 2017

Because She Never Asked
New York 2015, New Directions

Dublinesk
Berlin 2013, Andere Bibliothek

Ein Haus für immer
München 1989, Popa

Der einsame Ruhm
121, Berlin 2018

Esta bruma insensata
Barcelona 2019, Seix Barral

Kassel
Eine Fiktion
Berlin 2017, Andere Bibliothek

Marienbad elektrisch
120, Berlin 2018

May y su contratiempo
Barcelona 2017, Seix Barral

Die merkwürdigen Zufälle
des Lebens
Zürich 2002, Nagel und Kimche

Paris hat kein Ende
Zürich 2005, Nagel und Kimche

Risiken und Nebenwirkungen
Zürich 2004, Nagel und Kimche

Theorien loswerden
113, Berlin 2016

Die Zukunft
112, Berlin 2016



J. J. GRANDVILLE (1803–1847) HONORÉ DE BALZAC, KARIKATUR AUS DER „GRANDE COURSE AU CLOCHER ACADÉMIQUE“, 1844 LITHOGRAPHIE (AUSSCHNITT)

DAS KLEINE SOUPER

EINE PHANTASTISCHE ERZÄHLUNG

„Haben die menschlichen Angelegenheiten nicht dasselbe Prinzip?“
Montaigne

MADAME Bodard de Saint-Jame, die Gattin des Generalschatzmeisters der Marine unter Ludwig XVI., war bestrebt, nur hochstehende Personen bei sich zu empfangen, was damals schon genauso lächerlich war wie heute. Für sie waren die Samtmützen¹ des Parlaments bereits nicht der Rede wert, sie wollte in ihren Salons Standespersonen, die in Versailles zumindest die *grandes entrées* hatten und beim morgendlichen Lever des Königs zugegen sein durften. Die Behauptung, daß bei der hübschen Finanzpächterin viele blaue Ordensbänder² ein und aus gingen, wäre eine Lüge. Aber es ist ganz gewiß, daß es ihr gelungen war, die Gewogenheit und die Aufmerksamkeit einiger Mitglieder der Familie von Rohan zu gewinnen, wie dies später die allzu berühmte Halsbandaffäre beweisen sollte.

EINES Abends, es war, glaube ich, am 2. August 1786, war ich sehr überrascht, im Salon dieser Säkelmeisterin, die doch bei Adelsproben so prude ist, zwei neue Gesichter zu erblicken, die mir als *ziemlich schlechte Gesellschaft* erschienen. Sie trat auf die Fensteröffnung zu, in der ich mich mit Absicht eingenistet hatte.

„Sagen Sie mir doch“, bat ich sie und warf einen fragenden Blick auf einen der Unbekannten, „was sind denn das für *Individuen*? Wie kommt so etwas zu Ihnen?“

„Das ist ein reizender Mensch!“

„Sehen Sie ihn durch die Brille der Liebe, oder täusche ich mich?“

„Sie täuschen sich nicht“, erwiderte sie lachend, „er ist häßlich wie eine Raupe; aber ... er hat mir den größten Dienst erwiesen, den ein Mann einer Frau erweisen kann.“

Da ich sie schalkhaft anblickte, fügte sie schleunigst hinzu: „Er hat mich radikal von diesen häßlichen roten Flecken geheilt, die meinen Teint ver-

unstalteten und mich wie eine Bäuerin aussehen ließen ...“

Ich zuckte verstimmt die Achseln und rief aus: „Er ist ein Scharlatan!“

„Nein“, antwortete sie, „er ist der Chirurg der Edelknaben. Er ist sehr geistreich, ich versichere Ihnen, und er hat auch geschrieben. Er ist ein gelehrter Physiker.“

„Wenn sein Stil seinem Gesicht ähnelt ...“, erwiderte ich lächelnd: „Aber der andere?“

„Wer? Welcher andere?“

„Dieser kleine, verkniifene, schmucke, pausbäckige Herr, der aussieht, als hätte er den Saft unreifer Trauben geschluckt.“

„Das ist ein Herr von guter Herkunft“, sagte sie. „Er kommt aus irgendeiner Provinz. Er ist beauftragt, eine Angelegenheit abzuschließen, die den Kardinal betrifft, und Seine Eminenz selbst hat ihn Monsieur de Saint-Jame vorgestellt. Sie haben beide Saint-Jame als Schiedsrichter gewählt. Diesbezüglich hat sich der Provinzler nicht als geistreich

erwiesen. Welche Leute sind albern genug, diesem Mann einen Prozeß anzuvertrauen? Er ist sanft wie ein Schaf und schüchtern wie ein Mädchen. Seine Eminenz macht sich bei ihm beliebt, denn es handelt sich, glaube ich, um 300 000 Livre.“ „Er ist also ein Advokat?“ sagte ich und tat, als zuckte ich vor Entsetzen zusammen.

„Ja“, sagte sie und nahm, über dieses demütigende Eingeständnis beschämt, ihren Platz am Pharo-Tisch wieder ein.

Alle Partien waren vollständig. Ich hatte nichts zu tun und nichts zu sagen, da ich soeben 2 000 Ecus gegen Monsieur de Laval verloren hatte, auf den ich bei einer *Unkeuschen* gestoßen war. Ich wollte mich schon auf eine vor dem Kamin sitzende Herzogin werfen. Wenn es auf dieser Erde jemals einen sehr erstaunten Menschen gab, dann war das ich, als ich gewahr wurde, daß ich auf der anderen Seite der Kaminverkleidung den Generalkontrollleur der Finanzen vor mir hatte. Monsieur de Calonne schien eingenickt zu sein und allen negativen Genüssen der Verdauung hingegeben. Als ich Beaumarchais, der auf mich zukam, auf ihn aufmerksam machte, erklärte mir Figaros Vater oder Figaro in Person dieses Geheimnis, ohne ein Wort zu sagen.

Mit einer recht schelmischen Geste, die darin bestand, mit zwei gespreizten Fingern der Hand auf uns zu zeigen, während die anderen geschlossen blieben, wies er zuerst auf meinen Kopf und dann auf den von Bodard. Ich war sofort versucht aufzustehen, um Calonne etwas Boshafes zu sagen, aber ich blieb: zunächst, weil ich daran dachte, diesem Favoriten einen Streich zu spielen, und dann auch, weil Beaumarchais mich ein wenig allzu vertraut mit der Hand aufhielt. Woraufhin er mit einem Augenzwinkern auf den Kontrollleur deutete und mir zuflüsterte:

„Wecken Sie ihn nicht ... wir sind so glücklich, wenn er schläft!“

„Aber schlafen kann ja auch etwas abwerfen für die Finanzen!“ erwiderte ich.

„Gewiß!“ antwortete der Staatsmann, der uns die Worte von den Lippen abgelesen hatte.

„Gnädiger Herr“, sagte der Theaterautor, „ich muß mich bei Ihnen bedanken.“

„Und warum?“

„Herr Mirabeau ist nach Berlin abgereist. Ich weiß nicht, ob wir in dieser Wasserangelegenheit nicht beide ertrunken wären.“

„Sie haben zu viel *Gedächtnis* und nicht genug Dankbarkeit“, erwiderte schroff der Minister, dem es nicht recht war, eines seiner Geheimnisse vor mir enthüllt zu sehen.

„Das ist durchaus möglich“, sagte Beaumarchais pikiert, „aber ich habe Millionen ...“

Monsieur de Calonne tat, als hörte er ihn nicht ...

ES WAR eine halbe Stunde nach Mitternacht, als die Partien endeten. Man setzte sich zu Tisch. Wir waren zehn Personen, Bodard und seine Gattin, der Generalkontrollleur, Beaumarchais, die Unbekannten, zwei hübsche Damen, deren Namen ich verschweigen werde, und ein Generalpächter, der, glaube ich, Lavoisier hieß. Von den dreißig Personen, die ich beim Eintritt in den Salon getroffen hatte, waren nur diese zehn Tischgenossen geblieben, und die beiden *Individuen* speisten auch nur, weil Madame de Saint-Jame darauf bestanden hatte. Sie glaubte, ihre Schuldigkeit zu tun, indem sie den einen fütterte, und lud den anderen vielleicht ein, um ihrem Gatten zu gefallen, mit dem sie aus mir nicht ganz einsichtigen Gründen kokettierte. Denn letzten Endes war Monsieur de Calonne eine einflußreiche Persönlichkeit, und wenn jemand Grund zum Ärger gehabt hätte, dann wäre das ich gewesen.

Das Souper wurde langsam todlangweilig. Diese beiden Personen und der Generalpächter waren uns ein Dorn im Auge. Also bedeutete ich Beaumarchais mit einer Handbewegung, er solle doch den zu seiner Rechten sitzenden Sohn des

Äskulap betrunken machen, und ich gab ihm zu verstehen, daß ich den Advokaten übernehmen würde. Uns blieb ja nur mehr dieses Mittel, uns zu amüsieren, und es verhielt uns von seiten dieser zwei Männer eine reiche Ernte an Impertinenzen, über die wir uns jetzt schon amüsierten, weshalb Monsieur de Calonne mein Vorhaben mit einem Lächeln begrüßte. Binnen zwei Sekunden schlossen sich die drei Damen unserer bacchischen Verschwörung an. Heftig augenzwinkernd bekundeten sie, daß sie ihre Rollen dabei spielen würden, und der Wein aus Sillery krönte mehr als einmal die Gläser mit seinem silbrigen Schaum. Mit dem Chirurgen hatten wir leichtes Spiel. Doch als ich meinem Nachbarn das dritte Glas einschenkte, antwortete er mit der kalten Höflichkeit eines Wucherers, daß er mehr nicht trinken würde.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Madame de Saint-Jame durch irgendeinen Zufall der Konversation das Gespräch auf die wunderbaren Soupers des Grafen Cagliostro gebracht. Ich achtete nicht allzusehr auf das, was die Hausherrin sagte, denn seit der Antwort, die mir mein Tischnachbar gegeben hatte, beobachtete ich mit unbezähmbarer Neugierde sein zierliches und bleiches Gesicht. Seine Nase war zugleich stumpf und spitz, wodurch er mitunter einem Marder glich. Plötzlich röteten sich seine Wangen, als er hörte, wie Madame de Saint-Jame in gebieterischem Ton zu Monsieur de Calonne sagte:

„Aber ich versichere Ihnen, Monsieur, daß ich die Königin Kleopatra gesehen habe.“

„Ich glaube es Ihnen, Madame!“ antwortete mein Nachbar, „denn ich habe mit Katharina von Medici gesprochen ...“

„Oh, oh!“ rief Monsieur de Calonne aus.

Die Worte des kleinwüchsigen Provinzlers wurden mit einer Stimme ausgesprochen, die einen unbestimmbaren *Schall* besaß, wenn es erlaubt ist, diesen Terminus der Physik zu entlehnen. Diese plötzliche Klarheit der Intonierung bei einem Mann, der bisher so wenig, immer nur leise und mit dem bestmöglichen Ton gesprochen hatte, verblüffte uns zuhöchst.

„Er spricht ja“, rief der Chirurg aus, den Beaumarchais in einen zufriedenstellenden Zustand gebracht hatte.

„Sein Nachbar hat wohl irgendeine Springfeder betätigt“, antwortete der Satiriker.

Mein Mann errötete leicht, als er diese Worte vernahm, obwohl sie nur vor sich hingemurmelt waren.

„Und wie war die verstorbene Königin?“ fragte Calonne.

„Ich würde nicht behaupten, daß die Person, mit der ich gestern gespeist habe, Katharina von Medici selbst war, denn dieses Wunder muß einem Christenmenschen genauso unmöglich erscheinen wie einem Philosophen“, antwortete der Advokat, indem er die Fingerspitzen leicht auf den Tisch drückte und sich zurücklehnte, als setzte er zu einer längeren Rede an. „Aber ich kann beschwören, daß diese Frau Katharina von Medici so sehr geglichen hat, als ob sie Schwestern wären. Sie trug ein schwarzes Samtkleid, das ganz genauso aussah wie dasjenige, welches diese Königin auf dem Porträt trägt, das im Besitz des Königs ist, und die Schnelligkeit der Beschwörung erschien mir um so wundersamer, als der Graf von Cagliostro den Namen der Person, mit der ich zusammen sein wollte, nicht errahnen konnte. Ich war aufs höchste

überrascht. Die Magie dieses Schauspiels, die eines Soupers, bei dem berühmte Frauen vergangener Zeiten erscheinen, nahm mir jegliche Geistesgegenwart. Ich lauschte, ohne Fragen zu stellen. Als ich gegen Mitternacht den Fallen dieser Hexerei entkam, zweifelte ich beinahe an mir selbst. Doch was Ihnen außerordentlich erscheinen wird, ist die Tatsache, daß mir all dieses Übernatürliche natürlich erschien im Vergleich zu der mächtigen Halluzination, die noch vor mir lag. Ich weiß nicht, mit welchen Worten ich Ihnen den Zustand meiner Sinne schildern könnte. Ich besenne nur mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens, daß ich mich nicht mehr wundere, daß es einst Seelen gab, die schwach genug oder stark genug waren, an die Mysterien der Magie und an die Macht des Dämons zu glauben ...“

Diese Worte wurden in einem unglaublich bedröhten Ton ausgesprochen. Sie waren dazu angetan, bei allen Tischgenossen eine exzessive Wißbegierde zu wecken. Alle Blicke richteten sich auf den Redner, und wir erstarrten. Nur unsere Augen verrieten noch Leben, indem sie die flackernden Kerzen der Leuchter widerspiegelten. Wir starrten so sehr auf den Unbekannten, daß uns schien, die Poren seines Gesichts und vor allem die seiner Stirn ließen die Gefühlsbewegung passieren, von der er durchdrungen war. Es gab in diesem anscheinend kalten und steifen Menschen ein geheimes Herdfeuer, dessen Flamme auf uns einwirkte.

„Ich weiß nicht“, fuhr er fort, „ob mir die erschienene Gestalt folgte, indem sie sich unsichtbar machte; aber sobald mein Kopf auf meinem Bett ruhte, sah ich, wie sich der große Schatten von Katharina vor mir erhob. Ich fühlte mich unwillkürlich in einer leuchtenden Sphäre, denn meine Augen, die unerträglich starr auf die Königin gerichtet waren, sahen nur sie. – Plötzlich beugte sie sich zu mir ...“

(Bei diesen Worten entrang sich den Damen eine einstimmige Regung der Wißbegierde.)

„Aber ich weiß nicht“, warf der Advokat ein, „ob ich fortfahren soll. Obwohl ich zu der Annahme neige, daß es nur ein Traum war, muß ich noch etwas Schwerwiegendes sagen...“

„Handelt's sich um Religion?“ sagte Beaumarchais.

„Oder wäre es unanständig, fortzufahren“, fragte Calonne.

„Es handelt sich um das Regieren ...“, antwortete der Advokat.

ANZEIGE

Mehrfach ausgezeichnet mit dem Deutschen Buchhandlungspreis

»Zeit und Raum für Bücher und Gespräche«



artes
liberales
Buchladen
Philosophie, Wissenschaft, Literatur

Wir benötigen Unterstützer, Teilhaber und Mäzene für eine außergewöhnliche, längst anerkannte Buchladen-Gründung: über den Handel hinaus ein Ort der Begegnung, des Gesprächs, der Begeisterung, der wechselseitigen Bereicherung

Sprechen Sie mit uns:

»artes liberales – Buchladen«, Kornmarkt 8, 69117 Heidelberg Altstadt
Clemens Bellut, mobil: 01578 1840 281, Netz: <http://ArtesLiberales.Name>,
mail: Buchladen@ArtesLiberales.Name

Unterstützerkonto »artes liberales - Buchladen«:
Volksbank Kurpfalz, BIC GENODE61HD3, IBAN DE10 6729 0100 0064 3483 10

„Nur zu“, sprach der Minister. „Voltaire, Diderot und Konsorten haben schon recht gut damit begonnen, unsere Ohren zu erziehen.“

Der Kontrolleur wurde ziemlich unaufmerksam, und seine Tischnachbarin, Madame de G. ... ziemlich beschäftigt.

Der Provinzler zögerte noch, aber Beaumarchais sagte in aufforderndem Ton:

„Nur zu, Herr Magister, wissen Sie denn nicht, daß uns die Gesetze so wenig Freiheit lassen, daß wir uns an den Sitten revanchieren ...“

Daraufhin begann der Tischgenosse zu erzählen: „Entweder gärten gewisse Ideen ohne mein Wissen in meiner Seele, oder ich wurde von einer fremden Macht getrieben, denn ich sagte zu ihr: ‘Ach Madame, Sie haben ein ziemlich großes Verbrechen begangen!’“

„Welches?“ fragte sie mit ernster Stimme.

„Dasjenige, für welches die Glocke des Palasts am 24. August das Signal gab ...“

Sie lächelte herablassend, und auf ihren bleichen Wangen bildeten sich einige tiefe Falten.

„Sie nennen das ein Verbrechen!“ antwortete sie. „Es war ein großes Unglück.“

Da das schlecht geführte Unternehmen gescheitert ist, hat sich für Frankreich, für Europa und die Christenheit nicht die Wendung zum Guten ergeben, die wir erwarteten. Die Befehle sind schlecht ausgeführt worden, wir haben nicht so viele Montluc³ angetroffen, wie wir benötigten. Die Nachwelt wird die Tatsache außer Betracht lassen, daß uns die mangelnde Kommunikation hinderte, unserem Werk diese Einheit der Bewegung zu verleihen, die für die großen Staatsstrieche erforderlich ist. Das ist das Unglück. Wenn am 25. August in Frankreich nicht einmal die geringste Spur eines Hugenotten zurückgeblieben wäre, dann hätte ich in der fernsten Nachwelt als ein schönes Bild der Vorsehung überlebt. Wie oft haben mich die scharfsichtigen Seelen von Sixtus V., Richelieu und Bossuet insgeheim angeklagt, mit meinem Unterfangen gescheitert zu sein, nachdem ich es zu planen gewagt hatte! Und wie viele Klagen begleiteten meinen Tod! ... Dreißig Jahre nach der Bartholomäusnacht dauerte die Krankheit noch an. Sie kostete Frankreich zehnmal mehr edles Blut, als es am 26. August 1572 zu vergießen gab. Die Widerrufung des *Edikts von Nantes*, zu deren Ehrung man Münzen prägen ließ, hat Frankreich mehr Tränen, Blut und Geld gekostet und mehr Wohlstand vernichtet als drei Bartholomäus-

Nächte. Letellier⁴ hat es verstanden, mit einem Federstrich voll Tinte das Dekret ins Werk zu setzen, das der Thron insgeheim seit meiner Zeit propagiert hatte. Doch am 25. August 1572 war diese gewaltige Hinrichtung allerdings notwendig. Am 25. August 1585 war sie hingegen unnütz. Unter dem zweiten Sohn von Henri Valois war die Häresie kaum schwanger. Unter dem zweiten Sohn von Henri de Bourbon⁵ hatte sie, als fruchtbare Mutter, ihren Laich auf das ganze Universum losgelassen. Sie klagten mich eines Verbrechens an, und Sie errichten dem Sohn von Anna von Österreich Statuen!“

Bei diesen langsam ausgesprochenen Worten verspürte ich eine Art inneres Schaudern. Ich glaubte das rauchende Blut irgendwelcher Opfer zu riechen. Katharina war größer geworden. Sie stand da wie ein böser Geist, und mir schien, sie wolle in mein Bewußtsein eindringen, um sich dort auszuruhen.“

„Das hat er geträumt“, sagte Beaumarchais leise, „denn er hat es gewiß nicht erfunden!“

„Mein Verstand ist ganz durcheinander!“ sagte ich zur Königin. „Sie rühmen sich einer Tat, die drei Generationen verurteilen, in den Schmutz ziehen und ...“

„Fügen Sie noch hinzu“, fuhr sie fort, „daß alle Federn mir gegenüber ungerechter waren als meine Zeitgenossen. Niemand hat mich in Schutz genommen. Mir, der reichen und souveränen Frau, hat man Ehrgeiz vorgeworfen. Man bezichtigt mich der Grausamkeit, und für die unparteiischsten Köpfe bin ich vielleicht ein großes Problem ... Glauben Sie denn, daß ich von Gefühlen des Hasses beherrscht war? Daß ich nur Rache und Raserei im Sinn hatte?“

Sie lächelt vor Mitleid.

„Ich war besonnen und kalt wie die Vernunft selbst. Ich habe die Hugenotten ohne Mitleid, aber ohne Jähzorn verurteilt. Sie waren die faule Apfelsine in meinem Korb. Als Königin von England hätte ich die Katholiken genauso gerichtet, wenn sie sich aufständisch gezeigt hätten. Um unserer Macht in dieser Zeit ein wenig Leben zu verleihen, durfte es nur einen einzigen Gott im Staat, einen einzigen Glauben und einen einzigen Gebieter geben. Zu meinem Glück habe ich meine Rechtfertigung in einem Spruch zusammengefaßt. Als Birague mir irrtümlich die Niederlage in der Schlacht von Dreux ankündigte, rief ich aus: «Nun, dann laufen wir über und gehen ins Bethaus.» Haß auf die von der Religion! ... Ich schätzte sie und kannte sie nicht. Wenn ich für Männer in der Politik eine Abneigung empfand, dann gegen den feigen Kardinal von Lothringen, gegen seinen Bruder, den brutalen Soldaten. Das waren die Feinde meiner Kinder! ... Ich sah sie Tag für Tag, sie waren mir ein Ärgernis. Hätten wir nicht die Bartholomäusnacht gemacht, dann hätten diese Elenen sie mit der Hilfe Roms und der Mönche ausgeführt. Und die Heilige Liga, die erst in meinem Alter stark war, hätte 1573 begonnen.“

„Madame, warum haben Sie, anstatt diesen entsetzlichen Mord anzuordnen (entschuldigen Sie meine Freimütigkeit), nicht die weitreichenden Mittel Ihrer Politik eingesetzt, um den Calvinisten die weisen Institutionen zu geben, die die Regierungszeit von Heinrich IV. so glorreich und so friedlich machten?“

Sie lächelte wieder, zuckte mit den Achseln, und ihre tiefen

Falten verliehen ihrem bleichen Antlitz einen Ausdruck bitterer Ironie.

„Die Völker“, sagte sie, „brauchen Ruhe nach den erbittertsten Kämpfen, das ist das Geheimnis dieser Regierung. Doch Heinrich IV. hat zwei nicht wiedergutzumachende Fehler gemacht: Er hätte nicht abschwören sollen und auch Frankreich nicht katholisch bleiben lassen, nachdem er selbst es geworden war. Er allein hat sich in der Lage befunden, das Antlitz Frankreichs ohne Erschütterungen zu verändern. Entweder keine Stola oder kein Bethaus. So hätte er denken sollen. In einer Regierung zwei feindliche Prinzipien belassen, ohne etwas, das sie ausgleicht ... das ist das Verbrechen eines Königs! So sät er Revolutionen. Gott allein ist vorbehalten, in sein Werk das Gute und das Böse, die einander ständig gegenüberstehen, einzubringen. Aber vielleicht lag dieser Lehrsatz der Politik von Heinrich IV. zugrunde, und vielleicht verursachte er seinen Tod! ... Es ist unmöglich, daß Sully⁶ nicht einen begehrlchen Blick auf die immensen Güter des Klerus geworfen hat, von denen der Klerus damals nur ein Drittel besaß ...“

Sie hielt inne und schien nachzudenken.

„Aber“, fuhr sie fort, „sind Sie sich im klaren, daß Sie von der Nichte eines Papstes eine Erklärung für ihren Katholizismus verlangen?“

Sie hielt wieder inne.

„Übrigens wäre ich herzlich gern eine Calvinistin gewesen ...“, fügte sie hinzu und ließ sich zu einer Geste der Unbekümmertheit hinreißen. „Würden die herausragenden Männer dieses Jahrhunderts immer noch denken, daß die Religion mitverantwortlich war für diesen Prozeß, den unermesslichsten unter denen, über die Europa gerichtet hat, diese umfassende Revolution, die von kleinen Ursachen gehemmt wird, die sie nicht daran hindern werden, die Welt zu überrollen, da ich sie nicht im Keim erstickt habe. Revolution“, sagte sie und warf mir einen tiefen Blick zu, „die noch immer in Gang ist und die du vollenden können wirst. – Ja, du, du, der du mir zuhörst! ...“

Ich schauderte.

„Was! Keiner hat noch verstanden, daß die neuen Interessen und die alten Interessen nach Rom und nach Luther gegriffen haben wie nach Fahnen! Was! Um einen annähernd vergleichbaren Kampf zu vermeiden, hat Ludwig IX. den Beinamen «der Heilige» verdient, indem er eine Bevölkerung, die um das Hundertfache größer war als die von mir verurteilte, hinter sich versammelt und im Sand Ägyptens im Stich gelassen, und ich! ...“

Aber ich“, sagte sie, „ich bin gescheitert.“

Sie neigte ihren Kopf und blieb eine Weile still. Ich hatte keine Königin mehr vor mir, sondern vielmehr eine dieser antiken Druidinnen, die Menschen opferten und die Seiten der Zukunft aufzurollen wußten, indem sie die Lehren der Vergangenheit ausgruben.

Doch bald richtete sie ihre königliche und majestätische Gestalt wieder auf und sagte:

„Indem Luther und Calvin die Aufmerksamkeit aller Bürger auf die Mißbräuche der römischen Kirche lenkten, ließen sie in Europa eine neue Einstellung zur Nachforschung entstehen, welche die Völker dazu führen mußte, alles prüfen zu wollen. Doch die Prüfung führt zum Zweifel. Anstatt eines Glaubens, der für die Gesellschaften notwendig ist, zogen sie hinter sich und in der Ferne eine philosophische Wißbegierde nach. Die Wissenschaft schwang sich im Glanz der Klarheiten aus dem Schoß der Häresie empor. Ich habe es mitangesehen! ...“

Die Konsequenz der Erfolge, die die Protestanten in ihrem Kampf gegen den Priesterstand erzielt hatten, der bereits beliebter und furchterregender war als das Königtum, bedeutete den Untergang der monarchischen Feudalmacht. Das war nicht mehr und nicht weniger als die Vernichtung dieser drei großen Einrichtungen, auf deren Trümmern alle Bourgeoisien der Welt paktiert hätten. Dieser

ANZEIGE



HEROS, REVOLUTIONÄR, IDOL

Matthias Henke zeichnet das Bild von Beethoven neu und widerspricht in seiner Biografie »vielen gängigen Etikettierungen und Pauschalisierungen Beethovens.«

Reinhold Jaretzky, MDR Kultur

432 Seiten mit Abbildungen und Register Gebunden mit Lesebändchen hanser-literaturverlage.de

HANSER
BUCHER DER SECHS

Kampf war also ein Kampf auf Leben und Tod zwischen neuen Kombinationen und den alten Gesetzen und Glaubensvorstellungen. Die Katholiken waren der Ausdruck der materiellen Interessen des Königtums, der Lehnsherren und des Klerus. Es war ein Duell bis aufs Messer zwischen zwei Riesen, und die Bartholomäusnacht war dabei leider nur eine kleine Wunde. Erinnern Sie sich: Um in einem günstigen Moment einige Tropfen Blut zu sparen, läßt man es später in Strömen fließen. Die Intelligenz, die über einer Nation schwebt, kann ein Unglück nicht verhindern: nämlich dasjenige, nur mehr von seinesgleichen gerichtet zu werden, wenn sie unter dem Gewicht eines Ereignisses zusammengebrochen ist. Wenn mein Name in Frankreich verabscheut wird, dann sind daran die Kleingeister schuld, die dort die Mehrheit aller Generationen bilden. In den großen Krisen, die ich zu erleiden hatte, war herrschen nicht gleichbedeutend mit Audienzen geben, Paraden abnehmen oder Verordnungen unterschreiben ... Ich mag Fehler begangen haben, ich war nur eine Frau. Aber warum hat sich damals kein Mann gefunden, der über seinem Jahrhundert stünde! Der Herzog von Alba war eine Seele aus Bronze. Heinrich IV. ein verspielter Soldat und ein Libertin, der jedoch ein ausgezeichnetes Herz hatte; der Admiral war ein systematischer Starrkopf. Ludwig XI. war zu früh gekommen, Richelieu zu spät. Ob ich nun tugendhaft oder kriminell bin, ob man mir die Bartholomäusnacht zuschreibt oder nicht, ich nehme die Last auf mich. Denn dann werde ich zwischen diesen beiden großen Königen wie das sichtbare Glied einer Kette im Gedächtnis bleiben. Irgendwann einmal werden sich Schriftsteller, die in Paradoxe verliebt sind, fragen, ob die Völker nicht mitunter die Opfer als Täter hingestellt haben. Es wäre nicht zum ersten Mal, daß die Menschheit lieber einen Gott opfert, anstatt sich selbst anzuklagen. Ihr neigt alle dazu, über 200 Bauernlümmele die Tränen zu vergießen, die ihr den Mißgeschicken einer ganzen Generation, eines Jahrhunderts oder einer Welt verweigert, und ihr vergesst, daß die religiöse Freiheit, die politische Freiheit, die Ruhe einer Nation und die Wissenschaft selbst Geschenke sind, für die das Schicksal den Blutzoll erhebt!

„Könnten die Nationen nicht eines Tages billiger zu ihrem Glück kommen?“ rief ich mit Tränen in den Augen aus.

„Die Wahrheiten treten aus ihren Brunnen nur heraus, um in Blut zu baden ... Hat sich das Christentum selbst, das Wesen jeder Wahrheit, da es von Gott kommt, ohne Märtyrer festgesetzt? Ist das Blut nicht in Strömen geflossen?“

Blut! Blut! Dieses Wort drang wie ein Sausen an meine Ohren.

„Hätte also Ihrer Ansicht nach“, sagte ich, „der Protestantismus recht, so zu denken wie Sie?“

Katharina war verschwunden, als ob ein Hauch das übernatürliche Licht gelöscht hätte, das meinem Geist ermöglichte, diese Gestalt zu sehen, die gigantische Ausmaße angenommen hatte. Da fand ich in mir einen Teil meiner selbst, der die gräßlichen, von dieser Italienerin abgeleiteten Ideen übernahm. Ich wachte schweißgebadet und weinend in dem Augenblick auf, in dem mir meine siegreiche Vernunft mit sanfter Stimme sagte, daß weder ein König noch eine Nation das Recht hatten, diese Prinzipien, die eines Volkes von Atheisten würdig waren, anzuwenden.“

„Und wie wird man die einstürzende Monarchie retten?“ fragte Beaumarchais.

„Gott ist da!“ antwortete mein Nachbar.

„Dann“, erwiderte Monsieur de Calonne mit dieser unglaublichen Leichtfertigkeit, die für ihn charakteristisch war, „haben wir das Hilfsmittel, uns dem Evangelium von Bossuet zufolge für die Werkzeuge Gottes zu halten! ...“

Sobald die Damen bemerkt hatten, daß die Angelegenheit eine Konversation zwischen der Königin und dem Advokaten war, hatten sie zu

tuscheln begonnen. Ich habe sogar die Sätze mit Ausrufezeichen weggelassen, die sie in die Rede des Advokaten einwarfen. Worte wie diese drangen jedoch mehrmals an mein Ohr:

„Er ist sterbenslangweilig!“

„Wann wird er wohl aufhören, meine Liebe?“

Als der Unbekannte verstummte, schwiegen die Damen. Monsieur Bodard schlief.

Der beschwipste Chirurg, Lavoisier, Beaumarchais und ich hatten als einzige aufmerksam zugehört, denn Monsieur de Calonne spielte an seiner Nachbarin herum. Die Stille hatte in diesem Augenblick etwas Feierliches. Der Schimmer der Kerzen schien mir eine magische Farbe zu haben. Ein und dasselbe Gefühl hatte uns mit geheimnisvollen Banden an diesen Menschen gefesselt, der mir, was mich betrifft, die unerklärlichen Auswirkungen des Fanatismus vor Augen geführt hatte. Die dumpfe Grabesstimme des Gefährten von Beaumarchais weckte uns.

„Ich habe auch geträumt!“ rief er aus.

Ich blickte nun näher auf den Chirurgen und verspürte unwillkürlich ein Gefühl des Grauens. Sein erdiger Teint, seine zugleich gemeinen und groben Gesichtszüge boten den exakten Ausdruck dessen, was ich mir hier als *Gesindel* zu bezeichnen erlaube.

Einige bläuliche und schwarze Flecken waren über sein Gesicht verstreut wie Spuren von Schlamm, und aus seinen Augen sprühte eine düstere Flamme. Diese Gestalt wirkte vielleicht dunkler, als sie war, aufgrund des Schnees, den das leicht gepuderte Haar auf seinem Schädel aufgehäuft hatte. „Dieser Mann hat wohl mehr als einen Kranken unter die Erde gebracht!“ sagte ich zu meinem Nachbarn.

„Ich würde ihm nicht einmal meinen Hund anvertrauen“, gab er mir zur Antwort.

„Ich hasse ihn unwillkürlich.“

„Und ich verachte ihn.“

„Was für eine Ungerechtigkeit“ ... fügte ich hinzu.

„Oh mein Gott, übermorgen kann er so berühmt werden wie Cécile Volanges“⁷, gab der Unbekannte zur Antwort.

Monsieur de Calonne wies mit einer Handbewegung, die uns zu sagen schien: der da müßte wohl amüsanter sein, auf den Chirurgen.

„Haben Sie auch von einer Königin geträumt?“ fragte ihn Beaumarchais.

„Nein, ich habe von einem Volk geträumt!“ antwortete er mit einer Emphase, die uns zum Lachen brachte. „Ich hatte einen Kranken in den Händen, dem ich am Morgen nach meinem Traum den Oberschenkel abtrennen mußte.“

„Und haben Sie im Oberschenkel Ihres Kranken das Volk gefunden?“ fragte Monsieur de Calonne.

„Genauso war es“, antwortete der Chirurg.

„Ist er nicht amüsant!“ rief die Gräfin von G. aus.

„Ich war ziemlich überrascht“ – sagte der Redner, scherte sich nicht um die Unterbrechungen und schob jede seiner Hände in die Taschen seiner Kleidung – „in diesem Oberschenkel jemanden anzutreffen, mit dem ich reden konnte. Ich hatte die einmalige Fähigkeit, in meinen Kranken eintreten zu können. Als ich mich zum ersten Mal unter seiner Haut befand, erblickte ich eine wunderbare Menge kleiner Wesen, die sich tumelten, dachten und urteilten. Die einen lebten im Körper dieses Mannes und die anderen in seinem Denken. Seine Ideen waren Wesen, die auf die Welt kamen, heranwuchsen und starben. Sie waren krank und fröhlich, gesund und traurig, und ein jedes hatte seine eigene Physiognomie. Sie bekämpften oder liebten einander. Einige Ideen stürzten sich nach draußen, um in der geistigen Welt zu leben, denn ich begriff plötzlich, daß es zwei Welten gab: eine sichtbare Welt und eine unsichtbare Welt; daß die Erde, genauso wie der Mensch, einen Körper und eine Seele hatte. Da

erhellte sich die Natur für mich, und ich würdigte ihre Unermeßlichkeit, als ich den Ozean von Wesen erblickte, die je nach ihren Maßen und Arten überall verbreitet waren und eine einzige lebendige Materie bildeten, von den Marmorstatuen bis hin zu Gott. Ein großartiges Schauspiel! Kurz, in meinem Kranken gab es eine Welt. Als ich mein Skalpell mitten in seinem brandigen Oberschenkel ansetzte, tötete ich tausend dieser Tierchen ... Sie lachen, meine Damen, wenn Sie erfahren, daß Sie den Tieren ausgeliefert sind.“

„Keine persönlichen Anspielungen“, sagte Monsieur de Calonne. „Sprechen Sie für sich und für Ihren Kranken.“

„Mein Mann war entsetzt über die Schreie seiner Tierchen, er litt Höllenqualen und wollte, daß ich meine Operation abbreche. Aber ich machte weiter und sagte zu ihm, daß böartige Tiere bereits an seinen Knochen nagten. Er bäumte sich auf, und das Skalpell drang in meine Seite.“

„Er ist blödsinnig!“ sagte Lavoisier.

„Nein, er ist blau“, antwortete Beaumarchais.

„Aber meine Herrschaften, mein Traum hat einen Sinn“, rief der Chirurg aus.

„Oh, oh!“ rief Bodard, der aufwachte, „mir ist das Bein eingeschlafen.“

„Monsieur“, sagte seine Gattin zu ihm, „Ihre Tiere sind tot.“

„Dieser Mann hat eine Berufung!“ rief mein Nachbar aus, der den Chirurgen, während er sprach, ständig angestarrt hatte.

„Es ist der von Monsieur“, fuhr der häßliche Tischgenosse fort, „was die Tat zum Wort, was der Leib zur Seele ...“

Doch die Zunge klebte ihm am Gaumen, und er faselte nur mehr unverständliche Worte.

Zum Glück für uns nahm das Gespräch eine andere Wendung, und nach einer halben Stunde hatten wir den Chirurgen der Edelknaben, der schlief, vergessen. Der Regen fiel in Strömen, als wir uns vom Tisch erhoben.

„Der Advokat ist nicht so blöd“, sagte ich zu Beaumarchais.

„Na ja, er ist plump und kalt; aber Sie sehen, daß es in der Provinz noch anständige Leute gibt, die die politischen Theorien und die Geschichte Frankreichs ernst nehmen. Das ist eine Hefe, die noch gären wird.“

„Haben Sie Ihren Wagen?“ fragte mich Madame de Saint-Jame.

„Nein“, antwortete ich schroff, „ich wußte nicht, daß ich ihn heute Abend anfordern sollte ... Soll ich vielleicht den Kontrolleur nach Hause bringen? Ist er etwa auf Schusters Rappen gekommen?“

Sie entfernte sich rasch, klingelte und verlangte den Wagen von Saint-Jame. Dann nahm sie den Advokaten beiseite und sagte zu ihm: „Monsieur de Robespierre, seien Sie doch so nett und bringen Sie Monsieur Marat nach Hause. Er kann nicht mehr stehen ...“ ◆

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON DIETER HORNIC

1 getragen vom Kanzler, den Gerichtspräsidenten und den ehemaligen Parlamentspräsidenten

2 gemeint sind die Mitglieder des Ordens vom Heiligen Geist.

3 Jean de Montluc (1508–1579), Kleriker, Diplomat, Politiker, Berater von Katharina von Medici und Autor einer Apologie des Massakers der Bartholomäusnacht.

4 Michel Le Tellier (1603–1685), Kanzler Ludwigs XIV., der die Widerrufung des *Edikts von Nantes* (1685) mit unterschrieb.

5 Der zweite Sohn von Henri de Valois (=Heinrich II.) ist Karl IX. (1550–1574), unter dessen Herrschaft das Massaker der Bartholomäusnacht, auch „Pariser Bluthochzeit“ genannt, stattfand. Der zweite Sohn von Henri de Bourbon (=Heinrich IV.), Monsieur d'Orléans, starb im Alter von vier Jahren. Es kann nur sein erster Sohn gemeint sein, Ludwig XIII. (1601–1643).

6 Maximilien de Béthune, Herzog von Sully (1559–1641), protestantischer Heerführer, Berater von Heinrich IV. und für die Finanzen des Königreichs zuständig.

7 Gemeint ist vermutlich die Figur Cécile (de) Volanges aus Choderlos de Laclos' Briefroman *Les Liaisons dangereuses*.



KARL WETZIG BERUFSVERKEHR, GONDAR, ÄTHIOPIEN ALLE BILDER VOM AUTOR

UNTER CHRISTEN GEFALLEN

IM LAND DER SCHÖNEN DUNKLEN GESICHTER – EIN ÄTHIOPISCHES TAGEBUCH

DUNKELGRAUE Morgendämmerung, klammer Nebel, 13 Grad: *Welcome to Africa!*

Nur neun Breitengrade vom Äquator entfernt hätte man sich das Wetter anders vorgestellt, aber wir sind auf 2 700 Metern Höhe gelandet, in Addis Abeba, der Hauptstadt Äthiopiens.

Die Höhe ist auf dem Rundgang durch die hügelige Stadt zu spüren. Auf längeren Anstiegen gerät man außer Puste, zudem sind wir im höher gelegenen Norden der Stadt untergekommen, auf halbem Weg zum über 3 000 Meter hohen Hausberg Entoto.

In Teheran lassen sich Reichtum und Sozialstatus der Bürger aus den Höhenmetern ihrer Wohnungen ableiten. Je weiter oben sie im Norden am Hang zum Elburz wohnen, desto wohlhabender die Familie. In Addis Abeba bevorzugen die Reichen den flacheren Süden, die Armen dürfen ihre Hütten an die Hänge kleben wie die Favelas in Rio.

DO IT YOURSELF

Wir haben also nicht gerade ein Nobelviertel erwischt. Bürgersteige, Kanalisation? *Who cares?* Es herrscht der Architekturstil eines Minimalismus fensterloser Lehmhütten mit rostigen Wellblechdächern und Fußböden aus gestampfter Erde vor, umgeben von Zäunen aus Wellblech oder Holzflöcken. Manche Familien versuchen der Straße

ein Vorgärtchen mit wenigen blühenden Sträuchern abzutrotzen.

Unsere Unterkunft ist von der lauten Straße durch eine Mauer abgeschieden. Es ist der einzige Luxus der niedrigen Hütte mit schimmelfeuchten Zementwänden unter einem schrägen Wellblechdach, von dem zwei nackte Energiesparlampen hängen. Immerhin gibt es eine Küche, das heißt einen Zweiplattenkocher, und ein Bad, will sagen eine rostige Duschtasse mit lauem Rinnsal aus einem verkalkten Duschkopf. Daß die Sperrholzwand, die das Bad abtrennt, von Termiten aufgefressen wird, hatten wir bei der Besichtigung gesehen. Daß die Matratze von Bettwanzen bewohnt wird, ahnten wir nicht. Wir sind dem durchschnittlichen Lebensstandard auf der Welt nähergekommen.

In einer Seitenstraße wohnen viele Taxifahrer, sie gleicht einer einzigen, langgestreckten Autowerkstatt unter freiem Himmel mit selbstgeschmiedeten Ersatzteilen für uralte, von Hand einheitlich blau-weiß gestrichene russische Ladas aus den Achtzigern oder Siebzigern, deren Zustand jeder Beschreibung spottet. Abmontierte Ölwannen, Batterien, alte Reifen, ausgebaute Kühler, bis aufs letzte Zahnrad zerlegte Getriebe. Die Ökonomie des kleinen Mannes hier ist eine des Improvisierens und Reparierens von allem, was sich irgendwie reparieren läßt, und der Wiederverwertung. Ein Bündel Holzplatten übrig? Daraus läßt sich ein Bettgestell bauen. Ein

paar Meter Aluminiumträger? Schon faucht die Schweißflamme, um eine Gittertür für den Laden nebenan zu schweißen. Aus den Getriebeteilen des nicht mehr zu rettenden Busses kann man Handeln fürs Krafttraining machen und verkaufen. Die ölig grauschwarz wallenden Abgaswolken, welche die durch eine solche „Reparier-es-selbst-Ökonomie“ am Laufen gehaltenen Autos ausstoßen, lassen die Diskussion über Dieselfahrverbote in deutschen Städten weltfremd erscheinen. Aber unsere Verhältnisse an den hiesigen zu messen oder umgekehrt, wäre absurd.

FALSCHER EINGANG

Auf unserem ersten Sonntagsspaziergang möchten wir in der „Neuen Blume“ (Addis Abeba) nach staubigem Asphalt einmal unter blühenden Jacarandas und anderen Tropenbäumen lustwandeln. Also steuert meine Afrika-Expertin auf einen grünen Hügel zu und achtet der Panzersperren nicht, die eine der Zufahrten blockieren. Mir waren die dunklen Männlein in Tarnanzügen mit roten Fliegenpilzmützchen aufgefallen, die im Schatten der Bäume herumlungerten. Ihr nicht. Als sie ihren Rucksack abnimmt, um den Stadtplan zu konsultieren, erhebt sich einer der Uniformierten und kommt im Laufschrift auf uns zu, die Kalaschnikow hüpfert einsatzfreudig auf seiner Schulter. Doch der Herr der Kugelspritze mag nicht glauben, daß die weiße Frau gleich einen Sprengsatz aus ihrem



ORTHODOXE PRIESTER TANZEN ZUM TIMKAT-FEST, ADDIS ABEBA

Rucksack ziehen wird, und es geschieht etwas Unerwartetes. Der Soldat bleibt drei Schritte vor uns stehen, salutiert formvollendet und streckt mir die Hand hin, die ich erleichtert schüttele. Um uns beiden aus der Verlegenheit zu helfen, frage ich, wo der nächste öffentliche Eingang zu dem Park hinter ihm sei.

„But, Sir, this is Prime minister's office, Sir.“

Aha! Ich bekenne, daß wir uns wohl in der Hausnummer geirrt haben, und er zeigt uns erleichtert, in welche Richtung wir uns wenden sollen. Zum Abschied salutiert er wieder.

Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte Äthiopiens junger Premier Abiy Ahmed seinen nächsten Coup gegen das alte Establishment gelandet und guten Grund, sich von seiner Garde beschützen zu lassen. Er hatte den stellvertretenden Geheimdienstchef und sechzig Mitglieder von Geheimdienst und Militär wegen Bestechlichkeit und Menschenrechtsverstößen verhaften lassen. Laut Generalstaatsanwalt hatte hinter dem Attentatsversuch auf den Ministerpräsidenten bei einer Großveranstaltung im letzten Juni die Spitze des Geheimdiensts gesteckt.

Jemand, der als *Homo novus* an die Schalthebel der Macht gesetzt wird und dort wider Erwarten derjenigen, die ihn dorthin befördert haben, alte Verhältnisse von Grund auf zu verändern versucht, bringt etablierte Machteliten gegen sich auf. Was in solchen Fällen passieren kann, konnte man bei Evo Morales in Bolivien sehen oder zuvor bei Zoran Đinđić in Serbien.

Abiy Ahmed, dessen Konterfei auf Taxis, LKWs, Privatfahrzeugen und Tuktuks in Äthiopien klebt und der von der einfachen Bevölkerung noch erwartungsvoll fast wie ein zweiter Messias verehrt wird, hat sich mit überraschenden und blitzschnell umgesetzten politischen Entscheidungen mächtige Feinde geschaffen.

UNTER GEIERN

Unser Zimmer weist nach Osten, jeden Morgen ergießt sich kurz nach sechs orangefarbenes Licht in den Raum wie flüssiges Gold. Die Luft ist in diesen frühen Stunden so taufisch wie an einem Herbstmorgen in Deutschland, erwärmt sich aber im Viertelstundentakt.

Das Klima könnte kaum annehmlicher sein als hier im äthiopischen Hochland. Wenn die Stadt nicht wäre. Ihre Ausdünstungen vernebeln alles, die Menschen, die uns auf ihrem morgendlichen Weg zur Arbeit entgegenkommen, werden von den Abgasen in bläuliche Silhouetten verwandelt. Viele von ihnen sind versehrt. Etliche schleppen sich infolge einer Kinderlähmung auf Krücken durchs Leben, auch andere Verkrüppelungen und Amputationen sind häufig. Zahlreicher noch scheinen die Blinden, überall tappen Stöcke übers Pflaster, tasten sich Menschen in Lumpen mit grotesk gereckten Köpfen und leeren Augenhöhlen durch den Verkehr und betteln. Insbesondere vor den Kirchen schlafen obdachlose Bettler unter einer Plane, einem Mantel oder einem Sack und leben von Almosen. Wie gut, daß die Kinder so ahnungslos über ihre Lage sind und das Lachen noch nicht verlernt haben.

Wo unsere Straße in eine dichter befahrene mündet, haben Unbehaute eine Bushaltestelle zum Zentrum eines Hüttendorfs aus Brettern, Blechkanistern und Plastikplanen gemacht. Dort sehen wir, wozu alte Menschen stabile Stöcke brauchen: um sich daran festzuhalten und wiederaufzurichten, wenn sie in aller Öffentlichkeit auf der modderigen Müllhalde ihres Slums kauern ihre Notdurft verrichten müssen. Ein unwürdiger, deprimierender Anblick.

Gleich dahinter hockt auf der Mauer eines Bachlaufs eine Reihe Geier. Für uns kommt es dar-

auf an, über Gewissen und Bestürzung eine genügend dicke Hornhaut wachsen zu lassen, ohne die man das allgegenwärtige Elend schwer ertragen kann. Der tägliche Weg an den Geiern vorbei wird dazugehören.

WEISHEIT AUS FURCHT?

Schon weit vor dem Morgenlicht setzt das laute Singen und Beten der christlichen Geistlichkeit ein, das, von Lautsprechern schnarrend und scheppernd verstärkt, selbst einen Tiefschläfer unbarmherzig aus den Träumen reißt. In keinem islamischen Land bisher habe ich einen Muezzin so ausdauernd singen gehört wie die orthodoxen Poppen Äthiopiens, in einer längst ausgestorbenen Kirchensprache, von der bis auf einige Hohepriester seit dem 13. Jahrhundert kaum ein Äthiopier je ein Wort verstanden hat. Außer mir scheinen diese Litaneien niemanden zu stören, die Menschen hier müssen in den Beschwerlichkeiten ihres Alltagslebens Geduld erlernen, und die Mehrheit ist von unhinterfragter Gläubigkeit durchdrungen.

Äußere Formen christlicher Frömmigkeit prägen den Alltag. Kein Taxifahrer passiert eine Kirche, ohne die Mütze abzunehmen und sich in voller Fahrt mehrfach zu bekreuzigen. Straßenjungen stoppen den Ball und schlagen das Kreuz, bevor sie den nächsten Paß schlagen. Passanten fallen vor Kirchen auf die Knie, rutschen bis zur Umfassungsmauer und küssen ihr spektakuläres Gemäuer voll inbrünstiger Ehrfurcht.

Karl Wetzig
Der helle Tod
48, Berlin 2000

Kein Land für furchtsame Herzen
33, Berlin 1996

Mein Island
Hamburg 2017, mare

Neuseeland
München 2009, Bruckmann

Norden! Was'n Wort
75, Berlin 2006

Sagenhaftes Island
Eine Reise zu mythischen Orten auf der Insel des Nordens
München 2019, Frederking & Thaler

Windzeit, Wolfszeit
Berlin 2011, Verbrecher

Der Tupilak des Fusels
40, Berlin 1998



KARL WETZIG KINDERARBEIT, EINE SELBSTVERSTÄNDLICHKEIT IN ÄTHIOPIEN (OBEN), KHATBERAUSCHT IN HARAR (MITTE), AUSRUHEN VOM VIEHHÜTEN

Furcht ist das richtige Wort, hier wie überall, wo ein Klerus, welcher Konfession auch immer, Macht über Köpfe und Gewissen ausübt. Auf dem Torbogen über dem Eingang zur Missionsschule prangt es schwarz auf weiß: „*The fear of the Lord is the beginning of wisdom.*“ – Furcht als Beginn von Erkenntnis und Weisheit. Das darf man doch nicht jungen Menschen einbleuen, deren wißbegieriger Verstand zu eigenem Denken erwachen will.

Von der Mauer einer weltlichen Schule schräg gegenüber tönt trotzig das Gegenprogramm: „*Knowledge is power. Learning is the key.*“

Heute feiert der Patron der Kirche sein Fest. Von oben, unten und aus den Seitenstraßen strömen in weiße Mulltücher gehüllte Frauen zusammen. Auf den Bürgersteigen ist kein Durchkommen mehr, man weicht auf die Fahrbahn aus, auch für Autos wird es eng. Die Rinnsteine säumen Jammergestalten ärmster Bettler in löchrigen Lumpen, die Holzkreuze und Kerzen verkaufen, wobei die „Kerzen“ aus Bündeln gedrehter Baumwollfäden bestehen, die mit einer hauchdünnen Wachs-schicht überzogen sind. Über allem dröhnt der Sermon eines Priesters, der vor dem Portal der Kirche unter einem Baldachin aus falschem Goldbrokat steht und den Gläubigen aus seiner erhöhten Position dem Tonfall nach die Höllenqualen des Fegefeuers ausmalt. Ähnlich stelle ich mir die Volksfrömmigkeit in Europa vor der Aufklärung vor.

DIE KARTE AN DER WAND

Am nächsten Morgen. Ein Notizbuch auf dem Tisch vor mir, der Computer nutzlos. Der Stromausfall vom Vorabend hält an. Die Missionsschule der Evangelikalen nebenan hat ihren eigenen Generator, und so rockt Leonhard Cohen *Hallelujah* als Aufmunterungshymne für die kleinen Schüler und Schülerinnen, die in ihren rosa oder blauen, meist zu großen Uniformen, die sie von älteren Geschwistern übernommen haben, zur Schule streben. Bald wird die Sirene heulen, dann der Rektor mit ernster Stimme vor der angetretenen Jugend seine Tagesansprache durch den Lautsprecher verlesen.

Die Sonne steht noch so tief, daß schräge Strahlen durch das Fenster unserer Behausung fallen. Das filigrane Schattenmuster der vergilbten Gardine weht über die kahle Wand. Mein Blick gleitet auf ihr nach unten. Es ist alles noch da, was ich gestern bei Kerzenschein entdeckt habe: Höhenlinien, Berge und Schluchten, verästelte Flußläufe mit dunklen Galeriewäldern, ein ausgetrockneter Salzsee mit weißen Verkrustungen – die Landkarte der Schimmelflecken auf der Zimmerwand, zugleich eine imaginäre Landkarte Äthiopiens und ein Muster meiner disparaten Aufzeichnungen.

HERODOTS DUNKLE VÖLKER

„*Zeus ging gestern zum Mahl der untadeligen Äthiopen*“, berichtet die Nymphe Thetis ihrem Sohn Achilles im ersten Gesang der *Ilias*. Als untadelig galten die Menschen mit dem befremdlichen Namen aus dem fernen Land im Süden. Er ist eine griechische Fremdbezeichnung und bedeutet „*verbrannte Gesichter*“. Im elften Gesang der *Odyssee* erklärt Homer den ritterlichen Äthiopier Memnon, der sich als Lieblingssohn der Morgenröte Eos mit König Priamos' Bruder Tithonos einmal den Wagen seines Onkels Helios leihen durfte, damit aber der Sonne zu nah kam und sich an ihr das Gesicht verbrannte, als den „*schönsten der Feinde*“. Und Andromeda, deren Mutter Kassiopeia sich rühmt, schöner als alle Nymphen zu sein, hat einen Äthiopier, König Kepheus, zum Vater.

Natürlich wollte der stets wißbegierige Herodot mehr über dieses anerkannt schöne Volk mit den dunklen Gesichtern in Erfahrung bringen und fuhr nach Ägypten und den Nil aufwärts bis zur Insel Elephantine, wo ein Katarakt die Weiterfahrt sperrte. „*Oberhalb davon wohnen schon Äthiopier*“,

verkündet er im zweiten Buch seiner *Historien*. Doch weil es im Fluß so viele Felsen und Klippen gebe, daß man zu Schiff nicht durchkomme, müsse man vierzig Tagesreisen zu Fuß zurücklegen, bis zu einer Stadt namens Meroe, „und das soll die Hauptstadt von ganz Äthiopien sein.“

Meroe war allerdings die Hauptstadt des alten Reichs von Kusch, dem an Ägypten grenzenden Nubien im Nordsudan. Die Benennung „Äthiopier“ ist bei Herodot weit gefaßt und bezeichnete vielleicht alle Völker, die dunkler waren als die Ägypter und weiter südlich von ihnen lebten. Im Hochland des heutigen Äthiopien lag das stark vom Königreich Saba im nördlichen Jemen beeinflusste Reich Da'amot, das um die Zeitenwende durch das – Tigray und Eritrea bis zur Küste des Roten Meeres umfassende – Reich von Aksum abgelöst und auf arabisch Hasbasha genannt wurde, woraus sich der Name „Abessinien“ herleitet.

DIE BEINE DER KÖNIGIN

Die zum nationalen Selbstverständnis der Äthiopier gehörende Legende, ihr erster König, Menelek I., sei im zehnten vorchristlichen Jahrhundert ein Sohn des biblischen Königs Salomo und der Königin von Saba gewesen, ist eine wohl erst im 10. Jahrhundert nach Christi in Umlauf gebrachte Erfindung zur Legitimierung der kaiserlichen Dynastie der Salomoniden, die behauptete, in direkter Linie von dieser an Prominenz nicht zu überbietenden Verbindung abstammen.

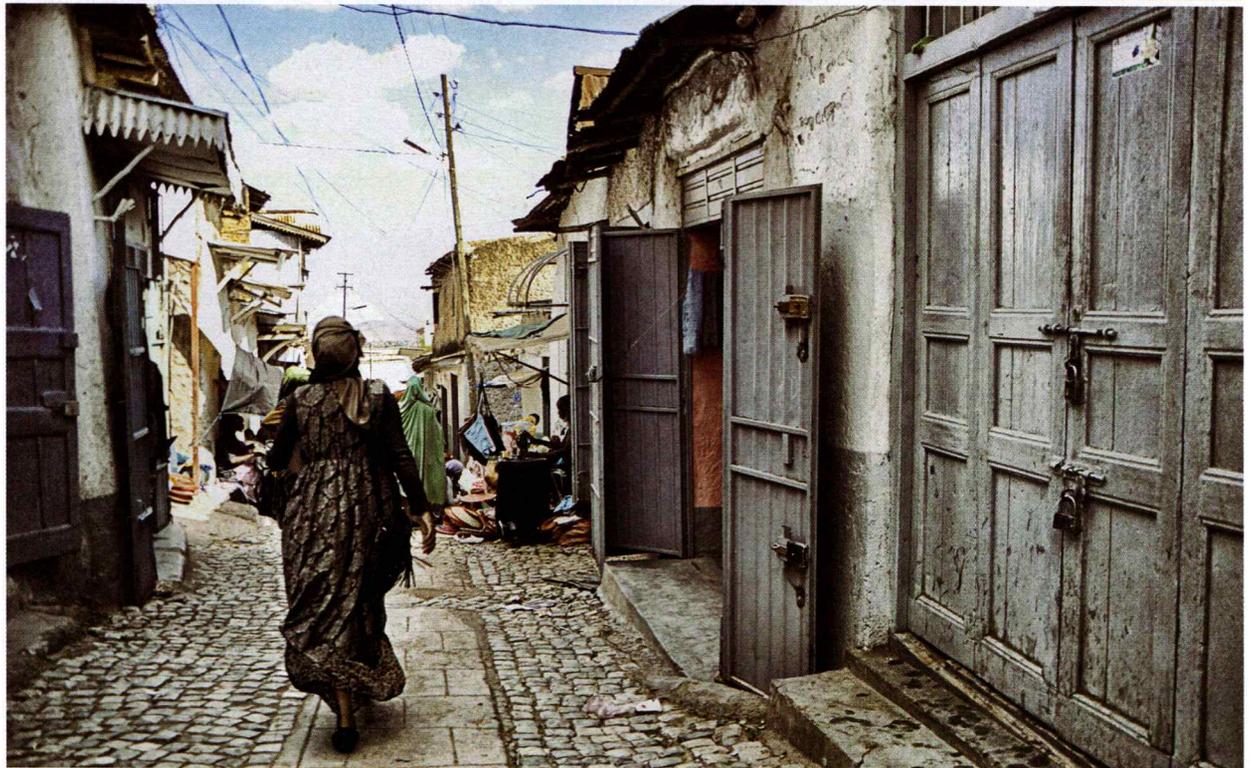
Schon der um die gleiche Zeit in Bagdad lehrende persische Historiker Muhammad at-Tabari (839–923) hat die Annahme einer Verbindung Salomos mit der Königin von Saba widerlegt. Man habe eine solche am Hof Salomos durchaus befürchtet, erklärte er, doch hätten Dämonen daraufhin das Gerücht gestreut, die Königin habe behaarte Beine. Damit, soviel war für den womöglich sassanidisch behaarten Perser klar, hatte sie für den weisen Salomo jegliche Anziehungskraft verloren.

Ich sitze im Shop einer Telefongesellschaft, um mein Datenguthaben aufzustocken. Vor mir rutschen zwei junge Männer Sitzplatz um Sitzplatz weiter, wenn jemand vor ihnen an die Reihe kommt. Wir bewegen uns langsam von Platz zu Platz. Sie sprechen mich an: „Woher“, „wohin“, „wie lange?“ Einer erkundigt sich, ob ich schon Lucy besichtigt hätte, das Skelett der ältesten Hominidin, die in Äthiopien ausgegraben wurde. Ja, zumindest die ausgestellten Repliken ihrer Knochen. Und? Ob ich beeindruckt gewesen sei? „Nun ja, sie war ziemlich klein“, sage ich. Woraufhin wie aus der Pistole geschossen die Frage folgt, auf die sie es eigentlich angelegt haben: „Sind Sie Darwinist oder Kreationist?“

Nun entspinnt sich ein Gespräch über Glauben und Wissenschaft und wer überzeugendere Argumente habe. Darwins *Entstehung der Arten* sei schließlich über 150 Jahre alt, und selbst die Wissenschaft habe nachgewiesen, daß er nicht in allem recht gehabt habe, trumpft der eine auf. Aha, das Alter einer Schrift ist ein Einwand gegen ihre Glaubwürdigkeit? Wie alt ist die *Bibel*? Und wie alt die Erde laut *Bibel*? 6 000 Jahre? – „Mittlerweile 8 000“, korrigiert mich der andere. „Und wie alt ist Lucy?“ frage ich. Wir sitzen inzwischen vorn, die beiden kommen an die Reihe. Der eine faßt ihre Haltung so zusammen: Lucy sei wichtig für Äthiopien, sie bringe Touristen und Devisen. Persönlich glaube er jedoch eher der *Bibel*. Mit solch pragmatischer Religiosität läßt sich auskommen.

FÜR BROT ANSTEHEN

„Im allgemeinen stellt man sich das Reisen als eine Ortsveränderung vor. Das ist zu wenig. Eine Reise vollzieht sich sowohl im Raum wie in der Zeit und in der sozialen Hierarchie (...). Während eine Reise uns Tausende von Kilometern hinwegträgt, läßt sie uns gleichzeitig einige Stufen der sozialen Hierarchie hin-



KARL WETZIG AUF DEM WEG ZUM MARKT IN DEN BALE-BERGEN (OBEN), MAKINA GIRGIR, STRASSE DER NÄHMASCHINEN, HARAR (MITTE), STRASSENCAFÉ, ADDIS ABEBA

William Dalrymple
The Anarchy
The Relentless Rise of the East
India Company
London 2019, Bloomsbury

Ennio Flaiano
Alles hat seine Zeit
Zürich 1977, Manesse

Aidan Hartley
The Zanzibar Chest
London 2003, Harper Collins

Ryszard Kapuściński
König der Könige
Eine Parabel der Macht
Frankfurt/M 1984, Eichborn
(The Emperor
London 1983, Quartet Books)

Claude Lévi-Strauss
Taurige Tropen
Frankfurt/M. 1978, Suhrkamp

Volker Matthies
Unternehmen Magdala
Strafexpedition in Äthiopien
Berlin 2010, Christoph Links

Richard Pankhurst
State and Land in
Ethiopian History
Addis Abeba 1966, Inst. of
Ethiop. Studies, Haile Selassie I.
University

Gérard Prunier
Understanding Contemporary
Ethiopia
Monarchy, Revolution and the
Legacy of Meles Zenawi
London 2015, Hurst

Evelyn Waugh
Remote People
London 1931, Penguin

auf- oder hinabsteigen. Sie versetzt uns nicht nur an einen anderen Ort, sondern auch in eine andere Klasse.“

Claude Lévi-Strauss, *Taurige Tropen*. Ich habe den Klassiker eingesteckt, weil ich mir dachte, Äthiopien sei ein geeignetes Land, ihn endlich zu lesen. Addis Abeba ist keine Stadt, in der es sich unbekümmert lebt, keine anmutige, helle Stadt mit flirrender Atmosphäre, durch deren breite, baumbestandene Boulevards man leichtfüßig dahintanz. Es fehlt schon an Boulevards. Wie an so vielem anderen.

Die meisten Fußgänger gehen langsam, als trügen sie eine Last die ansteigenden Straßen hinauf. Dabei bücken sie sich unter den Wäscheleinen der in Wellblechverschlägen auf dem Bürgersteig Hausenden hindurch, überschreiten aus verstopften Gullis quellende stinkende Abwasserbäche, weichen dem auf Säcken ausgebreiteten Ramsch fliegender Händler aus und den flachen Haufen schmutziger Decken, grau wie der Asphalt, unter denen tagsüber Obdachlose dösen, die nachts vor Kälte keinen Schlaf finden.

Eine hochgewachsene, schmale Frau kommt mir auf der Straße entgegen, und ich Ahnungslos bewundere ihre gertenschlanke Gestalt. (Aus ärm-

sten Kleidern blicken einen hier Frauen an mit Gesichtern wie dunkle Pharaoninnen.)

An der nächsten Ecke hocken vier junge Männer beieinander. Schulter an Schulter schirmen sie ab, worüber sie sich gierig beugen. Ich frage mich, ob sie an Stoff gekommen sind und spähe über ihre Schultern. Zwischen ihnen liegt eine aufgerissene Plastiktüte mit weggeworfenen Essensresten. Diese Menschen hungern. Was andere wegwerfen, ist ihre einzige Nahrung. Taurige Tropen. „Was uns die Reisen in erster Linie zeigen, ist der Schmutz, mit dem wir das Antlitz der Menschheit besudelt haben (...). Das Paradies des Menschen, das Kolumbus zu erblicken wähnte, setzt sich fort im süßen Leben, das nur den Reichen vorbehalten ist, und geht zugleich daran zugrunde.“

Wenn ich kurz nach Sonnenuntergang in das Armenviertel Shiromeda hinaufgehe, um mich in die Schlange vor dem Bäckerladen einzureihen, wo es um diese Zeit frisch gebackenes, einfaches Weißbrot für umgerechnet fünf Cent das Stück gibt, fordern mich jedesmal Mitwartende auf, an allen vorbei zur Theke vorzugehen. Ich lehne dankend ab, bis mich jemand am Ärmel zieht und nach vorn zur Kasse führt. Das finden alle in Ordnung und lächeln. – Ich stelle mir vor, wie es einem schwarzen Touristen ergeht, wenn er in Chemnitz eine Bäckerei voller wartender Deutscher betritt.

EIN ZWEITES JERUSALEM

Wir verlassen die Hauptstadt für eine Reise in den Norden. Die Berge um Lalibela erwecken den Eindruck, einst ein einziges, großes Tafelland gewesen zu sein, in das reißende Wassermassen von Millionen Regenzeiten tiefe Schluchten gewaschen haben. Die Hochebenen sind weitgehend entwaldet, die Hänge von Lalibela jedoch von Bäumen begrünt, unter ihnen uralte Ölbäume.

„Wir wissen aber nicht mehr, wie man Oliven kultiviert“, sagt Mareg, unser Führer, dem es eine Frage von Nationalstolz zu sein scheint, daß äthio-

pische Männer sich nicht überarbeiten. „Wir trinken mehrfach am Tag Kaffee mit Freunden, aber wir waschen nicht einmal unsere Tassen ab, denn wir sind die Bosse.“

Auch sonst ist Mareg nicht scheu, aus dem äthiopischen Nähkästchen zu plaudern. Er kommt von den Bergen, wo seine Eltern auf einem kleinen Bauernhof mit Hühnern, Schafen, Ziegen und Eseln leben. Er hat zehn Geschwister. Diese Kinder in die Welt zu setzen sei das elterliche Hauptanliegen gewesen. Ob sie zur Schule gingen, habe sie sowenig interessiert wie ihre Kleidung oder Hygiene. Überhaupt wasche man sich in den Bergen eher selten ...

Sein Bericht zeichnet ein so tristes Bild von Rückständigkeit, wie man es sich als Außenstehender nicht zu skizzieren erlauben würde.

Ja, der Tourismus, der überall in Lalibela neue Hotels aus dem Boden stampfte, habe vieles verändert. Aber nicht alle seien damit einverstanden, so Mareg. Besonders die Älteren seien erzürnt, daß sie aus dem Ortskern verdrängt würden. Doch wütend seien sie nicht etwa auf Spekulanten und steigende Preise, sondern darüber, daß sie von ihren neuen Wohnungen aus einen weiteren Weg zur Kirche hätten.

Dabei mangelt es in Lalibela weiß Gott nicht an ihnen. Elf dieser Kirchen, von oben nach unten aus Felsen herausgemeißelt, zählen zu den größten von Menschen aus Stein gehauenen Strukturen der Welt.

1187 fiel Jerusalem, die heiligste Stadt der Christenheit, in die Hände der Ungläubigen unter Führung des Teufels in Menschengestalt, Yusuf bin Ayyub, der sich selbst Salah ad-Din, „Heil des Glaubens“, nannte. Auch im drittältesten aller christlichen Reiche, in Äthiopien, fürchtete man, in Zukunft nicht mehr zu den heiligsten Stätten der Christenheit pilgern zu können. Da erschien dem König Lalibela Gott im Traum und befahl ihm, auf dem von hohen Bergen umschlossenen Plateau von Roha ein zweites Jerusalem zu erbauen. Und Lalibela ließ westlich des kleinen Flüsschens, das fortan Yordanos hieß, das Grab Adams und das Grab Jesu, eine Sinai- und eine Golgatha-Kirche und weitere Kirchen nach indischem oder kleinasiatischem Vorbild aus dem weichen Tuffgestein meißeln.

Diese Anlage war keine Schöpfung aus dem Nichts. Vorangegangene äthiopische Könige schon hatten steinerne Burgen bezogen, und die ältere Gruppe der Kirchen im Osten Lalibelas wird von Archäologen als die ursprüngliche, im 11. Jahrhundert angelegte Festung der Zagwe-Könige angesehen, deren durch Tunnel verbundene Gebäude erst später zu Kirchen umgewidmet wurden.

Das Innere dieser künstlich geschaffenen Höhlenkirchen hat wenig zu bieten. Das Allerheiligste bleibt zudem den Augen gewöhnlicher Sterblicher vorenthalten. Allein die Priesterschaft mit ihren weißen Kopfverbänden darf hinter die mottenzerfressenen Vorhänge schauen.

Die Kirchen Lalibelas sind kaum ausgemalt, ansonsten wären wir – mit dem Erklären und Auslegen der Bilder durch unseren Führer – an diesem Tag nicht einmal zur Hälfte durchgekommen.

„Wir lernen lesen anhand der Bibel. Die ersten vier Schuljahre haben wir in der Schule kein einziges anderes Buch gesehen als die Bibel“, erklärte mir einer von ihnen. Danach ist es mit der Bibellektüre nicht vorbei. Sind äthiopische Schulen etwa nichts anderes als Koranschulen einer anderen Konfession?

AUSGEMERGELTE VÖGEL

Meine Skepsis gegenüber dieser Christentümelei rührt aus den Eindrücken, welche die äthiopisch-orthodoxe Geistlichkeit bei mir hinterläßt. Der Klerus in der Hauptstadt teilt sich für mich in a) Feuerprediger in und vor den Kirchen, die sich anhören wie geistige Brandstifter, b) abgerissene Bet-

telmönche, die sich allein durch die Farben ihrer Lumpen und mitgeführte Kreuze auf langen Stäben von anderen Bettlern unterscheiden, und c) gut genährte, joviale, herablassend gütige Stadtteilpriester, denen sich Passanten unter tiefen Verbeugungen nähern, worauf diese ihnen huldvoll ein Kreuz oder die Hand zum Kusse hinhalten. „Meine Tochter, ertrage mit Demut die Armut und die Leiden, mit denen Gott dich und deine Kinder prüft. Sie wird dir im Himmel vergolten werden“, mag der Pope dazu murmeln.

Auch in den Kirchenbezirken der „heiligen Stadt“ Lalibela hocken Bettelmönche wie ausgemergelte Vögel in kleinen Gruppen unter Decken und Mänteln in den düsteren Kirchen und warten begierig darauf, sich für ein paar Birr mit billigen Insignien ihres Glaubens photographieren zu lassen. Habe ich erwähnt, daß ausländische Besucher für eine Eintrittskarte zu den Kirchen fünfzig US-Dollar zahlen müssen? Vertreter der niederen Geistlichkeit, die von diesen Einnahmen kaum Brosamen abbekommt, stehen, als habe man sie zum Schämen in die Ecke gestellt, mit dem Gesicht zu einer Kirchenwand gedreht und stieren stundenlang, ohne umzublättern, auf die aufgeschlagene Seite des einzigen Buches, das sie je gelesen haben. Sie machen nicht den Eindruck, als hätten sie ein höheres Stadium von Meditation erreicht.

AUF NACH CAMELOT

Das Mittelalter hindurch gehörte die Zwei-Schwerter-Lehre zur Staatsphilosophie der Päpste und des westlichen Kaisertums. Aus dem winzigen Sätzchen der Jünger zu Jesus im *Lukas-Evangelium*: „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter“ konstruierten Theologen des Heiligen Stuhls die Doktrin, Gott habe den Christen zu ihrer Verteidigung zwei Schwerter verliehen, eines der höchsten geistlichen und eines der obersten weltlichen Macht, also Papst und Kaiser.

Im Investiturstreit verfielen die Päpste dann auf die Auslegung, Gott habe laut Evangelium beide Schwerter in die Hände der Apostel gelegt, folglich erhalte der Kaiser sein Schwert erst aus der Hand ihrer Nachfolger, der Päpste. Die weltliche Macht sei ergo der geistlichen Macht untertan. Schließlich habe der Papst Gelasius schon zu Ausgang des 5. Jahrhunderts an den (ost-)römischen Kaiser Anastasios I. geschrieben: „Denn du weißt, allernädigster Sohn, daß du, obgleich an Würde über das Menschengeschlecht gesetzt, dennoch den Vorstehern der göttlichen Dinge fromm den Nacken beugst.“

Nun, daß jene den Nacken so ohne weiteres nicht beugen wollten, war Ursache eines der längsten und tiefgreifendsten Konflikte des europäischen Mittelalters.

In Äthiopien wurde das Ende der Zagwe-Dynastie auf dem Thron in Lalibela durch die dortige Priesterschaft herbeigeführt. Sie erhob den Sohn eines amharischen Häuptlings, den sie im Istifanos-Kloster bei Amba Sel ausgebildet hatte, als angeblichen Abkömmling König Salomos zum Gegenkönig. Dadurch erhielt er genügend Zulauf, um den Zagwe-Herrscher absetzen zu können. In dessen Burg nistete sich der Klerus ein. So wurde Lalibela in ein Zentrum der geistlichen Macht umgewandelt. Die weltlichen Herrscher nahmen ihr Reisekönigtum wieder auf, wie es auch die Kaiser und Könige des mittelalterlichen Deutschen Reiches führten.

Erst der 1632 auf den Thron gekommene Kaiser Fasilides entschloß sich, im Luftlinie 180 Kilometer, auf dem Landweg doppelt so weit von Lalibela entfernten Gondar eine Residenz zu errichten. So wurde Gondar im Hochland der Amharen zwischen Tanasee und dem Simiengebirge von 1636 an für 150 Jahre Hauptstadt des weltlichen Schwerts, des äthiopischen Kaisertums.

Fasilides muß ein mächtiger Kaiser gewesen sein. Er brachte es fertig, die katholischen Mis-

sionare der Portugiesen aus dem Land zu werfen, nachdem sie durch ihr übereifriges Bekehrungswerk die Bevölkerung an den Rand eines Religionskriegs gebracht hatten. Seinen Herrschaftsansprüchen verlieh er auch durch den Bau einer mächtigen Burg Ausdruck. Seine Macht reichte von den Bergen bis hinab zum Roten Meer. Vereinbarungen mit den dortigen Küstensultanaten ermöglichten ihm noch weiter reichende Verbindungen. Der jemenitische Gesandte Hassan Ahmad berichtete, in Gondar leite ein indischer Baumeister aus dem Mogulreich den Bau von Fasilides' Kaiserpalast. Tatsächlich finden sich an diesem Palast, gemischt mit europäischen und einheimischen Merkmalen, Elemente der indo-islamischen Baukultur der Moguln. Sie regierten das reichste Imperium jener Zeit. Während Kaiser Fasilides seinen Palast in Gondar bauen ließ, arbeiteten im indischen Agra mehr als 20 000 Arbeiter daran, dem Mogulkaiser Schah Jahan den Taj Mahal als Grabmal für seine verstorbene Lieblingsfrau zu errichten.

Fasilides' Burg ist die größte in Gondar, doch sein Sohn wie auch sein Enkel und weitere Nachfolger ließen sich gleich daneben ihrerseits große Hallen, Audienzgebäude, Löwenkäfige, Bäder und Stallungen errichten, so daß ein ausgedehnter Pfalzbezirk entstand. Romantisch gestimmte Engländer, die im 19. Jahrhundert nach Äthiopien kamen, haben Gondar gern mit dem Camelot ihrer Artusepik verglichen.

GLEICHZEITIG UNGLEICHZEITIG

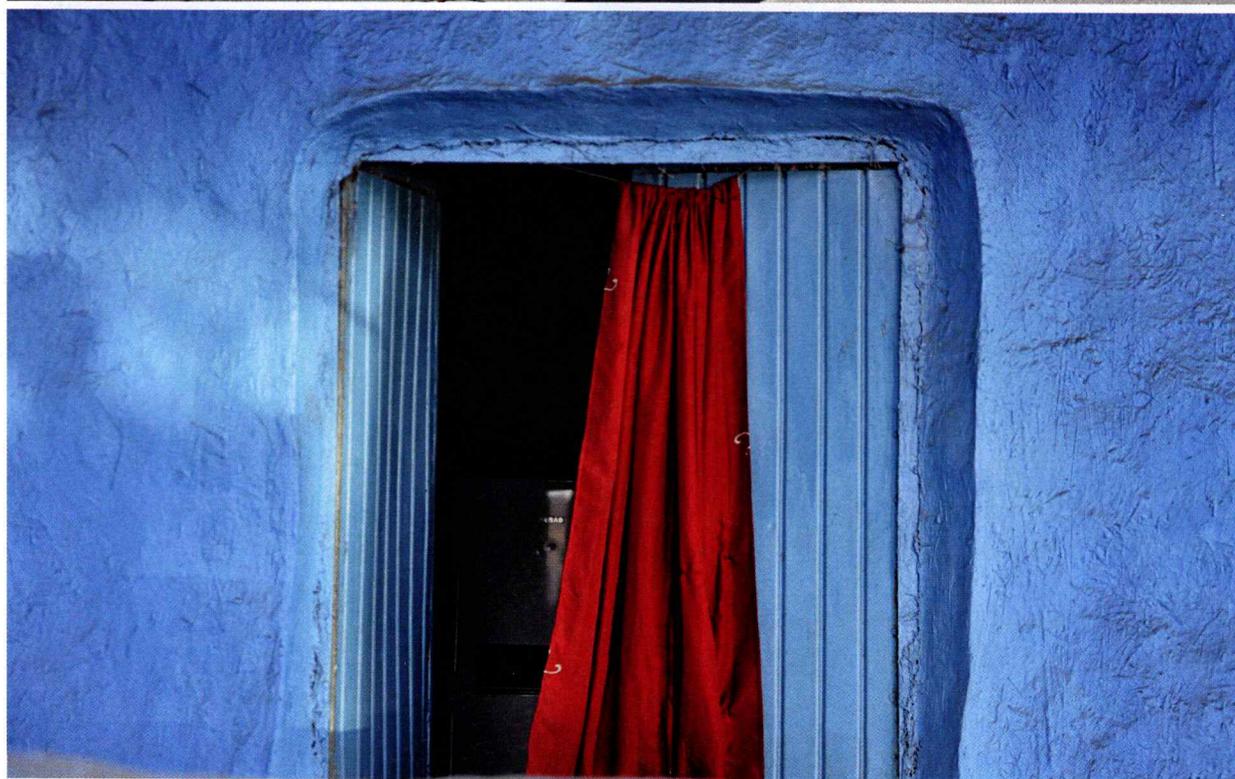
Neben dem Palastbezirk, dem Gemp, liegt die quirlige Oberstadt der Universitätsstadt. Im Zentrum haben italienische Faschisten während ihrer kurzen Besatzungszeit eine Piazza angelegt mit Brunnen, Postamt, Kino und Bars. Alles ist noch im damaligen Stil vorhanden, entsprechend äthiopischer Pflege in die Jahre gekommen.

Nach Sonnenuntergang kehren wir in eine der Bars ein, zugezogene Vorhänge, Neonschrift und rote Laterne über dem Eingang lockten unwiderstehlich. Drinnen ein turnhallenhoher Raum, von Spielautomaten, Fernseher und einem Plastikweihnachtsbaum mit Lichterkette spärlich beleuchtet. Die Wände bis in Schulterhöhe mit dunklen Holzpaneelen verkleidet, ansonsten rundum verspiegelt. An Marmortischen mit unbequemen Kaffeehausstühlen sitzen Männer und zwei, drei Pärchen; äthiopischer Technofolk im Klatsch- und Stampfrhythmus übertönt die Gespräche, bis draußen Feuerwerkskörper losknallen. Glaube ich. Alessandro, ein italienischer Mitreisender, sieht draußen nach und verschwindet durch den dichten Vorhang. Keine Minute später stürzt er aufgeregt wieder herein. „Das ist kein Feuerwerk. Draußen fahren Soldaten auf Toyotas um die Piazza und schießen mit ihren Kalaschnikows wild um sich. Vielleicht ein Putsch. Aber Passanten meinten 'not dangerous. They celebrate.' I don't know.“ „Eine italienische Piazza eben“, meint sein Freund, „Mafiakrieg.“ – Hinter zugezogenen Vorhängen warten wir das Ende der Schießerei ab, ehe wir ins Hotel zurückgehen. Straßenbeleuchtung? Keine. Nur der Mond steht hoch am Himmel.

Den Lenker voll eingeschlagen, wendet ein Tuktuk in der engen Straße, läßt ein Maultier und seinen Treiber passieren und hält neben uns. „Bajaj, Sir? To the Palace?“

„No, to the Goha Hotel.“

Nach dem üblichen Feilschen rattert das Tuktuk los. Einmal um die „Piassa“, Schlenkerfahrt durch volle Geschäftsstraßen, Kreisverkehre, graue Wellblechhütten hinter einem offenen Abwasserkanal entlang der Straße; dann, die Bebauung wird spärlicher, Bananenstauden, Bäume und Gesträuch, steigt der Weg an. Nach einem weiteren Kilometer biegt das Tuktuk in eine Seitenstraße. Sie führt in einen Wald, der schon im Schatten liegt, windet sich in engen Kurven aufwärts.



KARL WETZIG BUNTE MAUERN, ENGE GASSEN, HARAR (OBEN), AUF DEM WEG ZUM VIEHMARKT IN BAHIR DAR (MITTE), FARBENFROH AM BLAUEN NIL

Zwei Mauerpfeiler markieren eine Einfahrt, wir rollen hindurch, ein langgestrecktes Steingebäude taucht hinter einer letzten Steigung auf, davor ein Rondell mit Blumenbeeten. „Welcome to Goha Hotel“, sagt ein Portier in so etwas wie einer Livrée.

Wir gehen an der Rezeption vorbei, ein paar Stufen hinab, rechts ein großer Speisesaal mit hoher Fensterfront. Durch gläserne Flügeltüren treten wir auf eine breite Terrasse, eine Ebene tiefer ein türkisblauer Swimmingpool, unterhalb davon liegt uns die Stadt zu Füßen, eingebettet in sanfte Hügel, zwischen denen Schleier von Abendnebel liegen. Die milde blaue Stunde währt nur zwanzig Minuten. Dann ist es Nacht. In der Tiefe gehen vereinzelte Lichterschnüre an.

Auf der Terrasse verteilen Kellner Windlichter und servieren Drinks. Die Kerzen bilden schimmernde Lichtinseln auf den Tischen und heben besonders die weißen Touristengesichter aus dem Dunkel der milden Tropennacht. Das Hotel schwebt, von unten betrachtet, wie eine Lichtkrone auf dem dunklen Hügel, unbeteiligt und abgehoben über den dunklen Behausungen, rostigen Wellblechdächern, schimmelnden Wänden, verlausten Matratzen, ausgefransten Wolldecken und Schlafstellen aus Pappkartons weit unten.

Ich bekomme ein Gefühl für einen Absatz, den ich in Aidan Hartleys Buch *The Zanzibar Chest* über die letzten Jahrzehnte in Ostafrika gelesen habe. Er schildert, wie er von Nairobi aus mit einem Dreistundenflug einen Staatsstreich, verschiedene Naturkatastrophen und Epidemien und ein halbes Dutzend Kriege erreichen konnte. „You could take off at sunrise, commute to witness a battle, or hear a starving man breathe his last and be back home by nightfall, in time to file a story, take a shower, then hit the Tamarind restaurant downtown for mangrove crab.“ – Eine afrikanische Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

ROSA ABYSSINICA

Kurz nach Sonnenaufgang herrscht auf der Straße schon Verkehr; Lastwagen, Tuktuks, Pferdekarren und vor allem Fußgänger sind unterwegs. Und wir, zum Höhepunkt unserer Reise durch den Norden. Die Straße verläuft stetig aufwärts. In 2 000 Metern Höhe sind wir aufgebrochen, mehr als tausend Höhenmeter müssen wir noch zurücklegen.

Letzter Ort vor dem Nationalpark der Simienberge ist Debarq, im 19. Jahrhundert ein wichtiger Markt an der Straße von Gondar hinab zum Hafen von Massaua in Eritrea. Debarq liegt am Rand eines Hochplateaus, das nach Norden steil abfällt. Die Simiens bilden eine natürliche Bastion der Amharen gegen das nördlich angrenzende Tigray. Als 1989 die *Volksbefreiungsfront von Tigray* (TPLF) ihren Vormarsch ins Zentrum Äthiopiens begann, vertrieb sie das Armeekorps des Derg-Regimes aus Debarq und machte den Ort zu ihrer Operationsbasis. Seit damals hat die Stadt ihre Einwohnerzahl auf hunderttausend verzehnfacht und beherbergt nunmehr eine Universität.

In Debarq residiert die Nationalparkverwaltung der Simiens. Dort schwingt sich ein örtlicher Reiseführer mit rudimentären Englischkenntnissen auf den Beifahrersitz, hinten steigt schweigend ein älterer Mann mit faltenerfurchtem Gesicht zu, dick in Turban und Gabi gewickelt. In der Rechten hält er eine Kalaschnikow, deren Lauf in der Sonne glänzt. Blank von langem Tragen oder häufigem Gebrauch? „This is your personal scout“, stellt der Reiseführer vor. Ist er zu unserem Schutz oder zu unserer Bewachung abgestellt? Schutz wovor? Steinböcken und Pavianen?

Über eine Staub- und Schotterpiste geht es weitere Höhenrücken hinauf in den Nationalpark und zur Simien Lodge auf knapp 3 300 Metern. Dahinter gehen wir zu Fuß weiter. Vom Steilrand des Hochplateaus eröffnen sich Blicke in tiefe Schluchten, auf schroffe Einzelberge mit scharfen Graten, in eine bis zum Horizont gestaffelte, zerklüftete Berglandschaft: ein äthiopisches Monument Valley, dramatisch und atemberaubend.

Wir wandern am Rand des Steilabbruchs entlang, um diesen Blick zu genießen. In dieser Höhe ist es nicht heiß, doch sticht die Sonne, und wir pausieren im Schatten des Heidekrauts. „Heidekraut“ meint hier die bis zu sechs Meter hohe Baumheide (*Erica arborea*). Ihr französischer Name *bruyère* verrät, daß aus ihrem Wurzelholz wunderschön gemaserte Pfeifenköpfe geschnitzt werden. Außer der Baumheide wächst im golden leuchtenden Steppengras auch der mit gelben Blüten übersäte Currystrauch und eine botanische Rarität, die ich für eine afrikanische Art unserer deutschen Hecken- oder Hundsrose gehalten hätte, aber weit gefehlt! Hier allein gedeiht die einzige wilde Rosenart des afrikanischen Kontinents, die *Rosa abyssinica*, in üppigen bis zu vier Meter hohen Büschen, übersät mit cremeweißen Blüten. „For this experience alone, the effort of the trip had been worthwhile“, behauptet der Jahresbericht der *World Federation of Rose Societies*.

FRIEDLICHE VEGETARIER

Ebenso selten, bei der Beobachtung in freier Wildbahn aber noch spannender, sind die hier lebenden Dscheladas.

Ihr deutscher Name, „Blutbrustpaviane“, hört sich gefährlicher an, als sich die Tiere im Normalfall verhalten.

Eine Herde von etwa sechzig bis achtzig Tieren ist auf einem grasbewachsenen Plateau beim Futtern und läßt sich durch uns nicht aus der Ruhe bringen. Paviane sind als aggressive Rabauken bekannt, in Rankenkämpfen unter den Männchen, aber auch gegenüber Fressfeinden. Paviane sind Allesfresser, die zu ihrer vorwiegend pflanzlichen Kost als Sättigungsbeilage schon mal einen Hasen oder eine junge Gazelle reißen.

Ganz anders die sich rein vegetarisch ernährenden Dscheladas des äthiopischen Hochlands. Sie hocken auf der kurzgefressenen Wiese und mümmeln Grashalme wie Kaninchen. Ungeniert lassen sie sich zusehen, ohne Notiz von uns zu nehmen, und so spielt sich vor unseren Augen das Panoptikum ihres Sozialverhaltens ab, vom Nahrungssammeln über das Spielen und Toben der Jungen bis zur genüßlichen gegenseitigen Fellpflege oder der zur Schau gestellten Paarungsbereitschaft, bei der ihr haarloser, blutroter Fleck mitten auf der Brust noch intensiver leuchtet: „He, du, ich wäre jetzt soweit.“

Zurück in Addis lernen wir unsere Nachbarn kennen. Gunnar und Monika aus Schweden haben ein Vierteljahrhundert in einem Krankenhaus in der Provinz Oromia gearbeitet. Ihren schwedisch-soliden Bungalow auf dem Missionsgelände nutzen sie nur, wenn sie sich in der Stadt aufhalten. Derzeit sind die Straßen in ihre Region blockiert. Von jugendlichen Banden, die sich als Oromia-Milizen bezeichnen, aber laut Gunnar und Monika nichts weiter getan haben, als Menschen zu schikanieren und Banken zu überfallen.

Gunnar und Monika haben schon den Übergang von der Militärdiktatur des Derg zur Bundesrepublik Äthiopien unter Präsident Meles Zenawi Mitte der 1990er Jahre erlebt und sind nicht leicht zu erschüttern.

Im Gegensatz zu den vielen Äthiopiern, die uns versichern, seit dem Regierungsantritt von Abiy Ahmed sei alles besser geworden, beurteilen sie die Lage skeptischer. Viele Regionen seien jetzt unruhiger als vor zwanzig Jahren. Die Nachrichten bestätigen ihre Einschätzung. Gerade hat die Regierung Militär nach West-Oromia in Marsch gesetzt.

PROZESSIONEN

Für äthiopische Christen ist Timkat, Epiphania, das höchste Fest des Jahres. Dazu sammeln sie sich in den Kirchen und schleppen von dort in Prozessionen aus allen Himmelsrichtungen Nachbildungen ihrer Bundeslade zu einem zentralen Versammlungsplatz. Es könnte ein fröhliches Straßenfest sein, bestünde es nur aus diesen von rhythmischem Klatschen und Singen begleiteten Umzügen.

Vor und nach den Prozessionen aber kommt die evangelikale Gemeinde auf unserem Gelände zusammen, wo ein Zelt für gut 300 Teilnehmer aufgebaut wurde, und beginnt, sich in Verzückung zu singen, wie bei Auftritten amerikanischer Sektenführer. Der Prediger auf der Bühne wird lauter und lauter. So könnte sich ein Savonarola im Florenz der Medici angehört haben. Die Gemeinde skandiert jeden Absatz mit donnerndem Hallelujah. Einzelne reißt es von den Bänken, sie drehen Arme und Augen gen Himmel und scheinen nicht mehr in dieser Welt.

Dann befiehlt der Vorbeter, und alle folgen ihm, springen auf, wenden sich einander zu, schütteln sich die Hände, heben den rechten Arm und rufen Amen. Besonders für einen Deutschen sieht diese Szene gespenstisch aus.

Nach der Show zieht sich ein harter Kern in der Dunkelheit in eine kreisrunde Hütte zurück, aus der es bald herausschallt: Die Versammelten reden sich in Rage und feuern sich mit stakkatohaft gebülltem „Amen“ immer weiter an, bis sie in der Nacht irgendwann in Ohnmacht versinken.

UNTER JESUITEN

Wir sind danach umgezogen. In der Boomtown Addis Abeba herrscht jedoch Mangel an akzeptablem und bezahlbarem Wohnraum, und so ergab sich keine andere Möglichkeit, als den evangelikalen Teufel mit dem katholischen Beelzebub auszutreiben: Durch Vermittlung erhielten wir ein Zimmer in der örtlichen Filiale der Jesuiten.

Da kam es anders als befürchtet. Daß wir Ungläubige sind, wurde von der Gemeinschaft fraglos

ANZEIGE



erlebe
ÄTHIOPIEN ♥ IM HERZEN

Eine Reise nach Äthiopien. Eine Reise zu sich selbst.

Verändern Sie mit uns gemeinsam die Art zu Reisen!

Mit jeder gebuchten erlebe Äthiopienreise unterstützen wir aktiv die Menschen vor Ort.

Erstellen Sie sich Ihre individuelle Rundreise und erfahren Sie mehr über unser Social Impact Engagement auf www.erlebe-aethiopien.de



KARL WETZIG SIMIEN MOUNTAINS

akzeptiert, und anstatt zu dogmatisch verbohrt Glaubensfanatikern gerieten wir in eine Gruppe weltoffener, politisch interessierter und informierter junger Menschen.

Tischgespräche beim Abendessen drehen sich um afrikanische Tagespolitik oder um akute internationale Krisen: Jemen, Venezuela, Sudan ... Es schien, daß unsere Mitbewohner mehr über die Verhältnisse auf ihrem Kontinent wissen als wir über die Innenpolitik manch europäischen Landes. Die meisten sind hier, um an der Universität von Addis ihre Promotion in Politologie zu schreiben, Robert und Victor aus Kenia arbeiten für die *Afrikanische Union*, Grace untersucht die Ethnisierung von Grenzkonflikten in Zentralafrika.

Keiner scheut sich, seine Meinung offen zu vertreten.

Wenn ihm ein Tischgespräch einmal nicht lebhaft genug verläuft, sucht sich Father Odomaro, der jesuitische Leiter der Einrichtung, mit verschmitztem Blick ein Opfer, das er mit einer provozierenden Frage aus der Reserve lockt. Er kommt aus Uganda, hat in Kenia und Simbabwe gelebt, in den USA promoviert und im Ordensauftrag etliche andere Länder besucht. Als Vertreter des Katholizismus in Äthiopien nimmt er an einer von Ministerpräsident Abiy einberufenen Konferenz zur Aufarbeitung der Geschichte des Landes im 20. Jahrhundert teil. Sein größter Stolz gilt der haus-eigenen Bibliothek. Am Tag unseres Einzugs lud er uns ein, regen Gebrauch von dem zu machen, was sich im Lauf der Jahrzehnte dort angesammelt hat. Als Gegengabe sollten wir ihm bei Abreise eine Liste mit wenigstens fünf Titeln aus verschiedenen Wissensgebieten und Jahrhunderten hinterlassen, die wir in seiner Bibliothek nicht gefunden hätten.

Es war eine Überraschung, was im Hinterhof eines ummauerten Anwesens in Äthiopien alles

zusammengekommen ist. Die theologische Abteilung umfaßt die meisten Schriften, aber würde man auch mehrere Regalböden mit Werken zur Geschichte der Biologie, zu Fragen der Evolution bis zu neuer genetischer Forschung erwarten? Nationalökonomie, Astronomie, Medizin, Geschichte, Soziologie und Politik sind ebenfalls gut vertreten. *Das Kapital* von Karl Marx nimmt in vier Sprachen breiten Raum ein neben dem roten Büchlein von Mao Tse-tung. Die schöne Literatur hat ihren Schwerpunkt in englischen und französischen modernen Klassikern aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lesestoff wird hier kaum ausgehen.

HARAR, VERBOTENE STADT

Bereits zehn Jahre vor der Flucht des Propheten Mohammed aus Mekka sollen einige seiner ersten Anhänger über das Rote Meer in das christliche Reich von Aksum geflohen sein, wo sie Bleiberecht erhielten. In der Hafenstadt Zeila wurde im 7. Jahrhundert mit der Masjid al-Qiblatayn die älteste Moschee Afrikas errichtet. Verstärkt durch Nachzügler und arabische Händler gründeten somalische Muslime Ende des 9. Jahrhunderts das islamische Emirat Shewa, das vom Rand des äthiopischen Hochlands Handelswege und Häfen am Roten Meer kontrollierte.

1216 kam der arabische Koranglehrte Abadir Umar ar-Rida, der in Anspruch nahm, vom ersten Kalifen Abu Bakr abzustammen, mit sechs Söhnen und Gefolgsleuten nach Harar im bergigen Hinterland Zeilas, erbaute eine Moschee, heiratete eine Einheimische und wurde zum Stammvater von drei äthiopischen und somalischen Clans. Später wurde Harar dem somalischen Sultanat Adal eingegliedert. 1520 verlegte Sultan Abu Bakr ibn Mohammed seine Hauptstadt vom Hafen Zeila nach

Harar. Für die den christlichen Kaiser Äthiopiens unterstützenden Portugiesen und andere Europäer galt das muslimische Harar als verbotene Stadt.

„Man hatte viel gehört von dieser Metropole, welche Häuser und Mauern von Stein habe, eine eigentümliche Bevölkerung, eine bisher unbekannte Sprache und eigene Münze besitze“, schrieb der Publizist Karl Andree. Erstaunlicherweise sei dieses geheimnisumwobene Harar „noch von keinem Europäer besucht worden“. Das sollte sich ändern. Als eines der großen ungelösten Rätsel Afrikas galt Mitte des 19. Jahrhunderts die Frage nach den Quellen des Nils. Alexander der Große hatte vergeblich nach ihnen gesucht, und als die Briten Ostafrika kolonisierten, waren sie noch immer nicht gefunden.

BEI DEN LOTOPHAGEN

Nachdem man ihn wegen unerlaubten Besuchs eines Pferderennens des *Trinity Colleges* in Oxford verwiesen hatte, war der einundzwanzigjährige Richard Francis Burton 1842 in die Fußstapfen seines Vaters und damit ins Militär eingetreten, genauer in die indische Privatarmee der East India Company, nach eigenen Worten „fit for nothing but to be shot at for six pence a day“. Dort entwickelte er Interesse an der Kultur Indiens und lernte bei einheimischen Lehrern außer Hindi weitere fünf indische Sprachen sowie Persisch. 1849 ließ er sich vom Dienst beurlauben, um in Ägypten seine Arabischkenntnisse zu verbessern. In Alexandria begegnete er dem deutschen Missionar in Diensten der *Church Mission Society*, Johann Ludwig Krapf, der im gleichen Jahr als erster Weißer den Mount Kenya gesehen hatte. Angeregt von Krapf beschloß Burton, sich auf die Suche nach den Nilquellen in Ostafrika zu begeben. Zur Vorbereitung dieser Expedition durch muslimische Länder unternahm er 1853 zunächst, als afghanischer Paschtune getarnt,

eine Pilgerreise nach Mekka, deren Reisebericht ihn in Europa berühmt machte. Das Jahr darauf sah Burton in Aden, einem Außenposten der Ostindienkompanie, von wo er zur formal zum Osmanischen Reich gehörenden Hafenstadt Zeila an der Küste Somalias übersetzte. Diesmal als arabischer Händler verkleidet, wollte er von dort über Harar und quer durch Somalia nach Daressalam und Sansibar reisen. Mit diesem Plan scheiterte Burton, aber nach zwei Monaten in Zeila erreichte er am 2. Januar auf Pferden und Kamelen die „verbotene Stadt“ Harar, „eine lange, dunkle Linie, nicht schimmernd weiß wie sonst die Städte im Osten“, notierte er enttäuscht. „Ich hatte etwas anderes erwartet.“

Durch ein Spalier von Speerträgern führt man ihn vor den Emir, einen jungen Mann von Mitte Zwanzig und altersgemäß unberechenbar. Tagelang weiß Burton nicht, ob er Gast oder Gefangener ist. Der „Palast“ ist eine aus rohem Stein und Lehm erbaute fensterlose „Scheune“. Immerhin darf er sich innerhalb der Stadtmauern frei bewegen und sammelt Eindrücke, die für die Einwohner selten vorteilhaft ausfallen. Die Erscheinung der Frauen ausgenommen: Er lobt ihr regelmäßiges Profil, die geraden Nasen und großen Augen und bedauert, daß der Rest verhüllt ist. Die Männer kommen weit schlechter weg. Er habe „nicht einen einzigen mit hübschem Gesicht bemerkt“. Beide Geschlechter aber, und das mutet überraschend an in einer Stadt strenggläubiger Muslime (Burton spricht von Fanatismus), seien „dem Genuß starker Getränke ergeben“. Insbesondere der Droge Khat. Burton vermutet darin den Ursprung der homerischen Sage von den Lotophagen. Er ist froh, die Stadt nach zehn Tagen unbehelligt verlassen zu dürfen, und kehrt unter Strapazen durch die somalische Wüste an den Golf von Aden zurück.

DER BEWAFFNETE POET

Ein Vierteljahrhundert nach Burton kommt ein anderer Europäer nach Harar. Auch er gibt sich als Kaufmann aus, betätigt sich im Gegensatz zu Burton jedoch auch als solcher. Er ist Handlungsreisender in Sachen Waffen. Als er am 13. Dezember 1880 mit einer Karawane in Harar einzieht, sind seine dreißig Kamele mit 2 000 Gewehren und Munition beladen. Prinz Menelik, zukünftiger Kaiser von Äthiopien, kauft sie ihm ab. Diese Gewehre sollten dazu beitragen, daß die Äthiopier 1887 und 1896 die von Eritrea aus in ihr Land eindringenden italienischen Invasionstruppen in den Schlachten von Dogali und Adua zu schlagen vermochten, so daß Äthiopien das einzige nicht von Kolonialmächten unterworfenen Land Afrikas blieb. Der Name des Weißen war Arthur Rimbaud. Von den Einkünften der Waffenschiebereien kaufte er sich in Harar ein stattliches Haus, das er fünf Jahre lang bewohnte. Länger als dort hielt er es nirgendwo aus. Erst der knochenfressende Krebs in seinem Knie veranlaßte Rimbaud, Harar zu verlassen. Zu neuer Poesie hat ihn die Stadt nicht inspiriert. Ich glaube zu verstehen, warum.

Nähert man sich Harar heute von der Provinzhauptstadt Dire Dawa, wo der nächste Bahnhof und Flughafen liegen, dann offenbart sich die gesamte Strecke von mehreren Stunden Fahrt als eine einzige langgezogene Müllkippe. Bauschutt, Hausabfälle, zerfledderte Plastiktüten und plattgetretene Wasserflaschen säumen den Straßenrand. Die trockenen, terrassierten Berge, spärlich von Schirmakazien und Khatsträuchern bestanden, nehme ich kaum wahr. Khat ist das Hauptprodukt der Region, und so viele apathisch auf der Straße liegende Khatkauer habe ich nirgends sonst gesehen. Ich war auf eine halb orientalische Stadt eingestimmt, seit Jahrhunderten arabisch geprägt. Aber weit gefehlt. Zwar finden sich zahlreiche kleine Moscheen und bescheidene Sufi-Schreine, doch im Gesamtbild spiegelt Harar das äthiopische Armutselend wider, allerdings noch eine Stufe brutaler. Fahrer von Minibussen raufen sich fast um uns, Straßen-

jungen prügeln sich um Essensabfälle. Einige vormals sehr stattliche Kaufmannshäuser wurden mit UNESCO-Geld restauriert, darunter das Geburtshaus des späteren Kaisers Haile Selassie und das *Rimbaud-Museum*. Andere Gebäude bröckeln vernachlässigt vor sich hin. Ich stelle mir Harar schon zu Rimbauds Zeiten als eine Stadt vor, in der ein dichterisches Genie verstummen, krank werden und vor die Hunde gehen konnte.

Wir wohnten während unserer Zeit in Äthiopien zumeist in der Hauptstadt. Addis Abeba ist eine der am schnellsten wachsenden Metropolen Afrikas, seine Bevölkerung hat sich in den letzten 15 Jahren auf mehr als 3 Millionen verdoppelt, und die nächstgroßen Städte weisen nicht einmal ein Zehntel seiner Einwohnerschaft auf. Doch nur jeder fünfte Äthiopier wohnt in einer Stadt. Vier von fünf Einwohnern leben in Dörfern auf dem Land, das für Leben und Arbeit der Bevölkerung noch immer bestimmend ist.

Um auch das Leben auf dem Land und die Natur etwas näher kennenzulernen, unternahmen wir Streifzüge nach Norden und Süden. Ziel unserer letzten Exkursion waren die Bale-Berge mit dem Tulu Dimtu, einem der höchsten Gipfel des Landes.

Für Liebhaber weiter Horizonte wie mich sind Berge dann besonders attraktiv, wenn sie sich in gebührender Entfernung dezent als malerische Kulisse um eine weite Ebene drapieren. Etwa so, wie ein krustiger Zuckerrand um ein Cocktailglas. Enge Täler, steile Wände sind mir ein Graus. Äthiopiens Berge sind anders. Sie bilden die Krone dieses hoch gelegenen Landes. Zumeist bestehen sie aus flachen Hochplateaus mit steilen und zerklüfteten Flanken. Das gilt für die Simiens im Norden und für die Bale Mountains im Süden.

Goba, auf über 2 700 Metern gelegen, ist Hauptort der Region und Basislager für Erkundungen der Bergwelt. Das Hotel Wabe Shebelle mag noch zu Zeiten des Derg-Regimes von einer Politikergröße aus Addis für Staatsgäste geplant worden sein: Der Bau ist pompös, weitläufig und im anheimelnden sowjetisch-staatssozialistischen Stil errichtet. Der Zahn der Zeit hat das Gebäude nicht verschönert. Trüb angelaufene Fensterscheiben, in den Zimmern offene Schranktüren ohne Schlösser oder mit abgebrochenen Griffen, kein Internet, weder Strom noch Wasser ... das „erste Haus am Platz“. Aber kommt man wegen eines Hotels hierher? – Kaum. An unseren Begleitern in die Berge, Ermias, dem Fahrer, und Kesim, dem örtlichen Führer, ist jedenfalls nichts auszusetzen. Nachdem wir sie am Vorabend zum Essen eingeladen haben, erscheinen sie am Morgen pünktlich und strahlend gutgelaunt, um uns abzuholen.

DAS DACH AFRIKAS

Der Nissan Patrol, sicher älter als die beiden, läßt Goba schnell hinter sich. Später muß er sich anstrengen, denn das Gelände im Nationalpark steigt um weitere 1 700 Höhenmeter an. Die formell geschützten Landschaften und Vegetationszonen dort zählen zu den dreißig Biodiversitäts-Hotspots der Erde.

Zuerst fahren wir zum Eingang des Nationalparks Bale Mountains bei dem kleinen Dorf Dinsho auf 3 200 Metern ü. NN. Dort führt uns Kesim durch eine parkähnliche Landschaft mit offenem Grasland und kleineren Walddickichten, wo wir der regionalen Tierwelt begegnen: dem Bohor-Riedbock und dem Menelik-Buschbock, zierlichen Kronenduckern, weniger niedlichen Warzenschweinen und dem erhabenen Berg-Nyala mit seinen spiralförmig geschraubten Hörnern. Diese mit dem Großen Kudu verwandte Antilopenart lebt nur im äthiopischen Bergland und ist die (1908) zuletzt entdeckte Art ihrer Gattung. Der Gesamtbestand soll keine 3 000 Tiere mehr umfassen. Bejagung und Ausweitung der Landwirtschaft haben ihren Lebensraum verkleinert und den Bestand de-

zimierte. Die Hälfte der Population lebt hier auf der Hochebene des Gaysay-Graslands. Der Bulle, der mir aus einer dunklen Baumgruppe mit tief herabhängenden Zweigen entgegentritt, blickt aber nicht scheu, sondern eher hochnäsiger auf mich herab.

Die Straße führt durch Eukalyptusforste und Bergwälder mit hochgewachsenem ostafrikanischem Wacholder und kleineren Kosobäumen stetig nach oben. Auf Lichtungen ducken sich kleine Gruppen strohgedeckter Lehmhütten hinter mannshohen Hecken aus Euphorbien, die wie dickarmige Kakteenleuchter aussehen. Die Pflanzen tragen ihren deutschen Namen Wolfsmilchgewächse wegen ihres giftigen Milchsafte, doch hier könnte dieser auch auf etwas anderes hinweisen: Wir sind unterwegs ins Land der Wölfe.

BEDROHTE LANDSCHAFT

Amazonen der Berge kommen uns entgegen, kleine Gruppen berittener Frauen, in Decken oder bunte Tücher gehüllt gegen die kühle Luft. Sie treiben Packpferde, Maultiere und Esel vor sich her, haben sich auf den Weg zum Markt im Kilometer entfernten Goba gemacht und blicken etwas müde von oben in unser Auto. Eine hebt die Hand zum Gruß.

Der Wald wird offener und niedriger, die Bergwände wachsen höher. Wir wechseln aus Wäldern in eine Welt niedrigerer Pflanzen wie der Baumheide, dem afrikanischen Wermut oder der feuerrot blühenden Fackellilie, aus deren Wurzeln man einen Sud zur Wundheilung extrahiert.

Bei 3 800 Metern überschreiten wir die Baumgrenze und kommen in die afro-alpine Vegetationszone des Sanetti-Plateaus, scheinbar eine Welt der Steine, doch vor Trockenheit silbrig ergraute Immortellensträucher und andere kleinwüchsige Büsche bilden Polster auf den ausgedehnten Geröllflächen. Bunt sind hingegen Flechten, die große Findlinge mit einem Flickenteppich aus Rotoker, Schwefelgelb und Rostbraun überziehen. Um ein Haar hätte ich auf einem dieser Tarnnetze den kleinteilig gefleckten Kapuhu übersehen, der aufgeplustert und bräsig auf so einem Felsen hockt und seine spitzen Pinselohren nur einmal träge dreht. Rotorange leuchten seine großen Augen.

Auffälliger ist der große Augurbussard. Kehle, Brust und Bauch sind wie die Unterseite seiner Schwingen schneeweiß, die Flügeldecken wie auch Kopf und Rücken von samtigem Schwarzbraun. Ein aparter Kontrast. In der aufsteigenden Luft gleitet er weiß über den tiefblauen Himmel. Weit oben und imposanter noch spreizt einer von vielleicht zwanzig verbliebenen Steinadlern der Bale Mountains (ihrem einzigen Verbreitungsgebiet im tropischen Afrika) seine zweieinhalb Meter Flügelspannweite in die Thermik. Forscher fanden 2017 nur noch sechs Exemplare auf dem Plateau und schlußfolgerten, ihr Bestand sei durch zunehmende Besiedlung und Landwirtschaft akut gefährdet. Adler reagieren extrem empfindlich auf die dauerhafte Anwesenheit von Menschen. Mit gutem Grund.

Die noch über den Bergen kreisenden Adler blicken auf eine bizarre Landschaft. Aus den mit Steinbrocken und -trümmern übersäten Felsmeeren ragen Pflanzenstrünke wie abgebrannte Riesenkerzen, die möglicherweise Trolle zu Weihnachten zwischen die Felsen geklemmt und nach dem Feuerzauber nicht wieder eingesammelt haben.

Bei diesen Wunderkerzen handelt es sich um Riesenlobelien, die sich unter den extremen klimatischen Bedingungen entwickelt haben. Die Temperatur fällt nicht selten binnen 24 Stunden von zwanzig Grad plus am Tag auf 15 Grad minus in der Nacht. Es herrscht Sommer jeden Tag, Winter jede Nacht.

Eisbildung in lebenden Zellen führt zum Tod, also müssen sich die Pflanzen gegen Frost schützen. Die Riesenlobelien entwickelten sich zu Schopfbäumen, deren Blätter nur oben an der Stammspitze

ze angeordnet sind. Dort können sie weit über der Zone der schärfsten Fröste gedeihen und die Pflanze am Leben halten.

Die Stämme der Riesenlobelien wachsen bis zu sechs Meter hoch, aus ihrer Spitze spriest ein seinerseits bis zu vier Meter hoher kolbenförmiger Blütenstand, der über sechs Monate lang Tausende von kleinen, lilablauen Einzelblüten hervorreibt. Jede von ihnen produziert 250 Mikroliter Nektar pro Tag, fünfmal mehr als eine Orchidee. Sechs Liter Nektar liefert eine Riesenlobelie alles in allem. Wenn die mehr als 5 Millionen millimetergroßen Samen ausgereift sind, stirbt die Pflanze langsam ab. Ihre „Skelette“ stehen noch für Jahre in der kargen Landschaft. Zunehmende Erwärmung sogar in diesen Höhenlagen ermöglicht den Bauern, Ziegen und Schafe höher hinaufzutreiben, und so bedroht zusätzlich ein Verbiß der Jungpflanzen diese eigenartige Pflanzenart.

Gerade berichtete die Presse vom ersten vollständig verschwundenen Gletscher in Island. Auf einer Gedenktafel dort hat Andri Snær Magnason, Schriftsteller, Umweltaktivist und Präsidentschaftskandidat, die Inschrift hinterlassen: „Dieses Monument ist Zeugnis dafür, daß wir wissen, was geschieht und was getan werden muß. Ihr allein werdet wissen, ob wir es getan haben.“

Ob man eine ähnliche Tafel bald auch in den Bale Mountains finden wird?

EISZEITSIEDLER

Weite ist der vorherrschende Eindruck auf dem Hochplateau um den fast 4 700 Meter hohen Tulu Dimtu, eine kahle Spitze über grandioser Umgebung, Weite und Leere. Und doch haben in dieser Höhe mit ihrer dünnen Luft vor mehr als 40 000 Jahren schon Menschen dauerhaft gelebt.

Archäologen haben am Rand eines einstigen Gletschers unter einem Felsüberhang eine menschliche Wohnstätte freigelegt, die bereits im Pleistozän, während der letzten ausgeprägten Kaltzeit, von vor 47 000 Jahren bis vor 31 000 Jahren wiederholt besiedelt war. Damit fanden sie die früheste bekannte Wohnstätte in einer Hochgebirgsregion.

An fünf Stellen in der Umgebung des Felsüberhangs Fincha Habera auf 3 470 Metern (und in bis zu 4 200 Metern Höhe) haben die eiszeitlichen Menschen Obsidian abgebaut, um rasiermesserscharfe Klingen und Spitzen herzustellen. Zur Nahrung dienten ihnen vornehmlich gebratene Riesenmaulwurfsratten, die dreißig Zentimeter groß und bis zu einem Kilo schwer werden können. Sie sind heute die Lieblingsbeute des äthiopischen Wolfs. Wasser gab es damals reichlich als Schmelzwasser der Gletscherzungen. Entlang der Wasserläufe könnte es Galeriewälder gegeben haben, die Pflanzenfressern wie dem Bergnyala Schutz und Nahrung boten. Während der Eiszeit war also einiges los auf dem heute so verlassenem Gebirgsplateau.

DER ÄTHIOPISCHE WOLF

Seine Vorfahren sind in jener langen Kaltzeit aus Eurasien ins abgekühlte Afrika eingewandert, nach dem Ende der letzten Eiszeit zersplitterte sein Lebensraum in mehrere Habitatsinseln in den höheren Gebirgsregionen des östlichen Afrikas. Die Rede ist vom Äthiopischen Wolf (*Canis simensis*).

„*Lupos Ethiopia mittit*“, „aus Äthiopien kommen Wölfe“, vermeldete im 3. Jahrhundert der spätrömische Kompilator Gaius Julius Solinus in seinen Weltwundern und gesammelten Denkwürdigkeiten, die noch in Mittelalter und Renaissance als *Polyhistor* verbreitet waren. Im Winter hätten die äthiopischen Wölfe ein dichtes Fell, das in allen Farbönen auftreten könne, im Sommer seien sie nackt. Nie würden sie einen Menschen anfallen, aber sie könnten so hoch springen, als hätten sie Flügel.

Derart Fabelhaftem wollten naturkundlich informiertere Äthiopienreisende späterer Jahrhun-



KARL WETZIG ÄTHIOPISCHER WOLF IN AFRO-ALPINER LANDSCHAFT

derte empirisch gewonnene Erkenntnisse entgegensetzen. Der englische Major Percy Horace Gordon Powell-Cotton erhielt im Jahr 1900 von Kaiser Menelik II. die Erlaubnis zu einer ausgedehnten Jagdsafari. Auf dieser und nachfolgenden in weiteren afrikanischen Ländern ballerte er derart hemungslos um sich, daß ihn die englische Wikipedia als „*potentially creating the largest collection of game ever shot by one man*“ feiert. Gleich mehrere selbsterlegte Wölfe brachte er als Trophäe zurück nach England.

In seinem Buch über das Massaker an der Tierwelt mit dem sehr britischen Titel *A Sporting Trip through Abyssinia* (1902) zitiert er den deutschen Ornithologen Oscar Neumann zum äthiopischen Wolf mit der Herabwürdigung, dieser sei „*only an exaggerated fox*“. Doch haben DNA-Analysen inzwischen erwiesen, daß *Canis simensis* ein naher Verwandter unseres grauen Wolfs ist, der sich im Lauf der Jahrtausende an die Lebensbedingungen in der äthiopischen Bergwelt angepaßt hat. Aber auch dieser zu den seltensten Canidenarten gehörende Wolf ist trotz seiner Anpassungsfähigkeit in seiner Existenz gefährdet.

Nach Steinadlern und Riesenlobelien muß ich also nun einen dritten Trauergefang auf eine in den Bale-Bergen vom Aussterben bedrohte Art anstimmen. Der Gesamtbestand der Wölfe ist durch Lebensraumverlust und Tollwutepidemien auf weniger als 500 Tiere geschrumpft. Die Hälfte davon lebt in den Bale Mountains. Wir hofften, noch eines lebenden Exemplars ansichtig zu werden.

BEGEGNUNG IM FELSMEEER

Nach der Wanderung durch ein Felsmeer mit Lobelien waren wir gerade losgefahren, da überquerte in einiger Entfernung ein fuchsrotes Etwas geschwind die staubig rote Piste. War das etwa ...? Kesim nickte und grinste, daß man alle seine weißen Zähne sah. „*Ethiopian wolf*“, sagte er. „*You are lucky*.“ „*Yes*“, sagte ich.

Ermias rollte langsam auf die Stelle zu, aber wir sahen den Rotpelz nur noch in der Ferne durchs Gelände flitzen. Er hatte es eilig.

„*He, du hast gerade einen lebenden Wolf in freier Wildbahn gesehen!*“ sagte die Frau an meiner Seite, die wußte, wie sich meine Stimme anhört, wenn ich begeistert bin. „*Ja*“, sagte ich. „*Aber im Fernsehen sieht man sie aus größerer Nähe.*“ „*Hast du schon einen äthiopischen Wolf im Fernsehen gesehen?*“ „*Nein.*“ „*Na also.*“

Wir fuhren weiter. Die Piste war in Ordnung, fast so lateritrot wie die Straßen im australischen Outback. Die Landschaft war großartig. Manchmal verstellte eine Gesteinshalde den Blick auf die endlose Weite. Es folgten kleinere Wellen, dann wieder Anhöhen. Wir tauchten gerade aus einer solchen Welle auf eine kleine Kuppe und bogen um eine Felsnase, da verharrte nicht weit voraus ein zweiter Wolf auf der Straße. Kopf vorgereckt, Lauscher gespitzt, ein Bein angehoben, stand er da wie ein Vorstehhund. Ich bekam gerade noch die Kamera in Anschlag, da sirrte er ab wie von der Sehne geschneit und verschwand zwischen den Felsen.

„*Hey, this one was closer*“, lachte Kesim. „*You are lucky.*“ „*Yes, I am*“, antwortete ich, und der Klang meiner Stimme gab keinen Anlaß für Ermahnungen mehr.

Auf dem Gipfel des Tulu Dimtu in 4 377 Metern Höhe wehte ein eisiger Wind. Wolken trieben unter uns, verdeckten den Blick aufs Plateau, gaben ihn frei, wurden vom Wind in Stücke gerissen. Aus dem eingezäunten Gelände um den Sendemast am höchsten Punkt kam ein in Decken gewickelter Wärter, sein dunkles Gesicht vor Kälte grau, und bettelte um Essen. Wir versorgten ihn aus unseren Rucksäcken. Er trug alles im Arm in seine Umzäunung und verschwand.

Soweit es die Wolken zuließen, schwelgten wir in den Blicken auf die Weite da unten. Dann waren aller guten Dinge drei: Im offenen Gelände zwischen Lobelien und Immortellengestrüpp schnürte ein dritter Wolf.

Diesmal blieb ich nicht im Auto sitzen. Langsam und ein wenig gebückt ging ich auf ihn zu. Natürlich hatte er mich von Anfang an bemerkt und behielt mich in Auge und Nase. Doch zeigte er kein Anzeichen von Beunruhigung, sondern suchte weiter seelenruhig sein Abendbrot. Unauffällig hielt er immer die gleiche Distanz zu mir ein. Auf etwa fünfzig Meter ließ er mich heran, dann wich er, die Nase dicht am Boden, ebensoweit zurück, wie ich nähergekommen war. So tanzten White Socks und ich eine Weile ein Duett. Plötzlich nahm etwas seine Aufmerksamkeit gefangen. Er verharrte, lauerte, machte einen hohen Satz, scharrte kurz mit den Vorderläufen und trabte dann mit einer fetten Maulwurfsratte im Fang zufrieden davon. Lässig vergrößerte er mit federndem Gang den Abstand zwischen uns und verschwand zwischen den Felsen. Ein magisch graziöses Tier in seiner ureigenen natürlichen Umgebung. Es tat weh zu wissen, daß es eines der letzten seiner Art war. ♦













JOHN KEANE

AUSTRALIEN – VERBRANNTES LAND

EIN POPULÄRES Gedicht der in Sydney geborenen Dorothea Mackellar, entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts, beschwört einen weiten braunen Kontinent mit zerklüfteten Gebirgszügen und ausufernden Ebenen, smaragdgrünen Meeren und einer goldenen Mittagssonne, mit Dürren und Regenfluten. Meine Großmutter hat es mir beigebracht. Später trug ich es in der Grundschule vor und summté und sang es als Bauernjunge voller Stolz. Jedesmal bekam ich einen Kloß im Hals. Durch das Gedicht lernte ich, den Duft des Eukalyptus, die exotischen Blumen und die hoppelnden Beuteltiere zu lieben. Und auch wenn ich die ernüchternde Zeile über „die Schönheit und den Schrecken“ des sonnenverbrannten Landes nicht ganz verstand, erfüllte mich das Gedicht mit Demut, und ich spürte meine Abhängigkeit von der Landschaft, die ich liebte.

My Country wurde von einem heimwehkranken Teenager in England geschrieben: 1904, kurz nachdem die Verfassung des Australischen Bundes verabschiedet worden war. Mackellars Gedicht kehrte der Vergangenheit den Rücken. Es war die Stimme der Zukunft. Es rührte seine Leserinnen und Leser zu Tränen. Der Hauch von Republikanismus, der durch seine Zeilen weht, machte es zu einem jener seltenen Gedichte, die wirklich populär wurden. Zu einem patriotischen Gedicht. Ein paar Jahre später, als mein politischer Verstand erwachte, erkannte ich, daß Mackellars sonnenverbranntes Land Völkern gestohlen worden war, die heute die älteste noch existierende Kultur der Menschheit bilden. Ich erfuhr, daß unsere ersten Australier mit diesen sonnenüberfluteten Bergen und überschwemmten Ebenen anders umgegangen waren als die eindringenden Europäer: zurückhaltender und behutsamer. Unsere ersten Völker betrachteten die fernen Horizonte und die in saphirblauen Dunst gehüllten Berge als materielle Verkörperung ihrer selbst, als ihre spirituelle und physische Erweiterung. Und sie agierten als die Wächter ihrer Vorfahren, als Hüter und Sachwalter späterer Generationen.

EINE NATURKATASTROPHE?

Das Land, das sie liebten, wurde schwer verbrannt. Das Ausmaß und die Tiefe dieser unbeendeten Tragödie läßt sich aus der Ferne kaum ermessen. Aus der Nähe kann man folgende Bilanz ziehen: Noch vor ein paar Wochen waren zweihundert Brandherde außer Kontrolle. Fast 9 Millionen Hektar Land sind abgebrannt – ein Gebiet von der Größe Irlands und zehnmal mehr als die Fläche, die 2018 durch die verheerendsten Brände in der Geschichte Kaliforniens zerstört wurde. Ganz zu schweigen von dem immensen Schaden für den Tourismus und die Verkehrsinfrastruktur des Landes. Eine Milliarde einheimische Tiere sind umgekommen. Zahllose weitere wurden verletzt und haben ihren Lebensraum verloren. Das Flammeninferno beförderte das Artensterben, weil den Spezies in einem Bottom-up-Ökosystem die Nährstoffe fehlen. In einigen Regionen droht das gesamte Ökosystem aus dem Gleichgewicht zu geraten. Nicht einmal unsere heimischen Würmer, Spinnen und Heuschrecken bleiben verschont: Kleinsttiere, die ehrbar und bescheiden am unteren Ende unserer lokalen Biome leben. Ernten, Nutztiere und Tausende Häuser sind in Flammen aufgegangen. Fast dreißig Menschen haben ihr Leben verloren. Ein Drittel der Bevölkerung des Kontinents steht vor dem Ruin oder kennt Menschen, denen ihre Lebensgrundlage genommen wurde. Monatlang war der sonst so strahlend azurblaue Himmel meiner Heimatstadt Sydney von schwarzer Asche und orangebraunem Rauch vergiftet. Mitte Januar mußten die Bewohner meines Viertels die Fenster ihrer Häuser schließen, Masken tragen und beim Autofahren das Licht einschalten, weil die Feuer in hundert Kilometern Entfernung alles in stinkenden schwarzen Smog hüllten. Die Wassernutzung in der Stadt wurde eingeschränkt. Während des Januars stieg in den westlichen Vororten

Sydneys die Temperatur auf fast fünfzig Grad Celsius. Wärmer war es nirgendwo sonst auf dem Planeten Erde. Und dies war erst der Anfang eines Sommers, der mit Temperaturen von 1,88 Grad Celsius über normal zum zweitheißesten und trockensten in diesem Land seit Beginn der Wetteraufzeichnung geworden ist. Basierend auf Trendberechnungen seit 1950, prognostiziert das lokale meteorologische Institut einen durchschnittlichen Temperaturanstieg von 4 Grad Celsius bis ins Jahr 2100.

Die teuflischen Infernos tobten derart wild, daß Millionen Menschen nach ihren Ursachen fragen und wissen wollen, was diese Katastrophe für ihre Zukunft bedeutet. Katastrophen sind natürlich Ereignisse, bei denen Bürger mit „Herzen aus Opal“ sich nicht nur untereinander helfen, sondern bei ihrer gewählten politischen Führung Zuspruch, Orientierung und Unterstützung suchen. Und was hatte Premierminister Scott Morrison zu sagen? Was hat er in diesem Unglück ohne Ende getan, um zu helfen? In diesen Monaten habe ich mir, das muß ich zugeben, mehr als einmal gewünscht, daß ihm sein feistes Grinsen vergeht. Aber dieses Land wird eine Demokratie genannt, und so soll er das erste Wort haben. „Es ist eine Naturkatastrophe“, sagte der frühere Chef von Tourism Australia, ein zweitklassiger Klientelpolitiker, der erstmals einen Wahlkampf in präsidialem Stil führte und damit im vergangenen Jahr die Wahlen gewann: ohne klares politisches Programm, aber mit zahllosen Photoauftritten, die ihm die Möglichkeit gaben, sich als Vaterfigur und als spießiger, aber verlässlicher Partner zu präsentieren, dem sein sagenumwobenes Volk vertrauen kann. „Wie gut ist Australien?“ fragte er als frisch gewählter Führer des Landes. Und an diesem selbstgefälligen Ton hat sich bis heute nichts geändert.

Das sonnenverbrannte Land mit seinem azurblauen Himmel und den weiten braunen Ebenen stand in Flammen, doch seinen Medienauftritten und seiner Untätigkeit merkte man das nicht an. Logische Fehlschlüsse sind seine Spezialität. Klima, Erwärmung und Feuer kamen in seinem Wortschatz nicht vor. „Was immer unsere Prüfungen sind, welche Katastrophen uns auch immer heimgesucht haben, wir sind nie in Panik geraten“, sagte er in seiner Neujahrsansprache, die als Videobotschaft vorab aufgezeichnet wurde. „Generationen von Australiern bis hin zu unseren ersten Australiern haben Naturkatastrophen, Überschwemmungen, Feuer, globale Konflikte, Krankheit und Dürre erlebt.“ Und er fügte hinzu: „Mit allen diesen Katastrophen sind wir fertig geworden ... Das ist der Geist der Australier.“

Nun, die verheerendsten Buschfeuer des sonnenverbrannten Landes begannen vor sechs Monaten, im September 2019, aber lange hat die knauserige, neoliberale Führung der Regierung Morrison mit ihrem weichen Populismus so getan, als gäbe es dieses Unglück gar nicht. Sie erdreistete sich zu behaupten, es bedürfe lediglich des Muts und der Tatkraft freiwilliger Feuerwehrleute (Zehntausende waren im Einsatz) und der Spendenbereitschaft und des Selbstvertrauens der Bürger Australiens, dem Land des „Regenbogengolds“. Die mediale Strategie der Regierung bestand in Augenwischerei und folgte Karl Deutschs Diktum, Macht bestehe darin, daß man es sich erlauben könne zu reden, ohne zuzuhören, und es sich leisten könne, nichts lernen zu müssen.

WIR WETTERMACHER

Hochfahrende Selbstzufriedenheit ist zur neuen Normalität geworden. Der Bundesminister für Naturkatastrophen und Notfallmanagement mit dem unglücklichen Namen David Littleproud sagte Sätze wie: „Wir werden weiter auf sich verändernde Bedingungen reagieren, solange diese Feuer Gemeinden im ganzen Land heimsuchen.“ Dieses routinemäßig an den Täg gelegte Selbstbewußtsein versetzt in Erstaunen. Meine Großmutter, die mir Dorothea Mackellar nahebrachte, hätte es einen

sorglosen Umgang mit der Wahrheit genannt. Heutige Australier nennen es kurz und bündig: Bullshit.

Tatsache ist, daß Morrisons Regierung um so weniger zu klugem und entschiedenem Handeln imstande war, je mehr sich die Bedingungen in Richtung Katastrophe veränderten. Die Appelle der Feuerwehrchefs, zusätzliche Ausrüstung zur Brandbekämpfung aus der Luft zur Verfügung zu stellen, wurden wiederholt abgewiesen. Mitte Dezember, nachdem er den Vereinigten Staaten, Saudi-Arabien und Brasilien geholfen hatte, die Klimakonferenz in Madrid zu Fall zu bringen, packte der Premierminister seine Koffer und fuhr nach Hawaii in Urlaub (zu seinem Pech genau in dem Moment, als in Australien die Durchschnittstemperaturen auf 41,9 Grad Celsius kletterten, die höchsten, die jemals aufgezeichnet wurden). Als handelte es sich nur um eine gewöhnliche Naturkatastrophe, fuhren mehrere wichtige bundes- und einzelstaatliche Minister gleichfalls in Ferien oder ignorierten die Mainstreammedien, indem sie ihre Mobiltelefone ausschalteten.

Trotz der immer verheerenderen Brände bot die Regierung keine zusätzlichen Hilfgelder an und lehnte zweimal ein Treffen mit Vertretern der Gruppe Emergency Leaders for Climate Action ab, zu der sich hochrangige Mitarbeiter des Katastrophenschutzes zusammengeschlossen haben. Mit ausgeprägtem Männlichkeitsgehabe versuchte man, die Verantwortung für die Katastrophe auf die betroffenen Bundesstaaten abzuschieben und ihnen Ineffizienz vorzuwerfen. Dann veränderte sich das Bild. Als die Feuer im ganzen Land wüteten und Gatekeeping-Journalisten und Gatewatching-Plattformen in den sozialen Medien Führung verlangten, änderte die Regierung ihre Strategie. Anfangs war von einem Hilfsfonds in Höhe von 500 Millionen Dollar für den Wiederaufbau nach den Buschfeuern die Rede – eine lächerliche Summe, verglichen mit den jährlich fast 30 Milliarden, die der heimischen Industrie als Subventionen für fossile Brennstoffe zufließen. Noch eindrucksvoller war die Ankündigung der Regierung am 4. Januar, sie werde 3 000 Reservisten der Armee zur Unterstützung der Feuerwehr mobilisieren – ohne sich jedoch mit dem Leiter der Feuerwehr für die ländlichen Regionen von New South Wales abzusprechen, der aus den Medien davon erfuhr. Und Mitte Januar, viel zu spät, wurde die Gründung der mit 2 Milliarden Dollar ausgestatteten National Bushfire Recovery Agency angekündigt, einer Bundesbehörde mit der Aufgabe, die von den Bränden Betroffenen zu unterstützen.

HERZEN AUS OPAL

Die böswillige Ignoranz und die politischen Versäumnisse sind unfassbar. Interessant ist jedoch, daß trotzdem eine landesweite Debatte über die direkten und indirekten Ursachen der nach wie vor andauernden Katastrophe begonnen hat. In der Öffentlichkeit wächst das Bewußtsein dafür, daß die Katastrophe nicht nur lokale Ursachen hat. Millionen Bürger wissen, daß schwere Feuer die beängstigende Qualität eines Quantensprungs besitzen und somit unberechenbar sind. Sie wissen, daß leicht entflammbares Eukalyptusöl explodiert und somit wie ein Brandbeschleuniger wirkt; daß verbrannte Gummibäume zerbersten und Feuerbälle Flammen und Asche in alle Richtungen schleudern; und daß gewaltige Feuerwolken mit Rauch, Ruß und Asche, sogenannte Pyrocumulonimbus, Blitze auslösen können, die das Inferno weitertragen, ohne daß auch nur ein Tropfen des dringend nötigen Regens fällt.

Mehr noch: Millionen Bürger mit Herzen aus Opal erleben eine Epiphanie. Die Regierung sprach von „Naturkatastrophen“, sie aber gewinnen die Überzeugung, daß es zwischen steigenden CO₂-Emissionen, steigenden Temperaturen, der Erwärmung der Meere, Dürre und schweren Buschfeuern einen Zusammenhang gibt, so meteorologisch unklar er sich bis jetzt auch darstellt.

JOHN KEANE

Die Leute wissen, daß der Pro-Kopf-Ausstoß von CO₂ in keinem anderen Land größer ist als in Australien, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten. Sie haben gehört, daß Morrisons kohle- und gasfreundliche Regierung bei Maßnahmen gegen die Klimaerwärmung weltweit das Schlußlicht bildet. Jetzt aber riechen sie mit ihren eigenen rußgeschwärzten Nasen und sehen mit ihren eigenen geröteten Augen, was „wir Wettermacher“ – so der treffende Titel von Tim Flannerys 2005 erschienenem Buch – unserem schönen Land antun.

DEMOKRATIEVERSAGEN

Der Feuer sind gelöscht, aber das fatale Ereignis hängt uns nach. Ich würde mir wünschen, man würde weitere Lektionen lernen. Bisher noch kaum öffentlich diskutiert oder journalistisch aufgearbeitet wurde ein Aspekt, der seit zehn Jahren im Zentrum meiner Forschungen und meines Schreibens über demokratisches Monitoring und Mega-Projekte stand. Milliarden Dollar schwere Großprojekte sind eine Bedrohung der Demokratie. Es ist weltweit die Regel, daß neun von zehn Megaprojekten die ursprünglich veranschlagten Kosten überschreiten, daß sie sich verzögern und sogar scheitern, wenn die Verantwortlichen nicht einer unnachgiebigen öffentlichen Kontrolle und einer demokratischen Rechenschaftspflicht unterworfen sind. Wenn es wenig oder gar kein demokratisches Monitoring gibt, keine *monitoring democracy*, wie ich es nenne, produzieren Großprojekte verschiedene Arten von Katastrophen. Die Kernschmelze im Atomkraftwerk Fukushima, die durch die Explosion der BP-Bohrplattform Deepwater Horizon verursachte Ölpest oder die immer wieder verzögerte Eröffnung des neuen Berliner Flughafens sind Beispiele dafür, wie ohne demokratisches Monitoring die Dinge aus dem Ruder laufen. Die geringe Bereitschaft der australischen Regierung, Hilfgelder bereitzustellen, ihre schlechte Koordination und ihr Mißmanagement bei der Bekämpfung von Buschfeuern, Dürre und Katastrophen ist ein weiteres Beispiel. Unterm Strich bedeutet dies, daß die gigantischen Brände eben keine gewöhnliche Naturkatastrophe sind, wie der Regierungschef, seine Minister und die mit ihnen befreundeten Journalisten behaupten. Sie sind ein politisches Desaster.

Die verheerenden Feuer in unserem sonnenverbrannten Land sind die Folge von Demokratieversagen. Wirtschaftswissenschaftler warnen schon seit langem, daß nichtregulierte Märkte versagen und daß die Opfer eines solchen Marktversagens in Elend gestürzt werden. Mein 2018 erschienenes Buch *Power and Humility* ist eine Anatomie des Demokratieversagens. Es legt dar, daß die Dinge in der Regel schief laufen, wenn es keine Mechanismen der demokratischen Überwachung und Kontrolle und keine Beschränkungen gibt. Wenn Demokratie nur unzureichend funktioniert, steigt die Zahl der Megakatastrophen. Man könnte fast eine mathematische Gleichung aufstellen: Ohne effiziente demokratische Rechenschaftslegung treffen ein mächtiger Staat und mächtige Unternehmen in der Regel unvernünftige oder leichtsinnige Entscheidungen, die das Leben der Bürger gefährden und deren Ökosysteme zerstören.

NORMALITÄT?

Demokratieversagen ist genau das, was das von Buschfeuern verwüstete sonnenverbrannte Land erleidet. Und damit stellt sich die Frage, welches die wahrscheinli-

chen oder möglichen politischen Konsequenzen dieser unermesslichen Tragödie sein werden. Was können wir in den kommenden Monaten erwarten? Kann es eine Rückkehr zur Normalität geben? Oder wird das vom Glück begünstigte Land vom Glück verlassen werden?

Eine rasche Rückkehr zur Normalität ist eher unwahrscheinlich. Große Teile des noch nicht verbrannten Buschlands sind weiter gefährdet. Der Einsatz militärischer Kräfte wird das Unvermögen der Regierung und das Leid der Zivilgesellschaft nicht wettmachen können. Die am schwersten betroffenen Gemeinden werden womöglich nicht wieder auf die Beine kommen. Unzureichende Versicherungszahlungen führen bereits zu erbitterten Rechtsstreitigkeiten. Erderwärmung und Dürre werden wahrscheinlich zunehmen. Prognosen sprechen von langfristigen infrastrukturellen Schäden und wachsenden Kosten (nach einer Schätzung der Universität von Melbourne belaufen sich die Kosten auf 1,19 Billionen Australische Dollar) falls das Ziel des Pariser Klimaabkommens, den Kohlendioxid-Ausstoß bis 2050 auf Null zu reduzieren, verfehlt wird. Und trotz der regenerativen Fähigkeiten des Buschlands könnten Arten wie Koalas, Schwarze Kakadus und Honigbienen ausgelöscht werden. Ein Gefühl der Ohnmacht und der Trauer über die Zerstörung von Lebensräumen macht sich breit.

Das Zeitalter der *Solastalgie*, ein Begriff, den der australische Philosoph Glenn Albrecht geprägt hat, steht uns bevor: die durch Umweltzerstörung hervorgerufene psychische Not. Viele Australier stehen unter Schock und haben Angst vor der Zukunft. Doch auch wenn meine Landsleute Bullshit als solchen erkennen, könnten Verschwörungsdenken und Weltuntergangsszenarien neuen Aufschwung gewinnen. Dank der durch Bots und Trolle verbreiteten Desinformation und mit dem Rückhalt der Murdoch-Gruppe, die fast drei Viertel der lokalen Medien besitzt, könnte die Morrison-Regierung überleben und wiedergewählt werden. Notverordnungen, wie sie zuerst im Bundesstaat Victoria gelten, könnten häufiger, ja sogar permanent in Kraft treten. Niemand weiß, wohin diese Tendenzen das Land bringen werden. Angesichts der Umweltzerstörung sollten die politischen Gefahren von Phantomdemokratie und Despotismus nicht unterschätzt werden. Denn wir lernen jetzt erneut, was meine weise Großmutter wußte und Dorothea Mackellar nicht sagte: Wenn Bürger Angst bekommen, können sie zu Wachs in Händen populistischer Demagogen werden, welche die Unzufriedenheit breiter Bevölkerungsgruppen geschickt auf unerwünschte Einwanderer, „Greenies“, Muslime und andere sogenannte Außenseiter umzulenken wissen.

Eines ist sicher: Nach dieser schwersten Umweltkatastrophe seit der Kolonisierung steht nun die langfristige demokratische Widerstandskraft des Landes auf dem Prüfstand. Groß ist die Erwartung, daß die Regierung für ihre kalkulierte Unfähigkeit bestraft werden wird. Glücklicherweise ist die Legislaturperiode in Australien relativ kurz: Alle drei Jahre wird gewählt. Und das bedeutet, daß die Regierung Morrison spätestens im Jahr 2022 harte Zeiten erleben wird. Ich hoffe, sie bekommt die Prügel, die sie verdient hat.

MONITORING ODER AMNESIE

Der australische Romancier Richard Flanagan geht noch einen Schritt weiter. Er sagt, die kolossale Katastrophe der Buschfeuer sei Australiens Tschernobyl: der Moment in der Geschichte der Sowjetunion, als ein kaum reguliertes und von Willkürherrschaft korrumpiertes Mega-Projekt scheiterte und Glasnost-Forderungen laut werden ließ, die schließlich das gesamte System zum Einsturz brachten. Der erstmals von David Ritter von *Greenpeace Australia Pacific* gezogene Vergleich jedoch hinkt, denn schließlich kann die parlamentarische Demokratie Australiens nicht mit einem korrupten sozialistischen Ein-Parteien-Staat in eins gesetzt werden. Dennoch stimme ich zu, daß grundlegende institutionelle Veränderungen nötig sind, weil die wichtigste politische Lektion in dieser Situation lautet, daß die Demokratie versagt hat – mit verheerenden Folgen.

Schon seit Jahren sage ich öffentlich, daß die australische Demokratie vom Fluch der Selbstzufriedenheit getroffen ist. Die politische Klasse ist überwiegend weiß und männlich und repräsentiert nicht die eindrucksvolle multikulturelle Zivilgesellschaft. Unseren indigenen Völkern wird die formale politische Repräsentation verweigert. Die Kluft zwischen Reichen und Armen wird immer größer. Es gibt keine Antikorruptionskommission auf Bundesebene. Dunkles Geld vergiftet die Wahlen. Die staatlichen Institutionen stehen unter Beschuß. Die öffentlich-rechtlichen Medien sind juristisch und finanziell verwundbar. Trotz der allgemeinen Wahlpflicht bleiben Hunderttausende junger Leute den Urnen fern. Mehr als einer Million Menschen, die in Australien eine unbeschränkte Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis haben, wird der Zugang zur Wahl verweigert. Und das gesamte politische System ist eng verquickt mit einem auf der Kohle basierenden Kapitalismus, dessen Stunde bereits geschlagen hat.

Eine Energiewende und eine politische Revolution sind notwendig und auch eine Neudefinition von Demokratie. In ihrer langen und stürmischen Geschichte fungierte die Demokratie stets als eine anthropozentrische Norm, der zufolge die Menschen, welche die Herrschaft selbst ausüben, die rechtmäßigen Herren und Besitzer der „Natur“ seien. Heute müssen demokratische Prinzipien grün werden, damit im Zeitalter des demokratischen Monitorings die Selbstherrschaft des Volkes die Ökosysteme, in denen diese Bevölkerung lebt, als gleichberechtigt akzeptiert und damit als berechtigt, in politischen Angelegenheiten angemessen repräsentiert zu sein. Ob eine semantische Verschiebung dieser Art stattfinden wird und ob die angeschlagene Karbon-Demokratie auf friedlichem Weg in eine robustere und widerstandsfähigere Monitoring-Demokratie umgewandelt werden kann, ist eine andere Frage.

Gehen wir einmal davon aus, daß dies nicht geschieht. Wie wird dann das Leben in Australien in den nächsten Jahren aussehen? Die Regierung Morrison wird weitermachen wie bisher: *business as usual*. Mit Hilfe von regierungsamtlichen Verlautbarungen, den Streitkräften und medialen Botschaften wird sie alles tun, um die Wahlen zu gewinnen und das Anormale zur Normalität zu machen. Bei Klimaprotesten und öffentlichen Versammlungen wird noch härter durchgegriffen werden. Die Oppositionsführer werden sich dieser Linie anschließen. Sie werden sagen, daß es in dieser vertrackten Situation ihre Aufgabe sei, konstruktiv und praktisch zu agieren, um nur keine Unruhe zu stiften und um die Leistungsbilanz des Premierministers und seiner Regierung nicht in wenig hilfreicher Weise zu kommentieren. Die politische Klasse wird den Part von Amnesie-Patienten spielen. (Wer erinnert sich heute noch an die fast vollständige Verwüstung der Stadt Darwin durch den Zyklon Tracy und deren Evakuierung vor fünfzig Jahren?) Die Opposition wird sich verbiegen, um bei den sagemuwobenen, „stillen“, „hart arbeitenden“ und „optimistischen“ Australiern gut anzukommen. Und die Politiker könnten Erfolg haben. Aus Fiktionen würden dann Fakten werden. Die Bürger würden sich dazu entscheiden, willfähige Untertanen zu sein. Im Griff der Angst und angesichts steigender Temperaturen und wütender Feuersbrünste werden die Australier aufhören, sich um ihre fernen blauen Horizonte, ihre braunen zerklüfteten Berge und smaragdgrünen Meere zu sorgen. Dann wäre die Katastrophe komplett, und die arme Dorothea Mackellar könnte ihr sonnenverbranntes, von Fluten wütender Tränen überschwemmtes Land nur noch betrauern.

Sydney, Februar 2020 ◆

Freundschaftszeichen

Gerne schicken wir Ihren Freunden und Bekannten, die Lettre kennenlernen sollten, ein Probeheft.

T: +49 (0)30 308 704 62

LIZA ALEXandrova-ZORINA

ANGST UND GELÄCHTER

ICH WURDE im Jahre 1984 geboren. Und ich lebe im Jahr 1984. Denn in Rußland ist jedes Jahr – das Jahr 1984. Der Große Bruder, Doppeldenk, Gedankenverbrechen, die Losungen, die nahezu wortgleich lauten: „Krieg ist Frieden“ und „Freiheit ist Sklaverei“, amtliche Verlautbarungen im Stil von „Ozeanien führt Krieg gegen Ostasien/Ozeanien führt keinen Krieg gegen Ostasien, Ozeanien hat schon immer Krieg gegen Eurasien geführt“ – all dies ist gewöhnlicher Alltag. Ich lebe in einer Antiutopie. Noch unterscheidet sie sich von der von George Orwell beschriebenen düsteren. Es ist eine Antiutopie, deren Bewohner sich kranklachen.

Der sowjetische Dissident Andrej Sinjawschkin nannte den politischen Witz den wichtigsten sowjetischen Beitrag zur internationalen Folklore des 20. Jahrhunderts.

Die Russen haben schon immer gelacht, insbesondere, wenn sonst nichts mehr erlaubt war. Man lachte über den Zaren, den Krieg, die Revolution, die Bolschewiki, den Hunger, über Lenin, Stalin, Gorbatschow, über den GULag und die Mangelwirtschaft. In den ersten Jahren der Sowjetmacht waren die Behörden in bezug auf Witze noch nachsichtig, denn sie kursierten meist innerhalb einer gebildeten Minderheit, doch antisowjetische Couplets wurden hart bestraft, weil sie zu volksnah waren. In den dreißiger Jahren dann fing man bereits an, auch für Witze einzubuchten. Zu diesem Thema gab es auch einen Witz: „Der Weißmeer-Kanal wurde von der einen Seite von denjenigen gegraben, die Witze erzählten, von der anderen Seite von denjenigen, die sie hörten.“

Nach dem Zerfall der Sowjetunion verschwand politische Satire ebenfalls. Es hatte keinen Sinn, sich der Sprache Äsops zu bedienen, wenn man alles freiweg aussprechen konnte. Doch dann kam Putin.

Ich entsinne mich der umfangreichen Proteste in Moskau 2011/2012, als junge Menschen und Angehörige der Mittelklasse auf die Straßen gingen. Die Transparente waren ein wahrer Wettstreit der Geistreichen. Solange die Polizei nicht mit Schlagstöcken auf uns losging, liefen wir in der Menge umher, lasen die Texte und lachten Tränen. Für einige war dies ein Zeichen von Schwäche, denn wie sollten Machthaber eine solch fröhlich herumalbernde Opposition ernst nehmen?

Doch die Machthaber nahmen es mehr als ernst. Wie Gogol schrieb: „Gelächter fürchtet selbst der, der sonst nichts fürchtet.“

RÜCKZUG INS INTERNET

Die Polizei fing an, bei Demonstrationen vor allem Menschen mit provokanten Transparenten festzunehmen. Dann witzelten die Protestierer feinsinniger, man schrieb: „2 x 2 ist nicht gleich 5“ (Orwell läßt grüßen!). Festnahmen häuften sich, und wir lachten in Polizeiwagen und auf Revieren weiter. Es wurde Mode, auf Facebook Selfies aus der Haft zu posten, in guter Gesellschaft mit anderen Festgenommenen. Manche legten es sogar darauf an, sich verhaften zu lassen, um die begehrten Photos machen zu können. Und erneut: Photos, Meme, Scherze – wenn auch hinter Gittern.

Daraufhin änderte die Regierung das Gesetz und erhöhte die Geldstrafen derart, daß manche sich dies

nicht mehr leisten konnten. Zudem verhaftete die Polizei nunmehr jedermann mit aller Härte; wegen Teilnahme an Protestkundgebungen wurde man mittlerweile auch anders verfolgt: mit Exmatrikulation, Entlassung, Androhung von Entzug der Erziehungsberechtigung. Ich bin nun schon seit drei Jahren bei der Polizei registriert – alle drei Monate besucht mich ein Polizist zwecks Befragung und „Durchführung eines präventiven Gesprächs“.

Jahr für Jahr merzte der russische Machtapparat nach und nach die freien Medien, politische Bewegungen und gesellschaftliche Plattformen aus, bis sich die gesamte gesellschaftspolitische Diskussion ins Internet verlagerte. Es sind die Online-Medien, deren Redaktionen inzwischen ins Ausland umgezogen sind, die *Publics*, die als letzte freie Foren für unabhängige Journalisten, Schriftsteller, Politologen und Soziologen übriggeblieben sind, und die Videoblogs, wohin die den Regierenden unliebsamen Oppositionsführer, die man nicht mehr ins Fernsehen einlud, flüchteten, sowie soziale Netze – ein Analogon zu den sowjetischen Küchen –, der einzige Ort, wo gewöhnliche Menschen angstfrei die Mächtigen verspotten konnten.

Je weniger Freiheiten und freie Medien übrigblieben, desto mehr Witze und Karikaturen tauchten im Internet auf. Das Gelächter – eine Form des politischen Kampfs, ein Format gesellschaftlicher Diskussion, ein Dampfablassen. Die Vergiftung in Salisbury, die Anhebung des Rentenalters, die häusliche Gewalt, das Aufflackern von Homophobie, Überschwemmungen, Waldbrände, Arzneimittelmangel, Schließung von Krankenhäusern – alles, was in Rußland geschah, wurde im Internet mit Witzen, Karikaturen und Memes explosionsartig kommentiert. Es mag wie Schwäche oder Torheit wirken – anstelle des Kampfes denken sich Menschen Witze und Karikaturen aus. Doch haben viele Angst, ernsthaft zu reden, und ihnen scheint Kritik an der Macht in scherzhafter Verpackung weniger gefährlich.

Aber dem ist nicht so. Die Mächtigen fürchten das Gelächter. Die Macht in Rußland fußt auf Angst, und wer lächerlich ist, kann nicht mehr furchterregend sein.

So hat man in Rußland angefangen, wie schon vor hundert Jahren, Menschen für Witze vor Gericht zu zeren. Eine Russin wurde wegen Couplets über korrupte Gerichte verurteilt. Die Verhaftungen wegen Verbrechen im Internet nehmen zu. Und es versteht sich, daß im Internet Witze darüber kursieren.

Doch den Mächtigen ist nicht nach Scherzen. Sie verabschieden immer wieder neue Gesetze. Dabei klingen diese selbst wie Witze. Ein Beispiel: „Das Gesetz über Machtverunglimpfung“, nach dem nun diejenigen verurteilt werden, die sich unehrerbietig über den Präsidenten, einen Abgeordneten oder die Polizei äußern. Der erste Mann, der nach diesem Gesetz verurteilt wurde, zitierte im Internet aus einer Komödie der neunziger Jahre: „Putin ist ein fabelhafter Wichser.“ Die ganze Sache hatte eine umgekehrte Wirkung, einen „Streisand-Effekt“, so daß der Satz sofort zu einem Meme geworden war, und in sozialen Netzen und Online-Medien tauchten Hunderte von Witzen und Karikaturen dazu auf. Mancher Witzbold allerdings wurde eben nach diesem Gesetz bestraft.

Vor kurzem wurde das Gesetz über ausländische Agenten verabschiedet. Ab sofort können das Justizministerium und das Auswärtige Amt unliebsame Journalisten und Bürgerrechtler auf die Liste ausländischer Agenten setzen, die für ausländische Medien schreiben (oder für russische, die ausländischen Agenten zugeordnet werden), Geld aus dem Ausland erhalten oder Artikel aus den ausländischen Medien in ihren sozialen Netzen publizieren. Wer auf diese Liste gesetzt wird, ist verpflichtet, sich selbst als „ausländischer Agent“ zu kennzeichnen. Das erste, was die unzähligen User der Netze unternahm, war – sich selbst den Status „ausländischer Agenten“ zu verpassen. Was bleibt einem sonst übrig? Nur, mit Absurdität auf Absurdität zu reagieren.

Der langgehegte Wunsch des Kremls ist es natürlich, einen Knopf zu haben, den man nur zu drücken braucht, um sämtliche unliebsamen Sites, soziale Netze und Messenger-Dienste abzuschalten. Oder das Internet überhaupt, wie es die Behörden während der Protestveranstaltungen handhaben, indem sie einzelnen Stadt-

bezirken, ganzen Städten oder auch ganzen Republiken das Internet abschalten. Das neue Gesetz über ein souveränes Internet, eine Art „Eiserner-Vorhang-Internet“ nach dem Muster des *Great Firewall of China*, wurde bereits als Duck-Net (nach Donald Duck) apostrophiert. Und es entstanden etliche Witze (durch Expertengutachten belegt) darüber, daß die Behörden keine Ahnung haben, wie ein souveränes Internet aufzubauen ist, und daß das dazu bereitgestellte Budget in verschiedenen Taschen verschwindet, noch bevor die Arbeit am Duck-Net begonnen hat.

Aber es gibt eigentlich keinen Grund zum Lachen, denn selbst wenn ein solcher Eiserner Vorhang nicht zustande kommt, sehen wir bereits, wie sich langsam ein anderer Vorhang senkt – das Schweigen aus Angst.

Ich weiß nur zu gut, was Angst ist. Angst davor, zu sagen, was man sagen will. Ich habe es vielfach beobachtet.

SCHREI DER SEELE

Diesen Winter stand ich mit einem Plakat „Keinen Krieg gegen die Ukraine“ auf dem Arbat, mitten im Zentrum Moskaus. (Als einzelne Person darf man demonstrieren, ohne Genehmigung der Behörden – die einzige übriggebliebene Form des Protests.) Ein vorbeilaufendes Mädchen blieb stehen, kreiste zehn bis 15 Minuten lang um mich herum, holte ihr Handy hervor, tat, als telefoniere sie, trat näher an mich heran, vergewisserte sich, daß niemand in der Nähe war, hauchte leise: „Danke!“ und rannte fort. Wieviel Angst mußte sie gehabt haben, um dieses „Danke“ zu sagen!

Einmal sollte ich ein Interview geben, in der Halle des Senders holte mich eine Mitarbeiterin ab. Auf dem Weg zum Studio sprachen wir über die letzten politischen Ereignisse. Die Frau drängte es, sich dazu zu äußern, doch ihre Rede strotzte derart von Euphemismen, daß ein Ausländer, selbst bei guten Russischkenntnissen, keine Chance gehabt hätte, ihr zu folgen. Putin hieß bei ihr nur „er“, wobei sie die Augen bedeutungsvoll gen Decke richtete, Nemzow war „der Mann, der nicht mehr unter uns weilt“, das FSB – „die, die alles entscheiden“, ein Mitarbeiter der Staatssicherheit – „ein Mann mit ausgebeultem Sakko“. All dies wurde von entsprechender Pantomime begleitet. Hätte sie alles beim Namen genannt, wäre nichts passiert, doch sie hatte Angst.

Viele Freunde sprechen den Namen „Putin“ am Telefon nie aus, auch sie sagen „er“, mit gedämpfter Stimme. Oder sie weichen dem Thema Politik aus: „Laß uns nicht im Telefon darüber sprechen, okay? Reden wir, wenn wir uns sehen.“ Viele sehen sich um, wenn die Rede auf Politik kommt, selbst wenn man in einem Park spazierengeht, wo ringsum nur Bäume stehen.

Nun aber spüre ich, wie die Angst auch im Internet um sich greift. Überraschend ist das nicht. Wenn in den Nachrichten immerzu über Gerichtsverfahren gegen jemanden, der einen Witz oder eine Karikatur gegen Putin oder die Kirche veröffentlicht hat, berichtet wird, dann wird sich jeder zehnmals überlegen, etwas zu posten oder einfach weiterzuleiten. So wird verständlich, daß Witze im Internet versiegen, wenn ein Aktivist wegen Extremismus aufgrund eines Videoblogs unter Hausarrest gestellt wird, ein anderer fünf Jahre Knast bekommt für einen Kommentar auf Twitter, der angeblich eine Drohung gegen Kinder von Polizisten enthielt. „Hätte er seine Frau umgebracht, wäre er nach einem Jahr draußen“, witzelte man bitter in den sozialen Netzen über seine Verurteilung.

Einst war die Sowjetmacht nachsichtig, was die Witze betraf, solange sie nur im engen Kreis der Intelligenzija erzählt wurden. Später kamen Witze auch im Volk in Umlauf, und da begann man, die Leute in Lager zu stecken. So auch beim Internet: Einst war es eine freie Zone ohne jegliche Zensur, solange die Machthaber

Liza Alexandrova-Zorina
Gelage zur Pestzeit
119, Berlin 2017

The little Man
Moskau 2014, GLAS

La poupée cassée
La Tour-d'Aigues 2016,
Editions de l'aube

Russische Frauen
127, Berlin 2019

Georges Nivat
Trauma des Weltreichs
113, Berlin 2016

LIZA ALEXANDROVA-ZORINA

überzeugt waren, daß die große Mehrheit der Russen nur fernsieht. Als es sich aber herausstellte, daß das Internet zu einer Informationsquelle alle Generationen, Berufe und kulturellen Schichten geworden war, knöpfte sich der Staat auch das Internet vor.

Ich werde oft gefragt, ob ich Angst hätte, die Macht-haber offen zu kritisieren. Ich weiß, daß jeder Internet-User, der fünf bis zehn Follower in sozialen Netzen hat, hundertmal mehr riskiert als ich. Wenn die Polizei einen Schriftsteller oder Oppositionspolitiker abholt, wird darüber sofort in sozialen Netzen und unabhängigen Publikationen berichtet. Über Gerichtsverfahren gegen gewöhnliche Menschen erfahren wir meist erst hinterher und meist durch Zufall. So geschehen einem Mann,

der in den sozialen Netzen schrieb, er arbeite für drei, werde aber nur für einen bezahlt, dabei belegte er Putin mit unflätigen Worten.

Dieser Schrei der Seele wurde von Überwachungs-beamten entdeckt, und so wurde der Mann wegen Miß-achtung des Präsidenten zu einer Geldstrafe verurteilt, die 150 Prozent seines Monatsverdienstes ausmachte. Journalisten stießen zufällig auf diesen auf einer Web-site veröffentlichten Gerichtsbeschuß. Nach dem Urteil entfernte der Mann sämtliche Einträge in den sozialen Netzen und schrieb seinen Freunden, er wolle aus dieser Welt verschwinden und sich vergessen.

Verschwinden und sich vergessen – das einzige, was ein jeder sich wünscht, wenn er von Angesicht zu

Angesicht mit der gigantischen Repressionsmaschinerie alleingelassen wird.

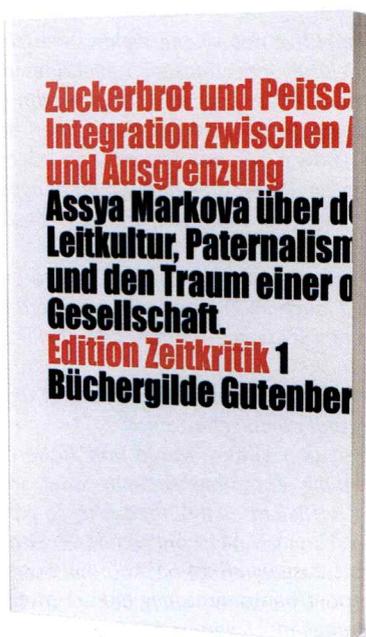
Verfolgten frühere Machthaber unabhängige Jour-nalisten, Aktivisten und Bürgerrechtler, sind jetzt immer öfter gewöhnliche Menschen Opfer der Repressalien, deren Beiträge in den sozialen Netzen nur von Freunden und Angehörigen gelesen werden. Dabei werden die Opfer stets willkürlich ausgewählt. Keiner kann sagen, wer der Nächste ist. Dies erzeugt eine Atmosphäre der Angst. Doch es ist nicht Angst vor Ernsthaftigkeit.

Es ist eine Angst, bei der man sich sogar zu lachen fürchtet. ♦

AUS DEM RUSSISCHEN VON SERGEJ GLADKICH

ANZEIGE

Ja, es ist Zeit – Zeit für Debatte, Widerspruch und Einmischung. Wir erheben die Stimme mit unserer neuen Edition Zeitkritik*: **BÜCHERGILDE.**



Band 1 ist gerade erschienen:

»Zuckerbrot und Peitsche«

ist das Plädoyer für Vielfalt in einer offenen Gesellschaft, einer Gesellschaft, »die ihre Lebendigkeit und ihr Maß an gelebter Demokratie einem stets wachen Widerstand gegen jedes Monopol von Ideen, Werten und Lebensweisen verdankt«. – Eine kluge und pointierte Streitschrift zu einem der großen Themen unserer Zeit.

Klappenbroschur mit farbigem Kopfschnitt, 160 Seiten, zweifarbiger Druck, Euro 20,-

*Die Edition Zeitkritik ist Stimme für Vernunft und Humanität, sie bietet Beiträge zu einem lebendigen Diskurs über den Zustand unserer Kultur, ihrer Werte, ihres Menschenbildes, ihrer Perspektiven. Auf »Zuckerbrot und Peitsche« folgen zunächst



Alle Bände erscheinen als Klappenbroschur mit farbigem Kopfschnitt. Band 2 und 3 erscheinen im September 2020, die Bände 4 und 5 im Jahr darauf – erhältlich in Ihrer Büchergilde-Buchhandlung, siehe buechergilde.de/buchhandlungen und unter buechergilde.de.



HERBERT MAURER

FRÜHLING IN WIEN

N
48,12
16,22
E

DER Operettenkomponist Robert Stolz hat nicht nur den Wienern und Berlinern, sondern allen Menschen guten Willens, denen der Frühling nicht erspart bleibt, ein Lied ins Hirn hinein komponiert, das an Zweideutigkeit nichts zu wünschen übrigläßt. So gut wie alles beginnt „auszutreiben“, man vergegenwärtigt sich den wachsenden Spargel der Berliner – oder das gemütlichere Wiener Motto: „Zwischen unsren Frühlingsohren wird ein Hirn geboren“, das schon Ludwig van Beethoven sehr zu Herzen gegangen ist. Einige der wertvollsten Textzeilen des Stolz'schen Superhits anno 1916 lesen sich so:

Lacht die Sonn' uns alle aus ...
Ist denn das mein Wien?

Das ist die Frage. Und jetzt wird es erst ernst oder romantisch:

Im Prater blüh'n wieder die Bäume
In Sievering grünt schon der Wein
Da kommen die seligen Träume
Es muß wieder Frühlingszeit sein

Ein unerbittlicher Refrain. Eine Hymne auf die Triebe, naturgemäß. Sie wurde und wird von allen gesungen, die nur irgendeine Stimme, irgendein Herz oder Hirn ihr eigen nannten und nennen – Richard Tauber, Peter Alexander, Senta Berger. Doch was können wir uns unter dem Prater, was vermögen wir uns unter Sievering vorzustellen? Was also wollten uns Textdichter Kurt Robitschek und der „stolze Robert“ zwischen den Zeilen nahebringen? Welche Geschichte wird erzählt? Hat der Frühling einen tieferen Sinn? Ist eine Antwort auf die Sinnlosigkeit des Winters zwangsläufig sinnvoll? Hat das Singen einen Sinn? So vieles wurde schon sinnlos herbeigesungen, zum Beispiel in den Wiener Heurigen, in den Weinhügeln oder am Waldesrand, in den Biergärten in Berlin, in den letzten Kaschemmen.

SÄNGER UND JÄGER

Da ist einerseits der Prater, der Wiener Lunapark mit dem Riesenrad. Das bedeutet für die an Alpträume gewohnten Wiener ein ängstliches Kribbeln bei der Vorstellung, daß sich dieses über hundert Jahre alte Stahlungetüm um Mitternacht aus seiner Halterung lösen könnte, um durch die Straßen Wiens zu rollen – alle frühlingssüchtigen und Frühlingslieder singenden Wiener beim Flanieren unter sich zermalmend. Ein kollektiver Alptraum, bisher unerfüllt.

Andererseits sind da, entlang der Prater-Hauptallee, die schier unendlichen Wälder, ehemals kaiserliches Jagdgebiet, nun von Hunden aller Art und von gut nummerierten Joggern jeglicher Nationalität bevölkert. Und dann sind da noch die (echten!) Jäger, die Stadtjäger und Staatsjäger. Ihr Waidwerk besteht nicht nur in der Hege und Pflege der Jogger- und Rotwildpopulation, sondern auch in der weinseligen Parforcejagd – so mancher Blattschuß inbegriffen.

Frühling in Wien, das ist auch die Zeit der Hochblüte des vielbeschworenen Todestriebes, wohl eine Erfindung von Sigmund Freud, um den Selbstmordkult virtuos zu stilisieren, zu propagieren, salonfähig zu machen. Auf den Straßen gehen sie lachend spazieren, die verhinderten Selbstmörder. Lebende Leichen lachen, solange sie noch nicht ganz hinüber sind. Andere sitzen unverdrossen an ihren Schreibtischen in den Ämtern, als gehorsame halbdahingegangene Diener ihrer Minister.

Die Glücklichen liegen, wenigstens in der kurz bemessenen Mittagspause, in den Betten des Hotels Orient und üben sich im kleinen Tod, der hie und da auch größer werden, sich auszuwachsen imstande ist. Dies gehört zum sogenannten Beamtenprivileg, da deren Mittagspause für solche Aktivitäten vor allem im

Frühling wohlbemessen ist. Manche haben auch die Hoffnung auf eine Kinderjause im Prater.

Zurück zu den Stadt- und Staatsjägern, auch sie Beamte. Die einen Bier-, die anderen Weintrinker, die einen jodeln in unflätigster Weise, die anderen schmettern Wienerlieder, auch die Schnulzen des Herrn Stolz.

Bei aller soziologischen und musikologischen Divergenz jedoch haben sie eines gemein: Jogger, Niederwild, Hochwild – all das tritt in den Schatten der vielbesungenen Bäume, weil es vor allem im Wonnemonat Mai zur Aufgabe der Prater-Jäger gehört, die Selbstmörder von ebendiesen Kastanien entlang der Prater-Hauptallee und etwas tiefer im Gehölz herunterzuschneiden.

Für Lebensmüde ist der Prater ja unschwer zu erreichen, das riesige Gelände liegt nahe dem Zentrum, es ist sowohl mit Mountainbikes als auch mit Pferden gut erschlossen. Wer mag, der kann sich also todesmutig oder todesverliebt eine Rikscha mieten, auch ein ausrangiertes Zirkuspferd, das in einem der vielen Karussells seinem Ende entgegentrottet. Im Schatten der blühenden Praterbäume kann also die Schattenseite des Frühlings sehr konkret werden, frische Brötchen mit Pferdesalami finden bei den „Frühlingskindern“ reißenden Absatz.

Und über all dem steht die Sonne und „lacht uns alle aus“ (nicht nur an). Das gilt für die Jogger wie für die Jäger, wenn sie nach getaner Arbeit das Wienerlied vom „Narrischen Kastanienbaum“ anstimmen.

Auf der anderen Seite der Stadt, an den Hängen des Wienerwaldes, läßt sich jener im Lied zitierte Bezirk Sievering ausmachen, wo der Wein schon grünt, besungen wird und zum Singen inspiriert:

In Sievering grünt schon der Wein
Da kommen die seligen Träume
Es muß wieder Frühlingszeit sein

Robert Stolz und seine Stadt- und Staatsjäger sehen selige Träume nahen und stellen die Vermutung in den Raum, daß es sich tatsächlich um den Frühling handeln könnte. In Berlin, in seiner Flachheit eher an den Prater erinnernd, wird auch gesungen, doch eher vom Lenz, wobei „Veronika“ kein typisch preußischer Name ist.

OBEN UND UNTEN

Bei näherem Hinhören offenbaren die „Lyrics“ die Dialektik dieser erotisch-kritischen Jahreszeit.

Hier – die hügelige Landschaft der Weinberge, auch mit dem Blick über die Donau zum „Bisamberg“, der oft als „Schamhügel“ Wiens bezeichnet wird, weil er zwar üppig bewachsen, aber doch – für die Verhältnisse des Voralpenlandes – ziemlich niedrig ist.

Dort – unten – der Prater in seiner frivolen Flachheit, mit seinen schlecht gemähten Wiesen und dem verruchten Unterholz.

Hier – im Heurigenort Sievering – die gute Aussicht, die Frischluft, die Durchsichtigkeit – eine Transparenz, die auch dem Wein zugeschrieben werden kann.

Dort – im Prater – die Ausdünstungen der Pferde, der Schweißgeruch der Marathonläufer, der Leichen-geruch, der sich mit dem bescheidenen Duft der Kastanienbäume vermengt und nur vom durchdringenden Fliederduft überdeckt wird: Von all den daraus resultierenden Flieder-Liedern wollen wir Abstand nehmen, sie wären allzu penetrant und üppig und würden den Blick aufs Wesentliche vernebeln, den in Wien nur schwer faßbaren Unterschied zwischen oben und unten.

Hier – inmitten der Weingärten – die Lösung aller Probleme und die Erlösung von der Schwerkraft „im allgemeinen und im besonderen“, wie es bereits Beethoven als Hobbyphilosoph des Wienerwaldes formuliert hatte. Er hat die existentialistische Frage des Ödön von Horváth vorweggenommen. Wie kann man ins Hirn hineinhören, ohne den Kopf zu zerschlagen? – eine Frage, die von Bier- und Weintrinkern immer wie-

der gestellt wird. Manche, die weniger Musikalischen unter ihnen, versuchen diese Frage auch sehr handgreiflich zu beantworten, ohne – mit dem Hirn der Braut in der Hand – mitten im Frühling irgend etwas zu hören, geschweige denn zu verstehen. Für einen kreativen und nicht ganz hoffnungslosen Komponisten, den es vom Flachland ins Hügelland verschlagen hat, vielleicht auch in die hügelige Landschaft seiner geheimnisvollen Elise, ist das Hirn wie eine hügelige Landschaft, dem Voralpenland nicht unähnlich. Immerhin, und das ist der Trost für jeden Komponisten und Musiker, für jeden Schnulzensänger und Virtuosen, gibt es die Ohren: Durch sie kommt man mitten ins Hirn! Auf seinen Waldspaziergängen über die vielen Jahre in Sievering hat Beethoven das Oben und das Unten, das Innen und das Außen seines Kopfes immer wieder durchwandert und – süchtig nach einer guten Aussicht – auch vor Augen gehabt:

Dort – unten – die sich senkrecht und waagrecht drehenden Radkonstruktionen, schwindelerregende Mechanismen des Lunaparks. Blühen im Frühling die Maschinen?

HIRNWANDERUNGEN

Hier – aus Perspektive des Wienerwaldes – ergibt sich etwas Schwindelerregendes, das sich allerdings mitten im Kopf des Weintrinkers oder des Komponisten in den Weingärten ereignet. Ein trauriger Deutscher, so wie auch Maestro Ludwig aus Bonn einer war, hätte sehr leicht „da unten“ im Prater an einem Baum hängen können, doch wäre ihm der stumme Lärm der Maschinen sicher zuviel gewesen.

Dort – der Schatten der Kastanien, die Unerbittlichkeit der Jagdlust, auch im Zustand völliger Übermüdung mit dem düsteren Schwindel dampfender Zirkuspferde im Hintergrund.

Hier – die pralle Frühlingssonne, lachend und auslachend, durch und durch schattenlos.

Dieses Oben und Unten wurde von Robert Stolz beinahe unschuldig zusammengedacht oder ineinanderkomponiert, vielleicht auch unbedacht, so gar nicht hinterlistig und schon gar nicht philosophisch: Stolz und sein Textdichter, das waren keine Adorno-Leser, keine verfrühten Achtundsechziger, auch der in triebhaften Zeiten gern gepflogene „Neunundsechziger“ wird ihnen wenig gesagt haben, ist aber auch nichts anderes als eine harmonologische und hormonologische Umkehr, ein „Hysteron-Proteron“ wie es in der Jägersprache heißt – Robert Stolz sprach weder Griechisch noch Jägerlatein, „seine Sprache war die Musik“.

Doch selbst im unschuldigsten Frühlingsrausch geht es um das „Auf-den-Kopf-Stellen“, die Verschiebung der Perspektive, das Hinterfragen der „schönen Aussicht“, in welchem – wienerisch gesagt – „schwindligen Zustand“ auch immer. „Wem die Aussicht nicht mehr behagt, wer sich zwischen seinen beiden Ohren nicht mehr auskennt, vor allem beim Hören von Wienerliedern im Frühling, der möge in sich hineinhören“, hätte ein Fremdling zwischen Bonn und Wien wohl geraten.

Dieser lebenslängliche Wien-Tourist Beethoven, der Robert Stolz um seine einträgliche Schnulze vielleicht beneidet hätte, fragte sich in Sievering, mit Blick auf den Prater immer wieder, was denn so zwischen seinen beiden Ohren geboren werden könnte, welche Musik er bei seinen einsamen „Hirnwanderungen“ finden könnte.

Im Frühling, in Wien, wird im Schatten der blühenden Kastanienbäume, aber auch in den Weingärten, zum Beispiel von den Sängerknaben oder ihren Vätern, den Ministerialräten, ein heißes Ludwigsohr verspeist, als knusprige Süßigkeit auch in Bonner Bäckereien sehr geschätzt. Die Wiener Jäger und Komponisten essen stolz, mit einer Schnulze auf den Lippen, auch heute noch ihr „Hirn mit Ei“. ♦

UTA GORIDIS

STILLE POST IN CANNES

N
43,33
7,1
O

LES PAROLES ERRANTES oder die als Stille Post weitergegebenen Worte wanderten nicht nur von Mund zu Mund oder von Mund zu Ohr, sie durchwanderten auch das 19., 20. und 21. Jahrhundert.

Der MUND war Guy de Maupassant, das OHR François, der Kammerdiener, der nach dem Tod seines Herrn die Erinnerungen an Guy de Maupassant verfaßte und seine Umgebung mit Anekdoten über den unglückseligen Guy unterhielt und also selbst zum MUND wurde. Die in Cannes geborene Germaine Barnier, die ihn im Garten ihrer Großeltern in Erinnerungen schwelgen hörte, wurde eher zufällig zum OHR, denn was sie aufschnappte, war eigentlich nicht für die Ohren eines Schulmädchens gedacht. Was der Siebenjährigen davon in Erinnerung geblieben ist, hat sie später als über Siebzigjährige mit ins dritte Jahrtausend genommen.

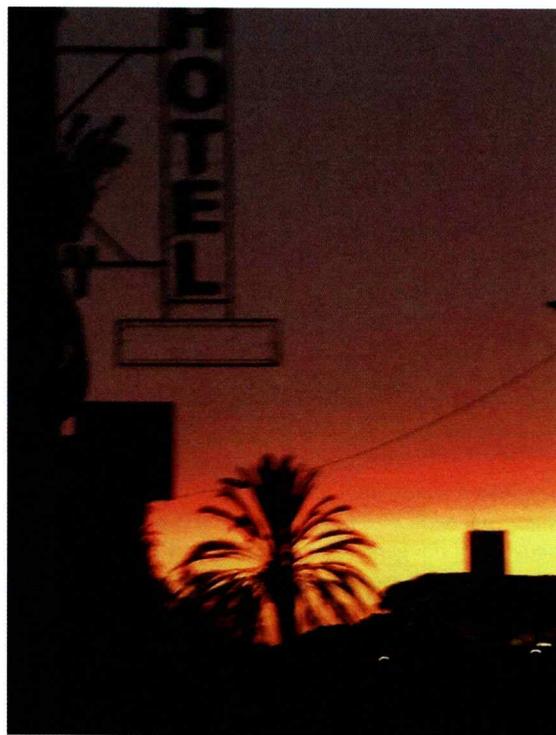
Guy de Maupassant, jener Schriftsteller, der seine Wahrnehmungen in Worte faßte, schriftlich und mündlich, und in Umlauf brachte, war das Kuckucksei unter den Wintergästen, die der Courier de Cannes oder der Littoral in den 1880er Jahren in Cannes annoncierte. Die Saison war eingeläutet, als der berühmte Verfasser von Bel Ami mit seiner gleichnamigen Yacht im Hafen von Cannes eintraf. Er erst brachte das Fegefeuer der Eitelkeiten so richtig zum Lodern. Er porträtierte die „ewige, allumfassende, unzerstörbare und allmächtige Dummheit“ der damaligen Gesellschaft. Obwohl er das Spiel mitspielte, galt er zugleich als Spielverderber, worüber man sich souverän hinwegzusetzen suchte. Maupassant ließ sich zu allen möglichen gesellschaftlichen Anlässen einladen und empfing auch selbst an Bord der „Bel Ami“, wo François, sein Kammerdiener, exquisite Amuse-Gueules servierte, Leckerbissen, mit denen Maupassant gedachte, seine Gäste zu ködern. Sie verschlangen sie ebenso begierig wie seine Diatriben, Invektiven und auch die Fortsetzungen seines neuesten im Courier veröffentlichten Romans Fort comme la mort (Stark wie der Tod). Wenn Maupassant mit der „Bel Ami“ die Küste entlangschipperte, verfolgte man gespannt, in welchen Häfen er von Bord ging und welche Damen er zu sich an Bord bat. In seinem Logbuch Sur L'eau (Auf See) beschrieb Maupassant – ein Syphilitiker im dritten Stadium – die Côte d'Azur nicht nur als „reizvoll, kokett, pittoresk, poetisch und ein bißchen langweilig“, er bezeichnete sie im gleichen Atemzug als „das charmante und schreckenerregende Vorzimmer des Todes“, was seinen Lesern einen geradezu existentiellen Kitzel verschaffte.

FRANÇOIS UND GERMAINE

Was immer Maupassant unternahm, François, sein Kammerdiener, war mit von der Partie. „Ce François“ (dieser François) oder „le bon François“ (der gute François) war ein Vorname, auf den kein Familienname folgte. Man kannte ihn ausschließlich in seiner Funktion als Kammerdiener. Ein einziges Mal hatte ihm ein Journalist in den 1920er Jahren, lange nach Maupassants Tod, den Beinamen „François, der Boswell Maupassants“ verliehen, eine Formulierung, die allerdings nie wieder aufgegriffen wurde. Selbst auf dem Buchdeckel seiner äußerst erfolgreichen, 1911 erschienenen und ins Deutsche, Englische, Spanische und sogar ins Russische übersetzten Erinnerungen an Guy de Maupassant (Axel Juncker Verlag, Berlin) nahmen Maupassants Name und sein von Nadar aufgenommenes Porträt den prominentesten Platz ein. Darunter stand in sehr viel unauffälligeren Lettern „von seinem Kammerdiener François“.

Er schien sich jedoch mit seiner Schattenexistenz abgefunden zu haben. In der kurzen Vorbemerkung zu seinen Erinnerungen bemerkte er devot-kokett: „Alle Männer von Geist haben Herrn von Maupassant einstimmig einen Meister der Literatur genannt; ich – der ich durch viele Jahre bescheiden und unbemerkt neben

ihm gelebt habe – kannte ihn besser als irgend jemand, und so gestatte ich mir denn aus meinem aufrichtigen Gefühl heraus, diese losen Blätter zu veröffentlichen.“ Diese Vorbemerkung – statt einer Einleitung, die ihm vermutlich allzu vermessen erschienen wäre – unterzeichnete er mit seinem vollen Namen: François Tassart. Tassart war der Mann, der sich erinnerte, selbst aber



U. G. DAS HOTEL VAL DE L'ISÈRE 2019

vergessen wurde, zumindest „offiziell“. Sein Name wird weder in den Stadtarchiven von Cannes noch in zeitgenössischen Publikationen erwähnt. Die Erinnerung an ihn schlug andere Wege ein. Sie bediente sich der Stillen Post, der umherirrenden und eng mit der Geographie und den Gegebenheiten der Stadt verbundenen Worte – Worte, welche die in Cannes geborene, siebenjährige Germaine Barnier zufällig und ganz nebenbei aufschnappte. Sie erinnert sich, daß sie im Haus ihrer Großeltern des öfteren einem merkwürdigen alten Herrn begegnete, der sich nach dem Ersten Weltkrieg dort einquartiert hatte: „Er war klein, hatte blaue Augen und trug eine Nachtmütze. Er konnte mit seinen Geschichten über einen Schriftsteller namens Maupassant ganze Nachmittage bestreiten.“ Nachmittage, an denen der Duft der Jasminhecke sich mit dem Geruch von Pastis vermischte.

Als sie bei unserer ersten Begegnung vor ein paar Jahren auf Tassart zu sprechen kam, erinnerte sie sich weder an seinen Vor- noch an seinen Nachnamen. Doch der Jasminduft, der wie immer die ganze Stadt parfümierte – die Grünanlage ihres Altenheims eingeschlossen –, ließ den „guten François“ wieder auferstehen.

REVOLVER UND STECHMÜCKEN

Und mit ihm die Tragödie, die sich in dem 500 Meter entfernten Chalet de l'Isère, 42 Avenue de Grasse, abgespielt hatte: Am 2. Januar 1883 hatte der unheilbar erkrankte Maupassant in dem von ihm angemieteten Chalet einen erfolglosen Suizidversuch unternommen. Erfolglos, weil François, das Schlimmste befürchtend, die Kugeln aus Maupassants Revolver hatte entfernen lassen und dieser daraufhin versuchte, sich mit einem japanischen Brieföffner die Kehle aufzuschlitzen.

Auch einer der Heimbewohner, der frühere Besitzer des Chalets, kam immer wieder auf den unglückseligen Vorfall zu sprechen. Natürlich hatte auch er nur vom Hörensagen davon erfahren.

„Angeblich sind aus ganz Frankreich Journalisten nach Cannes gekommen, und auf dem steilen Weg, der zwischen den Mauern der Villen zum Chalet de l'Isère führte, drängte sich eine riesige Menschenmenge ...“ Madame Barnier seufzte: „Ich weiß leider nie, ob ich die Dinge, an die ich mich erinnere, gelesen oder gehört habe. Zum Beispiel die Sonnenuntergänge. Angeblich hatte Maupassant noch nie einen solchen Märchenhimmel gesehen wie in Cannes: 'Man muß das gesehen haben – das reinste Blut!' Mir jedenfalls fallen immer der Diener und seine Geschichten ein, wenn ich von meinem Fenster in den flammenden Abendhimmel über der Avenue de Grasse blicke und zuschauen, wie das Orange sich blutrot verfärbt.“

Madame Barnier erinnert sich auch daran, daß die Sommerabende in Cannes voller Stechmücken waren, die den armen Herrn von Maupassant schrecklich geplagt haben müssen. Da sie im selben Quartier lebte, in dem Maupassant und Tassart viele Abende mit Moskitos und spektakulären Sonnenuntergängen verbracht haben, gehörten auch diese Dinge zu ihrem Alltag. Sie existierten in ihrem Bewußtsein, noch bevor sie von Tassart davon erfuhr. Auch die im Spätherbst üblichen heftigen Regenfälle und Unwetterwarnungen – les alertes rouges – stimulierten ihre Erinnerungen: „Ah les alertes rouges! Selbst wenn es diese Warnungen damals noch nicht gegeben hat, den Dauerregen gab es, und Maupassant haßte ihn, das hat zumindest Tassart gesagt. Maupassant beschreibt ihn gleich im ersten Paragraphen von *Une vie* (Ein Menschenleben).“¹

Stille Post ist für Madame Barnier nichts weiter als eine Art unzuverlässiger Kommunikation, weil sie im wörtlichen Sinn auf Hörensagen beruht und häufig unter die Kategorie Trivia fällt (Wetterphänomene, Affären ...). Kolportiert werden zumeist nur Details, die, einmal gehört und in Umlauf gebracht, erstaunlich lange zirkulieren.

Was die Unzuverlässigkeit betrifft, so muß man jedoch Madame widersprechen, denn selbst in der Rechtsprechung gibt es „Zeugen vom Hörensagen“. Deren Aussage ist zulässig, da „die Vernehmung dieser Zeugen nicht gegen den Unmittelbarkeitsgrundsatz verstößt, letztendlich teilen auch sie nur ihre eigenen Wahrnehmungen mit.“

Auf dieses Trio angewandt, ist Maupassant, der Schriftsteller, der seine Wahrnehmungen weitergibt, der unmittelbare Zeuge. Tassart, der das Gehörte weitergibt, ist der Zeuge vom Hörensagen, und Madame Barnier, die das vom Hörensagen Gehörte weiter erzählt, die Zeugin vom Hörensagen „zweiten Grades“. Beide Kategorien von Zeugen, die unmittelbaren wie die mittelbaren, sagen nie die „reine“ Wahrheit, da es eine solche nicht gibt und außerhalb des Gerichts sich niemand wirklich dafür interessiert. Wie die Stille Post beruht sie auf Wahrnehmungen und Aussagen, die von dem jeweiligen Empfänger interpretiert und verändert werden.

Das Trio Maupassant–Tassart–Barnier wurde von mir, einer Außenstehenden, als solches konstruiert. Und wie das bei der Stillen Post so ist, war es reiner Zufall, daß ich mich gerade an einem jener Nachmittage in Gesellschaft von Madame Barnier befand, als sie über Maupassant und Tassart, über Sonnenuntergänge, Moskitos und Dauerregen sprach.

Damals fand in Cannes gerade das Filmfestival statt, und man überließ sich – vom Pastis und dem Duft des Jasmins berauscht – dem Geist jenes Ortes, der selbst für Madame Barnier eine feste Größe darstellt. ♦

¹ „Jeanne hatte die Koffer gepackt und trat ans Fenster, aber der Regen hörte immer noch nicht auf. Die ganze Nacht war er gegen die Scheiben und auf die Dächer geprasselt. Der Himmel, an dem tief die regenschwangeren Wolken hingen, schien zu bersten und sich auf die Erde zu ergießen. Er verwandelte sie in Schmutz, ließ sie wie Zucker schmelzen.“ Guy de Maupassant, Ein Menschenleben, Leipzig/Weimar 1980, Kiepenheuer

ANDREA PORCHEDDU

CHOR DER SARDINEN

N
41,8
12,5
O

EIN seltenes Novum im politischen Italien ist die Bewegung der Sardinien. Aus studentischen Kreisen in Bologna hervorgegangen, brachte sie überraschend viele Leute auf die Straße. Die Bewegung war und ist nicht nur eine spontane Reaktion auf den unaufhaltsamen Verfall der politischen Klasse, sondern auch ein Versuch der Mobilisierung bei wichtigen Regionalwahlen, insbesondere in der Emilia-Romagna, aber auch in Kalabrien, das mittlerweile sich selbst und betrüblicherweise auch der 'Ndrangheta überlassen zu sein scheint. Die Emilia-Romagna jedoch gewann in kürzester Zeit eine starke „symbolische“ und politische Bedeutung. In dieser Region Italiens, die sich, obwohl historisch links, zunehmend von den Schmähreden Salvinis und der neuen populistischen Rechten verführen ließ, war ein Sieg der Lega bis zuletzt möglich erschienen. Zur Überraschung vieler tauchten die Sardinien als ein frischer, belebender Wind auf. Sie stellen sich dem Niedergang des Landes entgegen.

JEDE MENGE MENSCHEN

Was aus den Sardinien werden wird, ist nicht abzusehen, doch die Popularität ihrer vier jungen Initiatoren wächst. Einer von ihnen, Mattia Santori, erklärte im Interview mit der Wochenzeitschrift L'Espresso: „Wie wir gern sagen, gibt es 'die Sardinien' an sich gar nicht. Sie sind lediglich Ausdruck eines wiedererwachten, tief empfundenen Gefühls der Zivilgesellschaft. (...) Die Leute haben Sardinien in die Hand genommen und sich auf einer Piazza getroffen. Auch das ist ein wichtiges Element: Um den vielen in den sozialen Medien verbreiteten gefälschten Wahrheiten etwas entgegenzusetzen, treffen sich die Sardinien physisch, denn die Körper und damit auch die Köpfe sind nicht manipulierbar.“ Und Andrea Garreffa, auch er einer der Gründer, ergänzte: „Jeder, der auf die Straße ging, hat gezeigt, daß er am politischen Leben des Landes aktiv teilnehmen möchte.“ Nach der Hektik und Aufregung im Zuge der Regionalwahlen haben sich diese vier auf einen Weg begeben, der sie vermutlich in die Politik tragen wird: mit Interviews, Fernsehauftritten, Gesprächen mit Politikern und Konferenzen. Ob sie es schaffen? Wir werden sehen, vielleicht sogar schon bald, denn die Regierung Conte gerät zunehmend ins Wanken. Neuwahlen zeichnen sich ab.

Ein paar Überlegungen zu dieser „aktiven Teilnahme“, diesem „Wiedererwachen“, von dem Garreffa und Santori sprechen. Im Dezember 2019 fand auf der Piazza San Giovanni in Rom die von den Sardinien organisierte schöne Veranstaltung statt. Diese Piazza war Schauplatz der großen Kundgebungen von Linken und Gewerkschaften, Schauplatz der einst so populären und politischen Feiern zum 1. Mai. Und es war dieselbe Piazza, die im Oktober 2019 von Salvini und dem Mitte-rechts-Bündnis „erobert“ wurde, überflutet von mehr als 200 000 Mitte-rechts-Anhängern. Bei den Sardinien dagegen gab es weder Parteifahnen noch politische Fronten oder offizielle Kundgebungen, sondern nur jede Menge Menschen.

Ich habe das Glück, gegenüber einer anderen wunderbaren römischen Kirche zu wohnen, Santa Croce in Gerusalemme, nur ein paar hundert Meter von der Piazza und der Basilika San Giovanni in Laterano entfernt. So konnte ich diese Veranstaltung bequem besuchen und mich umschauen, ein Weilchen bleiben, mich einfach sehen lassen. Ein paar persönliche Eindrücke als (Theater-)Kritiker, nicht als Aktivist oder politischer Chronist: Viele Leute waren gekommen. Menschen, die in einem Zustand der „Erwartung“ waren, entspannt und im unbeschwertem Bewußtsein ihrer Präsenz. Es gab keine Proklamationen und keine Fahnen. Die Atmosphäre ähnelte der eines Flashmobs, und das war die Initiative natürlich auch, denn sie sollte schließlich in den

sozialen Medien dokumentiert werden. Tausende Handys und zahlreiche Fernsehkameras nahmen die Szene auf. Dennoch war es der „Körper“, dieser von Santori beschworene Körper, der den Unterschied ausmachte.

FLUIDE GESCHLOSSENHEIT

Auch als jemand das Wort ergriff (irgendwo da drüben waren die Initiatoren), drang nur das Echo seiner Stimme herüber, leidenschaftlich, aber nicht mitreißend. Es wurden keine flammenden Reden an das Volk gehalten, es gab keinen Marc Antonius und keinen Brutus, die um die Gunst der Menge wetteiferten. Man war einfach da, und viele begrüßten einander, weil sie sich bereits kannten. Posts wurden abgesetzt und Photos auf Instagram eingestellt, um zu sagen: „Ich war dabei.“

Kurzum, es war die erste Kundgebung 2.0, an der ich teilnahm. Die Kundgebungen aus vergangenen Zeiten – Märsche, Protestzüge, Konzerte – folgten einem Ritual und einer präzisen Choreographie. Diese nicht, das Ritual war aufgehoben. Manche hielten kleine Plakate mit eher ironischen und poetischen als politischen Inhalten hoch, andere aus Pappe ausgeschnittene oder gemalte Sardinien. Zwar gab es Sprechchöre, aber vor allem waren Menschen ohne Direktive zusammengekommen. Sie bildeten eine „fluide Geschlossenheit“, eine neue Form der gemeinsamen Stellungnahme.

Und als ich merkte, daß es um nichts anderes ging als um schiere Präsenz und Zuhören, dachte ich an das Theater. Viele neuere Theaterpraktiken haben, direkt oder indirekt, Modalitäten entwickelt und realisiert, um Räume miteinander zu teilen – ähnlich dem, was wir auf der Piazza San Giovanni erfahren haben.

Es gibt italienische und internationale Formen des Theaters, die sich der Rückgewinnung der physischen Präsenz des Zuschauers verschrieben haben und diesen zum aktiven und kreativen Teilnehmer des szenischen Geschehens machen. Am bekanntesten und am leichtesten zugänglich sind die Projekte von Stefan Kaegi und Rimini Protokoll, die Arbeiten des Katalanen Roger Bernat, aber auch Arbeiten des Schweizer Milo Rau.

Ein allen diesen Modellen gemeinsames Element ist eine „diffuse Theatralität“ und insbesondere die Praxis, den Chor des antiken Theaters als Akteur wiederzubeleben. Heute weckt der Begriff „Chor“ vorwiegend negative Assoziationen: „in den Chor einstimmen“, „sich dem allgemeinen Chor anschließen“, „der Chor der Ja-sager“ – alle diese Wendungen umschreiben einen Verlust an Identität, die passive Zustimmung zu einer wie auch immer gearteten Mehrheitsmeinung; oder „Chor“ bedeutet, ein Loblied auf den jeweils dominierenden Politiker oder Machthaber zu singen, ohne jeden kritischen Geist. Der Chor der antiken Tragödie dagegen erfüllte eine grundlegende (und extrem kritische) Aufgabe. Die zwölf bis 15 Sänger, die den Bühnenraum betreten, waren „Zeugen“, aber auch Repräsentanten der Bürgerschaft, und bildeten damit die faktische, reale und konkrete Präsenz einer Dynamik der Reflexion über die Polis, im theatralischen wie im demokratischen Sinn. Der Chor auf der Bühne war die ebenso symbolische wie konkrete Stimme des Publikums, also der Bürger, welche die Aufführung besuchten.

Das ist der Punkt: Allein schon „ins Theater zu gehen“ heißt, Position zu beziehen, sich einen „Platz im Saal“ zu suchen, das Haus zu verlassen, um Partei zu ergreifen. Es bedeutet, mit seiner eigenen aktiven Präsenz zum Gelingen von etwas beizutragen: mitzuwirken am dialektischen, demokratischen Vollzug der Polis, der Stadt.

Interessant ist die Tatsache, daß eine solche „Theatralität“ – ebenso wie die Beteiligung „als Sardine“ – heute zwangsläufig das Ergebnis eines Netzwerkbewußtseins ist, des Bewußtseins der Existenz sozialer Medien wie Facebook oder Instagram, wo jeder – im Guten wie im Schlechten – die Freiheit hat, sich selbst

auszudrücken. Mit dem Ende der intermediären, vermittelten Kommunikation (und Theaterpraxis) wurden neue Möglichkeiten freigesetzt. Hier gibt es kein Zurück.

Man kann dies gut finden oder auch nicht – und die schon etwas Älteren wie ich rümpfen manchmal die Nase –, aber die Dynamiken haben sich verändert. Aus den sozialen Medien ist eine neue „kollektive Singularität“ (noch so ein Widerspruch) hervorgegangen. Es gibt keine Untertanen mehr und keine furchtsame Herde, sondern nur noch Individuen mit einem aktiven Status und somit potentielle Teilnehmer.

Es scheint also, als sei eine neue (und alte) Ära lebendig, in welcher der Chor den Protagonisten auf der Bühne gleichgestellt ist – ein Chor, der diese Protagonisten in ihrem Verhalten ermahnt und streng richtet.

Wir denken sofort an die Schwierigkeiten Bertolt Brechts, das „Volk“ darzustellen, oder, noch früher, an Shakespeare und seine skeptische Sicht der römischen Bürger, wenn Brutus und Marc Antonius ihre Reden halten.

Mit den Sardinien auf der Piazza San Giovanni in Rom und auf den Plätzen anderer Städte bekommen wir vielleicht ein anderes Volk: ein Volk, das zuhört und Bescheid weiß; ein Volk, das der (nicht nur verbalen) Gewalt und der (nicht nur mentalen) Abschottung überdrüssig ist. Ein Volk, das etwas anderes sucht, anders spricht und anders denkt. Und das von seinen Vertretern verlangt, das Mandat, für das sie gewählt wurden, zu erfüllen. Wird dieses Volk standhalten? Wird es die Kläglichkeit unserer Politiker überdauern? Wird es die Wucht eines weiteren Wahlkampfes überstehen?

DIE KÖRPER AUF DER PIAZZA

Am Ende von Sophokles' Antigone fordert der Chor den vom Geschehen noch immer erschütterten Kreon auf, zu regieren: Hier ist die Stadt und hier das Volk, das auf ihn wartet. Jetzt kann und muß er regieren. Die Polis muß in ihren Institutionen erhalten bleiben.

In der Inszenierung dieser Tragödie, die ich zuletzt gesehen habe – am Teatro Metastasio in Prato durch den jungen und engagierten Regisseur Massimiliano Civica, der auch den griechischen Text neu übersetzt hat –, versagt Kreon in der Schlußszene die Stimme. Er, der „Kommandant“ – so wird er im Text genannt, fast ein Partisanenheld –, ist nicht mehr imstande, sich an das Volk zu wenden, zur Stadt zu sprechen. Und doch muß er es tun, sonst wird er abgesetzt, und die Stadt, das höchste und kollektive Gut, wird zusammenbrechen. Auf der Piazza San Giovanni hatte ich das Gefühl, Teil dieses Chors aus der Antigone zu sein, darauf wartend, daß die Politik ihre Arbeit macht – diesmal ohne Hybris, ohne Gewalt, ohne Fehler.

Der Chor, der echte Chor, hat viele Stimmen. Das Theater läßt sie hörbar werden. Dieses Volk sitzt im Zuschauererraum, jeden Abend, in ganz Italien. Jetzt ist es an der Politik, zu reden. In seiner Neujahrsansprache rief Staatspräsident Sergio Mattarella die Italiener zur „Verantwortung“ auf: ein komplexer Begriff, schwierig für Italien und für die Italiener, die stets bereit sind, die eigenen Pflichten jemand anderem aufzubürden; schwierig für die Italiener, die, wie Nanni Moretti in einem schönen Film sagte, immer darauf warten, daß jemand auf den „Balkon“ tritt, der Papst oder Mussolini, um ihnen zu sagen, was sie tun oder was sie denken sollen (zum Glück sagt Papst Franziskus Dinge, die weithin konsensfähig sind). Mit den Sardinien jedoch, jenen kleinen Fischen, die dicht aneinandergedrängt Gefahren trotzen, die größer sind als sie selbst, scheint es, als würden zahlreiche, wenn auch längst nicht alle Italiener aufwachen und politische Verantwortung übernehmen. Ob es stimmt? ♦

AUTOREN, KÜNSTLER, PHOTOGRAPHEN



LIZA ALEXANDROVA-ZORINA geb. 1984 in einer kleinen Stadt der auf dem nördlichen Polarkreis liegenden Halbinsel Kola. In Moskau wurde sie später zur Journalistin, Filmemacherin und Aktivistin. Ihre sozialkritischen Kolumnen erscheinen in verschiedenen Medien. Ihrer Kurzgeschichten-Sammlung *The Rebel* wurde der *Northern Star Prize* zuerkannt. Bücher von ihr wurden ins Englische, Französische, Arabische, Ukrainische, Estnische und Hindi übersetzt, darunter der Roman *The Little Man*.



OLIVE AYHENS wurde im kalifornischen Oakland geboren und studierte am *San Francisco Art Institute*. Ihre Malerei und ihre Zeichnungen wurden von einer umfangreichen Ausstellungsgeschichte begleitet. Der Künstlerin wurden zahlreiche Auszeichnungen zuerkannt, darunter der *Joan Mitchell Grant*, das *John Simon Guggenheim Memorial Foundation Fellowship*, der *Pollock-Krasner Foundation Award*. Ayhens war Stipendiatin nationaler und internationaler Künstlerprogramme. Sie lebt und arbeitet in New York City.



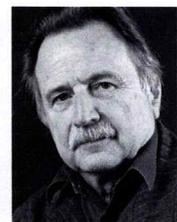
MANUEL ARIAS MALDONADO geb. 1974. Der spanische Politikwissenschaftler und Sozialphilosoph lehrt an der *Universidad de Málaga*. Die soziale Dimension der Ökologie, der politische Liberalismus und die Sozialen Medien zählen zu seinen Forschungsgebieten. 2019 war er (gemeinsam mit Zev Trachtenberg) Herausgeber des Buches *Rethinking the Environment for the Anthropocene* (Routledge) und Autor von *(Fe)Male Gaze. El contrato sexual en el siglo XXI*. 2020 erscheint sein Buch *Nostalgia del soberano* (bei La Catarata).



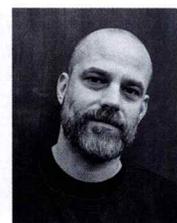
HONORÉ DE BALZAC 1799–1850. Der Schriftsteller, Dramatiker, Essayist und Journalist hat mit den mehr als neunzig Werken seiner *Comédie humaine* eines der imposantesten Werke der französischen Literatur hinterlassen. Sein Ziel war es, die „sozialen Arten“ seiner Epoche zu erkunden und „die Geschichte zu schreiben, die so viele Historiker vergessen haben, jene der Moral“. Die „phantastische Geschichte“ *Das kleine Souper* wurde zuerst 1830 in der Pariser *Revue des Deux Mondes* veröffentlicht und für *Lettre* neu übersetzt.



BORA ĆOSIĆ geb. 1932 in Zagreb. Seine Texte bewegen sich zwischen Prosa, Essay, Psychoanalyse und Kalauer. Er war Mitglied avantgardistischer Künstlergruppen und verließ Serbien 1992 aus Gründen ideologischer Nervosität. Nach dem aus der Kinderperspektive geschriebenen Roman *Die Rolle meiner Familie in der Weltrevolution* verfaßte er als alter Mann eine Reihe weit weniger lustiger Bücher. 2011 erhielt er den *Stefan-Heym-Preis* der Stadt Chemnitz. Verschiedene Essays für *Lettre* erkundeten „verlorene Illusionen“.



RÉGIS DEBRAY geb. 1940 in Paris. Politischer Philosoph, Romancier, Publizist. Als Begleiter Che Guevaras wurde er 1967 in Bolivien inhaftiert und 1971 freigelassen. Bis zum Militärputsch 1973 Berater des chilenischen Staatspräsidenten Salvador Allende. Nach 1981 außenpolitischer Beauftragter der Regierung Mitterrand. In den achtziger Jahren organisierte er mit Serge und Beate Klarsfeld die Auslieferung Klaus Barbies nach Frankreich. Debray beschäftigt sich mit der sozialen Funktion der Medien, der Religion und des Heiligen.



FLORIAN FRIEDMAN geb. 1976, schreibt als freier Journalist über Kunst, Technik, Musik und philosophische sowie gesellschaftliche Themen (unter anderem für *Der Spiegel*, *Die Zeit*, *Der Tagespiegel*, *Die Welt*, *taz*). Für diverse Musik- und Musiker-Magazine führte er Hunderte Interviews. Friedman studierte Philosophie und Germanistik in Berlin und Hamburg. Philosophisch befaßt er sich unter anderem mit Humes Induktionsproblem und dessen Einfluß auf den modernen Relativismus. Er lebt in Hamburg.



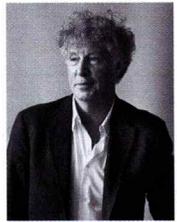
RÜDIGER GÖRNER geb. 1957 in Rottweil/Neckar. Der Literatur- und Kulturwissenschaftler ist Gründungsdirektor des *Centre for Anglo-German Cultural Relations* und war von 1999 bis 2004 Direktor am *Institute of Germanic Studies*, wo er das *Ingeborg Bachmann Zentrum für Österreichische Literatur* ins Leben rief. Seine Bücher und Essays erkunden die geistige Situation Deutschlands und Englands von der Spätromantik bis zur Gegenwart und umfassen poetologisch-biographische Studien. 2017 wurde ihm das *Bundesverdienstkreuz* verliehen. Er lebt in London.



UTA GORIDIS Lebt in Berlin. Übersetzerin für Literaturverlage und Kulturmedien. Nach einem halben Semester Byzantinistik folgte ein Romanistik- und Anglistikstudium an der *Freien Universität* und am *Kennedy-Institut* in Berlin sowie ein Fulbright Scholarship an der *Columbia University* in NYC, wo Sylvère Lothringer fulminante, von frankophilen New Yorker Intellektuellen besuchte Seminare abhielt. Später widmete sie sich Autoren wie Aimée Césaire und seinen kreolischen Nachkommen Raphaël Confiant und Patrick Chamoiseau.



NEDIM GÜRSEL geb. 1951 in Gaziantep, Türkei. Der Romancier, Essayist und Reiseschriftsteller befaßt sich mit Geschichte und Gegenwart der Türkei, der osmanischen Vergangenheit, orientalischen Erzähltraditionen und der islamischen Mystik. Gürsel lehrt an der *Sorbonne* und arbeitet am *CNRS* zur türkischen Literatur. Er wurde wegen zwei seiner Texte von der türkischen Justiz angeklagt und entschied sich schließlich für das französische Exil. Er lebt in Paris und ist häufig in Istanbul.



JOHN KEANE geboren in Südastralien, lehrt Politikwissenschaft an der *Universität von Sydney* und am *Wissenschaftszentrum Berlin*. Er ist Mitbegründer des *Sydney Democracy Network*. Die *Australian Broadcasting Corporation* (ABC) beurteilt ihn als „bedeutenden intellektuellen Exportartikel Australiens“. Seine thematische Aufmerksamkeit richtet sich auf die Zukunft der Demokratie in China, den Despotismus in Eurasien, die Antarktispolitik sowie die Geschichte und Politik des Islam. Seine Werke sind vielfach übersetzt.



KOBAYASHI TOSHIAKI geb. 1948 in Japan, studierte Philosophie. Seit 1992 lebt er in Deutschland. 1996 promovierte er bei Klaus Heinrich an der FU mit dem Thema „Melancholie und Zeit“. Anschließend wurde er vom Ostasiatischen Institut der *Universität Leipzig* als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt und nach der Habilitation 2006 zum apl. Professor benannt. Seine Forschungsbereiche sind Ideengeschichte und Literatur im modernen Japan. Er engagiert sich zurzeit in der japanischen Anti-AKW-Bewegung in Berlin.



MAROESJKA LAVIGNE geb. 1989 in Belgien. 2012 absolvierte sie an der *Universität Gent* ihr Studium als Master der Photographie. Ihrer Landschaftsphotographie wurden internationale Ausstellungen gewidmet, so beim *Foam Talent* in Amsterdam, in der Galerie Hug in Paris und im *Genter Museum Saint Guislain*. Die Robert Mann Gallery in New York präsentierte unlängst ihre Bildserie „Lost Lands“ und publizierte zusammen mit Radius Books die Monographie *Someone, Somewhere, Sometime* über ihre letzten vier Projekte.



GEERT LOVINK geb. 1959 in Amsterdam. Medienwissenschaftler und Internetkritiker. Sein *Institut of Network Cultures* organisiert Konferenzen und Forschungsnetzwerke wie „Video Vortex“ (Online Video), „Unlike Us“ (Alternativen zu Social Media), „Society of the Query“ (Suchkultur) oder „MoneyLab“ (internetbasierte Einkommensmodelle in den Künsten). Neue Projekte widmen sich dem digitalen Publizieren und der Zukunft der Kunstkritik. Er lehrt an der *European Graduate School*.



FRANZ MACIEJEWSKI geb. 1946 im westfälischen Warendorf, lebt nach Stationen als Kulturwissenschaftler an den Universitäten Frankfurt, Gießen, Paris und Heidelberg als freier Autor in der Neckarstadt. Er schreibt beidhändig, Sachbücher und literarische Titel, wobei sich die zentralen Felder – Gedächtnisgeschichte, Psychohistorie, Biographik – wiederholen und ergänzen. So spürte er Freud in Maloja auf, lauschte Nofretete in Amarna, besang die Torheiten des Francisco de Goya sowie die neuen Leiden des Marcel Proust.

www.lettre.de

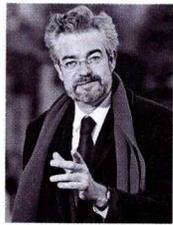
Ihre Abonnements ermöglichen Unabhängigkeit und Qualität.

Abonnieren Sie jetzt!

vertrieb@lettre.de | T. 030 308 704 62



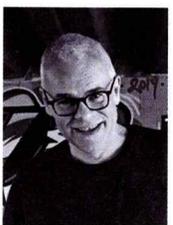
AUTOREN, KÜNSTLER, PHOTOGRAPHEN/2



HERBERT MAURER geb. 1965 in Wien, studierte Sprachwissenschaften in Venedig, Köln, Bilbao, Jerusalem und Jerewan. Seine Romane, Gedichte, Theaterstücke, Essays und Übersetzungen sind in deutschen, österreichischen und armenischen Verlagen erschienen. Er arbeitet für Zeitschriften und den Rundfunk wie auch als Dolmetscher, Vortragender und Moderator. Maurer wurde ausgezeichnet mit dem *Rheingau-Literaturpreis* und ist Träger der *Franz-Werfel-Medaille* sowie der *Medaille für Völkerverständigung* der Republik Armenien.



FERDINAND MOUNT geb. 1939 ist ein britischer Romancier, Essayist und politischer Kommentator. Studium in Eton und Oxford. Zur Zeit Margaret Thatchers Mitglied der Konservativen Partei und zeitweilig Leiter der *Downing Street Policy Unit*. Von 1991 bis 2002 Redakteur des *Times Literary Supplement*. Mitglied der *Royal Society of Literature*. Seine Memoiren *Cold Cream: My Early Life and Other Mistakes* erhielten enthusiastische Kritiken. Er ist Kolumnist für die *Sunday Time* und ständiger Mitarbeiter der *London Review of Books*. Lebt in London.



ANDREA PORCHEDDU geb. 1967. Der Journalist und Wissenschaftler geht fast täglich ins Theater. Er ist Bühnen- und Filmkritiker mehrerer Zeitungen und Zeitschriften sowie von Radio- und Fernsehprogrammen. Im Jahre 2012 Leiter des *Nationaltheaters von Bahrain*. Verfasser von Noir-Romanen, Essays, Dokumentarfilmskripten und Künstlerbiographien. Eines seiner Bücher widmet sich dem „Phantasma des Theaterkritikers“. An der *Università la Sapienza di Roma* organisiert er Workshops für Theaterkritiker. Er lebt in Rom.



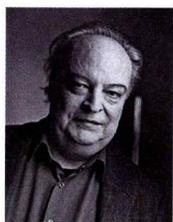
HANS-JÖRG RHEINBERGER geb. 1946 in Grabs (Schweiz). Studium der Philosophie, Linguistik, Biologie und Chemie, Habilitation in Molekularbiologie. Von 1997 bis 2014 Direktor am *Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte* in Berlin. Die Geschichte des Experiments sowie der naturwissenschaftlichen und künstlerischen Forschungspraxis stehen im Zentrum seiner Aufmerksamkeit. Ihn interessiert besonders die Bedeutung der Improvisation, der Bastelei und des Zufalls für einen produktiven Umgang mit Nichtwissen.



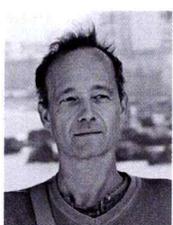
GABY SCHÜTZE geb. 1975 in Bad Saarow am Scharmützelsee. 1983 flieht sie mit ihrer Familie aus der DDR und vor der Stasi, die ihren Vater starken Repressionen ausgesetzt hatte. Schütze wächst in Berlin, Hamburg und Budapest auf, arbeitet am Theater und beim Film. Längerer Aufenthalt in Österreich. Später, in China, entdeckt sie ihre Liebe zur Photographie, der sie sich bald darauf auch beruflich widmet. Der Reportage- und der Porträtphotographie gehört ihr besonderes Engagement. Sie lebt als disziplinierter Freigeist in Hamburg.



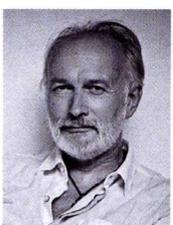
RUDOLF ALEXANDER TREUMANN war Professor für Geophysik an der *Ludwig-Maximilians-Universität München* sowie für Physik und Astrophysik am *Dartmouth College* in Hanover, New Hampshire, USA. Der Wissenschaftler gastiert am *International Space Science Institute Bern*. Sein Interesse gilt anthropogenen Einflüssen auf die globale Umweltentwicklung und die planetaren Grenzen sowie der Kosmologie, Raum und Zeit, der Naturphilosophie und der Kunsttheorie. Er musiziert, malt und schreibt gelegentlich Gedichte und Erzählungen.



ENRIQUE VILA-MATAS geb. 1948 in Barcelona. Der spanisch-katalanische Schriftsteller verfaßt Romane, Erzählungen und Essays. Er studierte Jura und Journalismus, absolvierte den Militärdienst, war Filmkritiker und lebte einige Jahre in Paris. Der Autor betont die Bedeutung der Intertextualität und der Poesie für sein Werk. James Joyce und Jorge Luis Borges gelten ihm als Vorbilder. In 39 Sprachen übersetzt, würdigte man 2015 sein Schreiben mit dem lateinamerikanischen *Premio FIL* – dem früheren *Juan-Rulfo-Preis*.



STEFAN WEIDNER ist Islamwissenschaftler, Autor und Übersetzer aus dem Arabischen. Von 2001 bis 2016 betreute er die viersprachige Zeitschrift *Fikrun wa Fann / Art & Thought*, die vom *Goethe-Institut* für den Dialog mit der islamischen Welt herausgegeben wurde. Für seine Arbeit erhielt er u. a. den *Clemens-Brentano-Preis*, den *Johann-Heinrich-Voß-Preis* und den *Sheikh Hamad Translation Award*. Zur Zeit lebt und arbeitet er in Istanbul in der Villa Tarabya.



KARL WETZIG geb. 1956 in Düsseldorf, freier Autor und Übersetzer von Literatur aus nordischen Sprachen, von mittelalterlichen Isländersagas über Hallgrímur Helgason und Jón Kalman Stefánsson bis hin zu Stig Sæterbakken und Henrik Tikkanen. Er lehrte Skandinavistik an der *Universität Göttingen* und Germanistik an der *Universität Islands* und verbrachte lange Zeit im Ausland: in Schweden, Island, Indien, den Niederlanden und zuletzt in Äthiopien. Nunmehr zurück in Deutschland, lebt er im Harz und im Weserbergland.



XU ZHANGRUN geb. 1962. Der chinesische Rechtswissenschaftler war Professor an der Peking *Universität Tsinghua*. Nach der Veröffentlichung einer schonungslosen Kritik am politischen System 2018, die in intellektuellen Kreisen breiten Anklang fand, wurde er seiner Funktion enthoben und de facto mit Berufsverbot belegt und permanent überwacht. Seit Veröffentlichung seines hier erstmals auf deutsch publizierten neuen Textes in China Anfang Februar 2020 wurde er unter Arrest gestellt. Seither fehlen Nachrichten von ihm.

IMPRESSUM

VERLAG

Lettre Internationale VerlagsGmbH
Erkelenzdamm 59/61 | 10999 Berlin
T. 030 30 87 04 50 | F. 030 283 31 28
lettre@lettre.de | www.lettre.de

Lettre Internationale: ISSN 0945-5167
Erscheint vierteljährlich.
Einzelheft (D) 13,90 €
Jahresabonnement (D) 49,- € / Schweiz 79,- sFr
3 Jahres-Abo (D) 140,- € / Schweiz 225,- sFr

REDAKTION

Redaktionsleitung Frank Berberich
T. 030 30 87 04 41 | redaktion@lettre.de

Redaktion Esther Gallodoro
T. 030 30 87 04 61 | redaktion@lettre.de

Korrektur Andreas Ginhold | Reinhard Stralucke | Steffi von dem Fange

Geschäftsführung Frank Berberich

Vertrieb
T. 030 30 87 04 62 | vertrieb@lettre.de

Anzeigen Karin Schneider
T. 030 611 43 69 | ks@snafu.de

Anzeigenkontakt Helge Kramer
T. 030 30 87 04 50 | anzeigen@lettre.de

HERSTELLUNG

Layout/Reinzeichnung
Can Uluocak, Sina Zimmermann

Bildbearbeitung Andrea Nicolò

Dank ariadne an der spree: Penelope Rosskopf

Druck Weiss-Druck GmbH & Co. KG
Hans-Georg-Weiss-Straße 7 | 52156 Monschau
www.weiss-druck.de

KIOSK / BUCHHANDEL / ABOS

D/Grosso und Babu IPS Pressevertrieb
T. 02225 88 01-0

D/Buchhandel SOVA
T. 06181 90 88 072 | sova-ffm@t-online.de

A/Grosso und Buchhandel PGVA
T. 0043 62 46 882-0 | mailbox@pgvaustria.at

CH/Grosso und Babu 7Days Media Services
T. 0041 58 470 20 00 | info@7days-media.ch

CH/Buchhandel ars.lit
T. 0041 78 665 77 80 |
ars_lit_libri_italiani@hotmail.com

ABONNEMENTS AVZ
T. 030 42 80 40 40 | aboservice@avz-berlin.de

REDAKTIONEN INTERNATIONALE

Italien
Lettera Internazionale
Redaktion: Biancamaria Bruno
T. 0039 06 85 35 02 30
lettera.int@tiscali.it

Rumänien
Lettre Internationale
Redaktion: Irina Horea | Adrian Mihalache | Ana Nedelea
c/o Aleea Alexandru nr. 38 | sector 1
011824 Bukarest | Rumänien
T. 0040 0317 10 06 34
lettre.internationale@icr.ro

Spanien
Letra Internacional
Redaktion: Beatriz Corredor Sierra | José Manuel Gómez Bravo
Marqués del Riscal | 6 bajo
28010 Madrid | Spanien
T. 0034 91 310 43 13
editorial@pabloiglesias.es

GRÜNDER von Lettre Internationale in Paris
1984: Antonin Liehm

FREMDSPRACHIGE AUSGABEN
sind auch über das Berliner Büro zu beziehen.

WIR DANKEN

Nora Bierich, Lori Bookstein, Joseph Bunge,
Chloe Akrihakis-Geitmann, Matthias Messmer,
Natasha Perova, Nicholas Spice

NEWSLETTER

Zum Erstverkaufstag jeder Ausgabe versenden wir einen elektronischen Newsletter, in dem Themen und Texte des Heftes kurz vorgestellt werden. Interessenten registrieren sich unter:
www.lettre.de/newsletter

INTERNET

Besuchen Sie uns online, nutzen Sie unsere Website www.lettre.de. Dort finden Sie Informationen zu Abonnements, Anzeigen und Verkaufsstellen.

Im Archiv können Sie nach Schlagworten, Themen, Genres, Autoren und Künstlern suchen.

Im Shop können Sie ältere Ausgaben, Lettre-Bücher, Postkarten, den Zeitungshalter, Taschen und Lettre-Kunsteditionen bestellen.

Besuchen Sie uns auch auf **Facebook**.

T A V E R N A
Cassambalis

Grolmanstraße 35 · 10623 Berlin
Nähe Ku'damm · Tel. 030 885 4747

RUHRTRIENNALE

FESTIVAL DER KÜNSTE

2018 2019 2020

Musiktheater, Schauspiel, Konzerte,
Tanz, Performance und Bildende
Kunst in den monumentalen Industrie-
architekturen des Ruhrgebiets.

SKRJABIN / BARTÓK / KAFKA
DIE VERSCHOLLENEN
(FÜR GROSSES ORCHESTER)

CHRISTOPH MARTHALER,
PETER RUNDEL, ANNA VIEBROCK
ab 14. Aug. Jahrhunderthalle Bochum

WAITING FOR THE SIBYL
WITH THE MOMENT HAS GONE

WILLIAM KENTRIDGE, KYLE SHEPHERD,
NHALANHLA MAHLANGU
ab 13. Sept. Kraftzentrale, Landschaftspark
Duisburg-Nord

Das gesamte Programm unter
ruhrtriennale.de

14. Aug –
20. Sept

#RT20

Gesellschafter und öffentliche Förderer

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



REGIONALVERBAND
RUHR